Altpreussische Monatsschrift

Deutsche Gesellschaft, Königsberg


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Altpreussische
Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XXXIX. Band. Der Provinzialblätter CV. Band.

Erstes und zweites Heft.

Januar — März 1902.

Königsberg in Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)

1902.

Inhalt.

Seite.

I. Abhandlungen.

Kant-Orthodoxie und kritische Freidenker. Von Ludwig Goldschmidt (Gotha) . . . . 1—77
Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. Von Max Perlbach . . . . . . 78—124
Ein Brief Argelanders. Von Direktor Karl Halling, Memel 125—131

II. Kritiken und Referate.

Alt-Danzig. Charakteristische Giebelbauten und Portale in Danzig aus der Zeit vom 14. bis 18. Jahrhundert. 60 Blatt Lichtdrucke nebst einem Vorwort. Herausgegeben vom Westpreussischen Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig. Nach Aufnahmen von R. Th. Kuhn. Danzig 1901. Von Hermann Ehrenberg . . . . 132—135
Th. A. Fischer, The Scots in Germany: being a contribution towards the history of the scot abroad. Edinburg 1902. Von Johs. Sembritzki . . . . 135—136
Dr. Franz Tetzner, Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Völkerkunde der Preußen, Litauen und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mähren und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und Melodien. Braunschweig 1902 137

III. Mittheilungen und Anhang.

Zu Christian Donalitius. Von Dr. F. Tetzner-Leipzig . . 138-139
Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562. Von Amtsrichter Georg Conrad-Mühlhausen . . . . 140—142
Ein Bericht über das im Kloster zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergerät aus dem Jahre 1525. Veröffentlicht von Amtsrichter Georg Conrad, Mühlhausen . . . 142—143
Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preußen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlaß des Todes Georgs von Kunheim des älteren von Jahre 1543. Veröffentlicht von Amtsrichter Georg Conrad, Mühlhausen . . . 143—145
Wie man Krankheiten „bespricht“. Mitgetheilt von Ludwig Goldstein . . . . 145—146
Zum Krambambulilied. Von E. Kuhnert . . . . 146—147
Universitäts-Chronik 1901 und 1902 . . . . 147—149
Kantstudien. Band VI. Heft 1—4 . . . . 150—151
Anfrage 151
Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung 152

Altpreussische Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Neununddreissigster Band.

Der Preussischen Provinzial-Blätter CV. Band.

Mit Beiträgen

von

G. Conrad, H. Ehrenberg, L. Goldschmidt, L. Goldstein, K. Halling, M. Jacobi, P. Karge, F. Koch, E. Kühn, E. Kuhnert, M. Perlbach, E. Reicke, R. Reicke, O. Schöndörffer, J. Sembritzki, G. Sommerfeldt, F. Tetzner, A. Warda.

Königsberg in Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)

1902.



Herausgeber und Mitarbeiter.

Inhalt.

I. Abhandlungen.

Kant-Orthodoxie und kritische Freidenker. Von Ludwig Goldschmidt (Gotha). S. 1—77.
Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. Von Max Perlbach. 78—124.
Ein Brief Argelanders. Von Direktor Karl Halling, Memel. 125—131.
Nicolaus von Cusa und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus. Von Max Jacobi-Berlin. 153—167.
Aus dem Franzosenjahre 1807. II. Die Schlußkatastrophe bei Königsberg vom Juni 1807. Von Dr. Gustav Sommerfeldt. 168—189.
Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. Mitgetheilt von Rudolf Reicke. 190—261. 486—502.
Zum Ende der Kantphilologie. Von Ludwig Goldschmidt. 262—306.
Verzeichniß der Schriften Ernst Strehlke's. Zusammengestellt von M. Perlbach. 307—314.
Der Staatswirtschaftslehrer Christian Jakob Kraus und seine Beziehungen zu Adam Smith. Von Erich Kühn. 325—370.
Herzog Albrecht von Preußen und der Deutsche Orden. Von Paul Karge. 371—485.
Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf von Cöteritz und Christoph von Creutz während der Osiandrischen Wirren in den Jahren 1551 und 1552. Von Rector Franz Koch. 517—596.
Otto v. Guericke als Astronom und Meteorologe. Eine Studie für Geschichte der coppernikanischen Weltanschauung. Von Max Jacobi. 597—606.
Kants Briefwechsel. Bd. III. 1795—1803. Nachträge und Anhang. Von Otto Schöndörffer. 607—655.

II. Kritiken und Referate.

Alt-Danzig. Charakteristische Giebelbauten und Portale in Danzig aus der Zeit vom 14. bis 18. Jahrhundert. 60 Blatt Lichtdrucke nebst einem Vorwort. Herausgegeben vom Westpreussischen Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig. Nach Aufnahmen von R. Th. Kuhn. Danzig 1901. Von Hermann Ehrenberg. 132—135.
Th. A. Fischer, The Scots in Germany: being a contribution towards the history of the Scot abroad. Edinburg 1902. Von Johs. Sembritzki. 135—136.
Dr. Franz Tetzner, Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Völkerkunde der Preußen, Litauen und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mähren und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und Melodien. Braunschweig 1902. 137.

Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der (auf dem Umschlag: seiner) Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle a. S. Hugo Peter 1902. Von Arthur Warda. 315—318.
Samland, Pregel- und Frischingthal. Eine Landes- und Volkskunde von Prof. Dr. Albert Zweck. Mit 32 Abbildungen und 3 Plänen. Stuttgart. Hobbing & Büchle, 1902.
Karte von Ostpreußen. Unter Mitwirkung von Dr. F. Zühlke, Dr. A. Bludau und Prof. Dr. A. Zweck, gezeichnet und gestochen von G. Sicker. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1902. Von Johs. Sembritzki. 319.
Sembritzki, Johannes: Memel im neunzehnten Jahrhundert. Festschrift zum 650jährigen Jubiläum der Stadt Memel. 1. August 1902. Mit einem lithographirten Plane. Memel. Druck und Verlag von F. W. Siebert. 1902. Von Georg Conrad. 503.
Sahm, Wilhelm, Geschichte der Stadt Creuzburg Ostpr. Königsberg i. Pr. Kommissionsverlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung); 1901. Von Johs. Sembritzki. 656—658.
Weber, Georg, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. II. Bd. Mittelalter. Lpz. Wilh. Engelmann. 1902. Von Emil Reicke-Nürnberg. 658—660.
Historischer Jahresbericht aus Memel für 1901 und 1902. Von Johs. Sembritzki. 660—668.

III. Mittheilungen und Anhang.

Zu Christian Donalitius. Von Dr. F. Tetzner-Leipzig. 138—139.
Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562. Von Amtsrichter Georg Conrad-Mühlhausen. 140—142.
Ein Bericht über das im Kloster zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergerät aus dem Jahre 1525. Veröffentlicht von Amtsrichter Georg Conrad, Mühlhausen. 142—143.
Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preußen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlaß des Todes Georgs von Kunheim des älteren vom Jahre 1543. Veröffentlicht von Amtsrichter Georg Conrad, Mühlhausen. 143—145.
Wie man Krankheiten „bespricht“. Mitgetheilt von Ludwig Goldstein. 145—146.
Zum Krambambulilied. Von E. Kuhnert. 146—147.
Kantstudien. Band VI. Heft 1—4. 150—151. Band VII. Heft 1—4. 675—676.
Anfrage. 151.
Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung. 152.
Eine Bücherauction in der Königsberger Schloßbibliothek. 320—321.
Zur Berichtigung von Halling's Artikel. 323—324.
Urkunden und Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725). Von Georg Conrad. 504—513.
Erklärungen. 516.
Die Handfeste des Passargekruges bei Liebstadt vom Jahre 1394. Von Gustav Sommerfeldt. 669—673.
Universitäts-Chronik 1901 und 1902. 147—149. 321—322. 514—515. 674—675.
Lyceum Hosianum in Braunsberg. 515.

Ernst Wichert †.

Zum ersten Mal seit 38 Jahren fehlt auf dem Titelblatt dieser Zeitschrift der Name eines Mannes, der wie wenige im letzten Menschenalter mit dem litterarischen und geistigen Leben Altpreußens verwachsen war: Ernst Wichert ist am 21. Januar dieses Jahres zu Berlin im Alter von fast 71 Jahren gestorben.

Was der Schriftsteller Ernst Wichert seiner Zeit und in besonderem Maße Ostpreußen, seinen Menschen und seiner Litteratur bedeutet, das ist in eingehender Weise schon an manchen anderen Stellen gewürdigt worden. Hier aber und heut, da zum ersten Male, seit sich die Gruft über ihm geschlossen hat, ein neues Heft dieser Zeitschrift hinausgeht, ziemt es sich, mit einem Abschiedswort des allverehrten Freundes und lieben Menschen zu gedenken, der auch diesen Blättern ständig ein treuer, wenngleich in manchem Jahre nur stiller Begleiter gewesen ist.

Als 1864 der überlebende und der dahingeschiedene Herausgeber diese Zeitschrift zur Pflege heimischen Wesens begründeten, da erschien als ein erstes Mittel, dem gesteckten Ziele nahe zu kommen, eine heimathliche Erzählung aus Ernst Wichert's Feder geeignet. So wurden diese Blätter mit seiner Novelle „Am Strande“ eröffnet. Die schlichte, nicht selten spröde und bisweilen nüchterne, aber tiefinnerst echte und liebevolle Art, mit

der hier versucht ward, heimisches Leben im Bilde zu fassen, ist bezeichnend geblieben für den Dichter wie für den Menschen. Man sagt ja nicht mit Unrecht auch Ostpreußens Landschaft diese Schlichtheit nach, dieses Unaufdringliche in Formen und Farben, das doch soviel Süße und Herbigkeit birgt, wenn man nur Stille hat, auf seine geheime Sprache zu hören. Und wenn der Mensch ein Erzeugniß seiner Scholle ist, so nimmt auch der Ostpreuße selbst diese Eigenschaften für sich in Anspruch als Licht und Schatten, die sein Wesen gestalten. In solchem Sinne war Wichert ein echter Sohn seiner Heimath und so konnte er auch als Schriftsteller das werden, als was er in immer wachsendem Maße gegolten hat, der typische Ostpreuße in der zeitgenössischen Litteratur. Er dankt diesen Ruf sicher nicht allein der Wahl seiner Stoffe, obgleich er auch hier wol am glücklichsten war, wenn er im engsten Sinne Heimathliches brachte, sondern in mindestens gleichem Maße hatte daran Teil die aufrechte und aufrichtige, allen erborgten Glanz verschmähende Art seines Denkens und Fühlens, seiner Ausdrucksweise wie seiner Anschauungsart. Diese gegenseitige Durchsetzung von Gebung und Gegebenem hat ihn auch befähigt, in denjenigen Dichtungen, die den stärksten Erdgeruch athmen, seinen „littauischen Geschichten“, das Beste seiner Kunst und zugleich Schöpfungen von hohem Rang und bleibendem Werthe zu schaffen.

Noch mehr, weit mehr aber als eine interessante und sympathische litterarische Erscheinung bedeutet allen, die ihn kannten — und wo sollte deren Kreis größer sein als hier in seiner engeren Heimath – der Mensch! Mit dem, was Ernst Wichert als Mensch gewirkt und

gewesen, hat er sich selber das köstlichste Denkmal gesetzt. Eine von Grund aus gütige Natur, voll warmherziger Liebe gegen alle, die im engeren oder weiteren Kreise ihm zugehörten, treu und zuverlässig jedwedem gegenüber, der ihm einmal in Vertrauen oder Freundschaft genaht war, von einem unbeirrbaren Gerechtigkeitssinn und strengster Pflichttreue, vor allem aber als ein Mann ohne Spur von Falsch oder unechtem Wesen, ein lauterer Charakter im schönsten Sinne des Worts, — so lebt Ernst Wichert in unser Aller frischem Gedächtniß, so danken wir ihm noch über das Grab hinaus für Alles, was er uns gewesen.

Und wenn er selbst, fast als ahnte er, daß seine Tage gemessen waren, noch im vorigen Jahre mit einer kleinen Abhandlung unter dem Titel „Mein litterarisch-ästhetisches Glaubensbekenntniß" in diesen Blättern sein Testament als Schriftsteller niedergelegt hat — der Mensch Ernst Wichert bedarf eines solchen Testaments im Kreise der Leser dieser Blätter nicht. Die Denktafel, auf der sein Name eingegraben steht, ist in unser Aller Brust versenkt, die wir mit ihm gelebt haben, ihn liebten und Freund nennen durften. Und mag unsern Augen fortan auch der Name fehlen, seinen wohlthuenden Klang wird jeder von uns noch oft im eigenen Herzen vernehmen. Und mit ihm zugleich klingt alles Liebe und Liebliche an, das dem Ostpreußen seine theure Heimath bedeutet.

Have pia anima!

Kant-Orthodoxie und kritische Freidenker.

Von

Ludwig Goldschmidt (Gotha).

I.

So lange die Kantische Lehre besteht, ebenso lange ungefähr ertönt der Vorwurf der Kant-Orthodoxie. Ueberlegene Köpfe, Schnell- und Freidenker erscheinen gegen sie im Vorteil, wenn sie die Waffen einziehen und mit der Stimme ersetzen, was ihren Gründen an Wucht und überzeugender Kraft abgeht. „Strenge Kantianer" waren allezeit unkritische, rechthaberische, unbescheidene, hochmütige, unduldsame Nachbeter, die hochgesinnten Gegner aber vereinigten in sich alle wahren Tugenden der Philosophen, wie sie denn vorurteilslos und unbeengt durch drückende Fesseln des Systems und frei von schulgemäßer Pünktlichkeit vielfach gestempelte Gründe und Zweifel „kritisch" von allen Philosophen zu borgen niemals verschmäht haben. Schwor der orthodoxe Kantianer blindgläubig auf den Buchstaben des Meisters, so gelang es erhabenen Geistern immer ohne große Anstrengung — mit ihrem hellen Kopfe und einem wenig Witz — über die bornierten Kantianer hinwegzusehen. Diese naiven Wesen waren wirklich in dem Aberglauben befangen, daß überlieferte Wahrheit auch Wahrheit sein und daß sie auch eingesehen werden könne. Natürlich ließ sich mit der Autorität vieler Philosophen besser „auskommen", als mit den streng begründeten Lehren eines Einzelnen, der überdies auf Autorität verzichtete. Dort hatte man ja die Göttin der Weisheit an allen Zipfeln ihres faltenreichen Gewandes. Zwar hatte Kant einst in „ermüdender Weise" auf die Pflichten w i s s e n s c h a f t-

licher Aufgaben hingewiesen, aber nahm er seine Worte selbst ernst, so war das höchstens eine seiner vielen Wunderlichkeiten und Inkonsequenzen. Es giebt keinen klassischen Autor in der Philosophie, so hat er ja selbst einst gesagt. Wozu also die Bemühung, es ist ja nichts zu erreichen? Kant hat gewiß recht soweit uns das gefällt. Wer dürfte uns die Freiheit rauben, allen festen, bestimmten Kriterien auszubiegen, und wer will uns die einzige subjektive Voraussetzung eines höheren Standpunktes, eines weiteren Horizonts streitig machen? Alle Freidenker sind durch das Geschick der Metaphysik, das die Jahrtausende geheiligt haben, glücklich davor bewahrt, von dem leichten nnd eitlen Spiel müssiger Erfindungen in die Wege ernster Forschung, hausbackener pedantischer Arbeit überzugehen. Ihr sucht Wahrheit, und Euer Wissensstolz behauptet, daß es so etwas geben müsse. Aber habt Ihr nicht einmal Lessing gelesen? — Kant behauptete ein Maß gefunden zu haben, durch das man „Gründlichkeit von seichtem Geschwätz" unterscheiden könne.

„Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das große Gebäude?"

Auch diese Worte sind von Lessing, ihre Fabel ist „eine Hekatombe wert." Sie enthüllt das Schicksal Kantischer Lehre, auf das folgende Ausführungen Streiflichter fallen lassen werden. Der Anlaß ist seltsam. Ein „orthodoxer Kantianer" ist genötigt, sich ob seines Kantischen Schriften zugewandten Fleißes und Nachdenkens zu verantworten und zwar gegen „Kantianer" freier, aufgeklärter Richtung. Ich bekenne meine Schuld, Kant wirklich ernst genommen zu haben. Daraus ergiebt sich mancherlei Unbequemlichkeit in unserem heutigen wahrhaft chaotischen Zustande der Philosophie.

Gewisse höfliche Formen des litterarischen Verkehrs können über die tiefe regellose Zerklüftung nicht hinwegtäuschen, die

unserer zeitgenössischen Philosophie charakteristisch sind. Alle Achtung vor litterarischer Höflichkeit. Aber ihr geht doch eines voraus, die Anerkennung der Wahrheit und wenn es sein muß der Kampf um sie. Man verschwendet heute unter Umständen auch an den Gegner Weihrauch für Geistestiefe und Scharfsinn, wenn er nur nicht den Anspruch auf wahrhafte Einsicht erhebt. Ein Jeder will schließlich trotz aller anderen und mit ihnen recht haben und behalten. Die so friedlich geäußerten Meinungen stören sich nicht, aber sie wirken auch nicht mehr auf einander ein. Angesichts der vielen fruchtlosen Versuche richtet man sich selbst für das Gebiet des Wissens auf einen Zustand allgemeiner Verträglichkeit unter sich widersprechenden Lehren ein. Geht aber der Wettbewerb mehr auf den litterarichen Erfolg, als auf das Wirken wahrhafter Ueberzeugung, so leidet das Gemeinwesen, die Wissenschaft, Schaden. In der Philosophie muß allgemeines Gut vom Privatbesitz, wirklicher Erwerb von den zweifelhaften Errungenschaften müssiger Spekulationen und Phantasien unterschieden werden. Noch haben wir Kant nicht wiedererobert und dennoch heißt es: „Wir kommen mit ihm nicht aus, also über ihn hinweg". Eingebildete Werte sich in die Tasche zu lügen, darauf verstand sich dieser Mann freilich nicht. Gewiß möchte man mancherlei wissen, wonach träumerische Sehnsucht, die Kräfte verzehrend, verlangt. Aber die erste Frage ist doch nach dem sicheren Besitz und den Mitteln, deren wir in Wirklichkeit froh sein können. Wohl oder übel hat man sich mit ihnen einzurichten.

So paradox es angesichts des historischen Verlaufs klingt, so giebt es neben der Logik keine Wissenschaft, die in höherem Maße der Beharrlichkeit und des Friedens fähig wäre, als die Metaphysik. Jedem Denker ist ihr Gegenstand gleich nahe; sie hat es wirklich nur mit der menschlichen Vernunft zu thun, auf die alle ihre Fragen immer wieder zurückführen. Das alte Wort „Erkenne Dich selbst" ist der letzte aber sichere Rettungsanker einer Wissenschaft, die durch Jahrhunderte auf uferlosem Oceane steuerlos dahintrieb. Hat aber einst die Metaphysik die

Königsberger Bahnen wieder entdeckt, so mag gerechter Wetteifer nach größerer Klarheit und Eleganz im Vortrage kritischer Lehre ringen, in fundamentalen Fragen hat sie schon entschieden. Ueber das uns am nächsten Liegende sollte nicht mehr gestritten werden und es wird nicht mehr geschehn, wenn einst mit der Kantischen Höhe der freie Blick auf ein fruchtbares, gemeinsames Arbeitsfeld wieder gewonnen ist. Freilich gilt auch von der Selbsterkenntnis das Wort des Dichters:

> Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket
> Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Alle Zeiten und Völker verständigen sich über Gedanken und äußere Objekte, sie unterscheiden Gut und Böse, Recht und Unrecht, Schön und Häßlich. Wie sehr das Besondere sie trennt, ein allgemeines Band die menschliche Vernunft umschlingt sie alle. Scheiden wir in der Untersuchung alles ab, was jemals mangels völliger Erschöpfung empirischer Bedingungen zum Streit den Anlaß geben könnte, so müssen wir schließlich auf formale Bedingungen geführt werden, in denen Einigkeit thatsächlich und notwendig herrscht und so muß man auch über diese Bedingungen sich selbst und anderen Rechenschaft geben können. Diese Arbeit ist Selbsterkenntnis, aber keine Psychologie, wofern dieser nicht alles Wissen zugewiesen werden soll. Natürlich lassen sich die Daten und Unterschiede des Besonderen nicht allgemein erfassen, sie lassen sich auch nicht realiter aufheben. Eben deshalb muß man von ihnen absehen, wie das in größerem und geringerem Grade das Denken immer und nach festen Regeln die wissenschaftliche Bemühung planmäßig thut. Unsere Zeit hat nun vielfach entdeckt, daß es eine reine Vernunft nicht giebt und daß abgezogene Begriffe — Abstraktionen sind. Wann kommt die Einsicht, daß es kein Auge und kein Ohr, keine Hand und keinen Fuß giebt? Solche Entdeckungen führen dann dazu, in einer reinen Vernunft ein geheimnisvolles Wesen, im Apriori einen „mythologischen“ Hintergrund zu sehen, während Kant vielleicht als Hauptverdienst sich anrechnen kann, nicht bloß das Wesen der Abstraktion durch-

schaut, sondern darüber hinaus erkannt zu haben, wovon man denn in der Erkenntnislehre eigentlich abstrahieren müsse. Die von ihm alles Inhalts entkleideten Formen des Denkens und der Sinne sind freilich nur bedeutsam, wo von ihnen in der Erkenntnis der Wirklichkeit Gebrauch gemacht wird. Für sich d. h. ohne ein denkendes Subjekt findet man sie nicht. Aber wir können von ihnen handeln, ohne das zu vergessen. Kant sah in dieser abgesonderten Untersuchung eine Pflicht, damit man die Gesetze des Gebrauchs jener Formen nicht unbeachtet lasse d. h. damit man den formalen, alles Inhalts entblössten Charakter der Formen nicht vergesse.

Wir unterscheiden Wahrheit und Irrtum. Welcher Kennzeichen bedienen wir uns hierbei und zwar in allen Fällen; was gilt für alle erkennbaren Gegenstände ohne Ausnahme? Sucht man in diesen Fragen nicht zu viel, sondern denkt man nur an seinen eigenen alltäglichen Verstandesgebrauch[1]), so kann man leicht einsehen, daß eine lösbare Aufgabe vorliegt trotz aller Sophistik und Skepsis, die auch in diesen Fragen die bestimmte Antwort für ausgeschlossen hält. Wunderbarerweise erkennen viele heutzutage auch für solche Probleme, die nur einer eindeutigen Lösung fähig erscheinen, verschiedene Richtungen wie berechtigte an, ohne zu bedenken, daß in den allgemeinen kritischen und logischen Grundsätzen der Streit und der besondere Standpunkt als widersinnig nicht gestattet werden kann. Um nur ein Beispiel zu geben: Wir beurteilen alles Geschehen nach dem Causalsatz. Kant behauptet, daß sich dies Prinzip aus der Natur des Erkenntnisvermögens a priori einsehen lasse, seine Gegner meinen, daß auch dieser Satz dem Zweifel unterliege. Es liegt auf der Hand, daß mit diesem Zweifel jede physikalische Forschung und unser alltägliches Gebahren als völlig sinnlos hingestellt würde. Aber gleichwohl konkurrieren in solchen Fundamentalfragen noch heute, hundert Jahre nach der Vernunftkritik, Meinungen, die auf Gedankenlosigkeit beruhen

1) Tecum habita et noris quam sit tibi curta supellex.

und wie es den Anschein hat, auf wissenschaftliche Gemeinschaft gar nicht mehr rechnen. Niemand kann den heutigen Zustand rechtfertigen.

> Einer das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
> Mit dem andern, wer nennet zwei Monologen Gespräch?

Wäre die prästabilierte Disharmonie der Philosophen notwendig, so könnte der Zustand kein anderer sein. Und doch hat wahre Wissenschaft das Ideal gemeinsamer Arbeit, die Unterschiede aufheben und mit Gründen Ueberzeugung wirken soll. Wo man es an ihnen fehlen läßt, herrscht der Machtspruch — stat pro ratione voluntas; wer sich nicht fügt, für den bleibt das Scheltwort. Die Höflichkeit versagt gegenüber einer Kritik, die dem Irrtum entgegentritt, auf ernste Arbeit und Begründung dringt. Wer ohne Ansehen der Person den Mangel von Verständnis und Einsicht behauptet, mag auf schnellfertigen, unbegründeten Widerspruch von allen Seiten gefasst sein. Autorität will „sympathisch" belobt, bei Leibe nicht belehrt sein; der Chor der Freunde und Verehrer fühlt die Pflicht, für den Freund und sei es auf Kosten der Wahrheit einzutreten. Immanuel Kant trat einst dem Monopol und Despotismus der Schulen mit dem Rüstzeug eindeutiger Vernunft entgegen. Eindringlich erhob er den Anspruch auf Recht und Gesetz in der Metaphysik. Prozeß soll entscheiden, nicht der brutale Streit. Wir haben heute Despoten ohne Schule, eine philosophische Kleinstaaterei, wie sie nie zuvor da war. An Stelle der großen geistigen Kämpfe vorkantischer Zeit tritt, wenn der Friede gestört wird, eine Art von Guerillakrieg, der unerquicklich und hoffnungslos ist. Es scheint fast unmöglich, ihm allgemein entgegenzuwirken.

Ist dies Verhältnis auf die Dauer unhaltbar, so ist erst recht die Stellung und das Verhalten unserer Zeit zu Immanuel Kant der vollkommenen Reform bedürftig. Irrt doch heutige Philosophie um dessen Ideen herum, ohne des Gedankenreichtums und des Zusammenhanges Herr zu werden. Kantische Lehre fand

in ihrer Zeit kein „kleines Geschlecht". Von den ersten Tagen an ist ihr aber die Anstrengung versagt worden, die sie verdient und mit dem Rechte ihrer Gründlichkeit verlangt. Ein Armutszeugnis der Philosophen, diese hundertjährige Geschichte Kantischer Lehre, eine ewige Warnung! Durch dieselben Irrtümer vergewaltigt, die sie aufdeckt und erklärt, tritt sie heute unserer der Aufklärung entbehrenden Zeit wieder nahe. Aber sie verlangt mehr als das lebhafteste Interesse, sie heischt angestrengeste Arbeit. Ehe man sich ihrer Gedanken bemächtigt hat, kann man nicht über sie richten. Will sie anstelle verschwommener Gedanken der Metaphysiker die vollkommene Klarheit bringen, so bedingt die völlige Unklarheit über die Kantische Aufgabe, ein Verkennen seiner Voraussetzungen und Ziele eine ebenso vollständige Dunkelheit gegenüber den Aufgaben der Metaphysik. Für diese und ähnliche Behauptungen hat der Verfasser in philosophischen Artikeln und besonderen Schriften Gründe und Beispiele zwingender Natur gegeben. Sie sind bisher nicht widerlegt, weil sie so wenig widerlegbar sind, als die Kritik der reinen Vernunft, deren Gedanken sie aus Ueberzeugung und Einsicht vertreten. Kants Lehre verhüllt sich heute in einem vollkommenen Wirrwarr, dem gegenüber es nur ein Entweder-Oder giebt. Entweder Kant hat eine andere Bedeutung, als seine großen Vorgänger — von den dogmatischen Nachfolgern zu schweigen — oder er hat überhaupt keine. Dann müßte man die Metaphysik zu Grabe tragen. Wo kann man heute die wahre unverfälschte Lehre Kants vertreten finden? so habe ich mir zu fragen erlaubt. Wo ist die wahre Metaphysik? fragte einst Kant. Auf meine ernste Mahnung, vor allem Verständnis das Urteil zurückzuhalten, ist mir mit dem alten Kunstgriff der mutatio controversiae nur der so leichte und unpassende Vorwurf entgegengehalten: „orthodoxer Kantianer".

„Wer hätte glauben sollen, daß Cleanthes, der ruhige, philosophische Cleanthes, seine Gegner durch Beilegung eines Spitznamens zu widerlegen versuchen und gleich den gemeinen

Zeloten und Ketzerriechern des Zeitalters zur Schmähung und Deklamation statt zu Gründen seine Zuflucht nehmen würde?“ Weder des „ruhigen“ noch des „philosophischen“ Cleanthes Stimme, wie sie in Humischen Dialogen spricht, habe ich vernommen. Der Ruf der Kant-Orthodoxie ging von Männern aus, die sich überdies als berufene und befugte Hüter des Kantischen Vermächtnisses selbst gerieren und er kam aus einer Zeitschrift, die, zur Ehre Kants gegründet, seinen Namen im Zeichen führt. Wer von ihnen, so frage ich mit Recht, hat heute seine Lehre im Besitz und wer bestimmt das Maß, bei dem der orthodoxe Kantianer aufhört und der überlegene Kantische Freidenker beginnt? Der erleuchtete Freigeist sieht „vornehm“ auf die Arbeit herab, die jene Orthodoxie bedingt. „Die Arbeit macht den Gesellen“ sagt Goethe. Aber es wird auch kein Meister geboren.

Schon jener Vorwurf der Orthodoxie reicht hin, den Urheber des Mißverständnisses zu zeihen. Er könnte mit demselben Rechte von einem „orthodoxen Logiker“ sprechen. In den Fragen der Vernunftkritik ist der leidenschaftliche Streit sinnlos. Wer für sie eintritt, kennt das „fressende Feuer des Fanatismus“ nicht, das nur dem schwärmerischen Glauben innezuwohnen pflegt. Wahr ist es, daß ich mit aller Wärme für die Kantische Lehre eingetreten bin und ebenso wahr, daß ich mit aller Entschiedenheit Protest dagegen erhoben habe, sich ein Phantasiebild von Kant zu konstruieren und so alle Mängel des eigenen Verständnisses dem Urheber der kritischen Philosophie anzudichten. Dieser Mann ist als Folie für moderne unausgebrütete Weisheit noch zu lebendig. Wie sollte eine Lehre veralten können, bei der mit weisem Bedacht von allem abgesehen wird, was des Wandels und beständiger Korrektur fähig ist? Hat sich unser Erkenntnisvermögen durch die Luft des 19. Jahrhunderts geändert? Wenn Aristoteles dem Grabe entstiegen wäre, so hätte er Kant verstehen müssen. Ein Licht, das seiner Zeit und hoffentlich allen kommenden Zeiten „wohlthätig voranleuchtet“, konnte Kants wahre Lehre hundert Jahre

hindurch hinter Wolken verschwinden, zu unterdrücken und zu boykottieren ist sie nicht.

Es mag an der Zeit sein, einmal über jene Orthodoxie besonders zu handeln. Bevor wir indessen auf das Thema und seinen Anlaß eingehen, sollen Kantische Gedanken in zwangloser Weise Revue passieren; wir wollen versuchen, sie so darzustellen, daß der Leser schon aus dieser Darstellung ersehen möchte, wie ungerecht das alte Scheltwort ist. Was lehrt Immanuel Kant? Menschliches Denken weist durch Erzeugnisse der eigenen Vernunft auf Grenzen der Erkenntnis hin, die mit Sicherheit sich feststellen und einsehen lassen. Was kann auf den Gedanken führen, sie zu suchen? Jedermann kennt das Rundum dogmatischer Metaphysik, deren Lehren mit einander im Widerspruch stehen. Unabweisbarem, mächtigem inneren Bedürfnis entsprungen, tauchen Fragen auf, die systematisch zu beantworten noch Niemandem ohne den Protest anderer Systeme gelungen ist. Hier weiß Jemand, daß eine Vielheit substantieller Wesen die Welt konstituiert, dort wird bewiesen, daß es nur eine Substanz oder ihrer zwei gebe. Diese Widersprüche strafen die Vernunft Lügen. Während physikalische Theorien an der Erfahrung geprüft, widerlegt oder bewahrheitet werden können, berufen sich die letzten Resultate der Metaphysik nur auf die Vernunft. Sie geben vor Wahrheit zu sein. Wahrheit setzt allgemeine und notwendige Normen voraus. Schon der Skeptiker weist auf das widerspruchsvolle Ringen und Kämpfen hin. Er stellt die Thatsache fest, diskreditiert mit Recht fruchtlose Bemühungen, aber er erklärt und erkennt den Grund der Täuschung nicht. Der Kritiker geht der Ursache der dogmatischen Metaphysik im Erkenntnisvermögen nach, er weist nicht nur auf die Fehler hin, sondern er enthüllt die Quellen, aus denen sie entspringen. Dem Irrtum stellt Kant den wahren Gebrauch von Verstand und Vernunft innerhalb bestimmter Grenzen gegenüber; er bringt Erkenntnisprinzipien mit ihren Bedingungen im alltäglichen Gebrauch zur Einsicht, und beweist, daß sie in der dogmatischen Metaphysik nicht respektiert

worden sind. Sie hat mit an sich wahrhaften, aber nur in unserer Erkenntnissphäre realisierbaren Formen d. h. mit dem bloßen Schema aller Naturerkenntnis jene Grenzen überschritten und sich dadurch in Selbstbetrug und Widerspruch verwickelt.

Damit deckt Kant eine uralte, in der ganzen Menschheit verbreitete Täuschung „ein für allemal“ auf. In der That hat die dogmatische Metaphysik in der vermeintlichen Erkenntnis von Objekten, die wir nur in unseren Gedanken haben, geirrt; ein müßiger Streit entbrannte um Gegenstände, die weder jemals gegeben noch jemals zu kontrolieren sind. Stimmen in den Gedanken an solche Objekte alle Philosophen überein, so kann man wohl einsehen, wie sie in der Vernunft notwendig erzeugt werden. Zu ihrer Erkenntnis aber fehlt die Möglichkeit, die Gedanken zu verifizieren d. h. ihre Realität objektiv nachzuweisen. Von historischen Streitfragen bleibt alles, was Kant in diesen Fragen geleistet hat, völlig unberührt. Ist das Empirische Bedingung für das Erwachen und den Gebrauch des Intellekts, setzen selbst jene Gedanken schon eine geistige Entwickelung voraus, so wird auch historisch die Klärung metaphysischer Fragen einen hohen Stand empirischen Wissens und geistiger Reife voraussetzen. Von jedem besonderen Wissen aber ist die Einsicht in die von der Vernunftkritik systematisch festgestellten Prinzipien, das Verständnis der Grenzen apriorischer Erkenntnis trotz aller so plausibel klingenden Proteste des Empirikers unabhängig.

Im Grenzbegriff liegt eine zwiefache Bedeutung für die Menschheit. Er setzt vergeblichen, niemals zu befriedigenden Grübeleien ein klar einzusehendes Ziel und gemahnt zugleich zu der bescheidenen Einsicht, mit menschlicher Weisheit nicht alle Weisheit abgeschlossen zu sehen. Sicheren Schrittes geht der begriffsklare Kritiker Kant auf diese Weise dogmatischer und skeptischer Philosophie aus dem Wege. Niemand hätte nach der Kritik eine Arena betreten sollen, in der nur Luftfechter um Gebilde des eigenen Gehirns, nicht aber um wahrhafte Objekte sich streiten. In den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie sollten die metaphysischen Schaumblasen keinen

Platz mehr angewiesen erhalten. Wie andere Zeichen der Verblendung und des Aberglaubens können sie nur kulturhistorisches, aber kein Interesse beanspruchen, das die Entwicklung der auf Wahrheit gerichteten Philosophie selbst affizieren dürfte. Mit Beschämung wird man einst erkennen, daß in den letzten hundert Jahren Irrtum auf Irrtum in feierlich wissenschaftlicher Weise registriert worden ist, wie er von Kant klar und deutlich gekennzeichnet und nach seiner Genesis scharf beschrieben worden ist. Kein Wunder, daß unsere Zeit jedem Wahne offen steht. Ging die Metaphysik, wie Kant klagt, über Humes scharfsinnige Skepsis hinweg, als ob nichts geschehen wäre, so hat die Geschichte auch Kant selbst wie ein neues Glied in der Kette metaphysischer Wirren behandelt. Diese Wirren schließt er ab.

Die Vernunftkritik bemächtigt sich aller Fragen der Metaphysik allgemein und eröffnet das vollkommene Verständnis aller früheren, minder glücklichen Versuche. So kommt es, daß nach ihrem Erscheinen in ihren Prinzipien kein wahres Wort gesprochen ist, das sie nicht angebahnt hätte, kein noch so blendender Irrtum das Licht des Tages erblickt hat, für dessen Lösung sie den Schlüssel nicht bereit hielte; ein Resultat, das man Kant dem Kritiker verdankt. Es wäre aber unmöglich gewesen, wenn dieser scharfsinnige Mann nicht von der Kultur der Vernunft Nutzen gezogen hätte, wie sie damals Dank ernster Schulung in einer später kaum wiederkehrenden Höhe erklommen war. Vernichter der dogmatischen Metaphysik konnte nur ein Mann werden, der alle ihre Subtilitäten selbst geübt hatte. Klarheit setzt bestimmte Begriffe voraus. Kant giebt sie durch die Unterscheidung der intellektuellen und sinnlichen Leistungen im Erkenntnisvermögen, von denen auf die Natur eingebildeter und wahrhaft gegebener Objekte geschlossen wird. Soweit auch die Vernunft ihre Schwingen spannt, den Himmel vermag sie nicht zu erfliegen. Kant leugnet weder die fragenden Gedanken noch das tiefe metaphysische Bedürfnis in der Menschheit, aber er

sucht es nicht durch Selbstbetrug zu stillen. Das Vernunftbedürfnis vermag die Natur unseres erkennenden Verstandes, der immer auf Sinnlichkeit sich stützt und in ihr den Gegenstand ergreift, nicht zu verändern. Trotz aller den Einzelnen und die Völker von Kindheit an plagenden Anstrengungen wird aus dem Verstande kein anschauendes Vermögen. Er ist diskursiv, nicht intuitiv d. h. trotz aller apriorischen Leistungen erschafft er sich keine Objekte; seine Begriffe enthalten nur Teilvorstellungen, keine Gesamtanschauung. Raum und Zeit sind eben deshalb keine Begriffe des Verstandes, sondern formale Anschauungen, die Formen alles sinnlich Gegebenen, Bestimmbaren, sie harren erst der Bestimmung durch den Verstand. Auf andere als sinnliche Weise kann von Objekten nichts gegeben sein und keine Erkenntnis von Gegebenem d. h. von Objekten verleugnet den sinnlichen Ursprung, wieviel auch der Verstand selbst in dieser Erkenntnis leistet; auch die Vernunft im engeren Sinne bringt den Verstand nicht aus seinem Gebiete heraus, obwohl sie mit der Notwendigkeit ihrer eigenen Prinzipien zu der Idee des Ansichseienden, Unbedingten hinführt. Hier beginnt der „leere Raum des Verstandes". Mit voller Bestimmtheit nach der Seite des Erkenntnisvermögens selbst entblößt sich hier die Genesis von Gedankenwesen, denen kein Sterblicher objektive Realität zu verschaffen vermöchte. Wir selbst „machen" Begriffe d. h. wir denken; aus den reinen Verstandesbegriffen macht die Vernunft sich Ideen. Im Verstande ruht nur die Möglichkeit des Objekts, aber die rationale Bedingung der Erkenntnis giebt noch kein Wissen, obwohl alles Wissen an diese Bedingung als sein Gesetz gebunden ist. Der Verstand giebt durch apriorische d. h. notwendige und allgemeine Leistungen, in denen alle erkennenden Menschen thatsächlich übereinstimmen, der Erfahrung d. h. der bestimmten Verknüpfung von Wahrnehmungen im Bewußtsein das Gesetz, während er auf der anderen Seite Erkennbares, Gegebenes voraussetzen muß. Der reinen Idee aber kann in der Welt der Objekte nichts adäquat entsprechen; sie ist aus transscendentalen d. h.

formalen Begriffen von der ruhebedürftigen Vernunft erzeugt, ein Merkstein mit großem Fragezeichen für das Ende unseres Wissens. Unser Verstehen hat hier seine Grenze, vollkommen begreiflich aber ist hier nichts mehr als die eigene Vernunft, wie sie allen denkenden Menschen zuerteilt ist. Niemals ist es gelungen, der Vernunftidee theoretisch ein Objekt zu bestimmen, aber noch mehr: es kann auch nie gelingen, die Vernunft wird dialektisch, wo sie ohne das Steuer der Sinne die Küsten der Erfahrung verläßt.

Kant entdeckt in seinen Untersuchungen das Wesen des reinen Verstandesbegriffs und damit den formalen Anteil des Erkenntnisvermögens an den erkannten Gesetzen der Natur, mit dem Ursprung der Idee nicht bloß die Täuschung der Metaphysik, sondern auch ihren wahren auf Einheit der Erfahrung selbst gerichteten Gebrauch. Die Metaphysik leitete aus Ideen ab und konnte doch von ihnen nichts erhalten, was sie nicht zuvor selbst gegeben hatte, oder zu erfahren wünschte, der Kritiker schätzt sie richtig als heuristische Prinzipien, die in der Forschung zur Erkenntnis nur die Wege weisen. Aus dem „Schlaraffenlande“ der Metaphysiker führen Kants Wege zur Arbeit zurück. Unzweifelhaft hat der Mensch Erkenntnis aus reiner Vernunft, wie sie jedermann schon aus den Erfahrungsurteilen selbst abzuscheiden vermag. In ihnen findet er den apriorischen Anteil des eigenen Gemüts, d. h. die Formen der Erkenntnis, über die unter den Menschen im täglichen Verstandes-Gebrauch schon deshalb kein Streit ist, weil man sich nur für den Inhalt interessiert. Niemals aber kann das Gesetz und der Begriff des reinen Verstandes von den Sinnen oder gar vom Inhalt empirischer Anschauung entlehnt werden. Hier sind keine Teilvorstellungen zu entdecken, aus denen der formale Begriff abzuleiten wäre, obwohl er nur mit Rücksicht auf Anschauung und Wahrnehmung Realität finden kann. Jedermann giebt zu, daß Verstandesthätigkeit die Erkenntnis bedingt. Nimmt sie notwendig die Form des Gedankens an, so bestimmen die Gedanken für sich nichts; sie selbst werden erst

durch einen Inhalt zu bestimmter Erkenntnis. Von der Metaphysik sind nun formale Begriffe und Grundsätze aus ihrer Verbindung mit einem Erkenntnisinhalte losgelöst und ohne Rücksicht auf die Bedingungen des Gebrauchs wie materiale Prinzipien in jenseitigen Regionen verwandt worden. So entstand der Wahn einer Ontologie, die das Wesen der Dinge überhaupt zu ergründen meinte, während sie nur die eigenen Formen des Denkens beschrieb. Kein Wunder, daß die Skepsis dieselben Sätze (Causalsatz, Satz vom Beharren der Substanz, von der Wechselwirkung) gegen den Metaphysiker bezweifelte, die ohne strenge Rechenschaft im alltäglichen Gebrauche immer unbeanstandet geübt worden sind. In der Erfahrung aber d. h. im gemeinen und im wissenschaftlichen Gebrauche der Physik fallen jene Sätze dem Zweifel nicht anheim, obwohl die unvernünftige oder, wenn sie das lieber hört, übervernünftige Skepsis unserer Tage auch dieser Thatsache selbst zu nahe tritt. Hume und Kant waren wie andere Menschen auch vor diesem Zweifel durch ihren gesunden Verstand geschützt und so wird man leicht einsehen, daß alle Kantischen Beweise nur den Zweck haben können, den Gebrauch jener Sätze und ähnlicher Erkenntnisprinzipien mit ihren einschränkenden Bedingungen soweit zum Verständnis zu bringen, daß man vor dem Mißbrauche der Metaphysik geschützt ist. Mehr hat Kant nicht beabsichtigt und mehr kann niemals gelingen, als jene Prinzipien mit Rücksicht auf mögliche empirische Erkenntnis zur Einsicht zu bringen.

Was Kant von der Einbildungskraft lehrt, ist zu wichtig, als daß wir sie hier übergehen könnten. Erst die richtige Einschätzung dieses Vermögens, das in dogmatischer Metaphysik zu unrecht und fruchtlos geplagt wird, setzt Jedermann in den Stand, sich selbst auf die Möglichkeit der Erkenntnis von jenseitigen Objekten hin zu prüfen. Der Mathematiker kann ihrer nicht entraten, der Metaphysiker sucht ihr vergeblich Vorstellungen abzuringen. Aber schon an der Wahrnehmung selbst ist sie beteiligt. Nirgends verleugnet die Einbildungskraft

den sinnlichen Faktor. Während mit aller Deutlichkeit z. B. der Leibnizische Begriff der Monade und seine Genesis entwickelt werden kann, vermöchte Niemand eine Monade sich in der Einbildungskraft vorzustellen. Reine Begriffe und Ideen sind des sinnlichen Gehalts bar, sie können für sich auch keinen Inhalt gewinnen. Dichterische Phantasie kleidet Gedanken in Bilder und besteht das Wagnis, die Vernunftidee zu versinnlichen. Dichtung aber und Erkenntnis sind zweierlei. Die transscendentale, aus reinen Verstandesbegriffen selbst geschaffene Idee spottet unserer Einbildungskraft. Man wird leicht gewahr, daß die dogmatische Metaphysik Jahrtausende über einem Formalismus brütete, dem einen wahrhaften Inhalt außerhalb der Erfahrung zu verleihen dem Menschen das Organ gebricht.[1])

Wie steht es nach alledem mit dem Ansichseienden, mit Objekten, die der reine Verstand unter Ausschaltung alles in den Sinnen Gegebenen sich denkt? Wo ist die Grenze für die Erscheinung (das Sinnenwesen, das Phänomenon) und des Dinges an und für sich (des Gedankenwesens), nach dessen Erkenntnis die Metaphysik aller Zeiten und Völker sich bemüht? Kant macht hier den Anwalt des Altertums, das immer Sinnen- und Gedankenwesen scharf von einander unterschied. Einen solchen Unterschied muß man bestimmen können, soll ihm irgend welche Bedeutung zukommen. Jedermann kann nun leicht einsehen, daß diese Bestimmung nur dann gelingen kann, wenn durch die Prüfung des Erkenntnisvermögens selbst der Bereich möglicher Erfahrung zuvor ermittelt wird. Kants Lehre vom Raum und von der Zeit giebt dazu die einzige und eine vollkommen sichere Handhabe. Es liegt auf der Hand, daß Ansichseiendes in der Anschauung weder apriori noch aposteriori gegeben sein kann, es wird ja eben als letzter Grund der Erscheinung nur gedacht. Was aber als sinnlich von den Gedanken bestimmt werden kann, das ist auch nicht als sein eigner Grund zu denken. Mit dem nur nach reinem Begriffe gedachtem Grunde sind wir proble-

1) Die Logik ist kein Organon der besonderen Erkenntnis.

matisch beim Gedankenwesen angelangt. Wie man sieht, reicht der Unterschied nur zu einer negativen Bestimmung des Gedankendinges hin. Wir kennen die Genesis des Begriffs und wissen was es nicht sein kann. Es ist nicht sinnlich.

Wie aber wenn man positive Prädikate erschließen könnte? Schließt nicht, so wird man sagen, die Physik auf Gegenstände, die sich der Wahrnehmung entziehen? Mit dieser Frage sind wir auf dem Punkte, wo Kant Dank seiner eminenten Schärfe und Konsequenz endgültig und einsichtsvoll entscheidet. Lassen wir uns ein Beispiel dienen. Der Physiker schließt auf Vibrationen des Aethers, der mit unseren Sinnesorganen nicht wahrnehmbar ist. Die Rechnung versteigt sich hier zu Größen, die nach oben wie unten jede direkte Messung ausschliessen. Es scheint dabei wirklich bloß Verstand und Vernunft thätig beteiligt zu sein — aber es scheint auch nur so. Beruht nämlich jene Annahme des Aethers auf einem sinnenfälligen Beispiele aus der Erfahrung, so stellen wir uns auch hier nur ein Sinnenwesen vor. Wir haben ein deutliches Bild von den Verhältnissen, die im Aether sich abspielen und können sie rechnungsmäßig d. h. durch die Zahl bestimmen. Unter dem Mikroskop sind Objekte noch anzuschauen, die ohne Bewaffnung des Auges verborgen bleiben. Aber wenn man auf solche Objekte hypothesich schließt, so bleibt man immer in der Sinnenwelt. Die Physik duldet keine Hypothese, die in der Erfahrung nicht ihr Beispiel hätte und an ihr, wie das beim Aether der Fall ist, nicht wiederum ihre Kontrole finden könnte. Jener Anteil der Sinne ist nun vor Kant meistens falsch eingeschätzt worden. Verwirren sie nach Auffassung der Leibniz-Wolfischen Schule nur die Erkenntnis des Ansichseienden, so ist keine Grenzbestimmung möglich; der objektive Unterschied löst sich in einen nur logischen auf, an dem die Metaphysik selbst nicht das mindeste Interesse hätte. Sie will und muß Objekte von spezifisch verschiedener Art behaupten können, wo sie sich spekulierend um die letzten Gründe bemüht. Am Objekt ändert sich hinsichtlich seiner Herkunft nichts, wie deutlich und ge-

ordnet uns auch der Gegenstand in der Erkenntnis vor die Seele tritt. Damit verändern wir nur unsern Begriff von den Gegenständen, aber durch noch so deutliche, in ihrem Inhalte noch so sehr erweiterte Begriffe wird trotz und ob des logischen Unterschieds aus dem Begriff von einem Sinnenwesen kein solcher von einem Gedankending. Mit anderen Worten: Der gelehrte Physiker, der in das Wesen der Erscheinung noch so tief eingedrungen ist, der Astronom, der die Bewegung der Gestirne durch die schärfste Verstandesthätigkeit bis in Einzelheiten subtilster Natur verfolgt, gewinnt dadurch keinen Einblick in eine Verstandeswelt, wie der dogmatische Metaphysiker sie gern erkennen möchte. Mit Notwendigkeit sind Raum und Zeit vorauszusetzen, ehe von einer äußeren Erscheinung oder von einem Gedanken als innerer die Rede sein kann. Beide sind sinnliche Bedingungen der Erfahrung und nicht intellektuell, wenngleich jede Erkenntnis auch den Verstand zugleich voraussetzt. Oben, unten, rechts, links, früher, später das sind Bestimmungen, die der Ableitung aus dem puren Verstande spotten. Die Zeit wird nur unter dem räumlichen d. h. sinnlichen Bilde einer Linie erkannt. Raum und Zeit sind nicht Begriffe, unter die wir subsumieren, sondern notwendige Formen der Anschauung, in denen und nach deren Gesetzen sich jeder materiale Inhalt ordnet. Nehmen wir in Gedanken dem Subjekt die Anschauung als Voraussetzung jeder Erkenntnis weg, so heben wir in Gedanken die ganze Welt, wie sie uns bekannt ist, auf. Wir denken dann noch eine intelligible Welt d. h. wir haben noch den allgemeinen Begriff von einer Welt, die die unsere nicht ist. Wie mag nun eine solche Welt beschaffen sein?

Mit dieser Frage beginnen die Grübeleien des dogmatischen Philosophen, die Immanuel Kant ganz allgemein vernichtet d. h. in ihrer Leere dargethan hat, indem er zeigte, welchen Anteil die Kategorie an den Hirngespinsten hat, die hier ohne jede Legitimation als Lehre angeboten werden. Hat man diese Gedanken verstanden, so wird nicht bloß das Schaukelspiel der

Metaphysik vollkommen klar, man versteht auch die Person Immanuel Kants mit ihrer unerschütterlichen auf Einsicht ruhenden Ueberzeugung. Es ist sinnlos und widersprechend, diese intelligible Welt wieder räumlich oder zeitlich d. h. sinnlich zu denken. Vermessen aber erscheint es, absolute Bestimmungen theoretisch zu treffen. Plagen wir nun nicht in Wahrheit unsere (auf die Sinne angewiesene, von ihnen beherrschte) Einbildungskraft vergeblich, wenn wir nach dem theoretisch bestimmten Begriff des Unbedingten uns bemühen? „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war". Seit ewigen Zeiten hat man auf unlösbare Fragen die Antwort gesucht. Der Elephant als Träger der Welt, die Schildkröte, auf der er steht, das sind naive Beruhigungsmittel. Die Antworten sind allmählich reifer ausgefallen, Erkenntnis aber vermögen sie nicht zu gewähren. Gereifte Urteilskraft vermag einzusehen, wie diese Fragen entstanden sind und sie giebt auch eine kritische Auflösung der voreiligen, sich widersprechenden und willkürlichen Antworten. Sie spottet des Kindes nicht, sie achtet die fruchtlosen Bemühungen ehrlichen Ringens aber sie gemahnt zu menschlicher Bescheidenheit und Einsicht. „Den Schleier der Natur hebt kein Sterblicher."

> Denn mit den Göttern
> Soll sich nicht messen
> Irgend ein Mensch.
> Hebt er sich aufwärts
> Und berührt
> Mit dem Scheitel die Sterne,
> Nirgends haften dann
> Die unsicheren Sohlen,
> Und mit ihm spielen
> Wolken und Winde.

In Bilder kleidet hier der Dichter die Idee. Goethe zu allen Zeiten von derselben metaphysischen Besonnenheit schreitet in den „Grenzen der Menschheit" dem Philosophen voraus.

Mit aller Kunst der Vernunft führt dieser die Gedanken seiner Zeit in wahrhafte Lehre über. Wir wissen von den Grenzen aprioriforschender Vernunft, aber in dem leeren Raume der Gedanken fehlt uns jeder Widerhalt: „Die leichte Taube, indem sie im freien Fluge die Luft teilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im luftleeren Raume noch besser gelingen werde. Ebenso verließ Plato die Sinnenwelt, weil sie dem Verstande so enge Schranken setzt und wagte sich jenseits derselben, auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verstandes." Hier ist ein Abschluß in wahrhafter Einsicht.

Ein nie versagender Wegweiser für alle Kantischen Untersuchungen ist die Mathematik gewesen. Hat sie bei Plato dazu verführt, die „Fackel zur Schwärmerei" anzustecken, so giebt sie jetzt den Anlaß, zu nüchternster Untersuchung zurückzukehren. Was mochte nur der Grund sein, daß kein Zweifel den Siegeslauf der Mathematik ernstlich zu hemmen vermochte? Kant entdeckt diesen Grund im Erkenntnisvermögen selbst und versteigt sich für sie nicht von Neuem zu Urbildern ins Jenseits, von denen kein Mensch Kundschaft haben kann. Selbst in der Mathematik bezieht sich alles Wissen auf einen a priori uns gewährleisteten rein sinnlichen Inhalt, und damit auf mögliche empirische Erkenntnis. Als empirische Wissenschaft aber wäre die Mathematik nicht verständlich, denn sie heischt Notwendigkeit ihrer Sätze. Die Mathematik ist das Prototypon sinnlicher Erkenntnis. Sinnlichkeit und Verstand stehen unter wechselseitigem Einfluß, sie vermögen ihre Leistungen nicht mit einander zu vertauschen, aber auch isoliert Erkenntnis nicht zu produzieren.

Alle diese Kantischen Gedanken werden dann lebendig und deutlich, wenn man über die Bedeutung abgezogener Begriffe im klaren, mit dem Zweck ihrer Feststellung vertraut und nicht verführt ist, in den Kantischen Untersuchungen mehr zu sehen, als sie versprechen. Nur das Schicksal der Metaphysik ist bei Kant in Frage, die Bedingungen wahrhafter Erkenntnis werden

mit den Ansprüchen einer Scheinerkenntnis verglichen, bei der jene Bedingungen unerfüllt sind. Mathematiker und Physiker, — beati possidentes — könnten der hier geförderten Einsicht entbehren, wenn metaphysische Skepsis sie noch nicht angekränkelt hat. Die Mathematik, auf die sich die Metaphysik immer berief, setzt Objekte in der Sinnenwelt voraus, so daß sich ihre Sätze auf sie beziehen und anwenden lassen. Sie ruht nicht bloß in logischen, sondern auch in transscendentalen Prinzipien der Wahrheit. Eben das hat selbst Humes Scharfsinn übersehen, der von der Logik zu viel verlangt, so tief er auch in ihr Wesen eingedrungen war. Wäre Hume dem wahren Charakter der Mathematik näher gekommen, so haftete heute die Ehre kritischer Untersuchung der Vernunft an seinem Namen. Ohnedies hat er aber das Verdienst, Kant aus den ausgefahrenen Geleisen dogmatischer Begriffsspielerei in die neue Bahn ernster kritischer Arbeit zu verweisen, in der er mit dem Beweisgrund für die mathematischen Sätze den aller transscendentalen Prinzipien der Naturwissenschaft entdeckte. Niemals kann es gelingen, den apriori in der Erkenntnis gesetzgebenden Verstand anders als mit Rücksicht auf mögliche empirische Erkenntnis einzusehen.

Sowohl Locke als Hume zeigen Gedanken, die Kant sehr nahe sind. Mit Recht aber fordert der deutsche Philosoph die Priorität für den über alle uferlosen, verworrenen Raisonnements zur Deutlichkeit und Bestimmtheit erhobenen Unterschied philosophischer und mathematischer Erkenntnis. Wir gehen darauf etwas näher ein, weil diese Unterscheidung Mißverständnisse eigener Art hervorgerufen hat.

Wenn die Mathematik auf Axiome und Definitionen gestützt in lückenlosem syllogistischem Fortgange apriori demonstrieren kann, so verdankt sie das ihren in der Anschauung darstellbaren Begriffen. Der Philosoph aber hat es wesentlich mit diskursiven Begriffen zu thun, die er in keiner Anschauung apriori finden oder darstellen und für die er nur auf Beispiele in der Erfahrung d. h. in bestimmter Erkenntnis verweisen

kann. Seine Demonstrationen müssen also von ganz anderer Art und sie können nach dem Vorherigen nur von einer Art sein. Behauptet der Philosoph apriorische Erkenntnis, so muß sie sich in der Erfahrung realisieren lassen können, d. h. aber: sein Beweisgrund kann nichts anderes als mögliche empirische Erkenntnis sein. Es leuchtet ein, daß der dogmatische Philosoph keiner bestimmten Aussage über das Ansichseiende Realität zu verschaffen vermag. Was er unter dem Begriffe möglicher Erfahrung denken wollte, hätte er durch Zeitbedingungen (Schemata) unter jene Begriffe zu subsumieren — wider den Begriff des Ansich. Es bleibt also nur die Idee, der in der Erfahrung nichts adäquat entsprechen kann. Alle philosophische Vernunftkunst kann nur darauf gerichtet sein, das Besondere der gemeinen alltäglichen Erkenntnis im Allgemeinen wieder kenntlich zu machen, sie kann aus reiner Vernunft unser Wissen nicht erweitern, wie die Mathematik, wohl aber bietet sie allen Scharfsinn auf unserer Erkenntnis den Irrtum und den Bedingungen praktischer Willensbethätigung vermeintliche, durch dogmatische Behauptungen hervorgerufene Widersprüche fern zu halten.

Mathematik und Metaphysik sind nach ihrem vernünftigen Ursprung nahe verschwistert, nach ihren Urteilen und nach ihrer Methode „himmelweit" von einander verschieden. Aber niemals hat Kant daran gedacht, mit der klaren Einsicht in den Unterschied philosophische Arbeit von der Strenge der Entwickelung zu entbinden. Bei ihm selbst hat jenes Moment eine Wirkung ausgelöst, die man verkannt und mißdeutet hat. Unter der „Larve" mathematischer Methode erscheint vor Kant immer gewissenhafteste Denkungsart, wie denn in den Erläuterungen philosophischer Begriffe eine nützliche Arbeit geleistet wurde. Man war im Recht, wenn man dem Widerspruch ausweichen wollte, aber man täuschte sich, weil man für Mathematik und Metaphysik in der Widerspruchslosigkeit die alleinige Gewähr der Wahrheit sah. In dieser obersten Bedingung alles Denkens (der conditio sine qua non) ist das logische Wesen von Begriff

und Urteil zu respektieren, während die Erkenntnis auch weitere Bedingungen, Kriterien des Denkens möglicher Objekte ins Auge zu fassen hat. Mit gesteigerter Peinlichkeit geht Kant an die Feststellung dieser Kriterien. Es lag ihm ferne, mit der Feststellung jenes Unterschieds Wolfscher Strenge entgegenzutreten, um etwa unseren heutigen Zustand vorzubereiten. Eben daß die Philosophie verbietet, die leicht intuitiv kontrolierten Wege der Mathematik zu gehen, nötigt sie zu vorsichtigen Schritten. Wo überall im Gebiete der reinen Vernunft Erschleichung und Hirngespinste die Wahrheit bedrohen, kann man apodiktischer Gewißheit durch strengen Beweis nicht entbehren.

Die moderne Philosophie hat sich vielfach von dieser Pflicht befreit und andererseits sind der Kantischen Lehre selbst ob jener gesteigerten, notwendigen Akribie die meisten Zweifel entstanden. Daß hier ganz eindeutige Wege, wiederum im Gegensatze zur Mathematik, bei der das Problem unter Umständen verschiedene Methoden der Lösung zuläßt, schon durch die Aufgabe bestimmt sind, ist da bezweifelt worden, wo man den Schlüssel zu der Vernunftkritik nicht fand. Es braucht hier nur an die Kategorienlehre erinnert zu werden. Kant giebt sich in diesem glänzenden Kapitel die größte Mühe, nicht bloß die Wahrheit zu vertreten, sondern vorerst die Pflicht zum Bewußtsein zu bringen, ihr systematisch nachzuspüren. Zweifel heften sich an diese scharfsinnige Errungenschaft, weil sowenig der alltägliche Gebrauch des Verstandes in Kants abstrakter Höhe, als die feinen Gespinste der Metaphysik in den Kategorien wiedererkannt werden. Von ihrem Mißbrauch gehen alle Erschleichungen des Dogmatikers aus, der seinen Verstand überschätzt. Ungezählte Kritik ist der ebenso einleuchtenden als einfachen Ableitung der reinen Verstandesbegriffe aus den Formen der Urteile entgegengetreten. Wie Kant sie giebt, ist sie zwingend und leicht ist der Mißverstand zu ermessen, der in einem mir gemachten Vorwurfe sich ausspricht. Ich soll mich über die darstellende Wiedergabe nicht erheben, so daß meine Beteuerung der Apodiktizität nur den Wert des Bekenntnisses

hätte. Dem formalen Urteil wohnt der Verstandesbegriff inne! Der teilnehmende Leser erfasse den Gedanken, um einzusehen, daß sich daran nichts verbessern und ändern läßt. In jener Beziehung erkennen wir die reine Verstandesnatur der Begriffe, ohne die Gegenstände überhaupt nicht gedacht werden können. Hundert Jahre ist an diesen einfachen Thatsachen in Meilenferne von ihrem wahren Gehalt herumgedeutet worden, obwohl leicht einzusehen ist, daß eine andere Lösung der Aufgabe schlechterdings unmöglich ist. Die „Seele" Kantischer Lehre knüpft sich an jene Auszählung der Kategorien nach sicherem, unumstößlichem Prinzip; der Kern aller metaphysischen Erschleichungen löst sich aus der veränderlichen Schale der verschiedenen Systeme. Welche Bedeutung kommt diesen Begriffen zu? Hume konnte diese Aufgabe Mangels jener systematischen, von Kant entdeckten Beziehung nicht lösen. Er blieb an einem einzelnen Begriffe haften, während die Metaphysik sie allesamt gemißbraucht hat. Bald war es die Substanz, die Causalität, die Größe, immer aber waren es transscendentale Begriffe d. h. Begriffe möglicher empirischer Erkenntnis, mit denen der dogmatische Metaphysiker einen Gebrauch verband, den er niemals rechtfertigen und mit dem allein er bestimmte Vorstellungen nicht erlangen konnte. Die Kategorienlehre entdeckt das Band, das alle diese Versuche in der menschlichen Vernunft umschlingt.

Kant findet den sicheren Standort; aus dem Wolkenkukuksheim der Metaphysiker steigt er in das „fruchtbare Bathos der Erfahrung" herab. In der That bedarf die lediglich in reiner Vernunft gegründete Arbeit der Metaphysik einer Kontrole, wie sie die Mathematik unmittelbar an der Anschauung, der Physiker in der Erfahrung besitzt. Kein vernünftiger Mensch kann an der Erfahrung selbst zweifeln; die Zweifel bedeuten nur einen gefühlten Mangel sie zu verstehen. Die philosophische Arbeit in der Erkenntnislehre kann nur die reine a priorische Erkenntnis und damit zugleich die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Erfahrung zum Verständnis bringen. Damit

ist sie auf einen völlig sicheren, eindeutig bestimmten Weg angewiesen, außer dem es keinen zweiten giebt und geben kann. Wollen wir uns hinsichtlich metaphysischer Begriffe verstehen, um die Erschleichung vom wahren Gebrauche unterscheiden zu können, so ist zu zeigen, daß und wie der reine und elementare Begriff zur Konstitution empirischer Erkenntnis notwendig ist. Oben wurde bereits auf das Wesen der Einbildungskraft hingewiesen. Sie giebt dem reinen Verstandesbegriff durch Schemata einen Sinn d. h. durch sinnliche Bedingungen, ohne die dem Verstandesbegriff zur Bestimmung eines Objekts nichts eingeordnet, subsumiert werden kann. Mit diesen Bedingungen berauben wir uns jeder Beziehung der Gedanken auf ein theoretisch erkennbares Objekt. Das ist der einfache an jedem bestimmten Urteile leicht zu illustrierende Gedanke von den Schematen der Sinne, die Kant in der Erkenntnis selbst entdeckt hat. Selten ist dem schon von Garve vermuteten Zusammenhang Kantischer Begriffe da nachgespürt worden, wo er sich im alltäglichen und sicheren Gebrauch selbst finden muß. Die „Dunkelheit" des Philosophen rührt zumeist von Vorstellungen her, die ihn etwa wie einen Gott kritisieren, der seinen Kreaturen das Erkenntnisvermögen erst zuerteilen möchte. Kant aber inventarisiert nur einen vorhandenen Besitz. In der That kann nur das Schema dem Verstandesbegriffe zu einem bestimmten Sinne verhelfen, wie umgekehrt aus der „Zeitbedingung" auf den Begriff zu schließen ist, der die Bestimmung im Erkennen leistet. So hatte Kant auch für die Kategorien im möglichen Gebrauche eine neue Kontrole entdeckt. Ein Beispiel soll den Gedanken erläutern. Der Causalbegriff ist auf die Succession in der Zeit nach einer Regel als sein Schema angewiesen. Nimmt man diese Zeitbedingung hinweg, so behält man mit der bloßen logischen Funktion (im Verstandesbegriff) den Gedanken an ein völlig unbestimmtes Etwas, aus dem, wenn es gesetzt würde, das Dasein von etwas anderem sich folgern ließe. Wer erkennen d. h. seine Begriffe vom Gegenstande bestimmen will, der will auch wissen, was und wie beschaffen jenes Etwas sei. Das Ding an

sich, das bloße Gedankending ist ein solches Etwas, das lediglich durch die reine Kategorie als Grund der Erscheinung gedacht ist. Daß ihm die Erscheinung zugeschrieben wird, giebt keine weitere Nachricht von einem Etwas, wir kommen zu keinem Objekt. In dem Gedanken selbst ruht aber sowenig ein Fehler, als in den Begriffen, die notwendig auf ihn hinführen. Das Ding an sich ist kein Unbegriff oder wie es sonst wider die eigene Vernunft und wider alle ihr entsprungenen Fragen der Metaphysik betitelt worden ist, aber es wird dazu, wenn in den eigenen Gedanken Mangels der scharfen Kantischen Scheidung die Grenze der apriori erkennenden Vernunft nicht eingesehen worden ist. Wunderbarerweise erkennen zuweilen das Ding an sich auch diejenigen an, die an jeder apriorischen, reinen Erkenntnis verzweifelnd, weder ihrer eigenen Inkonsequenz noch der Uebereinstimmung mit dem bekämpften, von Kant zu vollkommener Klarheit geförderten Gedanken inne werden. Den Anstoß giebt meistens das Wort Ding an sich. Der unvermeidliche Anthropomorphismus in der Sprache, der allen Worten und selbst den für reine Verstandesbegriffe (z. B. dem des Grundes, der Folge, der Abhängigkeit) sinnlich anhaftet, wird mit einer Uebertragung sinnlicher Eigenschaften auf das Objekt verwechselt. Jener Begriff aber soll der Verwechslung vorbeugen. Es bleibt hier der vollkommen klare, unzweideutige Begriff der Grenze apriori forschender Vernunft, auf den die Philosophie aller Zeiten durch sich widersprechende dogmatische Behauptungen notwendig hinführt. Man soll sie stehen lassen, damit nicht von neuem Bemühungen nötig sind, sie zu suchen.

Die bemerkenswertesten, ich meine psychologisch interessantesten Vorwürfe gegen Kant beziehen sich auf seine vermeintliche Inkonsequenz im Gebrauch der Kategorien. Kant, der die apriorische Grenzbestimmung fand, soll sie beständig selbst verletzt haben. Ist irgendwo durch voreilige Kritik bewiesen worden, daß Kants peinliche Genauigkeit mißachtet worden ist, so ist das hier im höchsten Grade geschehen. In Wirklichkeit tritt uns bei solchen Vorwürfen auf Schritt und Tritt

der alte dogmatische Irrtum, die Verwechslung von Form und Inhalt, selbst entgegen, wider den die Kritik sich richtet.

Ueberall bleibt der Philosoph innerhalb der Grenze lösbarer Probleme, die entdeckte Grenze überschreitet er nicht. Wo die Gedanken sich dem Unerforschlichen zuwenden, tritt an die Stelle des sinnlichen Schemas das Symbol, an die Stelle des Wissens der freie Glaube, der vor dogmatisch gewirkten Widersprüchen geschützt wird. Hier konnte Immanuel Kant nicht mit sich selbst in Widersprüche geraten, nachdem er in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hatte, daß ich „denken kann, was ich will, wenn ich mir nur nicht selbst widerspreche d. i. wenn mein Begriff nur ein möglicher Gedanke ist, ob ich zwar dafür nicht stehen kann, ob im Inbegriffe aller Möglichkeiten diesem auch ein Objekt korrespondiere oder nicht". In der Erkenntnis von Objekten wird das Besondere den allgemeinen Verstandesbegriffen subsumiert; hier aber gestattet sich Kant einen symbolischen Anthropomorphismus, der nur die „Sprache" und nicht das „Objekt" angeht. Warnend verbietet er überall, sich theoretisch bestimmter Objekte zu schmeicheln; weder im Begriffe des Homo Noumenon noch in Bestimmungen der Gottesidee oder in seiner Teleologie fällt er in den alten dogmatischen Irrtum zurück. In diesem Punkte hat man von „mangelnder Befriedigung" gut reden, aber nur durch wagehalsige Behauptungen ist die an sich gute Sache zu gefährden. Das praktische Postulat hat ganz andere Bedeutung als die theoretische Voraussetzung. Wenn die Ideen praktisch verwirklicht werden sollen, so wird dazu keine theoretisch bestimmte Erkenntnis von jenseitigen Objekten gefordert. Auf dem Gebiete der Freiheit, der praktisch gesetzgebenden Vernunft, ist Kant Philosoph durch erhabene Lehre und verehrungs- und nachahmungswürdiges Beispiel. Wie die sittliche Handlung nur frei geübt wird, so ist auch der Glaube frei. Für ihn genügt nach der theoretischen spekulativen Seite die Widerspruchslosigkeit seiner Gedanken, deren objektive Begründung das Wissen nicht geben kann. Zum Glauben führt das Bewußtsein der Pflicht, nicht umgekehrt.

Niemand unterwinde sich, einsehen zu wollen, daß ein Gott ist oder daß er nicht sein könne. Freiheit und moralischer Wert wären problematisch, wo der Wissende einer theoretischen Einsicht folgen müßte. So würden „Marionetten" „gut gestikulieren", Leben wäre das nicht. Und in der That: Was die Menschen über alle Verschiedenheit des Glaubens in idealer Gemeinschaft verbindet, ist das Gesetz des Willens, das der vernünftige Mensch sich selbst giebt. Tiefer und wahrer Bescheidenheit erscheint „die unerforschliche Weisheit, durch die wir existieren, nicht minder verehrungswürdig in dem, was sie uns versagte, als in dem, was sie uns zu Teil werden ließ".[1])

Noch immer ist die befreiende Mission der Kantischen Vernunftkritik nicht vollkommen erfüllt. „Zwölf Jahre hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielt, wir sehen ihre Früchte... Der Zauber ist vorüber." So schrieb einst Herder, der von der Bewunderung des gefeierten Lehrers zu einer Absage gekommen war, weil er Zauberkünste sah, wo die nüchternste Wahrheit gesucht und gefunden war. Für Kant hatte sich der Zauber gelöst, der hinter dem Worte Metaphysik sich nur zu oft verbarg. Ein loyaler, begeisterter Schildträger der „Königin der Wissenschaften" unterschied er die Metaphysik die „eigentliche wahre Philosophie" von den Metaphysikern. Aber von dieser Metaphysik verlangte er mehr als das wissenschaftliche Gewand; sie ist entweder Wissenschaft in allen ihren Teilen oder sie ist „überall gar nichts."

Ist die Vernunftkritik nun wissenschaftliche Lehre oder ist sie es nicht? Kant selbst spricht mit einer in der Philosophie zuvor nie erhörten Sicherheit. So lange ihm Körper und Geist wissenschaftliche Thätigkeit erlauben, hält er an seinen Lehren fest. Worauf ruht nun diese Sicherheit, die vielen unliebenswürdig und unverständlich erschienen ist? Sollen wir

1) Wer könnte ohne erhoben zu werden Kants Würdigung Hiobs lesen, der in „der Aufrichtigkeit des Herzens, nicht durch den Vorzug der Einsicht" seine Religion nicht wie der Schmeichler auf „Gunstbewerbung, sondern auf den guten Lebenswandel gründet".

auf „geniale Verwirrung", die Kant als mente captus entschuldigt oder auf vollkommene „Rechthaberei", die ihn noch mehr herabwürdigt, schließen? Oder ergiebt sich nicht die einfachste Erklärung, daß Kant die Wahrheit wenn auch als Antwort auf bescheidene, sehr herabgestimmte Fragen gefunden hatte?

Quaerit delirus quod non respondet Homerus.

Kant verstand zu fragen und einer den Bock melkenden Kunst, wie sie heute vielfach im Schwange ist, aus dem Wege zu gehen. Gegen den Vorwurf der Unbescheidenheit verwahrt sich der Philosoph selbst. Gewiß war es unerhört, nach dem Ringen von Jahrhunderten einen Abschluß zu behaupten und von sich selbst zu sagen: Mir ist gelungen, was keinem zuvor gelang. Kant selbst fühlt sich durch diese scheinbare Anmaßung bedrückt. Aber ein jeder, der eine neue Philosophie schafft, tritt damit allen anderen Lehren entgegen. Wenn das unbescheiden und „verkleinerlich" ist, so trifft der Vowurf mich nicht allein, sagt der Begründer der kritischen Lehre, vor der es noch „keine Metaphysik als Wissenschaft" gab. Es kann dennoch nur eine wahre Philosophie geben, Kant fügt vertrauensvoll hinzu: „am besten lacht, wer zuletzt lacht." Man kann solcher Ueberzeugung nicht mit dem Hinweis auf die ewigen Meinungsverschiedenheiten entgegentreten, auch das Register der skeptischen Scheingründe beweist hier nichts. Das Kantische Geheimnis beruht auf der strengen Vorschrift die er sich selbst gab: Von Thatsachen auszugehen und sie wiederum nur auf Thatsachen zu beziehen. Kant sagt nie mehr, als er vertreten kann. Sowohl die apriorische Erkenntnis als auch die Erfahrung d. h. eine gesetzmäßige Verknüpfung von Wahrnehmungen sind Thatsachen. Der Skeptiker wendet ein, daß man diese Thatsachen bestreiten könne. Gewiß, da man alles bestreiten und das Widersinnigste schließlich noch in Worte fassen kann. Widerlegen aber kann man Thatsachen nicht und von Thatsachen hebt jede vorurteilsfreie Wissenschaft an. Die Kantische Sicherheit ist durch den festen Grund, in dem seine Unter-

suchung wurzelt, ebenso erklärt wie durch die Natur seiner Arbeit. Er spielt nirgends mit vagen Vermutungen und unbegründeten Meinungen, wo er Lehre geben will.

Kann man nun in den Kantischen Gedanken so eindringen, daß man die Bestimmtheit der Urteile an sich selbst verstehen lernt? Es wäre ein schlimmes Zeugnis, wenn man diese Frage verneinen müßte. Ehe der Leser selbst an die Prüfung herangeht, beantworte er folgende Fragen. Ist es Thatsache, daß trotz allem Irrtum die Menschen in der Erkenntnis von Objekten sich verständigen und daß sie in der Erforschung der Natur beständigen Fortschritts fähig sind? Giebt es allgemeine und notwendige Kennzeichen, die fremde Aussage und die eigenen Gedanken nicht bloß auf ihre logische Form, sondern auch auf ihren materialen Gehalt nach Principien zu prüfen? Ist es z. B. wahr, daß ein jedes Geschehen nach einem notwendigen Zusammenhang des Früheren und Späteren beurteilt wird, noch ehe dieser Zusammenhang selbst in bestimmter Weise erkannt wird? Wer bejaht, kann bei einiger Konsequenz an Kant nicht vorbeigehen; wie er auch einsehen muß, daß über die Prinzipien aller Wissenschaften nur die strengste Wissenschaft selbst, nicht aber die Privatmeinung des Einzelnen entscheiden kann. Wer verneint, prüfe seine Gedanken selbst nur einen Tag, um einzusehen, daß er jenen Zusammenhang vor jeglichem bestimmten Urteil immer voraussetzt.

Was schulden wir nun Kantischer Autorität? Wie er uns selbst oft genug belehrt, sind in der Philosophie klassische Autoren nicht anzuerkennen. Für gutes Latein ist Cicero klassisch, für wahre Philosophie bürgt kein noch so berühmter Name. Aber dasselbe gilt auch von der Mathematik, die keinen Satz lehrt, weil er im Euklid oder bei Gauß sich findet, sondern weil er vor der Vernunft eines jeden muß bestehen können. In demselben Sinne unterwirft sich Kant dem prüfenden Urteile einer jeden Menschenvernunft. Eines aber kann ein Mann von seinem Range verlangen, daß wir nämlich diese Prüfung ernst nehmen, und uns nicht mit oberflächlichen Bedenken von Lehren

abwenden, ehe deren Tiefe erreicht ist. Kantische Worte nur zu lernen, ist wohl das eitelste Geschäft, das es giebt. Sein Humor nennt den Mann, der das ganze Wolfsche System erlernt hätte, einen „Gypsabdruck von einem lebendigen Menschen". Wird ihm eine Definition bestritten, so ist er hilflos; das Gedächtnis kann nicht ersetzen, was der Vernunft an Kultur mangelt. Kant schrieb nicht für „Gelehrte, denen die Geschichte der Philosophie . . . selbst ihre Philosophie ist"; so ist auch ein nur historisch erfaßter Kant die äußerste Versündigung, deren sich kritiklose Historiker schuldig gemacht haben. Will man Kantischer Lehre Herr werden, so hat man sie bei sich von neuem zu erzeugen. Das ist heute schwieriger als je, weil uns die sehr vernünftigen metaphysischen Vorübungen in denen Kantische Arbeit wurzelt nahezu verloren gegangen sind. Historisch gewordene Vorurteile haben vollends die Wege verlegt. Kein Wunder, daß überall Inkonsequenzen und Ungereimtheiten gesehen werden, wenn weder die Voraussetzungen noch die Ziele des Buches dem flüchtigen Blicke still halten. Niemand möchte eine Wegekarte von Afrika mit der Geographie von Amerika vergleichen; einen ähnlichen Fehler begeht man aber alltäglich wo empirische Untersuchungen sich mit den Forschungen in der reinen Vernunft verquicken.

Wie oft ist das System der Vernunftkritik nicht bloß dem kritischen Angriff, sondern auch dem Spotte preisgegeben worden! Und doch ist es der Lösung des Problems wesentlich. „Systematische Gründe" allein sollen bald an diesem bald an jenem Flicken die Schuld tragen; aber „systematische Gründe" allein haben zur Vernunftkritik hingeführt, sie sind dem Buche wesentlich. Deutsche Gedankenschärfe, Gründlichkeit und Vernunftkunst vollendet in der vorliegenden Architektonik, was rhapsodistische Arbeit der Vorgänger niemals zu erreichen vermochte. Eben sie legt Zeugnis für die Kantische Arbeit ab, jeder Fehler, jede Lücke müßte sich bemerklich machen. Was haben dieser gewaltigen, „herkulischen" Leistung gegenüber die kleinen unvermeidlichen, von Kant bereitwillig zugestandenen

Mängel des Vortrags, der Manier zu bedeuten? Gewiß wäre ein inkonsequenter Gebrauch derselben Worte nicht zu loben aber er bedingt nicht notwendig den logischen Widerspruch. Kann man den konsequenten Sinn nur erkennen, so liegt hier die Verpflichtung vor, mit aller Behutsamkeit den „Ausputz“ vorzunehmen, um den Kant selbst gebeten hatte. Statt dessen entbinden sich Viele der Pflicht, sich des ganzen Systems vorerst zu bemächtigen. Das giebt dann bei dem Urteil über die Teile die wunderbarsten Inkonsequenzen. Um nur ein Beispiel zu geben, führe ich an: Ein moderner Schriftsteller leugnet mit der Apriorität der Kategorien auch die der Grundsätze des Verstandes, hingegen erkennt er die Antinomien und ihre Lösung an. Nun ruhen diese Antinomien lediglich auf jenen apriorischen Begriffen, ohne deren Anerkennung sie von vorn herein sinnlos werden. Aehnliche Beispiele ließen sich in Fülle geben, die beweisen, daß sich die freidenkende Kritik gar nicht die Mühe genommen hat, in den Zusammenhang des Systems einzudringen. Und doch ist man dem Schriftsteller soviel Vertrauen schuldig, daß er in dem sich gesetzten Plane vor aller Niederschrift den so oft betonten organischen Zusammenhang selbst eingesehen hat.

Wir haben oben auf historische Vorurteile hingewiesen. Eines der größten beruht in der falschen, zu hohen Selbsteinschätzung unserer Zeit, die durch Erfolge auf anderen Gebieten geblendet ist. Es ist eine der verwunderlichsten Täuschungen, durch die bei Kant Fehler über Fehler entdeckt werden, die gegen die elementarsten Regeln der Logik verstoßen sollen. Niemals aber kommt dabei den Kritikern der Gedanke, daß hier ein vollkommenes Verkennen eigener und fremder Ausbildung und Kapazität, vor allem aber des Kantischen Problems vorliegt. In den selbstgebahnten Wegen geht und leitet Kant so sicher, daß man nicht bloß die Wahrheit und Konsequenz seiner Lehre einsehen lernt, sondern darüber hinaus, daß Verfehlungen für den in der Spekulation geübten Denker selbst nicht mehr möglich waren, wie sie ihm tagtäglich vorgeworfen werden.

Der mit Kant vertraute Leser würde Dank seiner Führung z. B. nicht mehr imstande sein, den transscendentalen Gebrauch der Kategorien mit dem empirischen zu verwechseln. Kant schrieb freilich für ein Publikum, das er in den Problemen der Metaphysik bewandert glaubte. Er kritisiert die „reine" Vernunft, wie sie in jedem metaphysischen Systeme zur Geltung kam und durfte erwarten, daß man mit diesen Spekulationen so vertraut war, um einmal ihrer Widersprüche und damit ihrer Haltlosigkeit inne geworden zu sein. Kant kritisiert eine Täuschung, der man sich vielfach noch gar nicht ausgesetzt hat.

Als eine wesentliche Folge jener falschen Selbsteinschätzung unserer Zeit erscheint außer jener Kritik mißverstandener Gedanken die populäre Darstellung seiner Lehre. Verfrühte, nur angemaßte Popularität, „geputzte Seichtigkeit" trägt aber zum größten Teile die Schuld an einer Verwirrung, deren Herr zu werden die Arbeit von Jahren kosten wird. Populäre Philosophie kann nur auf dem festen Grunde schulgemäßer Arbeit wirken, wie es am besten die Zeit der Aufklärung beweist. Ihre Popularphilosophie überragt die des 19. Jahrhunderts um Thurmeshöhe, wenngleich sie noch auf den Irrtümern der Leibniz-Wolfschen Schule erbaut war. Das von Kant dem Philosophen, dem „Depositar" der Vernunftkritik, hinterlassene Vermächtnis ist schlecht gehütet worden. Immer wieder hören wir den Ruf nach einer populären Darstellung Kants. Man wird sich noch einige Zeit gedulden müssen. Oft genug ist freilich ein schulgemäßes Referat mit fleißiger Korrektheit gegeben, ohne daß man es zu beleben vermocht hätte. Die Philosophie soll und kann einen Einfluß auf das durch metaphysische Gaukeleien leicht erregbare Volk gewinnen. Aber erst muß ein Zustand überwunden sein, in dem die philosophische Ueberzeugung vom Zufall abzuhängen scheint. Daran trägt die Philosophie keine Schuld, wohl aber ihre Vertreter, die auch hier wie so oft die Folge mit dem Grunde verwechseln.

An der eigenen Ueberzeugung Kants darf Niemand irre werden. Er hat offenherzig von seinen Wandlungen berichtet

und die Zeit der „Umkippungen" war mit der Kritik der reinen Vernunft vorüber. Verstehen wir seine Sicherheit nicht mehr, weil heute auf unsicherem Grunde eine jede Meinung sich geltend machen kann, so haben wir ihm doch und auch den Männern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nicht lange nach dem Erscheinen des illustren Buches nicht bloß ein vollkommenes Verständnis, sondern auch Einsicht in seine Probleme und ihre Auflösung von sich behauptet haben. Gewiß ist die Fußspur geistig hervorragender Männer immer auch von blindgläubigem Gefolge betreten worden. Hier aber handelt es sich um einen völlig isolierten Fall. Wackere, fleißige, selbständige Männer von der höchsten geistigen Bedeutung haben in der neuen Lehre einen Abschluß alten Streits wirklich erkannt. Aber die dem noch Tastenden „verdächtige" Sicherheit, die dem Meister allenfalls verziehen wurde, wurde ihnen aufs ärgste verübelt. Wie aber soll über die Wahrheit eines Philosophen überhaupt entschieden werden? Darf die allgemeine Täuschung in der Metaphysik, wenn sie klar vor Augen gestellt wird, die Erkenntnislehre selbst diskreditieren und soll die Thatsache, daß jeder Irrtum Anhang gefunden hat, auch der Verbreitung der Wahrheit die Wege verlegen? Das Geschick Kantischer Arbeit gemahnt wirklich an die Fabel vom Wolfe. Hundertmal getäuscht, kann man nicht wieder Vertrauen fassen. Und doch setzt die Ablehnung nicht minder als die Zustimmung die Möglichkeit wahrhafter Einsicht voraus. Muß wirklich in den Fragen der Metaphysik ein ewiges Hin und Her, ein Auf und Nieder regieren, weshalb schließt man die Akten nicht? Kant hat hier wahrlich mit bedeutenden Männern „in wichtigen Prinzipien" sich einig gewußt; hält man bei dem Namen des „Herrn Professor Schiller" nicht vielleicht einmal einen Augenblick an? Die Zustimmung Anderer ist freilich nur ein äußeres Merkmal der Wahrheit — etwas anderes aber bleibt der Prüfung nicht übrig, als daß ja oder nein gesagt und durch Worte bewiesen wird, daß die zunächst historisch erworbene Erkenntnis in Einsicht der Vernunft überzugehen vermag oder daß zwingende Gegengründe wider sie

sprechen. Ging die Kantische Lehre bei anderen in wahrhafte Ueberzeugung und Einsicht über, so mußte die Kant vorgeworfene Unduldsamkeit — dies Kennzeichen der Orthodoxie — bei den Anhängern noch schärfer sich äußern, als bei ihm selbst. Wo in erster Linie das Recht und die Gedanken eines anderen zu vertreten sind, ist man nur zur Hälfte persönlich Partei. Unduldsamkeit gegen den Irrtum liegt übrigens in der Natur einer jeden wahren Wissenschaft, sie kann aber mit großer Nachsicht und mit allem Respekt vor dem Irrenden verknüpft sein. Wahrhafter Kritik hat am wenigsten Anlaß entgegenzutreten, wer mit Kant nach Wahrheit gesucht hat; Mißverständnisse aber können verziehen, nicht aber geduldet werden. Niemand hat so kräftig für das freie Wort der Philosophie gesprochen, als Immanuel Kant, da er das Joch der dogmatischen Schulen brach. In der freien Republik der Vernunft hat Jedermann das natürliche Recht, Bedenken zu äußern. Nur geziemt es sich, Bedenken und Kritik in der Form von einander zu unterscheiden. Es giebt auch Schwierigkeiten, die jede Erkenntnislehre mit der Kantischen teilt; sie dürfen also auch Kant nicht vorgeworfen werden. Schwierigkeiten sind keine Zweifel.

Wie namentlich die Kantische Korrespondenz zu bezeugen vermag, war der Philosoph von bewundernswerter Geduld gegenüber Bedenken aller Art. Widerspruch auf Widerspruch drang in sein Ohr, das Sachkunde, den Drang nach wahrhafter Belehrung von dem vorgefaßten Urteil sehr wohl zu unterscheiden verstand. Allein trotz aller Festigkeit in der Abwehr ist der bescheidene Mann nie in den „scheltenden" Ton verfallen, den z. B. Schopenhauer bei anderen dogmatischen Philosophen psychologisch zu erklären und doch selbst so häufig anzuwenden wußte. Kant unterwirft sich Gesetzen, während sie Kraft geistiger Ueberlegenheit herrschen wollen. Das Gesetz aber hebt die Herrschaft der Schulen und Parteien, wie die Einzelner auf.

Gerechte Entrüstung des seines Fleißes und seiner Gewissenhaftigkeit sich bewußten Arbeiters findet oft bei Kant einen scharfen Ausdruck; man versteht hier die Kantische

Persönlichkeit, wenn man seine Lehre begriffen hat. Jene Entrüstung ob des leichtfertigen Urteils war in seiner Zeit am Platze wie noch heute, wo uns gelegentlich die allerersten Mißverständnisse mit schier unverwüstlicher Lebendigkeit und mit dem erhöhten Gewicht des Alters entgegentreten. Kantische Meisterschaft ist hundert Jahre hindurch mehr gelobt und getadelt als verstanden worden. Das ist betrübend, vielleicht aber durch die Fehler Kantischer Vorzüge (z. B. Gründlichkeit und von ihr hervorgerufene Weitläufigkeit) mit verschuldet. Indessen giebt es Momente in dem Schicksale der Vernunftkritik, bei denen Ruhe und Gleichmut nur schwer bewahrt werden können. Wie war es trotz der aufklärenden Prolegomena immer wieder möglich, Kantischem Idealismus mit einer das Recht verdrehenden Sektenbezeichnung zu nahe zu treten! Bis zum heutigen Tage wird demselben Manne, der philosophische Einsicht in die empirische Realität der Außenwelt herstellt, die dogmatische Schwärmerei Berkeleys und der träumende Idealismus der Cartesianer zum Vorwurf gemacht. War ferner dem Andenken Kants die beleidigende Insinuation nicht zu ersparen, die in der vermeintlichen Abweichung der zweiten Auflage eine verhüllte Preisgebung fundamentaler Punkte des kritischen Idealismus behauptet? Wider bündige Erklärungen, denen man Glauben schenken muß, auch wenn man die ganze Lehre verwerfen sollte. Was sollten wir von einer Lehre der Wahrheit halten, bei der wir nicht einmal der Wahrheitsliebe, der „formalen Gewissenhaftigkeit" des Autors sicher wären?

Zustimmung gilt im allgemeinen und mit Recht für minder kritisch als Ablehnung. Kritikloser Beifall schadet in der Regel auch der Sache mehr, als daß er nützte. Vielleicht, daß er dennoch leichter zu entschuldigen und sympathischer ist als ein ohne Verständnis zurückweisendes Urteil. Aus den Banden eines Philosophen von Kantischer Gedankenschärfe sich frei zu machen, möchte nicht leicht sein. Rühmt sich aber Jemand, dem Kantischen Gehege entschlüpft zu sein, so hat er durch Kritik zu beweisen, daß er einmal mit seinem Verständnis darin

gewesen ist. Jener Vorwurf in der Auflagenfrage z. B. beweist mit untrüglicher Sicherheit, daß seine Vertreter in der ersten und zweiten Auflage den scharfen Unterschied nicht gesehen haben, der Kant von Berkeley und Cartesius trennt. Sie haben überdies unter Umständen noch die Beschämung, daß sie unter Parteinahme für die erste Auflage etwas vertreten haben, das von ihnen gar nicht verstanden worden ist. Wenn man will, so kann man einsehen, wie kritisch und selbständig es unter Umständen ist, für die Lehre eines anderen einzutreten. Wie Vielen von den kritischen Freidenkern ist denn wohl der Unterschied des Berkeley und des Cartesius zu der Klarheit ausgereift, in der die Prolegomena ihn mit wenigen Worten aussprechen? Jener macht wirkliche Sachen (nicht Erscheinungen) zu bloßen Vorstellungen, dieser bloße Vorstellungen zu Sachen, Kant aber lehrt wirklich nicht mehr, als daß die Realität der äußeren Erscheinungen (der Dinge im Raume) schon durch das Bewußtsein für Jedermann hinlänglich garantiert ist. Er löst die Zweifel, die man früher drückend empfand, heute aber fast wie einen kostbaren Schmuck, das Ergebnis tiefschürfender Philosophie hütet. Wie steht es nun heute mit der Selbständigkeit der kritischen Freidenker? Sie haben allerdings die Wahl unter allen möglichen und unmöglichen kritischen Einwürfen; auf bequemere Weise kann Niemand in den Ruf eines kritischen Kopfes kommen, die quälende, hasardierende Auslese ist ja die einzige Schwierigkeit. Wer indessen in unserer „orthodoxen“ Weise für eine Anerkennung der Vernunftkritik eintritt, schwimmt dem Strome entgegen, wieviel Propaganda — um nicht Reklame zu sagen — für Immanuel Kant gemacht wird. Dürfte man philosophische Einsicht nach der Zahl der Publikationen schätzen, so wären wir sicher auf einem Höhepunkte angelangt. Papierne Saat erfüllt die Bibliotheken und das kommende Geschlecht wird leider für die historische Forschung und Siebung alle Hände voll zu thun haben. Was aber hinterläßt die freidenkerische, jeden Zwanges überhobene Selbständigkeit unserer Zeit der Nachwelt an wahren, wertvollen philosophischen Gedanken?

Fürwahr ein völlig irrtümlicher Begriff von philosophischer Selbständigkeit hat mit der nachkantischen Entwicklung eine Verwirrung hervorgerufen, wie sie niemals zuvor geherrscht hat. Das „Medusenhaupt der Kritik" hat müßige Erfindungen nicht zu schrecken vermocht. Wo eine Rückbildung schlimmster Art sich vollzog, hat die Geschichte sich eine Weiterentwicklung konstruiert, die nichts als das Mißverständnis an den Kantischen Namen anheften durfte. Von Kartesius bis Kant läßt sich, wenn die Spreu behutsam vom Weizen gesondert wird, eine Tendenz im Weiterschreiten feststellen, die den Weg zu Kant hinweist. Mit feierlichem Ernst werden Probleme gelöst, die der Gegner ebenso feierlich zu Grabe trägt. Aber immer wieder kommt den Philosophen das eigene Herumtappen zum Bewußtsein. Sie werden nicht müde, das Fundament zu prüfen und sich selbst Rechenschaft abzulegen. Es war ihnen allen um die Wahrheit ernst. Wo liegt die Ursache des ewigen Widerstreits, der dem Philosophen notwendig ans Leben geht? Mit aller Deutlichkeit weist die vorwiegend nüchterne Natur des Engländers auf das Problem hin. „Wäre die Fähigkeit unseres Verstandes gründlich untersucht," sagt John Locke, „der Umfang unserer Erkenntnis einmal entdeckt und der Horizont gefunden, der die Grenze zwischen der bekannten und unbekannten Welt des Verstandes, zwischen dem, was für uns begreiflich und unbegreiflich ist, bestimmt, so würden sich die Menschen vielleicht mit weniger Unruhe bei der erkannten Unwissenheit der einen Welt beruhigen und in der anderen mit mehr Vorteil und Beruhigung ihr Denkvermögen beschäftigen." Locke war in diesem Gedanken auf dem richtigen Wege, wenngleich dieser Empiriker trotz des dogmatischen Rationalisten zu schwärmen selbst nicht verschmäht hat. In seinen Anforderungen war der vorkritische Philosoph dennoch strenger als die nachkritischen. Er verlangt an Stelle des vieldeutigen Worts den bestimmten Begriff: „Wer mit seinen Worten keine bestimmten Begriffe verbindet, kann nicht solche Sätze daraus bilden, von deren Wahrheit er gewiß überzeugt ist." Kant hat jene Lockische Frage ein für allemal gelöst

und er hat auch den Grund des alten Widerstreits unter scharfer Bestimmung seiner Begriffe gegeben. Was forderte nun seine Arbeit von dem selbständigen Denker, der die Kantische Philosophie aus dem Felde zu schlagen sich vornahm? Durfte er sich wirklich über die Kritik mit „dogmatischem Trotze" hinwegsetzen, als ob nichts geschehen wäre? Hat irgend ein sterblicher Mensch — wie ihn die Nachfolger Kants zu haben glaubten — den objektiven Begriff einer absoluten Vernunft oder kennt jeder seine Gedanken nur als Erscheinungen des inneren Sinnes? Beschreibt die Logik unsere Gedanken in anderer Weise als in einer uns geläufigen Abstraktion und ist es nicht ebenso mit der transcendentalen Untersuchung, die das eigene Erkenntnisvermögen zwar „isoliert" aber sich nicht unterwindet, damit ein reines Verstandesobjekt zu bestimmen? Mit welchem Recht kann man subjektive Formen des mühsam sich des Gegenstandes bemächtigenden Denkens in das „wahre" Sein hineinlegen? Das Bedürfnis, mehr zu wissen, als uns beschieden ist konnte Kant nicht in Abrede stellen, aber schon aus den dogmatischen Kämpfen selbst war zu entnehmen, daß der Besitz nicht weiter als zu einer Grenzbestimmung zulange. Man täuschte sich von Neuem und andere glaubten, einen tiefen Sinn zu finden, wo gar keiner herzustellen war. Wie haben sich die Philosophen mit dem Gedanken geplagt, daß Denken und Sein übereinstimme! Wer aber vermöchte in diesen unvollziehbaren Gedanken einen Sinn hineinzubringen? Und wenn dieser Gedanke so wahr wäre, als er unverständlich, unfaßbar und dabei kindlich ist, was würde damit erklärt sein? Er anerkennt ja geradezu die selbstgemachte Schwierigkeit des transscendentalen Dualismus, den er bekämpft. Hatte Kant bewiesen, daß Niemand ob der Mathematik einer intellektuellen Anschauung sich berühmen könne und daß man von einem solchen Vermögen selbst nur einen negativen Begriff habe, so sprach man sich unbekümmert um die Wahrhaftigkeit und Realisierbarkeit des Gedankens ein solches Vermögen zu, um geistreichen Träumereien Eingang zu verschaffen. Ein schlechter Trost, daß die Philosophie wenigstens vermocht hat,

die Gemüter in Atem zu erhalten. Das aber ist auch dem blödesten Aberglauben, mystischen Hellsehern auf Kosten der Vernunft immer gelungen. Die dogmatischen Metaphysiker werden nicht alle, es finden sich immer Menschen, die sich mit Träumereien unterhalten und damit ihrer eigenen Einsicht schmeicheln. Darauf beruht die nachkantische Entwicklung.

Wie aber, wendet man ein, wenn Kant im Unrecht war? Nun so harrt jene Lockische Frage der Antwort noch heute. Wäre sie unlösbar, so verbliebe nur die Skepsis, deren Gründe aber sich in sich selbst auflösen. Die Skepsis zweifelt z. B. am Satze vom Grunde, aber sie begründet diese Zweifel. So widerspricht sie sich selbst, ohne von dem trügerischen Spiel der Hirngespinste wahrhaft zu befreien. Sie redet Prosa und weiß es nicht. Wo sie aber scheinbar bescheiden die Pharisäermiene gegen den Hochmut des Wissensstolzen herauskehrt, da ist sie trotz ihrer Armut bis zum Aeußersten anmaßend. Sie empfiehlt den Gebrauch gewisser Prinzipien; so könnte man auch der Sonne anempfehlen, uns mit Licht und Wärme zu versehen. Kurzsichtige Empirie pflegt gern und laut auf das unverbrüchliche Naturgesetz zu verweisen. Aber wenn es so etwas giebt, so sollte einzig und allein die menschliche Vernunft davon ausgenommen sein? Von einer selbständigen, originellen Lösung aller solcher Fragen aber kann heute nicht mehr die Rede sein. In dogmatisch-positiven, dogmatisch-negativen (skeptischen) und in kritischen Gedanken haben die Möglichkeiten sich erschöpft. Für Denker aber, die sich von hundertjährigem Vorurteil mit Kantischer Lehre wieder frei gemacht haben, kann keine noch so glänzende Darstellung über die Willkür des Raisonnements, vor allem aber nicht über die Unsicherheit und Unklarheit, die sich mit ihm verbindet, hinwegtäuschen; sie vermögen das Maß anzulegen, dessen Etalon vor aller Veränderung geschützt in der Vernunftkritik vorliegt.

Vor Kant waren Täuschungen verzeihlich, vielleicht verdienstvoll; nach ihm müssen sie strenge beurteilt verden. Indessen ist man zu Kant zurückgekehrt. Nur bleibt unklar, ob

bei ihm Wahrheit und Belehrung oder in der Jagd nach Irrtümern eine geschäftige und doch müssige, zwecklose Unterhaltung gesucht wird. Käme nur der zehnte Teil von ihnen auf Kantische Rechnung, so müßten die Philosophen ihn fliehen, wie sie ihn jetzt suchen. Ein jeder Kritiker aber fängt dasselbe alte Lied von vorn an. Das ganze Mühen findet eine höchst einfache Erklärung. Selbst ohne Klarheit über Kants Voraussetzungen und Ziele, ohne vollkommene Uebersicht findet man leicht bei Kant Verwirrung und die „Lücken", die der eigene Blick verschuldet. Unfähig der Widersprüche im eigenen Gemüte Herr zu werden, ungeübt in einer Spekulation, in der Kantische Meisterschaft unübertroffen ist, legt der Kritiker jene Widersprüche samt allen dogmatischen „Grillen" in eine Lehre hinein, die sie zu bannen bestimmt ist. Blindes Herumtappen findet die eigene Stümperei wieder, wo feste Begriffe herrschen. An ihrer Stelle sieht man magische Worte, vor denen das Verständnis Halt macht. Der mit sich selbst hadernde Freidenker vermag sich zu einer fest gegründeten Ueberzeugung aus Einsicht nicht emporzuringen und findet sie bei Kant, noch mehr aber bei den „orthodoxen" Anhängern „verdächtig". Kant aber kennt die „Rechenpfennige" der Metaphysik und zahlt in gültiger Währung. In den Träumen eines Geistersehers spielt er mit den dogmatischen Vernünftlern wie die Katze mit der Maus. Gegenüber dieser Beweglichkeit und Sicherheit auf dem glatt-schlüpfrigen Parquet reiner Begriffe ward Niemand der eigenen Unbeholfenheit inne, die immer nur die Etiketten, nicht die Gedanken erkannte. Eingebildete Widersprüche Kants wurden historisch entschuldigt, wo eine Vernunfterkenntnis sich nicht einstellen wollte. Daß die historischen Erscheinungen selbst bei Kant Vernunfterklärung gefunden hatten, kam gar nicht zum Bewußtsein. Bei all dem Wirrwarr hielt nichts den Mut zurück, Kants Schriften einer Textkritik zu unterziehen. Bei mangelndem Verständnis war diese Aufgabe ebenso sinnlos, wie die historische Entwickelung einer philosophischen Lehre, die nur in der eigenen Phantasie bestand. Wenn bei Kant noch

so „geniale“ Verwirrung herrschte, in welchem Sinne sollte die Textkritik wirken? Wollte sie diese Verwirrung steigern oder ihre charakteristischen Merkmale ausmerzen?[1])

Genug wider all diese völlig eitlen Versuche behaupten wir auf Grund langen Studiums, eigenen Nachdenkens und ernster Prüfung, daß Kants Vernunftkritik hält, was sie selbst verspricht. Verlangt man von der Wissenschaft nicht, daß sie durch „geistvolle und tiefe“ Gedanken ersetzt, was ihr an Wahrheit abgeht, so ist bei Kant mit eindringendem Studium für längere Zeit Halt zu machen. Von der in alten und neuen Tagen an ihm geübten Kritik kennen wir Beispiele genug, um die Mißverständnisse zu lösen, auf denen sie beruht. Wir haben uns der Pflicht der Antikritik wider Paulsen, Vaihinger und Kuno Fischer in einer philosophischen Zeitschrift (Archiv für systematische Philosophie) unterzogen, aber alle Mißverständnisse können auf Widerlegung den Anspruch nicht erheben. Sonst nimmt das kein Ende. Es ist die höchtse Zeit zu positiver wenn auch sehr bescheidener Arbeit überzugehen.

1) Diese Bemerkung mögen ein paar Fälle illustrieren. In der Kritik der reinen Vernunft (S. 335 2. Aufl.) findet man folgenden sich auf die Reflexionsbegriffe beziehenden Satz: „Wende ich aber diese Begriffe auf einen Gegenstand überhaupt (im transscendentalen Verstande) an, ohne diesen weiter zu bestimmen, ob er ein Gegenstand sinnlicher oder intellektueller Anschauung sei, so zeigen sich sofort Einschränkungen (nicht aus diesem Begriffe hinaus zu gehen), welche allen empirischen Gebrauch verkehren. . . . .“ Kant giebt für dieses Paradoxwerden an verschiedenen Orten Beispiele. Anstatt nun nach dem Sinne des Kantischen Gedankens zu forschen, schlägt die Textkritik (Vaihinger-Medicus) allen Ernstes zu setzen vor: „welche allen nicht-empirischen Gebrauch verwehren“. Erdmann, der darüber in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Revision des Textes der Kritik der reinen Vernunft“ berichtet, will „unmöglich machen“ für „verkehren“ lesen, obwohl er das aus Kantischem Sprachgebrauch nicht „belegen“ kann. Jene Worte aber haben ihren guten Sinn, während das „unmöglich machen“ sinnlos ist. Keine Auffassung der Philosophen kann den empirischen Gebrauch unmöglich machen, er kann höchstens in ihrem Lichte verkehrt erscheinen.

Erdmann weist auf die Anmerkung S. 480 der Kritik hin und behauptet: „der Text giebt einen Ungedanken“. Dieser Ungedanke ist aber der erste Gedanke, den das Verständnis der Kritik verlangt. Der Text ist vollkommen richtig.

Kants Kritik der reinen Vernunft mit ihren Wurzeln wieder zu erfassen mit aller Pünktlichkeit und Gründlichkeit, die sie verlangt, ist eine Lebensfrage für die Philosophie. Der Rauhreif nüchterner Betrachtung wird dann viele wilde Triebe vernichten, die sich zu früh herausgewagt haben. Nur die Chronologie nicht die fortschreitende Entwicklung trennt die Arbeit des 19. Jahrhunderts von der vorkantischen, Kant giebt den Schlüssel für alle früheren und alle späteren Irrtümer, nur daß die früheren einer geistigen Kultur näher waren, die als historische Bedingung der Vernunftkritik selbst zu erachten ist. Das wahrhafte Eindringen in den Kantischen Gedanken ist schwer, aber wir behaupten, daß in der Vernunftkritik kein noch so fremd klingendes Wort sich findet, dem nicht eine wahre und angemessene Bedeutung, ein völlig bestimmter Begriff von Kant selbst verliehen wäre. Kant hatte den Probierstein für die Währung der Metaphysiker, er geht ihren Begriffen bis auf den Grund:

> Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
> Endlich es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Vorkantische Erkenntnisforscher wie Locke und Hume bekennen die eigenen Mängel der Arbeit; sie wissen, daß sie einen Abschluß nicht gebracht haben. Kant aber hat die Vernunftsicherheit bestimmter Begriffe, deren notwendiger und alltäglicher Gebrauch ihm verständlich wird. Will man seiner Selbsteinschätzung einmal einige Aufmerksamkeit zuwenden. Kant sagt: „Wissenschaften und Künste könnten durch einen Kopf, der für sie gemacht ist, wenn er einmal zur rechten Reife des Urteils durch lange Uebung und erworbene Erkenntnis gelanget ist, viel weiter gebracht werden, als ganze Generationen von Gelehrten nach einander es leisten mögen, wenn jener nur mit der nämlichen jugendlichen Kraft des Geistes die Zeit, die diesen Generationen zusammen verliehen ist, durchlebte. Nun hat die Natur ihre Entschließung wegen der Lebensdauer des Menschen offenbar aus einem anderen Gesichtspunkte, als dem der Beförderung der

Wissenschaften genommen. Denn wenn der glücklichste Kopf am Rande der größten Entdeckungen steht, die er von seiner Geschicklichkeit und Erfahrenheit hoffen darf, so tritt das Alter ein, er wird stumpf und muß es einer zweiten Generation (die wieder vom A, B, C anfängt und die ganze Strecke, die schon zurückgelegt war, nochmals durchwandern muß) überlassen, noch eine Spanne im Fortschritte der Cultur hinzuzuthun. Der Gang der Menschengattung zur Erreichung ihrer ganzen Bestimmung scheint daher unterbrochen, und in kontinuierlicher Gefahr zu sein, in die alte Rohigkeit zurückzufallen; und der griechische Philosoph klagte nicht ganz ohne Grund: es ist schade, daß man alsdann sterben muß, wenn man eben angefangen hat einzusehen, wie man eigentlich leben müsse." Welch tiefe Bescheidenheit spricht sich in dieser Stelle aus und doch wie sicher urteilt der einzige Philosoph über die eigene Kapazität. Wie stechen von solchen Worten z. B. die Anmaßungen Schopenhauers und seiner Gefolgschaft ab, von dem Hochmut einer „höheren Philosophie" ganz zu schweigen. Waren nun die auf Kant folgenden Generationen wirklich bemüht, die beschwerliche Reise durch das A, B, C wieder anzutreten, oder ist nicht noch heute zu bemerken, wie die Kantische Riesenarbeit gleichsam an dem aller Arbeit überhobenen Genie d. h. im Grunde mit der unausgebildeten Spekulation unserer Zeit gemessen wird? Jene Kantische Höhe ist zwar mühsam aber in kürzerer Zeit zu erreichen, wenn man etwas länger bei jenem A, B, C verweilt, nicht aber dieselbe Entwicklung, die in Kant ihren Abschluß erreicht hatte, wider alle Oekonomie der Vernunft von neuem und mit denselben Enttäuschungen sich abspielen läßt.

II.

Wir wenden uns nunmehr dem Vorwurfe der Orthodoxie zu, mit dem der kritische Freigeist über ernste Kritik hinwegzuschlüpfen hofft. So kann jede Verantwortung für die eigene an Kant geübte Kritik abgelehnt werden: der orthodoxe Kantianer

ist blind gegenüber den Ungereimtheiten und Inkonsequenzen Kants und unempfindlich gegenüber dem freien Zuge heutiger philosophischer Einsicht. Wir bitten den Leser um Verzeihung, wenn an eigene Erfahrungen angeknüpft und auf ein charakteristisches Gebahren eingegangen wird, das persönliche Erörterungen notwendig macht. Indessen erheischt das Interesse an der Wahrheit eine Beleuchtung, während jene Erfahrungen für viele stehen können. Vor nunmehr zwei Jahren habe ich in einem Aufsatze offenbare Mißverständnisse objektiv festgestellt, die Fr. Paulsen in der Würdigung Kantischer Lehre und der Person des Philosophen irre geleitet haben. Er hat ihre Voraussetzungen und Ziele verkannt und ein Phantasiebild von seinem Helden entworfen, gegen das auch von anderer Seite Protest erhoben worden ist. Jedermann konnte an meiner streng sachlichen Kritik sehen, daß es sich weder um ein schnelles noch um ein ungerechtes, unbegründetes Urteil handelte. Es war natürlich, die Kritik den Kantstudien anzubieten. Hier aber wurde die Aufnahme abgelehnt. Warum? Weil der Artikel von „aktuellem Interesse“ sei und eine „Ueberfülle von Material“ sein Erscheinen lange verzögern werde. Er fand dann im Archiv für systematische Philosophie Aufnahme, während mir der persönlich unbeteiligte, hochangesehene Redakteur einer anderen philosophischen Zeitschrift aus lediglich sachlichen Gründen seine Zustimmung mit dem Bedauern äußerte, daß die Kritik nicht ihm zur Veröffentlichung zugegangen war. Daß zur Verteidigung Kants in den Kantstudien kein Platz zu finden war, kann befremden, man wird aber mit Erstaunen lesen, daß ein Jahr später ihr Redakteur von ihm selbst erbetenen Ausführungen über eine seiner Arbeiten die Aufnahme ebenfalls verweigerte. Sie erschienen im Archiv für systematische Philosophie. Hingegen gaben die Kantstudien Fr. Paulsen zu einer Bemerkung gegen mich Raum, in der über die „kritische Leistung“ des „orthodoxen Kantianers“ hochfahrend abgesprochen wurde. Nunmehr verlangte ich Aufnahme für eine kurze Entgegnung; wiederum ohne Erfolg. Auf eine bezügliche Notiz in meinem

Vorwort zu den Marginalien Mellins antworten die Kantstudien mit einem Exposé, das wesentliche Momente verschweigt und die Thatsachen entstellt. In diesem Gericht über meine Person wird Paulsens Vorwurf der Orthodoxie aus der Etymologie und mit Belegen gerechtfertigt, die damals noch nicht existierten, zum Teil auch aus einem nach erfolgter Ablehnung geschriebenen Privatbriefe entnommen sind, der fälschlich als Begleitschreiben zu der Entgegnung[1]) bezeichnet wird. Gleichzeitig durfte Herr Professor Raoul Richter mit einer an Schärfe des Tadels und Kühnheit das Aeußerste bietenden Kritik sekundieren. Er scheut sich nicht zu behaupten, daß meine Apologie Kants seine Lehre „verdächtige" und die „unparteiische" Redaktion, die dem Gegner das Wort abgeschnitten hat, findet keinen Anlaß, dem Referenten ins Wort zu fallen.

Woran wurde nun von Professor Vaihinger, dem Redakteur der Kantstudien, meine Orthodoxie erkannt. Zunächst an der Thatsache, daß ich zu solider Arbeit ermahne. Auf das Eindringlichste ist von mir wiederholt betont worden, daß Kant mit dem Fleiße und Ernste des Mathematikers, seine Vernunftkritik wie ein mathematisches Buch studiert werden müsse. Vaihinger ist Kommentator Kants und nimmt daran Anstoß, daß hier Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Studiums empfohlen wird? Ist denn die mathematische Gewissenhaftigkeit übereinstimmend mit mathematischer Methode? Der Mathematiker behauptet nichts, was er nicht einsieht. Der Kantkritiker heutigen Schlags aber beurteilt Gedanken, die er nicht versteht, durch Gedanken, die er selbst nicht mit Einsicht vertritt. Er meint, daß Kant das und das gedacht habe und er meint, daß er dies und jenes habe sagen müssen. Die Mathematik und Erkenntnislehre, die Metaphysik haben mit einander gemein, daß sie apodiktische Lehren geben müssen!

---

1) Diese Entgegnung war von irgend einer besonderen Auffassung des Wortes und Begriffes orthodox ganz unabhängig; die Ablehnung meiner Entgegnung ist hiermit in keinem Zusammenhange gewesen.

Nicht einmal das ist bisher eingesehen worden. Ein nur wahrscheinliches „hypothetisches“ Erkenntnisprinzip ist ein Widersinn, wie schon das Beispiel der Mathematik schlagend beweist. Kann das Erkenntnisprinzip die Mathematik nicht zur Einsicht bringen — mit einem materialen Raume wird der Zweifel sofort hervorgerufen — so wird die Evidenz mathematischer Erkenntnis selbst mit einem Schlage widersinnig. Eben deshalb aber betont Kant als unterscheidendes Kennzeichen seiner Lehre, daß sie allein die Mathematik zur Einsicht bringen könne. Das ist das A, B, C Kantischer Lehre! Mathematik und Erkenntnislehre haben mit einander die Art der Abstraktion gemein, bei der man gewiße Vorstellungen abblendet, „damit dasjenige, was übrig ist, desto klarer vorgestellt werde“. An vielen modernen Arbeiten und Auffassungen wird man gewahr, daß dies nicht leicht handzuhabende unentbehrliche Vermögen der Abstraktion verkannt und zum Schaden der philosophischen Einsicht nicht mehr nach Verdienst kultiviert wird. Freilich kann Niemand vermeiden, sich ihrer auf halbem Wege zu bedienen, mit Kant die hier notwendige ganze Arbeit zu leisten fehlt der Mut, vor allem aber die Uebung. Man kann auch vorkantische Philosophen — Leibniz, Spinoza, selbst Locke — nicht verstehen, ohne sie wie ein mathematisches Buch zu studieren.

Vaihinger macht aus der Orthodoxie zunächst einen harmlosen Vorwurf und zwar in sophistischer Weise. Er ignoriert absichtlich, daß in Paulsens Worten der Vorwurf unkritischer Orthodoxie ebenso gelegen hat, wie sie in denen Raoul Richters liegt und in den Worten Vaihingers selbst. Er hält die Kantische Lehre bei mir für „wahr hingenommen“ und hebt damit sein eigenes Wort „für wahr erkannt“ wieder auf. (Nebenbei ist ein amüsantes Gegenspiel bei Vaihinger selbst und dann im Vergleich zu Raoul Richter zu bemerken. Hier ist die Orthodoxie verhältnismäßig anerkennenswert, dort aber der Quell schwerer Charakterfehler. Der Eine wirft mir persönliche, der andere — weil ich wesentlich gegen Irrtümer und nicht gegen Personen kämpfe — unpersönliche Kritik vor.) Indessen findet Vaihinger

trotz jener harmlosen Orthodoxie bei mir alle Eigenschaften, die sich da finden, wo man an einer „für wahr erkannten, resp. dafür hingenommenen Lehre“ „fest, unerschütterlich und unentwegt“ festhält. Nun wohl ich halte aufrecht: Kantischen Gründen mit unbegründeten Meinungen entgegenzutreten ist ebenso unbescheiden, als heute gang und gäbe. Auch für die Selbstgefälligkeit, mit der die Verballhornung Kantischen Textes betrieben wird und dergl. mehr fehlt es nicht an Beispielen. Aus den „scharfsinnigen“ treffenden Konjekturen, aus den seltsamen Entdeckungen läßt sich ebenso wie aus einem gelegentlichen „Kannitverstan“ auf Selbstgefälligkeit schließen und mit gleicher Sicherheit darauf, daß dieser letzte Ausruf für die ganze Kritik stehen müßte. Die Konjektural-Kritik hasardiert, aber sie urteilt nicht. Wer das erkennt, hat die Verpflichtung darauf hinzuweisen. Daran hat die Wahrheit, vor allem aber die Jugend ein Interesse, die wahrhafte Unterweisung sucht und in die Irre geführt wird. Lernend ahmt sie die Vorbilder nach und verfällt in eitle Besserwisserei. Wenn Vaihinger eine Psychologie der Setzer verlangt, so ist es nur billig an die weit interessantere Psychologie der Ausleger zu denken. Woher nehmen sie ihren Mut? Können sie sich über ihre eigene Unklarheit nicht rechtschaffen wenigstens vor sich selbst ein Geständnis ablegen? Für die Textforscher mag mein Protest unbequem sein, Orthodoxie liegt darin noch nicht. Es wird hoffentlich auch nicht gelingen, das gerechte Urteil durch diesen Vorwurf aufzuhalten. Mit aller Entschiedenheit und mit vollwichtigen Gründen sind von mir ungeziemende und persönlich herabsetzende Angriffe gegen Kant zurückgewiesen worden; in den Kantstudien wird das nur erklärt durch das „fressende Feuer des Fanatismus“ und die mit ihm immer gepaarte „Unduldsamkeit gegen Andersdenkende.“ Ich habe Niemandem zugemutet, Kantische Lehre für „wahr hinzunehmen“, sondern ich habe unter Betonung der „Schwierigkeiten“ gewarnt, über Unverstandenes sich lobend oder tadelnd zu äussern. Mein Kampf gilt nur dem unbescheiden auftretenden Mißverständnis, das angesichts des

herrschenden Zustandes klar am Tage liegt. Man halte sein Urteil lange und geduldig zurück! Ist das Unduldsamkeit? Es ist höchst wunderbar, zu welchen Folgen eine immer mehr oder minder bornierte Orthodoxie durch die so nüchterne Wahrheit der Vernunftkritik verführen kann. Man darf sie loben und tadeln, bei Leibe aber darf sie Niemand verstehen und einsehen. Welche merkwürdige Wirkung die Einsicht in die sinnliche, gesetzmäßige Natur von Raum und Zeit, in den Verstandes-Charakter der Kategorie, in die Genesis und Bedeutung der Ideen hervorrufen kann! Man sieht den „Andersdenkenden" um eine Idee herumirrren, und gebietet dem hoch auf kritischem Roß geführtem Kampf gegen Windmühlen Halt, das giebt ein eigenartiges Bild von Orthodoxie, Fanatismus und Unduldsamkeit. All das hat Herr Vaihinger bei mir entdeckt — ein Trost, daß derselbe Mann bei Kant geniale Verwirrung gefunden hat. Man fühlt sich an den Kopf. Bei Immanuel Kant, dem Weisen von Königsberg, für dessen Hauptwerk — „das genialste, aber widerspruchsvollste Buch das existiert" — Vaihinger selbst Propaganda macht. Gönnerhaft empfiehlt mir derselbe Mann wissenschaftliche Fragen mit sachlicher Ruhe zu behandeln! Ist denn wohl ein Urteil hart genug, diese Thatsachen zu treffen. Noch heute spricht derselbe Schriftsteller von dunklen Kapiteln der Kritik, deren Grundbegriffe dem Wortforscher völlig fremd geblieben sind. Darf man denn gegen einen solchen Mißbrauch der Kritik duldsam sein? Vaihinger mag davon betroffen sein, daß Klarheit und Konsequenz da hell leuchten, wo er nichts als Verwirrung sehen konnte, aber Fanatismus und Unduldsamkeit in seinem Sinne liegt darin nicht, daß die Kant zugedachte „Ehre" der historisch milde entschuldigten Widersprüche von seinem Namen unter Zubilligung mildernder Umstände auf den unbehutsamen „Andersdenkenden" übergeführt wird. Vaihinger mag der Wahrheit die Ehre geben und sagen: „Ich habe mich geirrt," mit dem ablenkenden Vorwurf der Orthodoxie kommt er über meine Verteidigung Kants nicht hinweg. Vaihingers „Auffassung", die im Bewußtsein der eigenen

Unsicherheit auch anderen Auffassungen duldsam ein Recht zuspricht, wird in ihrem Widersinn wohl nur durch die Thatsache überboten, daß er dem widerspruchsvollen Philosophen soviele Zeit opfert. Kant selbst aber hat sich seines Urteils schon bei seinen Lebzeiten erwehrt: „Zu einer neuen Wissenschaft, die gänzlich isoliert und die einzige ihrer Art ist, mit dem Vorurteil gehen, als könne man sie vermittelst seiner schon sonst erworbenen vermeinten Kenntnisse beurteilen . . . bringt nichts anderes zu wege, als daß man allenthalben das zu sehen glaubt, was einem sonst schon bekannt war, weil etwa die Ausdrücke jenem ähnlich lauten, nur daß einem alles äußerst verunstaltet, widersinnisch und kauderwelsch vorkommen muß . . . ."

Genug, es ist wahrlich die höchste Zeit, daß nicht Orthodoxie aber wahrhafte unparteiische Wissenschaft diesem Freidenken, das Kants Namen und seine Werke unter dem Anscheine des Anhangs und der Verehrung für vogelfrei erklärt, durch ein kräftiges Hands off! ein Ende gemacht wird. Freiheit der Wissenschaft und der Kritik ist nicht die Freiheit des Nonsens. Wo liegt die Verwirrung? Liegt sie bei Kant oder bei den Epigonen, deren Selbstverblendung nur die Vogelperspektive Kant gegenüber zu kennen scheint. Was soll hier höfliche gegenseitige Anerkennung von Fleiß, Scharfsinn und Geistestiefe, wenn man nicht die erste Bedingung des Urteils zu erfüllen imstande ist: die Gedanken „hinzunehmen" und wirklich zu erfassen, die ihm anheimfallen sollen? Die Kritik der reinen Vernunft liegt in lebender Sprache vor. Wann kommt die Zeit, wo auch die historische Lehre sich ihrer Pflicht bewußt wird, einem vielgepriesenen Philosophen nur die Gedanken zuzuschreiben, zu denen er sich selbst bekennen würde? Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, hier Wandel zu schaffen.

Die Orthodoxie, wie man sie bei mir gefunden hat, entspringt sehr einfachen Ursachen. Zunächst bekenne ich mich zu einem vollkommenen Vertrauen in die persönliche Wahrheit Immanuel Kants. Wäre man ihrer nicht sicher, so könnte ruhig auf seine Schriften verzichtet werden. Von der Skepsis unserer

Zeit kann Niemand unberührt bleiben. Auch der Verfasser hat philosophische Schriften gelesen und philosophische Kollegien gehört. Den Geisteszustand der kritischen aufgeklärten Freidenker hat er bei sich selbst erst überwinden müssen. Niemand kann ihm bei der heutigen Lehrart entgehen. So viele unter sich widerstreitende, von autoritativen Personen ausgehende Meinungen müssen notwendig zur Verneinung aller eindeutig bestimmten Erkenntnis verleiten und zwar wider den thatsächlich sicheren Gebrauch von Verstand und Vernunft. Man wird nicht einmal zur Rettung einiger persönlicher Anschauungen geführt werden, wo mangels einer allgemeinen Kritik unreife, kindliche Versuche überall wie Unkraut emporsprießen Der Zustand heutiger Philosophie ist kein legaler und gegen die allen Menschen, wie es scheint, schmeichelnden mystischen und skeptischen Anwandlungen nicht gesichert. Er muß notwendig überwunden werden. Wenn metaphysische Streitigkeiten aus dem Wege geschafft werden sollen, muß das Hirngespinst von richtigen Gedanken durch sichere Kennzeichen unterschieden werden können. Hat Kant persönlich wahr gesprochen, so erhoffte er das Ende des Streites noch vor dem Ablauf seines Jahrhunderts. Die Zuversicht ist zu nichte geworden, aber seine Versprechung besteht noch; seine Suspension aller Metaphysik halte man aufrecht. Es gab vor ihm keine Metaphysik als Wissenschaft, bei wem wäre sie nach Kant zu suchen? Fühlt man die eigene Unklarheit gegenüber der Kritik nur in einem Punkte, so ist es geboten, ein allgemeines Urteil so lange zurückzuhalten, als wenigstens die Gründe Kantischer unerschütterlicher Sicherheit erkannt sind. Diese Sicherheit ist mit dem Auftreten anderer Metaphysiker so lange unvergleichbar, als sie selbst nicht ebenso verstanden ist, wie Kant die Täuschung erkannt hat, in der seine Vorgänger und nachdenkende Menschen überhaupt von der schon im Kindesalter anhebenden Spekulation verstrickt sind. Diese Täuschung ist Jedermann vollkommen und so klar zu machen, daß jeder Rückfall ausgeschlossen scheint. Kant hat den Stein der Weisen nicht entdeckt, aber er hat ihn gar nicht gesucht.

Es geht nicht an, mit den Händen nach den Sternen zu greifen. Kant sieht in die Quellen der Erkenntnis und in die Triebfedern des Gemüts, er blickt auch gläubig zum Himmel empor, aber er kann und will ihn nicht mehr, gleich dem Vogel Merops in Lessings Fabel „mit dem Kopfe gegen die Erde gekehrt", erfliegen. Philosoph und Schwärmer scheiden sich in dem kritischen, konsequenten, unsäglich nüchternen Denker:

Jener steht auf der Erde, doch schaut zum Himmel das Antlitz
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

Jenes Vertrauen in die persönliche Wahrheit Kants ficht so wenig das eigene kritische Urteil an, als es die erste Bedingung ist, Kritik zu üben. Man kritisiert nicht mehr, wo es enttäuscht wird, sondern man verurteilt. Eines aber kann man schon völlig apriori einsehen. War jene Kantische Ueberzeugung wahrhaft, hat er seine Philosophie in einem einheitlichen Bewußtsein in der Vernunft und nicht blos in dem immer mehr oder minder unsicheren Gedächtnis verbunden, so können die ihm vielfach zur Last gelegten, auf der Oberfläche wahrzunehmenden Widersprüche so wenig vorhanden sein, als etwa bei Spinoza oder bei Leibniz. So dicht waren noch bei keinem Philosophen zumal bei dem systematischen die Widersprüche gesät. Wer bei ihnen Inkonsequenzen finden will, hat nicht bloß an der Oberfläche des sprachlichen Ausdrucks, sondern sehr tief in Begriffen zu schürfen, eine Arbeit, die Kant ein für allemal leisten konnte, nachdem er die Kategorien samt ihrer wahren Bedeutung entdeckt hatte. Hierzu kommt: Kant selbst betont mit aller erdenklichen Schärfe als erste Pflicht des philosophischen Schriftstellers: „formale Gewissenhaftigkeit", als seine vornehmste Eigenschaft: „Konsequenz im eigenen Zusammenhange". Der Schriftsteller ist Mensch und kann irren, der Leser hat aber ein Recht auf seine wirklichen Gedanken. Kant wollte kein Wort aussprechen, „das er nicht dachte" und verdient Vertrauen. Jene Widersprüche sind aber thatsächlich nicht vorhanden; mehr noch, man kann finden, daß die Kantische Arbeit

Widersprüche beseitigt, während der dogmatische Blick der modernen Kritiker mit denselben Irrtümern in die Kantische Arbeit hineinsieht, deren sie eben Herr geworden ist. Es liegt kein Widerspruch in einem Vermögen der Freiheit und in der strengen Naturkausalität im Reiche der Erscheinungen. Der Widerspruch tritt erst dann auf, wenn man Erscheinungen und Dinge an sich nicht von einander trennt, er löst sich in vollkommener Klarheit, wenn man sich nur zur Höhe der Kantischen Abstraktion emporgeschwungen hat, mit der keinerlei mystisches Dunkel verknüpft ist. Ich appelliere an jeden Kantleser selbst, der gewiß schon einmal durch fremden Einfluß und durch eigene Association in dem Verständnis irgend eines Kantischen Gedankens irre geführt worden ist. Hat sich ihm jemals ein Mißverständnis gelöst, so muß er auch den Wunsch haben, zu vollkommener Klarheit zu gelangen und er wird aufhören, auf Rechnung Kants zu stellen, was in seinem eigenen unzusammenhängenden Gedankengange begründet ist. Im Recht ist das Urteil: „Ich habe die von Kant behauptete Einheit in seinem System nicht finden können", aber Niemand hat an solchem subjektiven Ausspruch Interesse. Es darf nicht mit dem Satze: „Diese Einheit besteht nicht" verwechselt werden. Immer hat unbehutsame Kritik mit ihren „eigenen Grillen" auch die eigene Unsicherheit in ein Buch getragen, dessen Urheber einst mit Mißverständnissen gefoltert worden ist.

Jenes Vertrauen behütet vor unbedachtem, voreiligem Urteil und gemahnt zur Geduld. Es wird auch nicht zur Kritiklosigkeit verführen, wenn man eine zweite Bedingung erfüllt, von der man sich bei den leichten Truppen Kantischer Freidenker offenbar keinen rechten Begriff macht. Kant forderte von dem entschlossenen Leser Arbeit, wie er sie sich selbst zugemutet hatte. Von dieser Arbeit hat man keine Vorstellung mehr, sonst wäre unser heutiger Zustand unmöglich. Seines Fleißes sich zu rühmen, hält Lessing nicht für unbescheiden. In meiner Verteidigung wird das ohne meine Schuld notwendig. Geniemäßiges Ueberfliegen, planloses Blättern, unkritische Adoption

fremden Urteils kann beim Studium der Kritik so wenig nützen, wie jene leichte Bemühung, die nur mit den Kantischen Worten und nicht mit seinen Gedanken sich zu schaffen macht. Es ist sehr leicht, über die „Schauer religiöser Verzückung“ zu spotten, mit der die „echten Kantgläubigen“ beim Lesen der „geoffenbarten Schriften des Meisters“ durchrieselt werden, und man kann sich wohl beschämt fühlen, wenn in dieser „sympathischen“ Weise über die Schätzung eines Vermächtnisses gerichtet wird, das selbst dem Gegner Achtung einflößen und den Spötter scheuchen müßte. Kant selbst hat einst den gewissenhaften Arbeiter gegen den vornehmen Ton mystischer Ahnungs- und Gefühlsphilosophie und zugleich vorwärtsschauend gegen moderne so überlegene Art voreiligen Urteils in Schutz genommen. Die Xenien-Dichter, die es an Geist wohl mit den heutigen Genies aufnehmen möchten, haben dabei kräftig sekundiert:

Vornehm nennst Du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig
Vornehm philosophiert, heißt wie Rotüre gedacht.

„Wenn aber Jemand sogar in Sachen der sorgfältigsten Vernunftuntersuchung wie ein Genie spricht und entscheidet“ sagt Kant selbst „so ist es vollends lächerlich, man weiß nicht recht, ob man mehr über den Gaukler, der um sich so viel Dunst verbreitet, bei dem man nichts deutlich beurteilen aber desto mehr sich einbilden kann, oder mehr über das Publikum lachen soll, welches sich treuherzig einbildet, daß sein Unvermögen, das Meisterwerk der Einsicht deutlich erkennen und fassen zu können, daher komme, weil ihm neue Wahrheiten in ganzen Massen zugeworfen werden . . .“ Wer so schreibt und dabei verspricht, tausendjährigen Irrtum aufzuheben, der hätte sich selbst sein Urteil gesprochen, wenn nach wiederum hundert Jahren die Früchte seiner Mühen in Rauch und Dunst aufgehen müßten. Wie oft aber gemahnt moderne Leichtfertigkeit an solche Aussprüche! Ohne mehr als einige Schlagworte zu kennen, darf heute Jedermann wagen, über die Lebensarbeit eines Mannes

abzusprechen, der für seine Zeit, wie für alle Zeiten und Völker gearbeitet hatte. Das psychologische Rätsel solchen Mutes wird noch grösser bei Personen, die das Studium Kantischer Schriften und die Verbreitung seiner Lehre sich zur Lebensaufgabe machen. Niemals kommt ihnen der Gedanke, daß Konsequenz und Klarheit nicht Kant, sondern ihnen selbst abgeht. Alltäglich erfahren sie selbst, daß ihre Auffassung von Kantischen Stellen verleugnet wird, ohne je zu bedenken, daß der Schöpfer der kritischen Philosophie über die eigene Arbeit einen Ueberblick besaß, der ihnen abgeht. Auf schwankendem Grund und Boden konnte die Kritik der reinen Vernunft weder keimen, noch wachsen noch reif werden. „Schauer religiöser Verzückung" mögen für andere Lektüre, für die „wahre" Philosophie der „Seher" gespart werden, Kant verlangt pietätvollen Fleiß, der die eigene Beschämung verhindern wird. Unsere Zeit hat mit dem Begriffe Kantischer Arbeit auch den von seiner eigenartigen Persönlichkeit eingebüßt. Wir begreifen die harmonisch in sich abgeschlossene, einheitliche Gesamtauffassung kaum mehr, wo fortschreitende Arbeitsteilung die Gebiete in den Personen trennen. Nur wenige sehen über den Zaun der Einzelforschung. Bei Kant aber vereinigen sich alle Zweige seines Wissens in einem Stamme trotz und gerade ob seiner so scharfen Isolationen. Seine Werke sind, wie Goethe dankbar für eine „höchst frohe Lebensepoche", von den Kritiken der reinen Vernunft und der Urteilskraft bezeugt „aus Einem Geist entsprungen, sie deuten immer eins aufs andere". Kant gewährt das Bild einer machtvollen Persönlichkeit, deren Einfluss sich nicht leicht Jemand entzieht. Man gewinnt sie um so lieber, je näher man den von ihr ausgehenden Gedanken kommt, je mehr man einsieht, daß dieser Philosoph nur einem Ziele zustrebt: Klarer und bestimmter Einsicht d. h. der Wahrheit, an der nicht mehr zu deuteln ist. Ein schmerzliches Gefühl des Anteils schleicht sich ein, wenn man die Höhe seines Standorts zu würdigen versteht und der Einwürfe gedenkt, die mit Anmaßung und Verblendung überall auftauchten. Wie

mag der Mann gelitten haben, wo man ihn immer wieder zur Beteuerung und Verteidigung gedrängt hat. Er, der genug gearbeitet hatte, läßt keine Gelegenheit vergehen, ohne immer wieder die Grundgedanken der Lehre klarzulegen und zu verteidigen.

Man sieht, daß die „Gefahr" nicht verkannt wird, die in der Macht Kantischer Worte und in dem Zauber seiner Person liegt; möchten sich ihrer nur viele wahrhaft aussetzen! Seine Philosophie ist ja für eine mündige Vernunft und wehrt sich selbst gegen gedankenloses Nachbeten und Nachahmen am meisten. Schon die selbständiges Denken voraussetzende Arbeit schützt vor „blinder Gefolgschaft". Man wird durch diese „Mut und Entschlossenheit" fordernde Arbeit sehend und begreift, daß in der Vernunftkritik kein Teil dem anderen vorzuziehen ist, daß sich hier nichts wählen und nichts zurückweisen läßt. Alles oder nichts, heißt die Losung. Damit ist weder eine Aenderung noch eine Verbesserung des Vortrags ausgeschlossen, aber das System selbst ist der genaue Grundriss, das getreue Bild der eigenen Vernunft, wie es ohne Zwang und Künstelei dargestellt ist. Ein natürlicher Mittelweg führt hier sicher zur Wahrheit, die gegen dogmatische Ueberhebung stark macht. Wer die Gliederung: Anschauung, Begriff, Schema, Naturprinzip, Idee, System jemals begriffen hat, der weiß auch, daß hieran sowenig zu korrigieren ist, wie an der Kategorien-Ableitung, auf der das System ruht.

Wir gehen an dieser Stelle kurz auf Versuche ein, die analytische Zergliederung der Erfahrung an Stelle der Kantischen Arbeit setzen möchten. Sie schmeicheln sich mit der Verbesserung Kants. Indessen ist diese Aufgabe ja nicht neu und Kant setzt sie als geleistet voraus. Geht die moderne Arbeit an der Kategorienlehre vorbei, so ist das ein Zeichen ihrer Kurzsichtigkeit, wie leicht zu zeigen ist. Streifen die heutigen rhapsodistischen Untersuchungen (eine beliebig gewählte Einteilung ist noch kein natürliches System) einmal die Eierschalen ab, so werden sie immer nach wissenschaftlichem, vernünftigem Ordnungsbedürfnis in einem die Vollständigkeit verbürgenden System

nur so zu vereinigen sein, wie das Kant gethan hat. Alle Arbeiten dieser Art sind nur „Prolegomena“ von heuristischem und allenfalls von pädagogischem Werte, nur daß sie mit Kants Prolegomenen nicht wetteifern können. Diese weisen schon auf den richtig bestimmten Weg, während jene ihn tastend noch suchen. Selbst in der Terminologie wird bei allgemeiner Einsicht im Großen und Ganzen zu Kants Originalprägung zurückgegangen werden müssen. Also selbst in diesem Nebensächlichen der orthodoxe Kantianer! Man denke sich ein Münzsystem, bei dem dieselben Münzsorten bald so bald anders bezeichnet sind, ganz zu schweigen von den Heckenmünzen, die an allen Ecken und Enden mit falschem Schrot und Korn in Umlauf gesetzt werden, dann hat man ein Bild der heutigen Philosophie. Ihren trostlosen, verwirrenden Zustand kann Niemand in Abrede stellen, und ebensowenig, daß die mit Kantischen Worten und philosophischen Bezeichnungen überhaupt verbundene Willkür an ihm eine starke Mitschuld trägt. Wie kann es anders werden? Man leiste jene Arbeit, die der orthodoxe Kantianer sich aufzuerlegen hat; mit dem „Probierstein“ der Kritik kann man wohl zu einer einheitlichen Währung von „altem Schrot und Korn“ zurückkehren.

Ob außer dem Vertrauen zu Kant und außer angestrengtem Fleiße nicht noch andere Eigenschaften erforderlich sind, um sich vom kritischen Freidenker den Titel des orthodoxen Kantianers zu erwerben, mag dahingestellt bleiben. Aber schon Kant hat darauf hingewiesen, daß die Beschäftigung mit abgezogenen Begriffen nicht Jedermanns Sache, und daß nicht Jedermann verpflichtet sei, sich mit Metaphysik zu befassen. Die Menge philosophischer Tatonnements allein bringt hier sowenig Erfolge als der Beifall der Menge, über die der „populäre Witzling“ frohlockt, „der ernste Forscher errötet“. Er beweist weiter nichts, als daß dem geschmeichelten Leser ein Wunsch erfüllt worden ist.

Jene Kantorthodoxie stellt gewisse Bedingungen an ihre Vertreter, aber sie bringt ihnen auch dafür eigenartige Vorteile,

von denen kritische Freidenker scheinbar nichts bemerken. Sie benützen die in hundert Jahren ausgefahrenen Geleise verständnisloser Kritik und lassen sich von Schlagworten gängeln, die so leicht im Gedächtnis haften, wie sie dem ernsten Argument ausweichen. „Ohne das Ding an sich, kann man nicht in die Kantische Philosophie hinein, mit ihm muß man wieder heraus", das „Räderwerk der Kategorien", der Dodekalog im Dreivierteltakt, die Leier der logischen Spieluhr, der Hegelsche so gedankenlose Schwimmvergleich, viele gute und schlechte Witze über das Ding an sich, alle Klagen über den unbegriffenen Formalismus, die „Formen-Manufaktur", versagen bei dem kritischen Freidenker niemals. Es scheint so, als ob immer ein Mißverständnis dem anderen, ein schlechter Witz dem anderen Mut machte, man jagt nach dem bunten Flitter von Bonmots und Paradoxen, die sich viel schneller verbreiten und konservieren als der nüchterne „philiströs" wahrhafte Gedanke. Die Würze ist nicht zu verachten, aber Suppen lassen sich mit ihr allein nicht kochen. Jene Kantorthodoxie führt zu der Einsicht, daß sowohl in der Metaphysik überhaupt als in der Beurteilung Kants der heute herrschende Zustand jede allgemeine, zwingende Aufklärung ausschließt und daß man auf die Dauer weder von der Dunkelheit metaphysischer Probleme noch von der Immanuel Kants existieren kann. Wenn man nicht für einige Zeit zu „forschen", zu „kritisieren", zu verbessern und frei zu erfinden aufhört, so geht nicht blos das Verständnis Kants, sondern mit verballhorntem Text auch die Kantische Urkunde verloren; so leicht findet sich aber kein Immanuel Kant, der die ganze fruchtlose, zusammenhanglose philosophische Litteratur vor die Thüre der Philosophie zu setzen fähig wäre. Die Jugend soll heute von Kant lernen, es bleibt rätselhaft, was eigentlich. Sie hört von einer nie zuvor dagewesenen Revolution, von einem Manne, der seinesgleichen noch nicht gefunden habe. Zugleich aber wird der große Mann und das schwierigste Buch, das existiert, dem Schüler zur Kritik ausgeliefert. Noch streiten aber die Lehrer über Problem und Aus-

führung. Man erhofft also von der Jugend, was sich dem reifen Alter versagt hat. Kann dabei ein anderes Resultat, als eine Ansichtsmacherei erzielt werden, die der Zufall fügt und von philosophischer Einsicht um so weiter entfernt, je größer der Spielraum für die Adoption reichlich vorhandener Meinungen geboten wird? Ist denn nun der auf eigne Arbeit gegründete Anspruch nicht billig und gerecht, mit dem kritischen Urteil bis zum vollkommenen Verständnis zu warten? Wer kann diese strenge, gerechte, unerläßliche Forderung gründlicher Arbeit, einen Appell an die Gerechtigkeit unserer Zeit mit dem Scheltwort kritikloser Orthodoxie und dem Vorwurf der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende zum Schweigen bringen wollen? Kein Mensch, wer und was er auch sei, hat die Pflicht, über einen unverstandenen Schriftsteller zu schreiben, zu richten und ein Buch zu erklären, das er selbst noch nicht versteht. War Kant selbst klar, so muß auch Dank gemeinsamer Vernunft seine eigene Klarheit bei jedem anderen Denker sich einstellen. War er es nicht, so wäre das Heilmittel der Kritik d. r. V. weit schlimmer gewesen als das Uebel, das sie bekämpft. Mögen krititische Freidenker verzeihen: Man „kann nicht anders", wenn das Verständnis Kants sich eingestellt hat.

Kantorthodoxie hat gar wundersame Wirkungen. Herder spottet über Kantische Lehre, man solle sein Lichtchen hineinsetzen. Aber das ist wahrlich nicht nötig. Die allgemeine Menschenvernunft, das eigene Licht, wie es jedem denkenden Menschen zuerteilt wird, ist schon darinnen. Es zu sehen verlangt Geduld und Selbstentsagung des Schülers; man muß teilnehmend zuhören, ohne dem Lehrer vorzeitig in die Rede zu fallen — damit ist wirklich die Gefahr des Hochmuts und der Unbescheidenheit nicht verbunden. „Nur das dogmatische und historische Wissen bläht auf", wahre Vernunfterkenntnis macht ob ihrer sehr bescheidenen Grenzen und ihrer Mühen zwar fest und entschieden, aber weder hochmütig noch unduldsam. Möglich, daß nebenbei geheimnisvolle Mächte einem „blinden" Glauben zu Liebe ihr Spiel treiben; sicher und vielleicht doch

natürlich zu erklären ist, daß mit fortschreitendem Verständnis Kants der Blick an Schärfe gewinnt. Aus dem leblosen zunächst völlig unverständlichen Nebeneinander lösen sich die Versuche der Metaphysik in eine Gemeinschaft auf, trotz der verschiedenen Benennung erkennt man mit dem Begriffe, dem Gedanken, der unter dem Namen sich verbirgt, den sehr natürlichen Zusammenhang aller. Ob der Grieche oder Chinese philosophiert, die Erscheinung ist immer dieselbe. Mit dem Verständnis der ganzen historischen und vernünftigen Entwicklung läuft die Kritik in den Hafen sicherer Forschung, genau wie es mit der Alchemie und Astrologie schon geschehen war und wie Kant es selbst behauptet, der kein Charlatan und in seinen Versprechungen wahrhaft gewesen ist. Wendet der orthodoxe Kantianer aber den Blick modernen Freidenkern zu, so enthüllen sich ihm alle Blößen — und hier verlasse ich mich auf sie selbst. Diese Mängel gestehen sie sich selbst im engen Kämmerlein; sie sind nur von einem Weihrauch betäubt, der sich bei leichter Feder und „allgemeiner Duldsamkeit" gar nicht abwehren läßt. Innerlich sicher sind sie in keinem Punkte, ein Verdienst aber ist das nicht. Sie merken nicht, daß Klarheit möglich ist, wenn man sicher weiß, wo man steht, und wohin man will. Dann fallen so viele müßige Fragen weg, als ihrer heute im Schwange sind. Wie bald möchten die kritischen Einwürfe der Freidenker verstummen, wenn man nur einmal über solche Wirkungen der Orthodoxie zur Klarheit käme. An wenigen noch so vorsichtig gesetzten Worten über Kant läßt sich meistens schon erkennen, wess Geistes Kinder diese Worte sind. Der Kantische Horizont umspannt alle möglichen Richtungen der Philosophie und teilt sich dem aufmerksamen Schüler mit. Vorläufig freilich muß der beschränkte Orthodoxe sich gefallen lassen, daß die absolute Freiheit und eingebildete Weitsicht über ihn zu Gericht sitzt.

Von kritischen Freidenkern ist mir ein kleines Verdienst zugebilligt worden: die Neuherausgabe der Marginalien und Register zur Kritik der reinen Vernunft von G. S.

A. Mellin. Allein dem so schnellfertigen Urteil ist dabei ein kleines, aber wohlverdientes, leicht vorherzusehendes Mißgeschick widerfahren. Der Wert dieses lange genug von oben herab beurteilten und nicht nach Verdienst gewürdigten Schriftstellers hätte von mir nicht erkannt werden können, wenn ich nicht unabhängig von ihm und frei von den modernen Interpretationskünsten in den wahren Sinn des Königsberger Philosophen einzudringen versucht hätte. Bei der Herausgabe wurde das besonders betont. Mit einem Schlage war dieser Wert Mellins auch anderen klar geworden. Das hätte den Verfasser erfreuen und ermutigen können. Was aber kannten die gestrengen Richter meiner Arbeit von Mellin? Aus einigen Kritiken war zu entnehmen: Nichts als was jenes Büchlein ihnen bot. Welche Unvorsichtigkeit also, über unkritische Kantorthodoxie in demselben Athem abzusprechen, mit dem man Mellin aufs höchste pries! Man lobt Kant und tadelt ihn noch öfters, ohne ihn zu kennen; hier haben wir einen noch wunderbareren Fall.

Derselbe Mann wird verherrlicht und zugleich unbewußter Weise aufs schärfste verdammt. Denn Mellin war in den Worten der Freidenker zu sprechen so ungefähr der orthodoxeste Kantianer, der ausser dem Begründer kritischer Lehre existiert hat. Wie aber hätte mir ohne jene geschmähte Orthodoxie der Gedanke der Herausgabe kommen können? Man lobt die Wirkung und verachtet den Grund. Mellin zeichnet sich durch Treue der Darstellung aus, aber sie allein war es nicht, was mir aus seinen Schriften entgegenkam. Freie, selbständige Schritte haben ihn, der Kants Worte nie gehört hat, zum Verständnis, damit aber auch zur Einsicht geführt. Wären die eigenen Gedanken nicht ähnliche Wege gegangen, so hätte ich Kant so wenig als Mellin würdigen können. Ich kann nicht leugnen, daß ich von Mellins Erscheinen eine innere Einkehr und kleine Beschämung moderner Kantforschung und Kantkritik erwartet hatte.

Wie ganz anders der Erfolg! Derselbe Mellin, den ich als leuchtendes Beispiel deutscher Gründlichkeit als Zeugen aufrief, wurde mir als Muster vorgehalten. Ich verteidigte Kant gegen

den Tadel der Rechthaberei und Unbescheidenheit und man wies mich auf seine Bescheidenheit hin. Gewiß an Schärfe und Entschiedenheit mag weder mein Vorwort noch die Begleitschrift zu den Marginalien zu wünschen übrig laßen; aber die Bestimmtheit meines Urteils war erarbeitet und eben deshalb in dem Geiste beider Männer. Wer kannte Mellin soweit, daß er mich zu ihm in einen Gegensatz bringen konnte? Nimmer hätte ich es wagen dürfen, meine Schrift der Mellins beizugesellen, wenn ich hier nicht sicher war. Ich habe Klage im Namen beider Männer erhoben; ich gab Beispiele eines Urteils und einer Verblendung, die nicht wegzuleugnen sind. Wie die Katze um den heißen Brei vorsichtig herumgeht, so ließ man Anklage Anklage sein, aber man fand einen Angriffspunkt: den Ton. Ueber die „schlaue Höflichkeit", die „Allen Alles giebt, um von Allen Alles wieder zu erhalten" hat sich ja einst Lessing geäussert. Kantische Lehre zu verhöhnen, ihr „müssiges" Spiel dem Spotte preiszugeben, das ist „kritisch" und „sympathisch". Eine ernste Verwahrung dagegen paßt nicht in unseren heutigen Gottesfrieden. Sollte das Gefühl für das Recht und die Pflicht erstorben sein, für den Ruf des Verstorbenen, für die Wahrheit, die man als solche erkannt hat, einzutreten gegen wen es auch sei? Ist es statthaft, mit affektierter Kenntnis Kantischer Lehre und Persönlichkeit die Arbeit eines Mannes zu verkleinern, zu dem man emporzuschauen und von dem man zu lernen hat? Ist nicht die Kantische Ueberzeugungstreue selbst „verdächtigt" worden? Mein Ton war ernst und eindringlich, wie es die Sache verlangt, vor Autoritäten hält er nicht still. Beide Richter der Kantstudien sehen immer nur nach einer Seite, sie klagen über den „scharfen Angriff", über die „Antithese" und erinnern dadurch an die geistreiche Klage über das Tribunal, bei dem „leider so viele Prozesse verloren werden". Und doch läßt sich mein „Ton" mit dem gegenüber Kant angeschlagenen nicht vergleichen. Bei erzwungener Mäßigung habe ich meine innere Empörung gar nicht zu vollem Ausdruck gebracht. Wie be-

rechtigt sie war, beweist das Spiel, das mit Mellin soeben beginnt. In Kants Person hineinzuphantasieren, was beliebt, ist üblich und man ist daran gewöhnt. Nunmehr teilt auch Mellin dasselbe Geschick. Herr Professor Raoul Richter hat prima vista bei Mellin einen „diplomatischen Charakterzug" entdeckt. Er hatte noch nicht die Zeit, die Marginalien zu prüfen, geschweige sonstige Schriften Mellins gründlich zu studieren, aber in seine Seele hat er schon einen tiefen Blick gethan. Mellin sagt von sich im Vorwort der Marginalien: „Ich thue bei dieser Schrift gern auf jedes Verdienst Verzicht und eigne mir nur das zu, die kritische Philosophie verstanden, von allen Widersprüchen frei und vollkommen konsequent gefunden zu haben." Wie konnte Herr Richter einen offenbar so unkritischen Mann loben? Sehr einfach: Mellins Diplomatie räumt „geschickt (!) alle Steine des Anstoßes aus dem Wege" wie es in „einem Abriß" mit Recht geschieht „welcher zunächst doch nur zum Verständnis nicht zur Kritik anleiten will". Als ob man sich gar nicht mehr vorstellen könnte, daß Jemand Kantische Wahrheit auch einsehen kann! Welch feiner diplomatischer Unterschied: eine Seele bekennt die Wahrheit zum Verständnis, die andere reserviert sich die Kritik. Daß eine ähnliche „Apologie" Kantischer Lehre von meiner Seite Kants Sache „verdächtigen" könne, ist angesichts des Urteils über Mellin begreiflich; das stand übrigens schon apriori fest. Indessen freue ich mich, daß man bei mir Diplomatie nicht gefunden hat[1]), nur lege ich

1) Natürlich ist mir nichts „geschenkt" worden. So schreibt Prof. Richter wörtlich über meine Anerkennung der Antinomien: „daß Kant z. B. die Endlichkeit des Raumes unfolgerichtig und verfrüht (!) mit Hülfe des erkenntnistheoretischen Idealismus beweist, wird einfach verschwiegen". Wie viel mag ich auf dieselbe Weise „verschwiegen" haben! Bei Mellin sieht der Kritiker analog bei dem Beweise der Thesis der ersten Antinomie ein Beispiel der „diplomatischen Kunst", das der „Kantkenner" unschwer entdecken könne. Das grenzt ans Pathologische:

Though this be madness, yet there is method in it.

Will Herr Prof. Richter seine Behauptung in einer Zeitschrift begründen,

Verwahrung auch hinsichtlich Mellins ein. In dem Nachrufe dieses Mannes sagen seine Amtsgenossen, die ihn wohl besser kennen mochten als Herr Richter: „er verband mit dem regsten Eifer für Wahrheit und Recht ein Wohlwollen und eine Kindlichkeit des Sinnes, welche unsere Hochachtung und Liebe in gleichem Maße gewannen . . .“ Jenes zweideutige Lob des modernen Seelenkundigen läßt sich nur mit der völligen Unklarheit des Kritikers, die sich von Klarheit bei anderen keinen Begriff mehr machen kann, und mit den Vorbildern entschuldigen, nach deren Muster hier mit „intimer“ Vertrautheit bis auf Kleinigkeiten gearbeitet wird.

Nun ein Wort über die Kritik, die von Herrn Richter an mir geübt wird. Ich trete hundertjährigen Mißverständnissen und Vorurteilen auf Grund vieljähriger Arbeit und ernsten Nachdenkens entgegen; da hat Herr Richter nach so kurzer Zeit auch nicht die mindeste Befugnis, in der Sache selbst irgend welche Stellung zu nehmen. Mag er seiner Antipathie — wenn das seine Leser interessiert — Ausdruck geben, wie er es gethan hat, sie ist soviel wert wie sein Lob oder sein Tadel. Ich „verdächtige“ seine Einsicht nicht, sondern ich weiß, daß sie nicht besteht. Wer mit dem Begriffe des Apriori noch ringt, die Kantische Ableitung der Kategorien noch nicht verstanden, mit dem Schematismus nicht den mindesten Sinn verbunden hat, der kann nicht das große Wort gegenüber einem anderen führen, der in diesen Fragen zur Klarheit fortgeschritten ist. Er hat sich noch einige Zeit zu gedulden. Dem Kritiker ist völlig unklar geblieben, daß die skeptischen Bedenken gegen Mathematik und Physik so sinnlos sind, daß beide Wissenschaften trotz der nichteuklidischen, empirisch demonstrierbaren Geometrie und der famosen „wahrscheinlichen Causalität“ in ihrer Arbeit unbeirrt

---

die auch dem Gegner das Wort giebt, so will ich hiermit mich verpflichten, ihm den vollkommenen Nonsens seiner Behauptung und seiner Insinuationen hinsichtlich meiner, Mellins und Kants nachzuweisen. Sollte aber wirklich unter den Lesern der Kantstudien Niemand sein, der solchen Widersinn nicht klar einsähe?

geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Meine Schuld ist es doch nicht, daß ein moderner Lehrer der Philosophie noch nicht darüber nachgedacht hat, daß jene skeptischen Bedenken jede Grundlage für die Erkenntnislehre unmöglich machen würden und daß man nicht mehr imstande wäre, den metaphysischen, transscendentalen Gebrauch des Verstandes durch den vernünftigen, erfolgreichen empirischen zu kritisieren. Herr Richter scheint von mir vorauszusetzen, daß ich in jener Begleitschrift die Verpflichtung auf mich genommen hätte, seine Unklarheit mit einem Schlage zu heben. Ich wollte die Wege zum gründlichen Studium Kants ebnen, zu dieser Arbeit auffordern und wenn er diesen Anspruch einmal bis zu völliger, vor sich selbst bestehender Klarheit erfüllt hat, so kann er die Zuverlässigkeit in meiner Darstellung und in meinen Behauptungen prüfen. Dann wird er auch vollständige Begründung sehen, wo er sie jetzt vermißt. Einige Zeit Arbeit und Geduld und er wird die vorläufig etwas gewaltsame Reciprokabilität des ontologischen und kosmologischen Beweises, die Beweise der Antinomien, für die Kant sich einst feierlich verbürgte, ebenso verstehen wie den „springenden Punkt" in der Kantischen Freiheitslehre. Er sucht ihn da, wo er nicht zu finden ist. Ich will mich dann gern von ihm belehren und auch tadeln lassen. Vorerst müssen aber die Phantasien geschwunden sein, nach denen Kant in seiner Ethik und Religionsphilosophie sein eignes Verbot in der Vernunftkritik nicht eingehalten hätte. Ich versichere oder bekenne — wie er will — daß mir dieser widerspruchslose Zusammenhang klar ist. Er glaubt mir nicht und verhält sich wie es scheint auch den Beteuerungen Kants gegenüber skeptisch. Was ist da billiger, als der Anspruch eigener gründlicher Prüfung, zu der ihn nunmehr G. S. A. Mellin sicherlich ermutigen wird, wenn er ihn einmal vom Verdacht diplomatischer Maximen frei in dem Werte erkannt hat, der ihm zukommt. Vorläufig hat sich der Kritiker, der mir Unbescheidenheit vorwirft, über eine Arbeit erhoben, die er nicht versteht und deren Mühen er gar nicht schätzen kann, und über einen Gegner, dem der Hochmut

fern liegt, ohne Verständnis und lediglich im Vertrauen auf eine gewisse historische Wortkenntnis und historisch gelernte sinnlose Einwürfe zu kritisieren. Allmählich gewöhnt man sich daran, in der verkehrten Welt zu leben, in der sich die Kantkritik nun so lange bewegt. Nichts kann meine scharfen „Angriffe" gegen Verblendung und Selbstüberschätzung so rechtfertigen, als die Kritik, die Herr Professor Raoul Richter in einem Blatte an mir üben durfte, das den Namen Kants im Schilde führt. Während ich mit allem Ernste einer Revision des Urteils das Wort rede, werden mir voreilige, zum Teil sinnlose Bedenken der ersten Instanz von neuem vorgeritten. So leichtfertig aber arbeitet ein Schüler Kants nicht, daß er nicht einmal auf völlig nichtssagende Einwürfe gerüstet wäre. Auf wie geartete Leser rechnet eine solche „Kritik", die mit aller „diplomatischen" Kunst jedes Eingehen ins détail vermeidet und schließlich in wahrer Bedeutung lauten müßte: „Weil ich mich in der Kantischen Kritik noch nicht zurechtzufinden weiß, so ist es mir von vornherein verdächtig, wenn ein anderer ohne diplomatische Hinterthüren für die Kantischen Grundlagen eintritt."[1])

Mellin wird in den Kantstudien belobt. Dieser Mann erklärt die kritische Philosophie für widerspruchsfrei und — man achte auf die Worte — er will nicht bloß „eine historische, sondern eine Vernunfterkenntnis dieser Lehre" befördern. Seitdem hat man die Kritik der reinen Vernunft voller Widersprüche, in ihrem Verhältnis zu anderen Teilen der Philosophie nichts als Inkonsequenzen gefunden. Professor Vaihinger mag für diese Entdeckungen einmal als Gewährsmann stehen. Auf wessen Seite ist nun die wahre kritische Einsicht, beim orthodoxen Kantianer oder beim kritischen Freidenker? Mellin hatte die Kritik verstanden, Herrn Vaihinger habe ich auf seinen

1) Alles hier Gesagte gilt auch für die in allgemeinsten, sachlich diplomatischen Redewendungen sich bewegende, inzwischen an meiner Schrift „Kantkritik oder Kantstudium?" von Herrn Richter geübte „Kritik".

eigenen Wunsch im Archiv für systematische Philosophie nachgewiesen, daß ihm das Verständnis Kantischer Grundbegriffe abgeht. Er hat als Mensch, Lehrer, als Philosoph, als Redakteur der Kantstudien die Pflicht, die von ihm selbst veranlaßte Kritik zu widerlegen, mit dem Vorwurf der Orthodoxie entschlüpft er nicht. Indessen tastet Vaihinger, ein Vertreter moderner „Kantkritik", noch heute nach den Grundbegriffen; er selbst hat unlängst (neben manch anderem, das ebenso beweiskräftig ist) geschrieben: „Ich will . . . Kants Lehre von den Gedankendingen erörtern. Es ist das ein meines Wissens ganz vernachlässigtes Thema." Das ist ein historischer Fehler, auch wenn Vaihinger die Geschichte der Kantkritik mit sich selbst anfangen läßt. Er hat über diese Gedankendinge selbst, ohne es zu merken, dicke Bände geschrieben und sein Vorgänger Jakob z. B., der trotz wenig schmeichelhafter Prädikate der Xenien ein wackrer, einsichtsvoller Kantianer war, hätte ihm Aufschlüsse, die er zu vermissen scheint, geben können. Vaihinger sagt mit jenen Worten nicht mehr und nicht weniger als: „Die Kritik der reinen Vernunft ist ein bis jetzt meines Wissens ganz vernachlässigtes Thema". Dieses von Vaihinger erklärte Buch behandelt wahrlich nicht mehr als die Frage: „Können wir von Gedankendingen Erkenntnis behaupten?" Die Aesthetik zeigt, daß nur Sinnendinge gegeben sein können und giebt eine negative Lehre von den Gedankendingen; die Analytik zeigt, daß man sie mit Recht denken aber nicht erkennen kann; die Dialektik löst das Scheinwissen von Gedankendingen auf, das in der Verkennung der Idee (rationale Psychologie und Theologie) und der Erscheinungen (Antinomie) seinen Grund hat. Man hat über Dinge an sich nun wohl genug gestritten und geschrieben, nachgedacht hat man aber nicht, sonst hätte man dessen doch wohl inne werden müssen. Jenes unfreiwillige Zugeständnis Vaihingers erklärt also nicht mehr und nicht weniger als den „Bankerott" der Kantkritik, Kantforschung und Kanterklärung, gegen die ich mich zu richten verpflichtet fühlte. Es erledigt sich damit zugleich die von einem Kritiker an mich gerichtete

Frage: War denn angesichts des Vaihingerschen Kommentars die Neuherausgabe Mellins notwendig? Da man Kant gleichsam als Partei auszuschalten hat, so steht nun wohl hinsichtlich der Vernunftkritik und ihrer Widersprüche die Alternative fest: Mellin oder Vaihinger, wo wir den letzten Namen als einen Typus gedacht wissen möchten, um ihn nicht zum Sündenbock zu machen. Die Kantkritik muß aus den Thatsachen Lehre ziehen, so schwer es ihr auch ankommen mag. Auch dem diplomatischen Geschick des Herrn Professor Raoul Richter wird es nicht gelingen, die Kluft zu überbrücken: Ein widerspruchsfreies Buch nach dem „Bekenntnisse" und der verständnisvollen Arbeit Mellins, das genialste aber widerspruchsvollste Buch, das existiert, nach der Kritik Vaihingers, man sollte meinen, daß auch ein freidenkender erhabener Geist mit dem Probleme seine Not haben möchte. Wir hören schon die milde besänftigenden Worte: die Wahrheit liegt in der Mitte. Und das bestreiten wir auf Grund der eigenen Arbeit, die „die Sache von Grund aus" wirklich untersucht hat.

Wie kommt es denn, daß man hundert Jahre in Mellin nicht mehr als einen fleißigen und zuverlässigen Kommentator gesehen hat und wie erklärt es sich, daß der Hinweis auf den Wert seiner Werke (und selbst auf das Druckfehlerverzeichnis zur Kritik, das unter den Augen Kants eine ganz andere Bedeutung hatte als moderne Textkritik) von Jemandem ausgehen mußte, der sich weder der historischen Behandlung Kants noch der Kantphilologie berühmen kann? Sollte in dieser Thatsache der Irrtum des verkehrten Wegs nicht klar und deutlich zu Tage treten, zugleich aber der Hinweis auf den zwar mühsameren aber doch näheren und sichereren Pfad gegeben sein? „Dies ist der sicherste Weg", hatte Mellin von dem direkten gründlichen Studium Kants gesagt, „weil man auf ihm nie in Gefahr ist, irre geführt zu werden; es ist der kürzeste, weil der Forscher auf demselben nie durch eine unrichtige Vorstellung, einen mangelhaften Beweis oder eine Lücke im System aufgehalten wird, auch nie eine Reihe falscher Vorstellungen, die

ihm Zeit und Anstrengungen gekostet haben, in der Folge wieder verwerfen und mit anderen verwechseln darf". Sieht Herr Richter vielleicht, nach welcher Richtung diese Worte gewandt sind? — In Königsberg war Mellin einst geschätzt als ein Mann, der den Platz an der Seite des illustren Lehrers sich erworben hatte. Sein Bild, sagt Wasianski, werde als „ein würdiges Seitenstück" zum Kantischen „im Tempel der Verdienste und des Ruhms der spätesten Nachwelt zur Verehrung aufgestellt noch dann glänzen, wenn das Schimmerlicht der Afterphilosophen längst erloschen sein dürfte". Hat die mit Weihrauch nicht geizende, so einsichtslos wie ihre Zeit urteilende Geschichte die Arbeit des fleißigen, selbständigen, unbeirrbaren Denkers neben dem unlauteren Wettbewerb dreister Erschleichungen, eitler Wahngebilde nach Gebühr gewürdigt? Sollten die erhabenen Verächter der Kantorthodoxie einst aus ihren Irrtümern erwachen, so wird die Lebensarbeit des getreuen „Streiters für Wahrheit und Recht" ihnen die Schamröte in die Wangen treiben. Kärrner-Arbeit war es trotz der Xenien nicht, die sich des Gedankenreichtums Immanuel Kants bemächtigen, ihn in der eigenen Persönlichkeit zu wahrhaftem Besitz verschmelzen und die gewonnene Vernunfteinheit gegen Scheinkritik und Gaukelei verteidigen konnte. Nach Kant war es Zeit, eine lange Lernpause zu machen. Bild und Lehre des großen Mannes drohen heute im Nebel willkürlicher Meinungen zu verschwimmen. Daher ist es ein nicht genug zu preisendes Glück, daß Kants über den Parteien stehendes Urteil hinsichtlich Mellins aufbehalten ist. Niemand kann das Verständnis Kantischer Lehre dem Anderen bezeugen, wenn er es nicht selbst besitzt und unser heutiger Begriff des „Kantkenners" braucht keinem Menschen zu imponieren. Ein jeder hat seinen eigenen Kant und ein jeder hat den „wahren". Kant, so heißt es in dem Nachrufe Mellins, bezeichnete ihn als denjenigen, „der seinen Sinn am tiefsten durchdrungen und am klärsten dargestellt habe". Solch ein klassisches Zeugnis fegt alle Tastversuche des 19. Jahrhunderts fort und so wird mit notwendiger Konsequenz

gelten müssen, was von mir ausgesprochen worden ist: „In Mellins Urteil liegt übrigens eine Zustimmung vor, die sich auf volles Verständnis gründet; sie ist also wertvoller als jede moderne Kritik, so lange man noch von „dunklen“ Kapiteln des Buches redet“. Ohne jenes Kantische Urteil zu kennen, hatte ich von Mellins Encyklopädie geschrieben: „Ich kenne was das Verständnis der Vernunftkritik angeht, kein nachkantisches Werk, das sich mit jenem Wörterbuche vergleichen ließe“. Nun giebt es heute Philosophen, die Kant „besser verstehen, als er sich selber verstand“, trotz ihrer wird man meine Freude und Genugthuung über jene authentische Bestätigung dafür verstehen, in der kritischen Philosophie den richtigen Weg gefunden zu haben. Dazu gehörte allerdings eine gewisse „Einseitigkeit“, die unbeirrt von der so viele verblendenden Vielseitigkeit sinnloser Kritik den einzigen Weg fand, der möglich ist. So unbescheiden es wäre, das eigene Urteil mit dem Gewicht des Kantischen zu vergleichen, so herrscht hier nicht etwa blos ein glücklicher Zufall vor. Mellin fehlt alles das, was heute dem Urteil der philosophischen Kritik gefällig und der Lobpreisung wert erscheint. Begreiflich ist, daß die an sich zweckmäßige Form des Lexikons die Arbeit Mellins namentlich bei den geistreichen Erkenntnislehrern geschadet haben mag, die in einer darstellenden Wiedergabe Kants einen Mangel erblicken. Sie wollen immer durch allerhand Arabesken unterhalten, aber nicht schulgemäß belehrt sein. Vielleicht erschreckt auch das nach technischem, nicht natürlichem Prinzip angeordnete System, dessen Einheitlichkeit und Konsequenz schwer zu prüfen ist. Allein schon an wenigen Artikeln erkennt der orthodoxe Kantianer gewiße Freimaurerzeichen gemeinsamer Arbeit. Vielleicht macht auch ein Kritiker wie Herr Richter einmal den Uebergang von der Lobpreisung Mellins zu der Wiederholung dieser Arbeit. Sie wird ihn und viele seiner Gesinnungsgenossen über die „methodologischen“ Schwierigkeiten des Apriori d. h. der Vorbereitung auf das Thema der Kritik hinweghelfen, durch die unser „kritisches“ Zeitalter

sich völlig unnütz die Wege versperrt hat. Sieht man dann, daß Mellin es sich ebenso leicht und bequem macht, als ich, und vielleicht mit ähnlichen Beispielen, so wird man bemerken, daß ich Schwierigkeiten nicht „hinwegzudisputieren" habe, die bei klarer Einsicht in das Problem nicht mehr vorhanden sind. Wer den Causalsatz einmal a priori eingesehen hat, der weiß wahrlich nicht mehr als „Jedermann denkt, wenn ihm eine Fensterscheibe zerbrochen oder ein Hausrat verschwunden war". Er erfährt über jenen Satz nicht mehr, wenn er weiß, wo, wann und wie alle Fensterscheiben der Welt zerbrochen sind. Die Menschen — und auch Herr Richter — haben wirklich mehr Einsicht, als sie es sich zuzugestehen wagen. Vergebliches Mühen, ein Meer (die Erfahrung durch Induktion) auszuschöpfen, um den eigenen Verstand zu prüfen, den man immer schon mitbringt. Wenn Herr Richter über das Apriori nach Kantischer Bestimmung ins Klare gekommen ist, so wird er sich über sich selbst und über die Wolken wundern, in denen es für ihn und so viele jetzt verhüllt ist. Meine Schuld ist es aber nicht, dass ihm die Thatsachen noch unbekannt sind, die Kant von seinem Leser vor allem Studium voraussetzt.

Mag man nun spotten und schelten so viel man will: Wer den modernen Erscheinungen mit ihrer wenig beneidenswerten Vielseitigkeit (d. h. mit einem blinden Herumtappen nach allen Richtungen) aus dem Wege und bedächtigen Schrittes in den noch nicht schief getretenen Fußstapfen Kants gegangen ist, dem wird in den Schriften des 19. Jahrhunderts ein Kant vor die Augen treten, der mit dem Urbilde nur einige Aeußerlichkeiten gemein hat. Selbst das Gewand der Terminologie ist aufs äußerste verunstaltet. Schwerlich aber kann Jemand im Ernste glauben, daß all das in der Vernunftkritik steht, was vom „Stande moderner Wissenschaft" in sie hineingelesen worden ist.

Wir verweilen noch einen Moment bei der „Kärrner-Arbeit" Mellins. So hat sie ein junger Berliner Rezensent genannt, dem das Amt der Kritik anvertraut ist. Angenommen er hätte recht,

wie soll man nun von den fruchtlosen Mühen der Kantphilologie und Kantkritik, die auf demselben Gebiete nichts erreicht haben, sprechen? Man könnte auch auf die Einschätzung der nachkantischen Dogmatiker gespannt sein, vor deren Verblendung Mellin durch Einsicht geschützt war. Sicheren Blickes hatte er die innere Wandlung erkannt, die mit der Vernunftkritik in der Philosophie sich vollzog. Wer sie verstand, war gegen dogmatische Versuche, obwohl sie den Weltruf ihrer Urheber begründete, gefeit. Mellin hätte diese neuen Erfindungen als Schulaufgaben zur Uebung des Witzes stellen können, wie er mit Leichtigkeit den wieder auftauchenden dogmatischen Widersinn bloßzudecken imstande war. Mellin war ein getreuer Arbeiter, zugleich aber ein hervorragend kritischer Kopf, der wahrlich die heutige so leicht erkennbare Diplomatie nicht nötig hatte. Zehn Männer seinesgleichen hätten uns die ganze Enttäuschung der widersinnigen „philosophischen“ Romantik d. h. einer Zauberei im erborgten wissenschaftlichen Talar zugleich aber die großen Mühen erspart, die jetzt zur Wiedereinlenkung in die engen aber sicheren kritischen Pfade aufgeboten werden müssen. Bedenken wie sie z. B. Herr Prof. Raoul Richter noch heute äußern darf, wären bei vernünftiger, einheitlicher minder „duldsamer“ Schultradition in einer wissenschaftlichen Zeitschrift so wenig möglich gewesen wie eine historisch-philologische Behandlung Kants, die sich auf ihn wie auf einen Schriftsteller fremder, toter Sprache und noch dazu auf einen von verwirrten Gedanken einrichtet. Heute tritt neben dogmatischen Neuversuchen im positiven Sinne die ebenso verfehlte empiristische Skepsis mit dem alten Fehler, die Folge für ihren eigenen Grund zu nehmen, in die Arena. So ist es in der Erfahrungs*erkenntnis* und in der Begründung der *Moral*. Jene kann sich nicht auf nur *wahrscheinliche* Voraussetzungen, wie sie aus *besonderer* Erfahrung zu schöpfen wären, gründen und die Moral geht nach ihrem Begriffe verloren, wenn man sie eudämonistisch entwickeln wollte. Man kann Lust und Glückseligkeit so edel auffassen, als man will, sie kann nicht

der Grund der Moral, sondern nur die Folge sein. Man wehrt sich gegen den Kantischen Formalismus und verweist auf die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens; sie aber legt geradezu die Pflicht auf, vom Inhalt abzusehen, wenn man in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol finden möchte.

Wir haben heute keinen Begriff von Kantischer Gründlichkeit, sonst würde man sich nicht über das eigene Bewußtsein der unzureichenden Kräfte hinweg an die Kritik seiner Arbeit wagen. Da mag man vielleicht einmal in die Gothaische gelehrte Zeitung blicken. Kant fand hier jene Rezension, die er im Gegensatz zu der Garve-Feders in den Prolegomenen anerkennend und dankbar erwähnt. Woher stammt Kants Befriedigung? Was wird man dort finden? Keinen billigen Witz, kein Bonmot, keinen freundschaftlichen herablassenden Rat, ja nicht einmal Kritik. Der Rezensent giebt eine „faßliche und unverfälschte" Darstellung Kantischer Gedanken und macht keine Musik dazu. Solche Zurückhaltung entspricht heute mehr als damals den Verpflichtungen der Wahrhaftigkeit, denn die „Lücken", die man bei Kant zu finden wähnt, sind die im eigenen Zusammenhange der Gedanken. Wenn in Kants Zeit Männer von hervorragender Bedeutung ihr Urteil mangels Verständnisses weise zurückhielten, so kann die bloße Luft des 19. Jahrhunderts nicht rechtfertigen, daß ein jeder „Kritiker" sich verpflichtet fühlt, zu richten, wo alle Bedingungen des Verständnisses sich verringert haben. Jene Zurückhaltung entspricht allerdings dem modernen Zeitgeiste nicht mehr, wo man im Fluge gern erreichen möchte, was ohne den Schweiß ernstester Arbeit einst nicht zu erringen war. Bei Mellin wird man nichts finden als eine getreue Darstellung Kantischer Lehre. Aber dieser Mann war so kritisch, jeden ihrer Gedanken erst durchzudenken, ehe er ihn niederschrieb. Eine solche Arbeit aber zu beurteilen erfordert, daß man sie sich selbst zuvor einmal auferlegt hat. Hiervon hatte Mellin ein deutliches Bewußtsein, wenn er als ein Zeugnis seines Verständnisses die Marginalien selbst hinstellt. „Ohne dieses wäre es mir nicht möglich gewesen, diesen Abriß zu ver-

fertigen und die Gründe der vornehmsten Wahrheiten so kurz als möglich anzugeben, um nicht blos eine historische, sondern eine Vernunfterkentnis der kritischen Philosophie zu befördern." Auch in diesen Worten ist von „Diplomatie" nichts zu entdecken. Man wiederhole Mellins Arbeit und dann wird man ihm zustimmen müssen. Dann kann sich eine wirkliche Gemeinschaft des Denkens bei den Philosophen wiederherstellen. Ueber Langeweile, Gleichmacherei und Einseitigkeit braucht man sich deshalb nicht zu beklagen; es wird trotz gemeinsamer schulgemäßer Denkungsart noch genug belehrende Kurzweil und reichlicher Stoff für Kontroversen und für die Diskussion übrig bleiben, auch wenn nicht mehr auf dem „kollerichtem" Pferde geritten wird.

Wir haben heute hinsichtlich Kants zwei Devisen: „Zurück auf Kant", „Weiterbau auf Kant". Beide setzen voraus, daß man bei Kant Wahrheit finden werde. Was aber begreift man heute alles unter dem Namen des Kantianers? Wir haben ihn von allen Schattierungen; alle erkennen sie „Grundwahrheiten" bei Kant an und doch giebt es ihrer, die den Begriff des Dings an sich verspotten und diesen unausweichlichen Gedanken verleugnen und wiederum solche, die das Ding an sich gern erkennen möchten. Zwischen diesen beiden die „Grenzbestimmung" missverstehenden Extremen liegen nun alle erdenkbaren Richtungen der Philosophie und an einer Stelle inmitten auch eindeutig und fest die Kantische Lehre. Sie verträgt es nicht, wenn sie Wahrheit enthält, daß man nach links oder rechts sich wendet. Man fällt dann wieder in den alten dogmatischen Irrtum und Streit zurück. Er war eine Folge dogmatischen Philosophierens und fällt weg, wenn man mit Kant den Grund einer eklatanten Täuschung eingesehen hat, der man in der Physik und Mathematik nicht, wohl aber in der Metaphysik ausgesetzt ist.

Als der Lorbeer des Meisters die Jünger verführte, aus dem Dogmatismus wieder alle Truggebilde hervorzulangen, die von der Kritik verscheucht werden sollten, ist Mellin der nüchternen Wahrheit treu geblieben. Sein Verhalten gegen Reinhold und Fichte kann uns lehren, daß der orthodoxe Kantianer nicht blos

Kant darzustellen sondern auch mit ruhiger Klarheit der Verblendung entgegenzutreten vermochte, die ein Unsegen für die Philosophie des 19. Jahrhunderts und vielleicht auch für die Entwicklung Deutschlands geworden ist. Sie hat mit müßigem Spiel Kräfte gebunden, die besseren Zwecken sich hätten widmen, nützlichere Arbeit wohl hätten leisten können. Die letzten „Invaliden-Wachen“ der leeren Gebäude gingen ohne Ablösung dahin. „Leben“ kann in sie nicht wieder einziehen. Die philosophische Indifferenz aber, die jene Enttäuschung im Gefolge hatte, hat Fragen in das Gebiet der Einzelwissenschaften hinübergespielt, die hier nur verwirren und auch sie mit Kämpfen überziehen, die Kantische Philosophie einst zu lösen hoffte. Heute drängt das philosophische Bedürfnis, von vorne anzufangen und der Anblick der Litteratur zeigt Jugenderscheinungen einer Wissenschaft, deren hohe Kultur in Wahn und Verblendung verloren ging[1]).

Klar und einleuchtend schrieb Mellin einst gegen Fichte, der auch das Empirische aus dem Selbstbewußtsein entspringen lassen wollte: „Wie Vorstellungen vermittelst der Affektion der Sinnlichkeit entspringen ist eine Frage, mit der wir an der Grenze alles Wissens stehen, und die sich nicht weiter beantworten läßt. Kant hat unwiderleglich gezeigt, wie die reinen Vorstellungen aus dem Vorstellungsvermögen selbst entspringen müssen. Weiter kann aber auch keine Metaphysik kommen, sie würde sonst transscendent werden und zu einer schwärmerischen intellektuellen Anschauung ihre Zuflucht nehmen müssen, deren Realität sie aber nie beweisen und daher auch nichts durch sie erklären kann. Wie empirische Vorstellungen entspringen, woher ursprünglich die Affektionen unserer Vorstellungsfähigkeit rühren, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen, weil wir sonst durch Vorstellungen den Ursprung der Vor-

1) Die Wissenschaft hat nicht einmal verhindern können, dass der Spiritismus wieder zum „Leben“ gekommen ist. Sie hätte niemals von Erscheinungen Notiz nehmen dürfen, die auf den Vorsichtsmassregeln der Taschenspielerkunst beruhen und einer ganz anderen Instanz verfallen sind.

stellungen d. i. dessen, was doch vor der Vorstellung und noch nicht Vorstellung ist, würden erklären wollen, welches ein Cirkel ist. Wie das Mannigfaltige für die Anschauung durch die Affektion unserer Sinnlichkeit gegeben wird, oder der transscendentale Grund dieser Affektion, muß ewig unerforschlich bleiben." In ähnlich klarer Weise schrieb der orthodoxe Kantianer gegen Reinhold, der seine Verdienste um die Königsberger Lehre wieder wett gemacht hatte. Mit der Auffindung seines obersten Prinzips, des „Einen was not ist", war er trotz aller sonstigen Klarheit wieder dem Dogmatismus anheimgefallen, der ja immer mit obersten Prinzipien anfängt.

Ich habe mich in diesem Aufsatze gegen eine Kritik erwehrt, die weder gerecht noch begründet war. Aus den Ausführungen, die polemisch sein mußten, wird der Leser dennoch die Ueberzeugung gewinnen, daß es dem Verfasser zunächst um eine Sache und nicht um die eigene Person zu thun ist. Jene Versuche, die sich der gerechten Würdigung Kants entgegenstellen, werden und sie dürfen keinen Erfolg haben. Aus dem Leserkreise der Kantstudien selbst ist mir der Wunsch zugegangen, einmal über „kritische Freidenker" mich zu äußern. Es giebt nichts Neues unter der Sonne. Sind jene Vorwürfe der Orthodoxie nicht neu, so sind es auch die Streitigkeiten um Kantische Probleme nicht. Aber dieser Streit muß einmal zu einem Abschluß kommen, denn ohne Aussicht auf ein Ende ist er noch sinnloser als die Kämpfe der Metaphysik selbst. Mellin hat einst manche Lanze für Gedanken gebrochen, die er als wahr einsah; er selbst soll hier die Verteidigung des orthodoxen Kantianers beschließen. Man wird ihm da das Gehör nicht weigern können, wo man ihn — freilich auf Kosten seiner Ueberzeugungen — gelobt hat. Gegen Reinhold, Fichte und andere sich wendend sagt Mellin: „Die Stifter und Anhänger dieser Schulen haben zwar die Verteidiger des Kriticismus oft genug mit dem Namen der strengen Kantianer, das soll heißen, solcher, die auf die Worte ihres Meisters geschworen haben, bezeichnet und verlacht; allein sie haben nicht

bedacht, daß der echte Kriticismus ein durchgängig fest zusammenhängendes und organisches Ganze liefert, das in der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens selbst gegründete und unveränderliche System aller reinen philosophischen Erkenntnis und daß daher der Stifter des Kriticismus, der ein Mensch ist, zwar in dem Vortrage und in der dogmatischen Ausführung des Systems gefehlt, aber in dem ganzen geschlossenen Grundriß desselben, der in der Kritik der reinen Vernunft verzeichnet ist, weder einen bedeutenden Fehler gemacht, noch eine Lücke gelassen haben kann, weil sich beides in dem gegliederten Ganzen bald entdeckt haben würde." Man erzählt von Hegel das Scherzwort: „Einer hat mich verstanden, aber er hat mich falsch verstanden." Das Wort mag erfunden sein, aber im eigentlichen Sinne ist Hegels Lehre unverständlich; man kann verstehen, was er will und wird allenfalls auch den Weg seiner Gedanken erkennen, die auf der Täuschung beruhen, in logischen Gesetzen das Wesen der Dinge zu erkennen. Wir kennen Gedanken nicht anders, als wir uns ihrer bedienen. Von absoluten d. h. von an sich seienden und wirkenden Gedanken haben wir keinen Begriff, kein Sterblicher kann ihn uns verschaffen. Bei Kant haben wir einen völlig anderen Fall. Mellin hat ihn nicht allein verstanden, sondern er sieht auch die Wahrheit der Lehre ein. Kant und Mellin zeugen gegenseitig für einander. Beide waren sie milde Naturen, aber in der Vertretung ihrer Arbeit gegen die Anmaßung „kritischer Freidenker" von einer Schärfe und Entschiedenheit, die nur der vollkommen versteht, der ihre Mühen geteilt hat. Mellin tritt dafür ein, „daß die Achtung, die allen Denkern gebührt, selbst dann, wenn sie irren, nicht ferner mit Füßen getreten werde." Aber es fehlt auch ihm nicht an kräftigen Worten der Verwahrung. Im „Eifer für Recht und Wahrheit" wendet er sich gegen einen bekannten Widersacher der Kantischen Philosophie: „Es ist übrigens sehr ungerecht, wenn Schwab, weil er diese Kantischen

Theorien nicht gehörig kennt, ausruft, so willkürlich und unzusammenhängend ist alles in dieser Theorie; aber es ist nicht blos ungerecht gegen Kant, sondern beleidigend für alle, die aus Einsicht seine Theorien verstehn und sich von ihrer ewig unumstößlichen Wahrheit überzeugt haben; es ist eines ruhigen Wahrheitsforschers, dem es blos um Wahrheit und nicht um Rechthaberei zu thun ist, ganz unwürdig zu sagen: daß die Kantische Behauptung in der Geometrie für oberfächliche Köpfe noch einen Schein habe. Die Nachwelt wird einst in der Geschichte der Philosophie, wenn die Parteisucht nicht mehr mitsprechen wird, entscheiden, auf welcher Seite die Untersuchung oberflächlich war traurig genug für die unterliegende Partei, wenn diese Nachwelt den Ausspruch bestätigen sollte, daß jede oberflächliche Untersuchung auch einen oberflächlichen Kopf voraussetze."

Wie die Geschichte einst richten wird? Noch hat sie nicht gesprochen. Aber wenn man die moderne Litteratur verfolgt, so bemerkt man, daß sie dazu nicht fähig war. Wofern der Leser Kantische Lehre mit der Hingebung jemals studiert hat, die sie verlangt, so wird er ohne die größte Pein Phantasien zu lesen nicht mehr imstande sein, die moderne Schriften über Kant veröffentlichen dürfen. Wenn es heute ein fruchtbares Programm in der Philosophie geben kann, so hat es so bescheiden als kritisch zu lauten: Was hat Kant in Wahrheit gelehrt? Daß aber Kants Lehre nicht blos Wahrheit verspricht, sondern sie in eindeutiger Weise auch giebt, dafür bürgt zunächst wider alle kritischen Freidenker, wie sie auch heißen, die getreue, in die Tiefe eindringende Arbeit und das rückhaltslose, wahrhafte Bekenntnis des orthodoxen Kantianers: George Samuel Albert Mellin. Gelobt hat man diesen Mann nach Verdienst, es gilt, sich das Recht auf dieses Lob auch zu erwerben.

Zur Geschichte des ältesten Grossgrundbesitzes im Deutschordenslande Preussen.

Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange.

Von

Max Perlbach.

Zwei Jahre und einen Monat, nachdem der Landmeister des deutschen Ordens in Preußen, Hermann Balke, in der Kulmer Handfeste am 28. December 1233 die Grundsätze, nach denen der deutsche Orden in dem gewonnenen und noch zu gewinnenden Lande an der Weichsel die Rechte und Pflichten der deutschen Einwanderer bemessen wollte, festgestellt hatte, am 29. Januar 1236, verlieh derselbe Gebietiger, da inzwischen die erste preußische Landschaft Pomesanien sich der Botmäßigkeit der Brüder vom deutschen Hause hatte unterwerfen müssen, nördlich von der neugegründeten Burg Marienwerder dem „edlen Manne, Herrn Dietrich von Dypenow" einen ausgedehnten Grundbesitz von 300 flämischen Hufen. Die Urkunde über diese Verleihung ist im Original nicht mehr erhalten, wir kennen sie nur aus dem Privilegienbuche des Bisthums Pomesanien (A 205) im Königsberger Staatsarchiv, von wo sie 1808 Kotzebue im ersten Bande seiner berüchtigten älteren Geschichte Preußens S. 447—449 mit zahlreichen Lesefehlern abgedruckt hat; besser ist der 1836 von Johannes Voigt im ersten Bande des Codex diplomaticus Prussicus S. 45, 46 n. XLVI gegebene Text,[1]) der 1885 aus dem Nachlasse von H. Cramer im 1. Heft des Urkundenbuches zur Geschichte des vormaligen Bisthums Pomesanien (15. Heft der Zeitschrift des historischen Vereins

---

1) Doch ist auch bei Voigt in der Zeugenreihe ordinis predicatorum statt predicti und Jacobo statt Jacobi zu verbessern.

für den Regierungsbezirk Marienwerder) S. 1, 2 n. 1 wiederholt wurde.

Woher der nobilis vir dominus Theodericus de Dypenow stammte, ist in der Urkunde von 1236 nicht gesagt. Voigt bezeichnete ihn in seiner Geschichte Preußens III 463 (1828) als einen deutschen Einzögling, ebenso 1872 Ewald (Eroberung Preußens durch die Deutschen I 191), Lohmeyer 1880 und 1881 (Geschichte von Ost- und Westpreußen 1. und 2. Aufl. S. 68). Dagegen hatte 1873 (Altpreußische Monatsschrift X 667) W. von Kętrzyński in seiner Besprechung des Ewald'schen Buches Widerspruch erhoben: „daß Dietrich von Dypenowe oder Tyfenow kein deutscher Einzögling ist, dafür kann man schon Anhaltspunkte in den gedruckten Urkunden finden; daß er ein Eingeborener ist und dem pomesanischen Geschlechte der Stangonen angehört, dies folgt aus einer noch nicht (ganz) gedruckten Urkunde von 1260. Wenn sich aber der Verfasser [Ewald] die Mühe gegeben hätte, die deutschen Urkunden-Sammlungen des XIII. Jahrhunderts durchzusehen, so würde er im Braunschweigischen und Lüneburgischen allerdings einen Dietrich von Depanowe gefunden haben, der als ein Dynast sich dei gratia schreibt, und einen Sohn Volrad hatte, gerade so wie der preußische." Die Beweise für diese Behauptung, daß Dietrich von Dypenow kein Deutscher sei, erbrachte von K. nach seiner Meinung in seiner grossen, mit dem Motto: Suum cuique geschmückten Abhandlung im ersten Bande der Denkschriften der Krakauer Akademie der Wissenschaften von 1874: über die polnische Bevölkerung in Westpreußen zur Ordenszeit.[1]) Sein hauptsächlichstes Argument ist die Gleichheit seines Güterbesitzes mit dem der Stange's in Pomesanien am Ende des 13. Jahrhunderts, die er für die Nachkommen des Pomesaniers Pippin hält, dessen grauenvollen Untergang uns Dusburg III c. 7 er-

1) Pamiętnik akademii umiejętności w Krakowie Tom 1 S. 117—221: o narodowości Polskiéj w Prusiech zachodnich za czasów Krzyżackich. Studyjum historyczno-etnograficzne napisał Dr. Wojciech Kętrzyński. Ueber Dietrich handelt er S. 165 und 166.



zählt.[1]) Kętrzyński's Ansicht ist von Toeppen in seiner Geschichte der Stadt Marienwerder (1875) S. 10 und 11 weiter verfochten worden und ebenso nennt H. Cramer, Geschichte des vormaligen Bisthums Pomesanien (1884) S. 24 den edlen Theodorich von Tiefenau einen preußischen Häuptling. Inzwischen hatte v. Kętrzyński selbst seine Ansicht geändert: in der 2. vermehrten Ausgabe: o ludności Polskiéj w Prusiech niegdyś Krzyźackich (über die polnische Bevölkerung im ehemaligen Ordenslande Preußen) Lemberg 1882 nennt er S. 179 Dietrich von Dypenowe einen Deutschen (Niemiec) und läßt ihn S. 180 nicht lange nach 1242 in seine Heimath zurückkehren. Er hatte sich offenbar zwischen 1874 und 1882 davon überzeugt, daß sein 1873 Ewald gemachter Vorschlag, die deutschen Urkunden-Sammlungen nachzuschlagen, die unwiderleglichsten Beweise für die Herkunft Dietrichs ergeben würde.

Seit 1869 liegt das ganze urkundliche Material über Dietrich von Dypenow, mit Ausnahme des im Königsberger Staatsarchiv erhaltenen, in bequemer, handlicher Form in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen in einem Aufsatz des Geheimen Legationsraths von Alten: Urkundliches über die Edelherren von Depenau[2]) vor uns. Kein preußischer Forscher hat es bis jetzt benutzt, auch mir ist die im Todesjahre Ernst Strehlke's (seinem die entlegensten Winkel nach preußischen Beziehungen durchspürenden Falkenauge wäre dieser Schatz schwerlich entgangen) erschienene Arbeit erst kürzlich durch den im December 1901 ausgegebenen zweiten Band von Hoogewegs Urkundenbuch des Bisthums Hildesheim bekannt geworden.

Als Zeuge des Bischofs Bernhard von Hildesheim (1130—53) erscheint 1145 in einer Urkunde für das Godehardikloster zu Hildesheim Cono de Depenowe, vermuthlich derselbe, der schon 1133 als Cono de Hottenem in bischöflichen Urkunden vorkam: Hottenem ist das heutige Hotteln bei Sarstedt nördlich von

1) Scriptores rerum Prussicarum I 56.

2) S. 46—189.

Hildesheim, Depenau eine Wüstung bei Steinwedel an der Aue, südlich von Burgdorf zwischen Hildesheim und Celle. In den neunziger Jahren des 12. Jahrhunderts wird neben Cono auch sein gleichnamiger Sohn von Depenowe als Zeuge des Bischofs Adelog von Hildesheim (1171—1190) genannt[1]) und 1211 trifft der jüngere Cono von Depenowe mit Zustimmung seines Sohnes Dietrich eine Verfügung zu Gunsten des St. Johannis-Hospitals zu Hildesheim.[2]) Dieser Dietrich von Depenowe ist nun der Gegenstand unserer Untersuchung. Von 1215 bis 1243 hat Herr von Alten 14 Urkunden über ihn gesammelt, zu denen aus dem neuen Hildesheimer Urkundenbuche noch vier weitere treten; alle diese Zeugnisse betreffen die Beziehungen Dietrichs zum Bisthum Hildesheim, seinen Klöstern und zum Bisthum Verden, sie lehren uns, wie von Alten S. 92 zutreffend bemerkt, den reichen Besitz der Familie meist in dem Augenblick kennen, wo er aufhört Eigenthum des Geschlechts zu sein. Außer der Burg Depenau und den Erbgütern zu Hotteln, Ahrbergen und Gießen bei Hildesheim gehörten den Herren von Depenau Hufen, Zehnten und Vogteien in mehr als 20 Ortschaften um Hildesheim, Marienburg, Springe, Wennigsen, Bockenem, Wöltingerode, Gifhorn, Schöppenstedt und Buxtehude.[3]) Die Urkunden Dietrichs, von denen ich im Anhange kurze Regesten gebe, stammen aus den Jahren 1211, 1215, 1226, 1227, 1230, 1231, 1234, 1235, 1239, 1240, 1241, 1243; die größte Lücke zwischen 1226 und 1243 umfaßt die Jahre 1236—1238; in diese Zeit fällt nun die Beleihung mit den 300 Hufen bei Marienwerder in Preußen vom 29. Januar 1236.

Mit Recht hat schon Johannes Voigt darauf hingewiesen (Gesch. III 463 ff.), daß in dieser reichen Verleihung eines so

1) v. Alten l. c. S. 106.

2) v. Alten l. c. S. 108.

3) Eine Zusammenstellung des Depenow'schen Besitzes nach der Zeitfolge (des Verlustes) giebt v. Alten S. 92, 93; Spruner-Menke zeichnet in Bl. 39 seines historischen Handatlasses ein Territorium „Depenowe“ zwischen Hannover und Celle, von der Aue durchflossen ein; zusammenhängend aber waren die Besitzungen der Depenowes anscheinend nicht.

umfassenden Landbesitzes keine Norm, sondern eine Ausnahme zu sehen ist. Der Güterbesitz Dietrichs in der alten Heimath giebt uns den Schlüssel zu dieser auffallenden Erscheinung: dem Großgrundbesitzer von der Aue und Innerste, dessen Machtsphäre von den Weserbergen bis an die untere Elbe reichte, wäre mit der Erwerbung eines geringfügigen Fleckchen Landes an der Weichsel nicht gedient gewesen. Wir sehen auch aus den Urkunden Dietrichs von 1234 und 1235, wie er durch fortgesetzte Veräußerungen seines Erbgutes sich die Mittel zum Zuge nach Preußen zu verschaffen sucht: 1234 30 Pfund, 1235 102 Pfund, 1239 330 Pfund Hildesheimer Münze, in Summa 462 Pfund.

Mit dem Zuge Dietrichs nach Preußen beschäftigt sich von Alten eingehend S. 69—74, kann aber, da ihm die pomesanischen Urkunden, obwohl seit 1836 gedruckt, unbekannt geblieben sind (ebenso wie den preußischen Forschern bis jetzt die Depenauer) zu keinem festen Ergebniß kommen, zumal er auch in die Chronologie des Kreuzzugs Ottos von Braunschweig Verwirrung bringt. Nach den päpstlichen Bullen vom 25. März 1238 (Potthast n. 10552,53) hatte der Herzog das Kreuz genommen, aber noch am 21. December 1239 ist er in Lüneburg in procinctu itineris versus Pruciam constitutus (Hamburger Urkundenbuch I n. 517): wie sich nun aus der unten Beilage 1 abgedruckten Urkunde vom 22. Mai 1240 ergiebt, war Otto damals bereits aus Preußen zurückgekehrt, da er an diesem Tage an einem Grafending zu Bettmar bei Hildesheim Theil nahm. Die Abwesenheit Ottos aus seinen Erblanden kann also kaum 5 Monate gedauert haben, womit sich die Angaben der preußischen Chronisten des 14. Jahrhunderts, Peter von Dusburg, Nicolaus von Jeroschin, der Chronik von Oliva (Scr. rer. Pruss. I 64, 365, 680), der Herzog habe ein ganzes Jahr in Preußen zugebracht, nicht vereinigen lassen; wohl aber bestätigen die beiden Documente vom 18. April und 22. Mai 1240, von denen das erste in Balga ausgestellte in das zweite zu Bettmar eingeschaltet ist, die Nachricht Jeroschins, die wohl auf den Hoch-

meister Luther von Braunschweig, den Enkel Ottos zurückgeht (Strehlke zu Jeroschin S. 363), der Herzog sei zu Schiff zurückgekehrt: nur bei der Seereise über die Ostsee, vermuthlich bis Lübeck, läßt sich der kurze Zeitraum zwischen beiden Urkunden, 33 Tage, erklären.

Die Verzichterklärungen der Depenowes auf Hotteln werfen noch in anderer Beziehung ein helles Licht auf die preußischen Pläne des Geschlechts: sie zeigen, daß Dietrich beabsichtigte, seinen Wohnsitz in dem ihm vom deutschen Orden verliehenen Gebiet an der (alten) Nogat aufzuschlagen, denn seine Gattin, Alena von Westen, mit der er seit 21 Jahren verheirathet war (drei Söhne, Dietrich, der nur 1219 erwähnt wird und jung gestorben sein muß, Volrad und Heinrich waren der Ehe entsprossen) war ihm nach Preußen gefolgt und weilte, während Dietrich im September 1239 in Hildesheim den Verkauf von Hotteln betrieb, auf ihrem neuen Besitzthum nördlich von Marienwerder, denn gerade um dieselbe Zeit vermehrte der neue Vicelandmeister Berliwin, am 1. Oktober 1239 zu Elbing den Depenoweschen Besitz in Pomesanien um 22 flämische Hufen (c. 3½ □-Kilometer) im Osten der zuerst verliehenen 300 Hufen, links[1]) von der Straße von Marienwerder nach Alt-Christburg (Kirsberg) bis an den Orkuschsee (Cramer N. 2). Drei Jahre später, am 26. November 1242, bekam Dietrich von „Tyfenow“, wie er mit mitteldeutscher Lautverschiebung in der Ordensurkunde genannt wird, abermals eine Erweiterung seines preußischen Besitzes (Cramer n. 3). Der Landmeister Heinrich von Wida übertrug dilecto et fideli nobis nobili viro domino T. de Tyfenow und allen seinen Erben drei preußische Dörfer, Wadekowicz, Stiessewite und das Erbe eines Preußen Nerdingis „de quibus alii ex dono predecessorum nostrorum decimas solebant recipere“, so lesen die beiden Drucke von Voigt (1836) und Cramer (1885): Bischof Johannes Mönch von Pomesanien,

---

1) Dabei darf man aber nicht mit Cramer Urkdb. Pomes. n. 2 an Linken östlich vom Baalauersee denken.

der zu dieser nur in dem pomesanischen Privilegienbuch (A 205) p. 45 unter der Ueberschrift Sipanicz (d. i. Scheipnitz ö. v. Orkuschsee) überlieferten Urkunden 1381 Erläuterungen[1]) hinzufügte, las die Stelle: de quibus aliquando decimas receperunt, also Dietrich und seine Erben. Diese Angabe stimmt mit der Urkunde von 1236 (Cramer n. 1), in welcher Dietrich die Zehnten de uncis trium villarum . . Wadekowicz, Sircoy et Myrowicz erhielt. Da Wadekowicz an beiden Stellen übereinstimmt, wird man Sircoy-Myrowicz gleich Stiessewite-Nerdingis setzen dürfen: Sircoy erinnert an altpreußisch sirwis (sirnis?) Reh, westlich von Gr. und Kl. Wattkowitz im Kreise Stuhm finden wir vier Oertlichkeiten Namens Rehhof; Stiessewite wird von Cramer und Schmitt, Geschichte des Stuhmer Kreises S. 216 mit Straßewo s. von Wattkowitz identificirt, Straszewo grenzt an Rehhof an, dann würde Myrowicz mit dem Erbe des Preußen Nerdingis gemeint sein[2]). In der Urkunde von 1236 wird bei Verleihung der Zehnten ein Vorbehalt gemacht, salvo tamen jure parrochie Pastoline, das ist das Kirchdorf Pestlien südlich von Stuhm, 1242 fehlt ein solcher Vorbehalt. Die „Zehnten von Pastolin" bildeten im Jahre 1254 den Gegenstand einer Klage, welche der Abt des Prämonstratenserklosters St. Vincenz zu Breslau beim Papste gegen den Deutschen Orden in Preußen erhoben hatte und die Innocenz IV. am 3. November 1254 den Bischöfen Thomas von Breslau und Wolimir von Kujavien zur Untersuchung überwies (Grünhagen, schlesische Regesten n. 882. Perlbach, preußische Regesten n. 476). Vergegenwärtigt man sich, dass St. Vincenz in Breslau das Mutterkloster des pommerellischen Zuckau war, so wird die Erwerbung und der Verlust dieses entlegenen Besitzes begreiflich: bei der Bezwingung der Pomesanier, die mit der Schlacht an der Sirgune endete

1) Sie sind bekanntlich aus Ernst Strehlke's Nachlass 1874 von Töppen im 5. Bande der Scriptores rerum Prussicarum S. 410—429 als notae historicae herausgegeben.

2) Nach Kętrzyński's poln. Ortsnamen der Provinzen Preussen und Pommern (1879) S. 116 ist Mirowice der polnische Name für Mirahnen n. ö. v. Wattkowitz.

(wahrscheinlich im Herbst 1233), wirkten Herzog Heinrich von Schlesien und Swantopolk von Ostpommern nach dem Bericht Peters von Dusburg mit, bei dieser Gelegenheit werden in dem unterworfenen Lande die Nonnen des benachbarten Zuckau die Kirche von Pestlien erhalten haben. Als aber 1242 Ende November Heinrich von Wida den Depenoweschen Grundbesitz auf die drei Dörfer ausdehnte, von denen Dietrich und die Seinen bisher nur die Zehnten bezogen hatten, war das Verhältniß zu Ostpommern ein feindliches, schon am 20. September 1242 hatte der Landmeister mit Herzog Konrad von Masovien und seinen Söhnen gegen Swantopolk (quoniam multam sepe violentiam ipsis fratribus et eorum hominibus intulit et amplius inferre conatur, Pommerell. Urkdb. n. 78) ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen; kein Wunder, wenn er die Besitzungen des in Feindesland liegenden Klosters nicht länger respectirte, sondern cum omni jure et omni utilitate, quam ex ipsis poterunt adipisci dem getreuen Dietrich von Depenowe die Dörfer um Pestlien überwies. Ausser den drei genannten Dörfern werden 1242 noch sechs weitere Ortschaften: Barute, Sypenyn, Merenewicz, Sodlok, Medicz und Carczemidicz, de quibus simili modo recipiebat decimas dem Dietrich verliehen: mit ihnen werden Portschweiten (südöstlich von Wattkowitz), Scheipnitz am Orkuschsee, Kl. Baumgart (poln. Namirowo Kętrz. 113), Sadluken (ö. v. Pestlien) und Honigfelde (v. miod poln. Honig, Carczemidicz würde Krug Honigfelde bedeuten) bezeichnet, sie liegen im Nordosten der ersten 300 Hufen von 1236. Wie gross der Umfang der neuen Schenkung war, ist in der Urkunde nicht angegeben.

Der preußische Grundbesitz Dietrichs von Depenau war mit dieser Erwerbung von 1242 abgeschlossen. Im folgenden Jahre, 1243, weilte sein jüngerer Sohn Heinrich in Preußen (s. unten Reg. 26.) Die Urkunde, aus der wir diesen Umstand erfahren, enthält zugleich das letzte Lebenszeichen Dietrichs: innerhalb der nächsten fünf Jahre ist er gestorben, denn in einer zwar undatirten, aber sicher im Jahre 1248 abgefaßten Urkunde nennt

seine Gattin sich Wittwe[1]): ob die Urkunde in Deutschland oder in Preußen ausgestellt ist, bleibt unersichtlich. Daß die Familie die Absicht hatte nach Preußen überzusiedeln, beweist der Verkauf der Stammburg Depenau bei Burgdorf an Bischof Konrad von Hildesheim, der Ende 1246 oder Anfang 1247 sein Amt niederlegte[2]), das Jahr des Verkaufs kennen wir leider nicht[3]). Im März 1250, als der Landmeister Ludwig die Diöcese Pomesanien nach den Vorschriften der Theilungsurkunde Wilhelms von Modena in drei Theile theilte, war der Name der „Burg Dypenowe“ bereits auf das 1236 Parvum Quedin genannte Schloß übergegangen — bekanntlich liegt noch heute eine Meile nördlich von Marienwerder das Dorf Tieffenau, das castrum sucht Töppen wohl mit Recht auf den Höhen des südlich davon belegenen Dorfes Baldram (Gesch. v. Marienwerder S. 3). Aber die Depenau's sind in der neuen Heimath ihres Lebens sicher nicht froh geworden; von 1242 bis 1249 und von 1260 bis 1277 tobte auch in Pomesanien der Aufstand der Preußen, drei Mal ist Marienwerder von den feindlichen Schaaren eingenommen worden. Die Schicksale der Burg Dypenowe kennen wir nicht: als 1294 Meinhard von Querfurt, nachdem seit einem Jahrzehnt wieder Frieden in Preußen herrschte, die Grenzen des Bisthums Pomesanien genauer bestimmte (Cramer n. 17), lag die Burg verlassen da, denn die Urkunde beginnt mit dem mons sive vallum quondam castri Tyfenowe. Volrad von Depenowe, der von 1249 bis 1283 zwölf Mal in seiner niedersächsischen Heimath vorkommt, ist in Preußen nicht nachweisbar, ebenso verschwindet seit 1243 sein jüngerer Bruder Heinrich. Die einzige Erwähnung

1) Unten Reg. 27, Verzicht auf Landringhausen zu Gunsten Amelungsborns. Auf dieselben Güter verzichten andere Mitbesitzer: Frau Lutgardis von Homburg, Graf Berthold von Vilsberg und seine Mutter Sophie, zwei Stiftsdamen zu Quedlinburg und Gandersheim 1248 und 1249 v. Alten S. 134—138, 184—186; v. Alten hält sie alle für die Nachkommen der Alechisa von Hagen, der Schwester Helena's von Depenau.

2) Hoogeweg n. 772 und 788.

3) Quelle ist das chron. ep. Hildesheim. Mon. Germ. hist. SS. VII S. 860. v. Alten S. 74.

Volrads im Ordenslande finden wir fünf Jahre nach seinem 1283 erfolgten Tode (s. unten Reg. n. 39, 41) 1288, als der Landmeister Meinhard von Querfurt dem nobili viro et strenuo militi domino Theoderico Stangoni seine Burg Stangenberg (am Baalauersee, zwischen Riesenburg und Christburg) von der Verpflichtung die im Kulmerlande gebräuchliche Abgabe an Getreide zu leisten befreit und diese Vergünstigung auch auf die bona in Typhenov, que eciam a nostra domo sibi collata possidet, que iusto et vero empcionis tytulo apud heredes domini Volradi dicti de Typhenov pie memorie, qui ea olim possederat, comparavit, ausdehnte.[1]) Die Erben Volrads von Depenau also haben seine preußischen Besitzungen an den Ritter Dietrich Stange verkauft. Ihre Namen lernen wir aus einer Reihe von Verzichtsurkunden für das Kloster Lokkum kennen: Frau Lutgardis, Gemahlin des Ritters Heinrich von Waneberge, Graf Johann von Wunstorf, Graf Burchard von Wölpe und drei Herren von Hessen bei Halberstadt (unten Reg. 40—43), von denen einer, Dietrich, Domherr zu Halberstadt, die beiden anderen Johann und Ludolf Ritter und Halberstädter Stiftsvasallen waren. Volrad von Depenau hat also ihn überlebende Leibeserben nicht gehabt, er scheint unvermählt geblieben zu sein.

Wer war nun jener Ritter Dietrich Stange, der zwischen 1285 und 1288 die Güter Volrads in Preußen kaufte? Auch seine Herkunft ist zum Ausgangspunkt der verschiedensten Hypothesen gemacht worden. Voigt, Gesch. Preußens III 473 (1828) führt Dietrich Stange unter den deutschen, adeligen Einzöglingen auf, dagegen behauptete v. Mülverstedt 1856 in den Neuen preußischen Provinzialblättern 2. F. IX. S. 104 ff. die preußische Abkunft Dietrichs, von dem er die Familie von Lehndorf ableitet: dem schloß sich Schmitt, Stuhmer Kreis (1868) S. 249 an und Kętrzyński o narodowości (1874) S. 165, welcher für die Ahnen Dietrichs den Pomesanier Pippin und seinen deutschfreundlichen Sohn Matto, von dessen weitverzweigter

1) Cod. dipl. Warm. II n. 542.

Nachkommenschaft um 1350 der Chronist von Oliva[1]) berichtet, ansieht. Diese Vermuthung nahm 1875 auch Töppen in seine Geschichte von Marienwerder auf (S. 11). Aber Kętrzyński sah bald das Unrichtige seiner Ableitung ein, denn in der entscheidenden Urkunde von 1260 (Cramer n. 6) wird Matto als Grenznachbar des Tyczeman Stangen (so ist mit Kętrzyński 1874 S. 166 statt Tyczen a Stango zu lesen) erwähnt. Matto's Privileg über Trist, Trumpe und Sobis, nur abschriftlich erhalten, trägt die Ueberschrift Gunthonis privilegium, das ist das heutige Dorf Gunthen nördlich von Riesenburg, der Name Sobis, 1330 lacus Sowicz Cramer n. 40, 1374 lacus Sobizin Cramer n. 74, ist erhalten im Zuweiser See bei Riesenburg, Cramer S. 58, 113, Matto's und Guntho's Stamm läßt sich bis 1401 verfolgen. Das hat Kętrzyński zwischen 1874 und 1882 ebenfalls deutlich erkannt und demgemäß in seinem zweiten Buche o ludności S. 191, 192 zutreffend dargestellt, den Dietrich Stange aber hält er jetzt für einen Ostpommern, weil er noch 1286 Zeuge Herzog Mestwins als comes ist (S. 180).

In Preußen erscheint der Name Stange, Stango, zuerst 1249 bis 1252 im Deutschen Orden: Heinrich Stange ist Comthur von Christburg, im Winter 1252—53 wurde er bei Germau von den Samländern erschlagen, 1278 bis 1296 ist dann in verschiedenen Ordensämtern, als Landcomthur von Kulm, Comthur von Ragnit und Thorn Konrad Stange nachweisbar, seit 1294 Heidenreich Stange Domherr von Samland.[2]) Ticzeman Stange fanden wir 1260 als Gutsnachbarn Matto's: er ist offenbar der Vater des Ritters Dietrich Stange und auf ihn beziehen sich die Worte, welche dieser am 10. April 1285 in einem Vertrage mit dem pomesanischen Domcapitel gebraucht (Cod. dip. Pruss. II n. 8): quod nos nostro et coheredum nostrorum et heredum nomine omnia bona, que hucusque a venerabili patre ac domino Alberto predicto ecclesie episcopo nostri progenitores et nos habuimus et possedimus, . . resignavimus. Aus der Erwähnung des

1) Ss. r. Pruss. I 677.
2) Die Belege s. in meinen preussischen Regesten.

Bischofs Albert läßt sich erkennen, daß die Verleihung an Ticzeman Stange nicht vor 1260, dem Regierungsantritt Alberts, stattgefunden hat.[1]) Wenige Wochen vor Dietrich wird ein anderer Stange im Kulmerlande erwähnt: als erster unter den feodalibus ist Gothebur Stango am 5. März 1285 zu Lippinken (Lypena) Zeuge des Landmeisters Konrad von Thierberg bei der Vermessung des Dorfes Morczyn südlich von Kulmsee (Wölky, Urkundenbuch des Bisth. Kulm n. 106). Von 1289 bis 1303 läßt sich dieser Cothoborius Stango in Pomesanien als Vasall des Bischofs nachweisen, und zwar wird er 1291, 1293 und 1303 als Bruder Dietrichs bezeichnet (Cramer n. 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 21, 24). Die Formen seines Namens lauten 1286 Gothebur (Or.), 1289 Febr. 3 Cothoborius (Transsumpt von 1505), 1289 Febr. 5 Kothoborius (Or.), 1289 Juli 6 Cothoborius (A 205), 1291 Januar 25 Cothoborius (A 205), 1293 Jan. 22 Kotheborius (Cop. s. 13), 1294 Januar 1 Cothoborius (A 205), 1294 Juni 30 Coteborius (Cop. s. 13), 1302 Apr. 4 Cotheborius (A 205), 1303 Aug. 24 Cottoborius (Or.), die in meinen Regesten n. 1030 (nach Voigt Cod. dip. Pruss. II S. 23) aufgenommenen Formen Bottohonus und n. 1034 Cototorius (nach Froelich, Geschichte des Graudenzer Kreises I 331, 2. Aufl. I 344) sind ebenso wie die von v. Mülverstedt, N. pr. Provbl. 1856 IX S. 105 gebrauchte Coleborius als Druck- und Lesefehler abzuweisen. Dieser Name Koto(e)borius giebt uns nun einen deutlichen Fingerzeig für die Herkunft seines Trägers, er weist nach Böhmen. In Pommern,

1) Dem scheint eine Stelle in A 205 p. 47, Ss. r. Pruss. V 422, zu widersprechen: nota inter villas Prutenicas prescriptas nominatur Sypenyn: an illa sit Sypanicz, dubium est, cum postea Theod. Stange 53° anno ibi primo villam locavit Conrado et Wilhelmo. Strehlke und Töppen haben 53 für 1253 gehalten und daher diese Zahl an den Rand gesetzt; die Notiz ist aber 1381 von Bischof Johannes I niedergeschrieben; Scheipnitz (Sypanicz) wird erst 1366 erwähnt und es heisst in der Urkunde (Cramer n. 66): Sypanicz und Wurkus .. an den czen huben, di Benecke und Jacob no besiczin, dy hy vormals vorlenit woren von herren Ticzen Stangin eren eldern, es ist offenbar 1353 zu verstehen. Sypanicz und Wurkus gehörten eben zu den Tieffenauischen Gütern und wurden erst 1285/88 von Dietrich Stange erworben.

Polen und Schlesien ist er unbekannt, keins der zahlreichen polnischen Urkundenbücher bringt ihn, ebenso wenig die pommerschen und die schlesischen Sammlungen, die sich bis 1300 bez. 1326 bequem übersehen lassen, in der Zeitschrift für schlesische Geschichte findet er sich ein einziges Mal 25,299 zu 1357, aber sein Träger Chotieborius ist ein Olmützer Kleriker. Miklosich stellt in seiner grundlegenden Arbeit über die Bildung der slawischen Personennamen (Denkschriften der Wiener Akademie 1860 hist. phil. Kl. X, 323) die verschiedenen von hoti voluntas, alacritas animi abgeleiteten Namensformen fest und vermag für chotêbor, hotebor, chotibor, gothborius nur böhmische Quellen anzuführen, die entsprechende polnische Namensform ist chcibor: auch als Ortsname kommt Chotêbor, Chotêbořice, chotêborsky in Böhmen vor (Miklosich l. c. 324); dem Altpreußischen ist der Name ebenso fremd, wie den übrigen slavischen Sprachen (s. Bezzenberger, die Bildung der altpreußischen Personennamen, Altpreußische Monatsschrift 1876 S. 385—435).

Nun finden wir in Mähren in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in der That den Namen der Stange's am Hofe des Bischofs Bruno von Olmütz. Schon 22. Febr. 1249 ist Ritter Albert Stango Zeuge des Bischofs für Gallus von Löwenberg (Boczek, Codex dipl. Moraviae III n. 138, Erben, Regesta Bohemiae I n. 1229); 1255 Nov. 7 erscheint zu Olmütz in einer Urkunde für den Truchseß Herbord Theodoricus Stango als Zeuge (Emler, Reg. Boh. II n. 74), 1273—82 sehen wir Theodoricus Stange zuerst als Marschall des Bischofs, dann als camerarius Moraviae, dazwischen am 3. November 1275 in Olmütz Theodrichus de Pruscia marscalchus domini episcopi Olmucensis (Emler n. 841, 842, 987, 1086, 1280, 1282).[1] Er war auch in Mähren begütert, erhielt 1277 Sept. 4 vom Bischof Bruno von Olmütz, dem grossen Kolonisator seines Bisthums

1) Ich habe schon 1875 in meinen preussischen Regesten n. 821 auf diesen Theodericus de Pruscia hingewiesen, aber in der Theorie von den „preussischen Stangonen" befangen, den wahren Zusammenhang nicht erkannt.

aus dem Hause der Grafen von Holstein, drei Dörfer und 20 Hufen bei Blansko an der Zwittawa nördlich von Brünn und war nach dem Magdeburger Lehnrecht zu Burglehndiensten in des Bischofs Burg Puztimir d. i. Pustomierz östlich von Blansko verpflichtet.[1]) 1288 am 14. April wurde er mit Heinrich und Erkembert Stange zu gesammter Hand mit ihren Gütern zu Vridberg, Swensir, Cunczendorf und Heinrichsdorf belehnt: Swensir, in dessen Bezirk das zu Pustomierz burglehnpflichtige Dorf Brunaz der Urkunde von 1277 lag, ist wohl unweit dieser Burg zu suchen. Dudik setzt im 8. Bande seiner grossen Geschichte Mährens (1878) S. 198 ein Fragezeichen zu diesem Namen, zum Zeichen, daß er ihn mit einem heute noch vorhandenen nicht gleichsetzen kann; Vridberg ist das heutige Mistek s. ö. von Braunsberg unweit der mährisch-(österr.) schlesischen Grenze[3]), im selben District Hochwald lag auch Heinrichsdorf.[4]) Mit dieser Urkunde von 1288 hat sich eingehend W. von Brünneck in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des sg. magdeburger Lehnrechts"[5]) beschäftigt, er findet in diesem „Lehnsrevers" den Beweis, daß die Olmützer Stiftsvasallen von Bischof Bruno das sächsische Lehnrecht erhalten hatten, sieht aber zugleich in dieser Gesammtbelehnung ein außergewöhnliches Mißtrauen des Lehnsherrn, für das vermuthlich besondere Gründe obwalteten:[6]) vielleicht werden diese besonderen Gründe aus dem Folgenden klar.

1) Emler II n. 1086.

2) Emler II n. 1441.

3) Nach Boczeks Ueberschrift IV 345 und der von Lechner in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens II (1898) S. 159 mitgetheilten Dorsalnotiz „Herrschaft Hochwald".

4) Dudik, Bibliothek und Archiv zu Kremsier 1870 S. 113.

5) Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abth. XV (1894) S. 64—65, 68, 69. Nur irrt er darin, dass er die Aussteller Brüder nennt, davon steht in der Urkunde nichts.

6) Die Belehnten müssen anerkennen, die Gesammtbelehnung sei ihnen mit der vertragsmässigen Abrede ertheilt, dass, wenn sie alle oder wenn auch nur einer von ihnen sich gegen den Bischof oder dessen Kirche vergehen und irgend wie der ihm gelobten Treue zuwiderhandeln würden, sie damit ohne weiteres ihres Lehnrechts verlustig gehen sollten (v. Brünneck l. c. 68, 69).

Die Urkunde von 1288 ist für uns nun durch den Umstand vom höchsten Interesse, daß sich an ihr das Siegel Dietrich Stange's befindet. Herr Professor Dr. Karl Lechner in Kremsier, der in den Jahren 1898 und 1899 die im erzbischöflich Olmützer Archiv befindlichen Vorlagen von Boczek's codex diplomaticus Moraviae einer genauen Vergleichung und Nachprüfung unterzogen hat (Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens II 123, 236, 361; III 71, 298) hatte auf meine Bitte die Güte[1]) mir die Beschreibung der drei Siegel (nicht 6, wie L. schon Zeitschrift II 159 die Angabe Boczek's berichtigt hatte) zu senden, die ich bei der Wichtigkeit der Urkunde für die Stange'sche Familiengeschichte hier im Auszuge wiedergebe.

An Pergamentstreifen hängen an der Urkunde von 1288:

1. rundes, 2,8 cm. im Durchmesser großes Wachssiegel, von der Umschrift lesbar: Th . . der . . . . . . nge . . (in Majuskeln), spitzes Wappenschild mit Ast von rechts oben nach links unten (heraldisch), auf jeder Seite drei Blätter, darüber ein Helm mit Zimier bestehend aus einem heraldischen Fluge.

2. rundes Wachssiegel des Ekkerich von Füllstein mit dem Familienwappen (drei Schwerter oder Ketten, deren Spitzen in einem Apfel sich sternförmig durchkreuzen,[2]) abgebildet Pfotenhauer, Schles. Siegel III 27).

3. rundes Wachssiegel 3,2 cm. im Durchmesser mit demselben Wappen wie auf 1, von der Umschrift sind nur noch die Buchstaben ic und ng erhalten.

Nach der Ankündigung der Besiegelung in der Urkunde soll es das Siegel des Burggrafen Wolfram von Mödritz (s. v. Brünn) sein, was ich, weil für diese Untersuchung irrelevant, dahingestellt sein lasse.[3]) Uns beschäftigt hier nur das erste

1) Wofür ihm an dieser Stelle nochmals öffentlich meinen verbindlichsten Dank zu sagen, mir eine angenehme Pflicht ist.

2) S. Gröger in der Zeitschrift des (Breslauer) Vereins für Geschichts- und Alterthumskunde Schlesiens 35 (1901) S. 267.

3) Ich halte es für das Siegel des zweiten Ausstellers, Heinrich Stange.

Siegel, das des Dietrich Stange. Mit ihm stimmt in dem Wappenbilde, der Stellung des Helmes, dem Helmschmuck das von H. Cramer im Pomesanischen Urkundenbuch Taf. V n. IV 1 abgebildete und S. XX, XXI beschriebene Siegel Dietrich Stange's an der Urkunde XXIII, 1 von 1285 des Königsberger Staatsarchivs überein, weicht aber in der Grösse (4,5 cm) und Umschrift ab, die Grösse deckt sich bei einem kleineren im Königsberger Archiv XXII 2 von 1303 (Größe eines Thalers = 2,8 cm Durchschnitt, Cramer S. XXI). Durch diese Siegel kann der Beweis der Gleichheit des preußischen Dietrich Stange mit dem mährischen wohl für erbracht gelten. Und damit wird auch klar, warum der Nachfolger Bischof Bruno's die Stange's als etwas unsichere Vasallen in den ihnen gestellten Bedingungen ansah: der älteste von ihnen, er steht in der Urkunde voran, besaß seit längerer Zeit einen fast fürstlichen Gütercomplex im Ordenslande Preußen.

In den nächsten Jahren sehen wir nun Dietrich Stange bald in Pomesanien und bald am Hofe verschiedener schlesischer Herzöge: bei Nicolaus von Troppau war er, noch als camerarius Moravie, schon 1282 am 27. und 28. Aug. gewesen,[1]) hier traf er mit dem Deutschordenscomthur von Troppau, Magister Heinrich decretorum doctor zusammen, der 1286 nach dem Tode Alberts den Bischofsitz von Marienwerder besteigen sollte. Einem anderen einst auch preußischen Großgrundbesitzer begegnete Dietrich Stange 1290 am Hofe Herzog Heinrichs V. von Breslau-Liegnitz, Simon Gallicus, von wallonischer Abkunft, der seit 1251 dauernd als Begleiter Heinrichs III. und Heinrichs IV. in verschiedenen Aemtern (einmal, 1272 März 11 heißt er sogar tutor noster, sonst ist er Kämmerer, Burggraf von Steinau, Nimptsch und Wielun, Palatin von Breslau)[2]) vorkommt und 1276 vom Bischof Alberus von Kujavien zusammen mit einem anderen

1) S. unten die Regesten, Beilage 5.

2) Grünhagen, Schlesische Regesten II, III, IV (von 1251 Sept. 9 bis 1311 Juli 14).

schlesischen Magnaten, Albert von Stwolna oder Schmolna,[1]) Kastellan von Wartenberg, einen Besitz von c. 1000 Hufen bei Golub und Schönsee im Kulmerlande erhalten hatte.[2]) Zuletzt finden wir Dietrich Stange in den Jahren 1294 und 1295 im Herzogthum Oppeln, und hier ist im 14. und 15. Jahrhundert die Familie auch ansäßig, doch treffen wir auch in anderen Theilen Schlesiens, in Schweidnitz, Goldberg, Oels Mitglieder derselben: soweit der mir zugängliche gedruckte Vorrath schlesischer Urkunden reicht, habe ich die Stange's in Schlesien bis gegen 1500 in Beilage 5 zusammengestellt. In Mähren scheint das Geschlecht im 14 Jahrhundert nicht mehr stark begütert gewesen zu sein. 1300 giebt Johannes Stange die bei Hotzenplotz liegenden Güter Liebenthal auf, nur noch 1386 und 1399 finde ich Angehörige der Familie in mährischen Urkunden erwähnt, beide Mal in mißlichen Verhältnissen.

Vier Jahre, bevor der erste Stange, Albertus Stango, am Hofe Bischof Bruno's von Olmütz auftritt, 1244 erscheint in Altenburg im Pleißnerlande in einer Urkunde des kaiserlichen Landrichters Guntherus de Crimaschowe als Besitzer eines Gutes bei Altenburg Ludewicus Stango und von 1275 und ununterbrochen von 1294 an läßt sich hier die Familie Stange bis in die Neuzeit verfolgen. Bis 1429 sind die Stange's als Burgmannen auf dem Schlosse Altenburg ansäßig, einen großen Güterbesitz legt ihnen der Geschichtschreiber des sächsischen Adels Valentin König im ersten Theile seiner Genealogischen Adelsgeschichte S. 924 bei, er nennt 17 Dörfer um Altenburg als ihr eigen und bringt S. 925 unbedenklich die aus Dusburg und Hartknoch bekannten Deutschordensbrüder Stange im Stammbaum derselben unter. Die Wahrscheinlichkeit, daß Heinrich Stange, Comthur von Christburg (1249—52) und Konrad Stange (1278—96) aus Altenburg stammten, ist um so weniger zu be-

1) Beide Formen kommen urkundlich vor, er nennt sich nach Schmollen bei Oels.

2) Meine preuss. Reg. n. 832. Die weiteren Schicksale dieser schlesischen Magnaten s. Altpr. Monatsschr. 18, 235, 238.

zweifeln, als das Haus Altenburg zu den ältesten Besitzungen des Ordens im mittleren Deutschland gehörte, schon 1214 war es ihm von Friedrich II verliehen worden (Hennes, Cod. dip. ord. Theut. II n. 3), aber der Beweis für die Zugehörigkeit läßt sich nicht erbringen, vielleicht wird, wenn die Veröffentlichung der sächsischen und thüringischen Urkundenwerke weiter fortgeschritten sein wird, auch über diesen Punkt Klarheit zu erlangen sein. Sicher aber ist die Verwandtschaft der Altenburger Stange mit den Mährisch-schlesischen, denn das von König S. 921 abgebildete Wappen zeigt genau dasselbe Bild, den Ast mit den 6 Blättern, nur ist es umgekehrt gewandt, von rechts unten nach links oben, heraldisch genommen. Ein weiterer Beweis, dass die Altenburger Stange's mit den mährischen in Verbindung gestanden haben müssen, liegt in den Namen: 1342, 1389, 1409 und 1432 treffen wir Kuthber, Cotwer, Kotbar, Kotteber Stange (s. unten Beilage 6), verstümmelte Formen des čechischen Cotoborius. In keiner anderen Familie des meißnischen, pleißnischen und des Vogtlandes, aus denen in den Publikationen des Dresdener Staatsarchivs und der Altenburger, Plauener und Geraer Geschichtsvereine doch jetzt ein reichlicher Urkundenvorrath vorliegt, habe ich diesen slavischen Namen gefunden. Bei dem fast gleichzeitigen Auftauchen der Stange's in Altenburg 1244, in Mähren 1249 wird die Frage, welche Gegend als Stammsitz des Geschlechts anzusehen ist, sich nicht mit Sicherheit entscheiden lassen. Erwägt man jedoch, daß der Name Stange deutsch ist, daß Bischof Bruno von Olmütz mit Vorliebe deutsche Ritter nach Mähren zog, daß wir Ludwig Stange 1244 bereits als Besitzer um Altenburg finden, so möchte ich doch Altenburg für den Ausgangspunct der Familie halten. Neunzig Jahre vorher, 1154, erscheint in einer freilich mangelhaft überlieferten und ungenügend beglaubigten Urkunde in der Gegend von Wurzen ein Albertus Stanga als Zeuge des Bischofs von Meißen: ihn können wir vielleicht als den Stammvater der altenburger, mährisch-schlesischen und preußischen Stange's ansehen (s. Beilage 6).

Anlagen.

1.

1240. Mai 22.

Bischof Konrad von Hildesheim beurkundet, daß der Edle Dietrich von Diepenowe seinen Besitz in Hotteln dem Bartholomäusstift in Hildesheim unter Zustimmung seiner Söhne und seiner in Preußen weilenden Gattin verkauft habe.

Or. im Kgl. Staatsarchiv zu Hannover mit dem Siegel des Bischofs. Gedr. v. Alten S. 120—122. Hoogeweg n. 564.

Conradus dei gratia Hildensemensis episcopus[1]) universis Christi fidelibus plenitudinem gratie in hoc seculo et eterne beatitudinis gloriam in futuro. De negotiis et contractibus consulte scripturam facimus, ut res, que sub oculis modernorum geritur, testimonio scripture ad futurorum noticiam prorogetur. Notum igitur sit omnibus tam posteris quam presentibus, quod nobilis homo Theodericus de Diepenowe universum patrimonium suum in Hottenem[2]) cum patronatu ecclesie et aliis, que tam in campo quam in villa et nemore per se vel per alium possidebat, ecclesie sancti Bartholomei in Sulta[3]) pro trecentis triginta talentis Hildensemensis monete vendidit, consentientibus filiis suis, quorum unus, scilicet Wlradus, predictis bonis renuntiavit Vorsete[4]) coram nobis, alter vero, scilicet Henricus, in presentia ducis de Bruneswic[5]) et nostra in silva prope Bethmere[6]) multis presentibus utrobique, de quibus paucorum nomina infra ponere volumus, ut effrenatam multitudinem testium evitemus. Testes de renuntiatione Wlradi hii sunt: Basilius de Escherte,[7]) Wlferus

1) 1221—46. 2) Hotteln bei Sarstedt n. v. Hildesheim. 3) Das Augustinerchorherrenstift St. Bartholomäi zur Sülte vor dem Osterthore zu Hildesheim. 4) Gr. Förste an der Innerste n. v. Hildesheim. 5) Otto das Kind 1213—52. 6) Bettmar bei Hildesheim. 7) Escherte w. von Hildesheim, der Zeuge ist urkundlich nachweisbar 1225—58.

de Rethen,[8]) Ludolphus de Hareboldessen,[9]) Ludolphus de Borssem,[10]) Gerardus de Winnighusen,[11]) Gerlacus et Henricus fratres de Lobeke,[12]) Theodericus de Sudersen,[13]) Heinricus Budsel,[14]) Conradus de Suttherem,[15]) Wernerus de Borsem,[16]) Theodericus Rust,[17]) Ludolphus camerarius,[18]) milites; Volcmarus Dives,[19]) Tidericus Fuscus,[20]) Bertoldus de Domo,[21]) burgenses;[22]) Heinricus de Gledinge,[23]) Thidericus Agrestis, Conradus et Henricus de Weminge,[24]) Bodo de Muldinge, Loduwicus de Engeleborstelde,[25]) Lodewicus de Ruschenhagen, servi, et alii quam plures. Testes vero de renuntiatione Heinrici sunt isti: Reinoldus prepositus major,[26]) Meinardus scolasticus,[27]) Rodolphus de Bruneswic,[28]) Thidericus de Adonois,[29]) Sigebodo de Scartvelde,[30]) canonici nostri; Otto dux de Bruneswic, comes Hermannus junior de Waldenberg,[31]) comes Widekinnus de Ponpenburg,[32]) Bernardus et Conradus filius suus de Dorstat,[33]) Gunzelinus dapifer et filii sui,[34]) Sifridus de Rutenberg,[35]) Basilius de Escherte,[36]) Ludolphus camerarius,[37]) Conradus marscalcus,[38]) Heinricus pincerna,[39]) Bodo et Burchardus de Saldere,[40]) Heinricus et Ascwinus de Lapideo Monte,[41]) milites, et alii quam plures. Uxor etiam prefati nobilis viri Th.,[42]) sicut ipse ante data fide cum aliis

---

8) Reden bei Pattensen, Kreis Wennigsen, 1227—44. 9) Lag bei Eldagsen, w. von Hildesheim, 1236—51. 10) Borsum n.-ö. von Hildesheim, 1227—60. 11) Winninghausen s.-w. von Hannover, 1239—51. 12) Lobke ö. von Sarstedt, 1236—43, 1225—50. 13) Sorsum w. von Hildesheim, 1239—52. 14) 1232—c. 1242. 15) wie 13, 1225—52. 16) wie 10, 1240—60. 17) 1225—47 (?). 18) 1221—43. 19) 1222—57. 20) 1239—40. 21) 1227—42. 22) von Hildesheim. 23) Gleidingen n. von Sarstedt. 24) Wehmingen n.-ö. von Sarstedt. 25) Engelborstel n. w. v. Hannover, 1240—59. 26) Dompropst Reinhold v. Dassel 1232—50. 27) 1235—49. 28) 1230 bis 40. 29) von Adensen, bei Schulenburg, 1230—43. 30) v. Scharzfeld s.-ö. von Osterode am Harz, 1230—60. 31) Hermann III Graf von Wohldenberg (n. von Bockenem), 1234—60. 32) Poppenburg bei Nordstemmen, 1230—55. 33) s. von Wolfenbüttel, 1223—46, 1232—58. 34) Gunzelin Truchsess von Wolfenbüttel 1223—53, seine Söhne Ekbert 1234—49 und Gunzelin II 1234—50. 35) Rautenberg n.-ö. von Hildesheim, 1227—60. 36) s. n. 7. 37) s. n. 18. 38) von Emmerke, w. von Hildesheim, 1221—52. 39) von Meienberg (Meinberg in Lippe-Detmold ?), 1232—60. 40) Salder w. von Wolfenbüttel, beide 1226 bis 54. 41) Steinberg bei Hildesheim, 1227—60, 1227—46. 42) Helena von Westen (bei Verden).

quibusdam militibus promiserat, coram militibus Christi in Prucia renuntiavit omni juri, quod ipsi in eisdem bonis competere videbatur, qui nobis secundum quod convenerat inter partes, de facta renuntiatione uxoris litteram transmiserunt, cujus tenorem presenti pagine inserendum duximus in hac forma:

Venerabili in Christo patri ac domino C. dei providentia episcopo Hildensemensis ecclesie universum capitulum fratrum domus Teuthonice in Prucia constitutum in Balga[43]) orationes et promptam ad obsequia voluntatem. Litterarum vestrarum et domini prepositi de Sulta[44]) intellecto tenore peticionem vestram in eis factam judicavimus exaudiri, et non solum illam, sed et omnem, que ex desiderio vestro emanaverit, tamquam patris et ordinem nostrum jam ex multo tempore diligentis. Igitur testimonium perhibemus attestatione presentium, quod uxor domini Theoderici de Diepenowe, nobilis viri, publice renuntiavit coram fratribus nostris et aliis multis in Insula sancte Marie omnibus bonis, que habuit in villa et in campo Hottenem, nichil sibi juris in eis excipiens vel reservans, ita ut maritus suus ea libere possit vendere, cui velit. Datum in Balga, anno gratie M⁰ CC⁰ XL⁰ XIIII. Kalendas Maji.

Licet igitur de predicta bonorum vendicione et consensu filiorum et uxoris satis constet per testes et per litteram autenticam, que parem vim habet cum testibus, tamen nos, ut faceremus notius ante notum et ne falsitas prejudicet veritati, ista nostro sub nomine conscribi jussimus ad cautelam. Nos autem considerantes, quod prefata ecclesia sancti Bartholomei in Sulta circa emptionem bonorum et ecclesie in Hottenem graves fecerit expensas atque dampna et de consilio prudentum virorum inducti pariter et rogati, videlicet domini Reinoldi prepositi majoris, Gerwici decani,[45]) Meinardi scolastici, Heinrici de Tossem custodis,[46])

---

43) Aelteste urkundliche Erwähnung. 44) s. n. 3. Der Propst war Hermann von Glithe, 1240—46. 45) 1235—53. 46) 1227—45, Tossem wüst s. von Hildesheim.

Rodolphi de Bruneswic et aliorum multorum, qui ejusdem ecclesie in Sulta dolebant necessitudinem et defectum, concedimus et statuimus, ut sepedicte ecclesie sancti Bartholomei in Sulta prepositus curam prememorate ecclesie in Hottenem jure perpetuo habeat, sicut verius probatur habere curam ecclesie in Lulene[47]) et quemcumque voluerit de fratribus sue ecclesie divinum ibi officium exequatur. Et hoc auctoritate dei patris et in nomine Jhesu Christi filii ejus et in virtute spiritus sancti sub anathematis interdicto eisdem imperpetuum sigilli nostri testimonio confirmamus. Datum in placito provinciali, quod fuit inter dominum Ottonem ducem de Bruneswic et nos et magnates terre apud silvam Bethmere anno domini M⁰ CC⁰ XL⁰ XI⁰ Kalendas Junii, pontificatus nostri anno XVIII⁰.[48])

2.

1243. August 4. Poppenburg.

Dietrich Freier von Depenov entsagt mit seinem Sohne Volrad allen Ansprüchen an den Müller Ludolf gegenüber dem Michaeliskloster und verspricht, die Zustimmung seines Sohnes Heinrich vor den Deutschordensbrüdern in Preußen innerhalb Jahresfrist zu beschaffen.

Or. im Kgl. Staatsarchiv zu Hannover mit dem Siegel Dietrichs.
Gedr. v. Alten S. 123, 124. Hoogeweg n. 685.

Thidericus dictus liber de Depenov omnibus Christi fidelibus salutem in Christo. In hac littera puplice profiteor et protestor, quod ego et major filius meus Wlradus in presentia domini nostri Conradi Hildensemensis episcopi constituti de consilio virorum bonorum renuntiavimus actioni, que nobis adversus monasterium sancti Michahelis[1]) competere videbatur pro quodam molendinario, Ludolpho nomine, quem ego in servum ceperam vendicare. Data etiam fide in manus plurium militum ego et

47) Lühnde n. ö. von Sarstedt. 48) statt 19.

1) Benedictinerkloster in Hildesheim.

filius meus promisimus efficere, quod filius meus junior Heynricus coram fratribus domus Teuthonie in Prutia renuntiabit eidem actioni et quod nos litteram de hujusmodi renuntiatione conscriptam et sigillo predictorum fratrum sigillatam monasterio sancti Michahelis infra terminum hujus anni transmittere debeamus sub ejusdem fidei sponsione nichilominus promittentes, quod, quam cito filius meus H. de Prutia in patriam reversus fuerit, renuntiationem factam debet coram domino nostro episcopo puplice protestari et quod monasterio sancti Michahelis non inferat molestiam vel gravamen, nec unquam predicto molendinario de conditione sua vel rebus moveat questionem. Receperunt autem fidem nostram comes Widekinnus,[2]) Johannes de Wlvinge,[3]) Thidericus et Hugo fratres de Holthusen[4]), Hermannus Caper et fratres ejus,[5]) Conradus de Sutherem[6]), Ludolphus de Borsem[7]). Et in memoriam hujus rei presentem litteram feci sigillo meo et testimonio bonorum hominum roborari. Testes sunt Johannes cellerarius Hildensemensis,[8]) Meinnardus scolasticus, Hermannus et Jordanus[9]) clerici et milites supradicti et alii quam plures. Actum est hoc Popenborg anno domini M° CC° XLIII° II Nonas Augusti.

3.

Regesten der Herren von Depenau

1211—1288.

(Nach v. Alten und Hoogeweg.)

1. 1211. o. T. u. O. Bischof Hartbert von Hildesheim beurkundet, daß der edele Mann Kono v. Depenowe mit Zustimmung seines Sohnes Thid. und sein After-

---

2) von Poppenburg s. 1 n. 32. 3) Johann von Wülfingen 1236—58. 4) j. Wrisbergholzen, Kreis Alfeld, s. von Hildesheim, 1226—55, 1227—60. 5) Die Brüder Hermann, Albert und Bertram Bock erscheinen 1240—60 und 1251—59. 6) s. 1 n. 15. 7) s. 1 n. 10. 8) Johann von Brakel 1226—52, von 1257—60 Bischof v. H. 9) Notar des Bischofs 1231—46.

vasall Lefhard v. Empelde die Vogtei über die 3 Meierhöfe des Hildesheimschen St. Johannis-Hospitals zu Lammeste, Lohnde und Döteberg ihm zu Gunsten des Hospitals resignirt haben.

Or. im Staatsarchiv zu Hannover. v. Alten S. 107. 108.

2. 1215. IX. Kal. Jun. (Mai 24). in villa Westene. Ego Theodericus liber de Depenowe beurkundet, daß er bei seiner Vermählung mit Helena (von Westen) ihr sein ganzes zum Gutshofe Hotteln gehöriges Besitzthum zum Leibgeding überwiesen habe.

Or. mit Siegel Dietrichs in Hildesheim. Janicke, Urkdbch. d. Bisth. Hildesheim I n. 680. v. Alten S. 109.

3. 1219. VII. Id. Nov. (Nov. 7). Braunschweig. Herzog Heinrich v. Sachsen u. Pfalzgraf bestätigt den Verkauf der Westener Güter an das Bisthum Verden durch Alen v. Westen unter Zustimmung ihres Gatten Thioderici de Depenow: für ihren minderjährigen Sohn Thiodericus gelobt der Vater mit 11 Eideshelfern Einlager in Braunschweig.

Or. in Hannover. Hodenberg, Verdener Geschichtsquellen 2, n. 43.

4. (1219). o. D. Nath an der Weser. Die Grafen Heinrich v. Hoya, Heinrich v. Oldenburg und Ludolf von Bruchhausen beurkunden denselben Verkauf.

Or. in Hannover. Hodenberg 2 n. 44.

5. c. 1226. Verzeichniß Exkommunicierter, darunter: Tidericus liber de Depenoe excommunicatus pro multis causis.

Abschr. s. 15 in Hannover. Hoogeweg n. 164.

6. 1226. X. Kal. Nov. (Oct. 23). Hildesheim. Bischof Konrad von Hildesheim beurkundet, daß vir nobilis Thidericus de Depenowe mit Zustimmung seines [ungenannten] Sohnes die Vogtei über das Archidiaconat zu Hohenhameln ihm resignirt habe, gegen eine Entschädigung von 11 Mark.

Or. in Hannover. v. Alten S. 110. 111. Hoogeweg n. 193.

7. 1227. o. T. (oder 1226, ind. 14. pont. a. 6, vor Sept., wo der Bischof in Brindisi ist) Hildesheim. Bischof Konrad von Hildesheim kauft a domino Tiderico libero de Depenoe die Vogtei über das Dorf Hohenhameln für 150 Mk. und 3 Pfund Pfennige unter Zustimmung von dessen Frau und Sohn ab.
Or. in Hannover. v. Alten S. 111. 112. Hoogeweg n. 244.

8. 1230. o. T. u. O. (pont. a. 10.) Bischof Konrad von Hildesheim urkundet für das Hildesheimer Kreuzstift. U. d. Z. (erster weltlicher:) Theodericus liber.
Or. in Hannover. Hoogeweg n. 291.

9. c. 1230. o. D. Tidericus de Depenowe beurkundet, daß weder er noch seine Vorfahren Erbrecht an Förste gehabt haben, daß dagegen die Insel Rossewerder (in der Innerste) zu seinem Grundbesitz zu Ahrbergen gehöre, während der Zehnten über dieselbe dem Bartholomäikloster zur Sülte zustehe.
Diplom. s. 16. in Hildesheim. v. Alten S. 112. Hoogeweg n. 304.

10. 1231. Idus Jul. (Juli 15.) Stade. Theodericus dei gratia comes de Depenov beurkundet, daß nachdem sein Vasall Ritter Segebodo v. Otterstedt [n.-ö. v. Bremen] Grundstücke zu Buxtehude und zu Ludelmesdorf dem Laurentiikloster zu Buxtehude verkauft habe, er diese Güter mit Zustimmung seiner Söhne Volrad und Heinrich jenem Kloster übertragen habe.
Or. in Hannover. v. Alten S. 114. 115.

11. c. 1231. o. D. Ego Theodericus de Depenow beurkundet die Schenkung seines verstorbenen Vaters Cono de Depenowe an das Altkloster zu Buxtehude über den Antheil an einer Wiese, Mühle und an dem Ort Ware in der Este.
Or. in Hannover. v. Alten S. 115. 116.

12. 1234. V. Id. Jul. (Juli 11.) Actum Sievershausen, 1235 IV Non. Mai (Mai 4) Datum Förste. Theodericus

liber de Depenowe erster weltlicher Zeuge einer Urkunde des Bischofs Konrad von Hildesheim für die Kirche in Bröckel.

Or. im Kloster Wienhausen. v. Alten S. 66. Hoogeweg n. 391.

13. 1234. o. T. u. O. Theodericus de Depenowe übergiebt mit seiner Gattin Alena und seinen Erben Volrad und Heinrich dem Godehardikloster in Hildesheim zwei Hufen in Algermissen gegen Empfang von 30 Pfund.

Or. mit dem Siegel Dietrichs (abgebildet bei v. Alten S. 94) in Hannover. Hoogeweg n. 404.

14. 1235. (vor Juli 4.) o. T. u. O. Theodericus liber de Depenowe verkauft mit Zustimmung seiner Gattin Halena und seiner Söhne Volrad und Heinrich für 102 Pfund dem Godehardikloster seinen ganzen Erbbesitz zu Gießen, überweist denselben in einem Grafendinge (in comicio, quod vulgariter dicitur grevedincg) und verspricht, daß sein abwesender Sohn Volrad nach seiner Rückkehr ebenfalls die Uebertragung ausführe.

Or. mit Siegel Dietrichs in Hannover. v. Alten S. 116. 117. Hoogeweg n. 416.

15. 1235. IV. Non. Jul. (Juli 4.) o. O. Ego Volradus de Depenowe domini Theoderici liberi filius beurkundet, daß er dem von seinem Vater ausgeführten Verkaufe von Gießen zustimme.

Or. mit Siegel Dietrichs in Hannover. v. Alten S. 117. 118. Hoogeweg n. 417.

16. c. 1235. o. D. Theodericus nobilis dictus de Depenowe beurkundet, daß er an den dem Andreasstift zu Verden gehörigen Aeckern Gosekamp entgegen den Behauptungen des Ritters Ortgis v. Buin kein Lehnrecht habe.

Or. in Hannover. v. Alten S. 118. 119, über die Datierung s. S. 67. 68.

17. 1236. IV. Kal. Febr. (Jan. 29.) in Insula Sancte Marie. Fr. Her. preceptor domus Theutonice in Pruscia

verleiht dem nobili viro domino Theodorico de Dypenow die Burg Klein Quedin mit 300 flämischen Hufen ($^5/_6$ □ Meile nach Weber, Preußen vor 500 Jahren S. 150) und die Zehnten der Dörfer Wadekowicz, Sircoy und Myrowicz (der unter den Zeugen genannte dominus Jordanus de Honburg ist vielleicht ein Glied des aus der Gegend von Eimbeck stammenden Geschlechts von Homborch).

Copie in Königsberg. Cramer, Pomes. Urkdbch. n. 1.

18. 1239. VII. Kal. Oct. (Sept. 25.) Hildesheim. Theodoricus de Depenowe verkauft mit Zustimmung seiner Söhne Volrad und Heinrich und seiner (Schwester, zu lesen ist aber) Gattin Helena sein ganzes Erbgut zu Hotteln an das Bartholomäikloster zu Hildesheim für 330 Pfund Hildesheimer Münze.

Or. mit Siegel im Museum zu Hildesheim. v. Alten S. 119, 120. Hoogeweg n. 536.

19. c. 1239. o. D. W. u. H., Söhne viri nobilis de Depenowe quittiren dem Propst des Bartholomäistiftes über eine Summe Geldes.

Diplom. s. 16 in Hildesheim. v. Alten S. 125 (zu 1243?). Hoogeweg n. 537.

20. 1239. Kal. Octobr. (Oct. 1.) Elbing. Fr. Berlivinus vicepreceptor domus Theutonice in Pruscia verleiht dem nobili viro Theodorico de Tyfenow 22 flämische Hufen am See Wurkus (Orkusch.)

Abschrift in Königsberg. Cramer n. 2.

21. 1240. XIV. Kal. Mai (Apr. 18.) Balga. Das Kapitel der Brüder des deutschen Hauses bescheinigt dem Bischof Konrad von Hildesheim, daß die Gattin domini Theoderici de Diepenowe nobilis viri zu Marienwerder öffentlich auf ihren gesammten Besitz in Hotteln verzichtet habe.

Transsumpt von 1240 in Hannover. v. Alten S. 121, 122. Hoogeweg n. 564.

22. 1240. XI. Kal. Jun. (Mai 22.) Datum in placito provinciali, quod fuit inter dominum Ottonem ducem de Bruneswic et nos et magnates terre apud silvam Bethmere (Bettmar bei Hildesheim.) Bischof Konrad von Hildesheim beurkundet, daß zu dem seitens des nobilis homo Theodericus de Diepenowe erfolgten Verkaufe des Erbguts zu Hotteln dessen Söhne Volrad und Heinrich und dessen in Preußen abwesende Gattin laut eines beigebrachten Schreibens ihren Verzicht ausgesprochen haben.

Or. in Hannover. v. Alten S, 120—122. Hoogeweg n. 564.

23. 1241. VII. Id. Sept. (Sept. 7.) Förste. Bischof Konrad von Hildesheim beurkundet, daß Theodericus liber homo de Depenow den Zehnten von Wesseln nach Empfang von 6 Pfund dem Kloster Derneburg abgetreten habe. Unter den Zeugen: Volradus filius domini Theoderici de Depenow.

Or. in Hannover. v. Alten S. 123. Hoogeweg n. 638.

24. 1241. o. T. u. O. Thidericus dei gratia dictus miles de Depenowe und seine Söhne Vulradus und Henricus schenken dem Kloster Loccum eine Hufe zu Böbber (b. Lauenau, A. Springe).

Or. in Hannover. Hodenberg, Calenberger Urkundenb. III. n. 86.

25. 1242. VI. Kal. Dec. (Nov. 26.) Thorn. Fr. Henricus dictus de Wyda preceptor Pruscie verleiht dem nobili viro domino T. de Tyfenow und allen seinen Erben die drei preußischen Dörfer Wadekowicz (Watkowitz), Stiessewite (Straszewo) und das Erbe des Preußen Nerdingis, deren Zehnten bisher andere (?) einnahmen, sowie die Dörfer Barute (Portschweiten), Sypenyn (Scheipnitz), Merenewicz (Mirahnen), Sodlok (Sadluken), Medicz und Carcze-Miditz (Honigfeld), von denen er den Zehnten bezog.

Abschrift in Königsberg. Cramer n. 3.

26. 1243. II. Non. Aug. (Aug. 4.) Poppenburg (bei Nordstemmen). Thidericus dictus liber de Depenov entsagt mit seinem Sohne Volrad allen Ansprüchen an den Müller Ludolf gegenüber dem Michaeliskloster in Hildesheim und verspricht die Zustimmung seines Sohnes Heinrich vor den Deutschordensbrüdern in Preußen innerhalb Jahresfrist zu beschaffen.

Or. mit Siegel Dietrichs in Hannover. v. Alten S. 123, 124. Hoogeweg n. 685.

27. c. 1248. o. D. Vidua Theoderici liberi de Depenowe beurkundet, daß sie mit Zustimmung ihrer Erben auf Güter zu Landringhausen (A. Wennigsen) zu Gunsten des Klosters Amelungsborn verzichtet habe.

Abschr. in Wolfenbüttel. v. Alten S. 125, 73.

28. c. 1249. o. D. W. dictus de Depennouwe tritt dem Bischof (Heinrich) von Hildesheim den Zehnten zu Gamsen (A. Gifhorn) für das neuerrichtete Cistercienserkloster Isenhagen ab.

Or. mit dem Siegel Dietrichs im Archiv v. Isenhagen. v. Alten S. 125, 126. Hoogeweg n. 828.

29. 1257. (Mai 25. — Juni 13.) o. D. [während der Sedisvakanz in Hildesheim.] Volrad von Depenouwe resignirt den Zehnten in Meerdorf dem Kloster Riddagshausen.

Or. in Wolfenbüttel. Hoogeweg n. 1017.

30. 1257. vig. Petri et Pauli. (Juni 28.) Hannover. Ritter Konrad von Winninghusen befreit de voluntate ac beneplacito domicelli mei, Vulradi de Depenowe ac domine me ..... de Sconeberge, de quibus decimam de Honovere in pheodo habeo, den Platz des Hospitals St. Spiritus in Hannover von dem „Ochtmund“ (kleinen Zehnten).

Or. im Stadtarchiv in Hannover. v. Alten S. 76—78. Urkundenbuch der Stadt Hannover I. n. 20.

31. 1264. V. Kal. Nov. (Oct. 28.) Lichtenberg (Braunschw.) Volradus nobilis dictus de Depenowe verkauft dem

Kloster Loccum das Obereigenthum an 5 Hufen zu Mölme (A. Marienburg) für 9 Mark. Mit dem (abgefallenen) Siegel patris nostri, quo semper usi fuerimus, cum proprium non haberemus.

Or. in Hannover. Hodenberg, Calenberger Urkundenb. III. n. 239.

32. 1265. 8. die kath. S. Petri. (März 1.) o. O. Wlradus miles dictus de Depenowe überträgt mit Einwilligung seiner Erben seinen Zehnten zu Schillerslage (b. Burgdorf, n.-ö. v. Hannover) dem Kloster Wienhausen.

Or. mit dem Siegel Dietrichs (im Text aber sigilli nostri appensione) im Klosterarchiv zu Wienhausen. v. Alten S. 126.

33. 1265. o. T. Braunschweig. Volradus nobilis miles de Depennowe Zeuge der Grafen von Wohldenberg für Kloster Loccum.

Or. in Hannover. Hodenberg, Calenberger Urk. III. n. 261.

34. c. 1265. o. D. Volcmar v. Goslar beurkundet, daß er den Zehnten zu Schillerslage auf Wunsch seines cognati domini Wolradi dicti de Depennov dem Kloster Wienhausen übertrage.

Or. im Archiv Wienhausen. v. Alten S. 127.

35. 1269. V. Id. Jan. (Jan. 9.) o. O. Elect Otto v. Hildesheim überträgt dem Kloster St. Michaelis zu Hildesheim die Vogtei über die Dörfer Seinstedt, Remlingen, Semmenstedt und Ingeleben (im Herzogth. Braunschweig), accepta resignatione nobilis viri domini Volradi de Depenowe, qui eandem advocatiam de manu nostra tenebat.

Or. in Hannover. v. Alten S. 127, 128.

36. 1269. IV. Non. Mar. (März 4.) o. O. Propst Volrad vom Moritzkloster vor Hildesheim beurkundet den Kauf von $3^1/_2$ Hufen zu Düngen (A. Marienburg) a domino Volrado de Depenowe nobili viro.

Or. in Hannover. v. Alten S. 128, 129.

37. 1271. in crastino Benedicti abb. (März 22.) Wohldenberg. Ego Wulradus miles dictus de Depenowe überträgt dem Kloster Derneburg eine Hufe zu Grasdorf (A. Bockenem) und den Fürsten von Anhalt, von denen er dieselbe zu Lehn hatte, eine Hufe eigenen Landes zu Gr. Lobke (b. Hildesh.).

Or. mit dem Siegel Dietrichs (sigilli mei munimine) in Hannover. v. Alten S. 129, 130.

38. 1273. III. Non Jun. (Juni 3.) Hildesheim. Elect Otto v. Hildesheim beurkundet, daß das Kloster St. Michaelis zu Hildesheim die Vogtei der Güter in Ohrum (b. Wöltingerode) nobilis viri Volradi de Depenowe accepta resignatione erhalten habe.

Or. in Hannover. v. Alten S. 130, 131.

39. 1283. o. T. Oedelum (Kr. Marienburg.) Wlradus de Depenuu dictus liber beurkundet, daß er dem Kloster Loccum das Obereigenthum der Güter zu Mölme, welche Dietrich von Prome von seinem Vater Thi. de Depennuu zu jener Zeit, dum dominus Otto dux suis fuit reconsciliatus ministerialibus (nach v. Alten S. 85: 1229) zu Lehn erhalten habe, übertragen habe. Mit dem verletzten Siegel Volrads (? . . rodi ci Depen . . las Hodenberg 1858).

Or. in Hannover. v. Hodenberg, Calenberger Urkdb. III. n. 428.

40. 1283. o. T. Neustadt am Rübenberge. Graf Burchard von Wölpe beurkundet, daß Frau Lutgardis, Gattin des Herrn Heinrich von Waneberge den Verkauf von 5 Hufen zu Mölme an das Kloster Loccum durch den dominus Volradus de Depenow für 9 Mark Silber als propinquior in cognatione Volradi gutgeheißen habe.

Nach Grupen, orig. Hanov. p. 118. v. Alten S. 131, 132.

41. 1283. o. T. u. O. Graf Johann v. Wunstorf bestätigt „cum per mortem Volradi viri nobilis dicti de Depenow

omnis proprietas ipsius ad nos iure hereditario fuerit devoluta dem Kloster Loccum 5 Hufen zu Mölme.

Or. in Hannover. v. Hodenberg, Calenb. Urkdb. III. n. 429.

42. (c. 1284, 1285.) o. D. Graf Burchard von Wölpe bittet den Bischof Siegfried von Hildesheim um Schutz für den Besitz des Klosters Loccum auf den ihm vom dominus Volradus beate memorie nobilis dictus de Depenow mit Zustimmung seiner Erben verkauften Hufen zu Mölme.

Or. in Hannover. v. Hodenberg, Calenberger Urk. III. n. 443.

43. 1286. Halberstadt. o. T. Dietrich Domherr zu Halberstadt, Johann und Ludolf, nobiles dicti de Hessem (zw. Wolfenbüttel und Halberstadt) Gebrüder bestätigen mit Zustimmung der Gertrud, Nonne im Kloster Gernrode, der Tochter des Johannes, dem Kloster Loccum 5 Hufen zu Mölme, welche dominus Volradus de Depenow consanguineus noster felicis memorie dem Kloster Loccum übertragen hatte, nach Empfang von 10 Mark.

Or. in Hannover. v. Hodenberg, Calenberger Urkdb. III. n. 450.

44. 1288. IX. Kal. Sept. (Aug. 24.) Graudenz. Fr. Menerus de Querenvorth Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen bestätigt nobili viro et strenuo militi domino Theoderico Stangoni und seinen Erben seine Güter und befreit ihn von den Kulmer Maaßen tam in bonis in Stangenberc quam in illis in Typhenov, que eciam a nostra domo sibi collata possidet, que iusto et vero empcionis tytulo aput heredes domini Volradi dicti de Typhenov pie memorie, qui ea olim possederat, comparavit . . .

Or. im Gr. Rittberg'schen Archiv auf Stangenberg. Codex dipl. Warm. II n. 542.

4.

Stammbaum der Herren von Depenau und ihrer Erben

(nach von Alten)
S. 96. 89. 90.

- Volrad v. Hessen
  - Dietrich I v. Hessen 1197–1220
    - Ludolf v. Hessen Domherr v. Hildesheim 1250
    - Dietrich II v. Hessen 1221–50, Gem. N. v. Riwende
      - Johann v. Hessen 1254–1293
        - Gertrud Nonne zu Gernrode 1280
      - Dietrich III v. Hessen Domherr zu Halberstadt 1250–1300
      - Ludolf v. Hessen 1280–91
        - Volrad v. Hessen Domherr in Halberstadt 1300
        - Konrad v. Hessen Knappe 1308
    - Volrad 1221–50
  - Ludolf v. Hessen, Domherr zu Halberstadt 1190–1202
  - Volrad v. Hessen 1197–1223
  - Lutgardis v. Hessen (?) ⁀ Kuno III (siehe unten)

- Kuno I (1110–1132)
  - Kuno II (1130–90)
    - Kuno III 1183–1212 ⁀ Lutgardis v. Hessen (?)
      - Dietrich v. Depenau (1211–43), Gem. Alena v. Westen (1215–48)
        - Dietrich 1219
        - Volrad 1231–83 † 1283 —
        - Heinrich 1231–43 zul. in Preußen —
        - Lutgardis 1257–83 Gem. Heinrich Ritter v. Wanenberg. —
      - Lutgardis (?)
    - Kunigunde (?) (1208) ⁀ Konrad Graf v. Roden (1160–1203)
      - Hildebold Graf v. Limmer † 1228, Gem. Hedwig v. Oldenburg † nach 1250
        - Gr. Ludolf v. Wunstorf † 1282, Gem. Jutta v. d. Berge † 1279
          - Gr. Johann v. Wunstorf 1283. † 1334.
        - Salome. Gem. 1236 Graf Konrad v. Wölpe † 1256
          - Graf Burchard v. Wölpe 1256–1289

5.

Regesten der Stange's in Mähren und Schlesien.

1. 1249. VIII. Kal. Mar. (Febr. 22.) Gauela. Albertus Stango miles Zeuge Bischof Brunos von Olmütz für Gallus von Löwenberg.

   Or. in Kremsier. Boczek Cod. dipl. Morav. III. n. 138. Erben Reg. Bohem. 1229. Lechner in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens II, (1898) S. 139.

2. 1255. VIII. Id. Nov. (Nov. 7) Olmütz. Theodoricus Stango miles Zeuge Bischof Brunos von Olmütz bei der Belehnung des Truchsessen Herbord (von Fullstein).

   Or. in Kremsier Boczek III. n. 222. Emler, Reg. Boh. n. 74. Lechner l. c. 139, 140.

3. 1273. in die S. Catharine (Nov. 25.) Keltsch (Bez. Weiskirchen.) Theodoricus Stange marschalcus noster Zeuge Bischof Brunos bei der Verleihung des Richteramtes in Müglitz an Hermann.

   Copie in Müglitz. Boczek IV. n. 75. Emler n. 841.

4. 1273. in die b. Nicolai (Dec. 6.) Katscher (Oberschlesien.) Ticzmannus Stango, marschalcus noster Zeuge Bischof Brunos bei der Belehnung des Knappen (famulus) Johann Vrolenwezen mit 10 Hufen in Ketschir (Katscher), die dessen Schwester, die Wittwe des Ritters Albert Stango von der Olmützer Kirche zu Lehn hatte.

   Aus Copiar I in Kremsier Boczek IV. n. 76. Emler n. 842. Grünhagen, Schles. Reg. 1440. Lechner l. c. 152, 153.

5. 1275. III. Non. Nov. (Nov. 3.) Olmütz. Theodrichus de Pruscia, marscalchus d. episc. Olomuc. Zeuge des Schiedspruches des Zaschit von Kurowitz zwischen dem Kloster Hradisch und den Bürgern von Olmütz.

   Or. in Hradisch. Boczek IV. n. 118. Emler n. 987.

6. 1277. sabbato proximo ante nativ. domine nostre (Sept. 4.) Zwittau. Bischof Bruno von Olmütz verleiht Theo-

derico Sta[n]ghoni marscalco suo im District Plancek (Blansko) die Dörfer Branekesdorp und Birchow, die Weiden zu Wirclouiz, in Swencer 20 lanei und das ganze Dorf Brunnaz nach dem ius vasallorum Magdeburgensis ecclesie, ad . . ius borglen mit Residenzpflicht im castrum Puztimir.

Or. in Kremsier. Boczek IV. n. 143. Emler n. 1086. Lechner l. c. 157.

7. 1282. VI. Kal. Sept. (Aug. 27.) Troppau. Herzog Nicolaus von Troppau beurkundet, daß Benessius von Schytin der Olmützer Kirche das Dorf Scorotin abgetreten habe. Unter den Zeugen: Mag. Henricus doctor decretorum commendator Opaviensis, Theodericus Stange camerarius Moravie.

Or. in Kremsier. Boczek IV. n. 205. Erben n. 1280. Grünhagen n. 1724. Lechner l. c. 158.

8. 1282. V. Kal. Sept. (Aug. 28.) Troppau. Herzog Nicolaus von Troppau beurkundet die Sühne des Benessius von Branicz mit der Olmützer Kirche. Zeugen wie vorher.

Or. in Kremsier. Boczek IV. n. 206. Emler n. 1282. Grünhagen n. 1725. Lechner l. c. 158.

9. 1285. IV. Kal. Aug. (Juli 29.) Brünn. Schiedspruch zwischen Bischof Dietrich von Olmütz und Friedrich v. Schonburg . . Zum Einlager in Brünn erklärt sich bereit d. Henricus Stange.

Or. in Kremsier. Boczek IV. n. 227. Emler n. 1353. Lechner l. c. 159.

10. 1288. XVIII. Kal. Mai (Apr. 14.) Braunsberg. Theodericus, Heynricus et Erkembertus dicti Stange nehmen ihre Güter Vridberg, Swensir, Cunczendorf et Heynrichsdorf coniuncta manu vom Bischof Dietrich von Olmütz zu Lehn. Mit dem Siegel Theoderici dicti Stange.

Original in Kremsier. Boczek IV. n. 266. Emler n. 1441. Grünhagen n. 2063. Lechner l. c. 159.

11. 1290. Andree. ap. (Nov. 30.) Breslau. Titzco dictus Stange, Symon Gallicus u. a. Zeugen Herzog Heinrichs (V) von Breslau für die Johanniter zu Gr. Tinz.
Or. in Prag. Grünhagen n. 2172.

12. 1292. Andree ap. (Nov. 30.) ind. 5. Reichenbach. Dominus Ludwicus Stange miles Zeuge Herzog Bolkos I von Schlesien für Strehlen.
Or. in Breslau. Grünhagen n. 2255.

13. 1293. VIII Id. Jan. (Jan. 6.) ind. 6. Schweidnitz. Dominus Ludwycus Stange miles Zeuge Herzog Bolkos für Strehlen.
Or. in Breslau. Grünhagen n. 2262.

14. 1294. o. T. u. O. Thyzman dictus Stange ist Zeuge Herzog Boleslaws v. Oppeln für den Procurator Gerco am Flusse Hotzenplotz.
Or. in Breslau (Leubus 117). Grünhagen n. 2307.

15. 1294. o. T. u. O. Theodericus dictus Stange ist Zeuge Herzog Boleslaws von Oppeln für denselben im Gebiet von Oppeln.
Or. in Breslau (Leubus 118). Grünhagen n. 2308.

16. 1295. o. T. Ober-Glogau. Comes Th. Stange Zeuge einer gerichtlichen Entscheidung für Kl. Leubus.
Leubuser Copialbuch D 207 in Breslau. Grünhagen n. 2343.

17. 1300. III Id. Jan. (Jan. 11.) Pustomierz. Bischof Dietrich von Olmütz verleiht fideli nostro Johanni Stangoni für seine Güter in Lybental, die der bischöflichen Stadt Hotzenplotz näher liegen, das Dorf Pascow ultra Stariz (an der mähr.-schles. Grenze).
Or. in Kremsier. Boczek V. n. 116. Emler n. 1852. Grünhagen n. 2586. Lechner l. c. 239.

18. 1309. Process. et Martin. (Juli 2.) Breslau. Dominus Johannes Stango herzoglicher Kaplan Zeuge der Herzöge Bolezlaus III. und Heinrich VI. für Gerhard v. Goldberg.
Or. in Breslau. Grünhagen n. 3066.

19. 1327. fer. 2 in oct. Petri et Pauli (Juni 30.) o. O. Frizsco Stange ist Zeuge Herzog Bolkos II. von Oppeln bei der Verleihung des Neumarkter Rechts an die Stadt Oppeln.

Or. in Oppeln. Tzschoppe u. Stenzel, Urkundensammlung n. 132.

20. 1386. Mathes apost. (Febr. 24.) o. O. Heinrich v. Lipa, oberster Marschall des Königs von Böhmen, erklärt, daß er den wegen Raub und Mordbrand beschuldigten Tamme Stang für unschuldig befunden und als Verweser des Olmützer Bisthums mit den früher von ihm inne gehabten Lehen belehnt habe, hat auch auf Bitten des erlauchten Fürsten Herzog Konrad (II. von Oels) die Söhne Tammes frei gegeben.

Cop. in Kremsier. Cod. dip. Morav. XI. n. 389.

21. 1388. die domin. i. pentec. (Mai 17.) Ober-Glogau. Herzog Ladislaw von Oppeln bestätigt der Frau Guthka, Wittwe des Ludwig Stang, den Verkauf ihres Vorwerks in Lasswitz (Kr. Neustadt).

Registrum S. Wenceslai in Prag, Univ.-Bibl. 193. Cod. dipl. Siles. VI. n. 73.

22. 1390. Freitag nach Allerheil. (Nov. 4.) Strelicz. Heinrich Stange Zeuge Herzog Ladislaws von Oppeln für die Vögte von Oppeln.

Reg. S. Wenc. 308. Cod. dipl. Siles. VI. n. 77.

23. 1393. Das Benedictiner Nonnenkloster zu Liebenthal erwirbt von Heinrich Stange 7 Mark jährlicher Gulde auf seinem Besitz in Stonsdorf.

Görlich, das Benedictiner-Jungfrauenkloster Liebenthal, Breslau 1864. S. 90.

24. 1399. Sonntag vor Margar. (Juli 6.) Ober-Glogau. Heinrich Stange verbürgt sich mit 20 oberschlesischen Rittern für Ladislaw von Oppeln und seine Gemahlin Ofka (von Masovien) gegen seine Neffen Johann, Bischof von Kulm, Bolko IV. und Bernhard.

Reg. S. Wenc. 386. Cod. dipl. Siles. VI. n. 85.

25\. 1399. März 4. Wien. Unter den vom Abt Heinrich vom Schottenkloster excommunicirten Anhängern des Markgrafen Prokop von Mähren und seiner Bundesgenossen ist auch Dietrich Stange.

Or. in Olmütz. Cod. dipl. Morav. XII. S. 458 Z. 14, 15.

26\. 1399. Freit. nach Remig. (Oct. 3.) Oppeln. Heinrich Stange ist Zeuge Herzog Ladislaws von Oppeln für den Vogt Heinrich von Oppeln.

Reg. S. Wenc. 79. Cod. dipl. Sil. VI. n. 86.

27\. 1410. Dienst. in der Fast. (Febr. 11.) Ober-Glogau. Herzogin Ofka von Oppeln bestätigt Conrad Stange den Kauf von Müllmen im Kreise Neustadt.

Reg. S. Wenc. 204. Cod. dipl. Sil. VI. n. 115.

28\. 1414. aller heil. abend (Oct. 31.) Ober-Glogau. Ludwig Stang ist Zeuge der Herzogin Ofka von Oppeln für den Vogt von Oppeln.

Or. in Breslau. Cod. dipl. Sil. I. n. 88.

29\. 1418. Montag n. Stanisl. (Mai 9.) Ober-Glogau. Herzogin Ofka von Oppeln bestätigt Ludwig Stange den Kauf von Lasswitz, Kr. Neustadt.

Reg. S. Wenc. 394. Cod. dipl. Sil. VI. n. 149.

30\. 1449. Dienst. vor visit. Marie (Juli 1.) Ketzerdorf (Karlsmarkt ö. v. Brieg). Dietrich Stange ist Zeuge der Herzöge Johann v. Lüben und Heinrich X. von Goldberg für die Brüder Bees.

Cop. in Breslau. Cod. dipl. Siles. IX. n. 934.

31\. 1477. Donnerstag vor Invocavit. (Febr. 20.) Glatz. Vereinbarung zwischen Christoph Zeschwitz und Heinze Stange, dessen Frau 50 Schock vom Gericht zu Gabersdorf (Kr. Glatz) geerbt hat.

Glatzer Stadtbuch 1466—99. II. 53. Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz II. S. 361.

32\. 1488. Jan. 11. Hans Seidlitz zu Karoschke (Kr. Trebnitz) überträgt 8 Mark Zins an Barbara Frau des Christoph

Stange (1488 Mai ist er Landeshauptmann von Oels). Häusler, Geschichte des Fürstenth. Oels S. 433, 291. Weitere Nachrichten über die Stange's im Herzogthum Oels giebt Pfotenhauer in der Zeitschrift des Vereins für schlesische Geschichte 21 (1887.) S. 337, n. 59. 352. n. 2. 365. n. 2.

6.

Die Stange's im Altenburgischen,

1\. 1154. X. Kal. Dec. (Nov. 23.) o. O. Adalbertus Stanga Zeuge der Verleihung des Dorfes Coryn (Kühren b. Wurzen) an die flandrischen Einwanderer durch Bischof Gerung von Meißen.

Aus einem Transsumpt von 1514, zuletzt bei Borchgrave Histoire des colonies Belges en Allemagne 1865 S. 344.

2\. 1244. ind. 2. o. T. Altenburg. Guntherus de Crimaschowe kaiserlicher Landrichter im Pleißnerlande beurkundet den Besitz des Augustinerklosters auf dem Berge in Altenburg, darunter: 4 mansi in Rothin nunc Heckehardi cognomine Serphink, quos a Ludewico Stangone in feudum habet . .

Rudolphi, Gotha diplomatica V. 196.

3\. 1275. ind. 3. o. T. u. O. Burggraf Albrecht von Altenburg bestätigt dem Augustinerkloster auf dem Berge in Altenburg den ganzen Berg cum omnibus areis supra vel infra ipsum constitutis, quarum incolae in judicio tam vitae quam mortis ad Henricum Stangen ex parte nostra dependebant. Unter den Zeugen: Albertus de Lydelo (Lödla bei Altenburg).

Aus einem Transsumpt von 1282 bei Mencken, Scriptores rerum Germanic. III. 1075, 1076.

4. 1294. IV. Kal. Febr. (Jan. 29.) Altenburg. Heinricus dictus Stange miles Zeuge der Vögte Heinrich I u. II von Plauen für den deutschen Orden in Altenburg.

Or. in Dresden. Schmidt, Urkundenbuch der Vögte von Weida I. n. 283.

5. 1295. circumcis. domini (Jan. 1.) Altenburg. Heinricus dictus Stange miles Zeuge der Gebrüder von Kohren für das Augustinerkloster in Altenburg.

Copialbuch in Altenburg. Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes VIII. 211.

6. 1295. XVII. Kal. Nov. (Oct. 16.) o. O. Heinricus Stange miles Zeuge der Vögte von Plauen für die Augustiner in Altenburg.

Cop. in Altenburg. Mittheilungen des Osterlandes VIII 212. Schmidt Urk. d. Vögte I. n. 299.

7. 1299. III. Kal. Jun. (Mai 30.) o. O. Heinricus dictus Stange Zeuge des Burggrafen Dietrichs von Altenburg für seine Vettern.

Or. in Dresden. Wegele, Friedrich der Freidige S. 429.

8. 1301. ind. 14. o. T. u. O. Heinricus dictus Stango miles Zeuge des Burggrafen Dietrichs von Altenburg für das Augustinerkloster in Altenburg.

Mencken, Scr. r. Germ. III. 1183.

9. 1308. Altenburg. Heinrich Stange Zeuge des Burggrafen Dietrichs von Altenburg.

Meyner, Nachrichten v. Altenburg S. 287.

10. 1313. Johann und Lucas Stange.

Mitth. d. Osterlandes X. 225.

11. 1315. ind. 13 o. T. Ludewicus Stango und Heinrich [Stange] von Knewe Altenburger Burgmannen Zeugen Landgraf Friedrichs des Freidigen für das Augustinerkloster in Altenburg.

Huth, Geschichte der Stadt Altenburg S. 156. Liebe, Nachlese zu Heinr. d. Erl. Lebensbeschr. S. 37, 38.

12. 1342. Friedrich der Aeltere von Schönberg überweist die Zinsen des Dorfes Gödissa (dessen Kirche 1345 dem deutschen Orden in Altenburg gehört), welche bis dahin Heinrich der Aeltere und Kuthber Stange zu Lehn gehabt, zur Frühmesse in der Nicolaikirche (zweite Pfarrkirche, 1528 abgetragen) in Altenburg.

Cop. i. Alt. Mitth. d. Osterlandes VIII. 547, 548.

13. 1376. Friedrich, Balthasar und Wilhelm Landgrafen von Thüringen stellen Hans von Boindorf, Hans, Heinrich, Sifrid, Gerhard Stange, Claus, Hermann und Albrecht v. d. Gabelentz einen Lehnbrief aus.

Mittheilungen des Osterlandes VI. 289, 290.

14. 1377. Dec. 27. Altenburg. Henzel und Syfrid Stange Bürgen für die Gebrüder von Zweitschen in der Sühne mit den Landgrafen.

Mitth. d. Osterl. X. 55, 56.

15. 1379. Palmabend (April 2.) Pirna. Johann Stange Bürge für Friedrich, Balthasar und Wilhelm Landgrafen von Thüringen.

Cop. in Dresden. Schmidt, Urkdb. d. Vögte II. n. 256.

16. 1380. Kreuzerhöhung (Sept. 14.) o. O. Heinrich Reuss von Plauen Herr zu Ronneburg bestätigt dem Kloster Buch eine von Seyfrid Stange gekaufte Mühle zu Scheldітz (b. Altenburg).

Or. in Altenburg. Schmidt II. n. 260.

17. 1381. Donirst. n. Reminiscere (März 14.) Altenburg. Henschel Stange Zeuge des Landgrafen Friedrich für Kloster Cronschwitz (bei Weida).

Or. in Weimar. Schmidt II. n. 267.

18. 1385. Jan. 24. Altenburg. Johann Stange Zeuge der Landgrafen Friedrich, Wilhelm und Georg von Thüringen-Meißen.

Codex dipl. Saxon. reg. I. B. 1, S. 493.

19. 1388. Mai 25. Altenburg. Siwerd, Hans und Hencze Stange Zeugen derselben.
ib. S. 502.

20. 1388. fer. 5 post nativ. Joh. (Juni 25.) Altenburg. Siwerd, Hans und Hencze Stange Zeugen derselben.
Horn, Friedr. d. Streitbare 679.

21. 1389. Sonnab. nach Invocavit. (März 13.) Altenburg. Siverd und Hencze Stange, Burgleute zu Altenburg, Zeugen des Landgrafen Friedrich für Heinrich von Weida.
Schmidt II. n. 330.

22. 1389. Freit. nach Jacobi (Juli 30.) Kotbar Stange, Heinzens Sohn, Bürge bei der Erneuerung des Zweitschen'schen Gelöbnisses (s. 1377).
Mitth. d. Osterl. X. 58.

23. 1389. Aug. 24. Wolkenstein. Heuschyl Stange Zeuge der Herren von Waldenburg.
Cod. Sax. reg. II. Freib. Urkdb. 1 n. 622.

24. 1409. Kotbar Stange Altenburger Burgmann vertauscht mit Genehmigung des Landesherrn seine $14^3/_4$ Acker grosse Hufe zwischen Steinwitz und Lossen gegen ebensoviel Burggut am Wege nach Cosma und Göhren mit Hans und Georg Schultheißen von Altenburg.
Mitth. d. Osterlandes X. 230, 231.

25. 1411. Jacobi (Juli 25.) Penig. Albrecht der Aeltere und Wirdt der Junge, Grafen von Leisnig beurkunden, daß Hannus Stange Burgmann zu Altenburg seinen Zins zu Rosedicz (Rositz bei A.) dem Nonnenkloster in Altenburg verkauft habe.
Mitth. des Osterl. VI. 253.

26. 1413. Juni 18. Altenburg. Hans und Hencze (Johannes et Heinricus) Stange Zeugen Landgraf Wilhelms und seiner Brüder bei der Stiftung des Georgenklosters in Altenburg (erwähnt: Nickel Stange auf Presdorf.)
Originale in Altenburg. Mitth. d. Osterl. I. 2. Aufl. 55, 59, 61, 69.

27. 1422. Freit. nach Jubilate (Mai 8.) Weimar. Lodewig Stange Theilnehmer des landgräflichen Lehnsgerichts.
Or. in Sondershausen. Schmidt II. n. 673.

28. 1423. Burggraf Albrecht von Leisnig macht Heinze Stange nebst Heinze von Knawe zu Mitbelehnten Albrechts von der Gabelentz.
Or. in Dresden. Mitth. d. Osterl. VI. 359, 360.

29. 1429. Sabbato vocem jocund. (April 30.) Zwickau. Friedrich und Sigmund Herzöge von Sachsen beurkunden, daß Philipp Stange sein Burggut auf dem Schlosse Altenburg mit allem Zubehör zur Stiftung einer Vicarie in der St. Georgskirche aufgelassen habe.
Mitth. d. Osterl. V. 76—79.

30. 1429. Dienst. nach Johan. ante portam latinam (Mai 10.) (Altenburg.) Philipp Stange verkauft an den Kanzler Gregorius Nebeldau das ihm zugehörige Burglehn auf dem Schlosse zu Altenburg.
Copialbuch in Altenburg. Mitth. d. Osterl. V. 79, 80.

31. 1432. o. T. die Herzöge Friedrich und Sigmund von Sachsen beurkunden, daß die Vicare der St. Georgskapelle auf dem Schlosse Altenburg von Kotteber, Philipp und Lucas Gebrüder Stange deren Burggut gekauft haben.
Mitth. d. Osterl. II. 325, 326.

32. 1442. Donnerst. post assumpt. Mar. (Aug. 16.) Anna Stange Priorin des Marien-Magdalenenklosters zu Altenburg, erborgt bei Margarethe von Ebenswald 8 Schock 8 Gr. zur Ergänzung der eingegangenen Klostergebäude.
F. G. Fritzsche, Beschr. d. Mar.-Magd.-Klost. zu Altenburg (1763.) S. 32.

33. 1445. Unter den ritterpflichtigen Vasallen der Pflege Altenburg werden aufgeführt: Lucas und Kotbar Stange („1 glefin, blibet bie solchem dinste“).
Mitth. d. Osterl. IV. 35. (aus Dresden).

34. 1447. Marie Stange Priorin des M.-Magd.-Kl. zu Altenburg.
Fritzsche l. c. 38. Mitth. d. Osterl. VI. 227.

35. 1447. Sonnt. nach trium regum (Jan. 8.) Fedebrief von Siffert Stange und Wolfrat von Bendorf Vasallen des Bischofs von Naumburg an Herzog Wilhelm von Sachsen.
Mitth. d. Osterl. VII. 262.

36. 1472. Sonnt. nach Elisabeth (Nov. 22.) Seyffart Stange zu Knaw verkauft an das St. Georgenstift zu Altenburg Erbzinsen in Nawendorf für 104 rhein. Gulden auf Wiederkauf.
Cop. in Altenburg. Mitth. d. Osterl. III 529. Ergänzgshft. 1 n. 216.

7.

Die ältesten Stange's in Pomesanien.

1. 1260. o. T. Marienwerder. Bischof Albert von Marienwerder in Preußen verleiht dem Matho und seinen Erben die Güter Trist, Trumpe und Sobis. In der Grenzbeschreibung heisst es: ad graniciam, que est in medio paludis, ubi attingunt bona Tyczeman Stange.
Copie in Königsberg. Cramer, Pomes. Urkundenbuch n. 6.

2. 1285. III. Non. Mar. (März 5.) Lippinken. Gothebur Stango erster weltlicher Zeuge (de feodalibus nostris) des Landmeisters Konrad von Thierberg bei der Vermessung des Gutes Morczyn bei Kulmsee.
Or. in Königsberg. Wölky, Culm. Urkdb. n. 106.

3. 1285. IV. Id. Apr. (Apr. 10.) Papau. Der Ritter Dietrich Stange leistet auf die seinem Vater vom Bischof Albert von Pomesanien überlassenen Güter Verzicht gegen Abtretung von 1200 Hufen, von denen er 200 dem Kloster in Garnsee schenkt. Zu den erhaltenen Gütern gehört auch Tromnau, der Sitz seines Schwagers (sororius) Godeko.
Or. in Königsberg mit Siegel Dietrichs. Cramer n. 7.

4. 1285. VI. Kal. Mai (April 26.) Elbing. Der Landmeister Konrad von Thierberg verleiht dem Herrn Dietrich Stange und seinen Erben die Burg Stangenberg und 100 Hufen.

Transsumpt von 1288 in Stangenberg. Cod. dipl. Warm. II. n. 542.

5. 1285. V. Kal. Oct. (Sept. 27.) Marienwerder. Herr Dietrich Stange ist Zeuge Bischof Alberts von Pomesanien bei der Bestätigung des pomesanischen Domcapitels.

Or. in Königsberg. Voigt, Cod. dipl. Pruss. II. n. 9.

6. 1286. vigilia Benedicti. (März 20.) Byßewo. Graf Dietrich Stange ist Zeuge Herzog Mestwins von Pommerellen für das Kloster Byszewo.

Or. in Posen. Pommerell. Urkdb. n. 405.

7. 1287. Galli (Oct. 16.) Marienwerder. Bischof Heinrich von Pomesanien giebt dem Heinrich von Selnowe eine Handfeste: sein Gut an der Ossa iuxta bona, que Stangoni militi fuerunt mensurata.

A. 205. in Königsberg. Cramer n. 9.

8. 1288. IX. Kal. Sept. (Aug. 24.) Graudenz. Der Landmeister Meinhard v. Querfurt befreit die Besitzungen des Ritters Herrn Dietrichs Stange, sowohl das Schloß Stangenberg als die von den Erben des Herrn Volrad v. Typhenov erkauften, von der Abgabe der Kulmer Getreidemaaße.

Or. in Stangenberg. Cod. dip. Warm. II. n. 542.

9. 1289. Blasii (Febr. 3.) Marienwerder. Cothoborius 1. vasallus ecclesie Zeuge des Bischofs Heinrich von Pomesanien für den Preußen Cletz.

A. 205. in Königsberg. Cramer n. 10.

10. 1289. Agathe (Febr. 5.) Marienwerder. Kothoborius Stango, 1. vasallus ecclesie, Zeuge des Bischofs Heinrich von Marienwerder für den Preußen Navier.

Or. in Königsberg. Cramer n. 11.

11. 1289. Octava Petri et Pauli (Juli 6.) Marienwerder. Dom. Cothoborius Stango miles letzter Zeuge des Bischofs Heinrich von Pomesanien für Tilemann Ganshorn.

A 205. in Königsberg. Cramer n. 12.

12. 1291. convers. b. Pauli (Jan. 25.) Marienwerder. Dietrich Stange und sein Bruder Cothoborius Ritter Zeugen (erste weltliche) des Bischofs Heinrich von Pomesanien bei der Handfeste von Kl. Ottlau.

A. 205. Cramer n. 13.

13. 1293. Vincentii. (Jan. 22.) Marienwerder. Bischof Heinrich von Pomesanien giebt dem Dietrich Stange, seinem Bruder Kotheborius, Ritter, und seinem Schwestersohn Heinrich eine Verschreibung über ihre Güter zu Dakau, Tromnau, Klösterchen und Pankendorf, zusammen 700 Hufen.

Cop. in Königsberg. Cramer n. 14.

14. 1294. circumcis. dni. (Jan. 1.) Marienwerder. Cothoborius Stange miles Zeuge Bischof Heinrichs von Pomesanien für Gerhard v. Gr. Ottlau.

A. 205. Cramer n. 16.

15. 1294. II. Kal. Jul. (Juni 30.) Marienwerder. Coteborius Stango Ritter Zeuge der Grenzberichtigung zwischen dem Landmeister Meinhard und dem Bischof von Pomesanien.

Cop. in Königsberg. Cramer n. 17.

16. 1296. II. Kal. Febr. (Jan. 31.) Marienburg. Der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen verleiht dem Dietrich Stange die Dörfer Baalau und Stulzin.

Cop. in Kgsbg. Perlbach, Preuss. Reg. n. 1157.

17. 1299. Barnabe (Juni 11.) Marienwerder. Dietrich Stange giebt dem Wagenmacher Gerhard 40 Hufen im Dorfe Lamprechtsdorf (Kamiontken) zur Besetzung nach Kulmer Recht.

Cop. A. 204 in Kgsbrg. Cramer n. 18.

18. 1302.[1]) Ambrosii (Apr. 4) Marienwerder. Bischof Heinrich von Pomesanien giebt den Preußen Zedeke, Megothe und Warpune eine Handfeste über ihre ererbten Güter Bundewich und Wusiniz (Thiergarten) graniciis dominorum Cotheborii et Theodorici Stangonis militis . . . inclusa.
A. 205. Cramer n. 21.

19. 1303. Bartholomei (Aug. 24.) o. O. Dietrich Stange verleiht dem Arnold das Schulzenamt im Dorfe Brackau. Unter den Zeugen: Cottoborius Stango frater noster.
Or. mit Siegel des Ausstellers in Kgsbg. Cramer n. 24.

20. 1303. Michaelis (Sept. 29.) Danzig. Theodericus dictus Stango Zeuge des böhmischen capitaneus Polonie Ulrich v. Boscowiz für Oliva.
Or. in Königsberg (1880). Pommerell. Urkdb. n. 620.

21. 1313. VI. Id. Jan. (Jan. 8.) Marienwerder. Der Hochmeister Karl von Trier schlichtet einen Streit zwischen dem Domcapitel von Pomesanien und dem Herrn Dietrich Stange über das Dorf Spital bei Thyfenow (j. Baldram).
Or. in Königsberg. Cramer n. 25.

22. Im Todtenbuch des Klosters Pelplin finden sich folgende Eintragungen über die ältesten Stange's:

Jan. 20. (Fabiani et Sebast.) Theodoricus Stango miles . . .
Mon. Pol. hist. IV, 67.

Apr. 28. (Vitalis mr.) Elyzabet uxor domini Stangonis militis. ib. 84.

Sept. 7. (VII. Id. Sept.) Cristina filia Stangonis militis. ib. 105.

---

1) Nicht zu der ritterbürtigen Familie Stange gehört Algande Stange, der 1300 März 11. vom Bischof Heinrich von Pomesanien die Güter Gorowyten (Sonnenberg) erhält; er dient nur cum armis levibus secundum Prutenorum consuetudinem. Cramer n. 19.

Ein Brief Argelanders.

Von

Direktor **Karl Halling,** Memel.

Folgender mir von Herrn Landgerichtsrat Radke in Memel freundlichst übermittelte Brief dürfte weitere Kreise interessieren. Der Brief ist von dem Studenten Fritz Argelander an Herrn Johann Samuel Rogge in Heydekrug gerichtet. Argelander ist bekanntlich in Memel und zwar im Jahre 1799 geboren, studierte seit 1817 in Königsberg als Schüler Bessels Mathematik und Astronomie, habilitierte sich dort im Jahre 1822, siedelte aber schon im nächsten Jahre nach Abo in Finland über, wo er eine Stelle als Observator der dortigen Sternwarte erhalten hatte. Nachdem Abo zum größten Theil durch eine Feuersbrunst zerstört und die Sternwarte nach Helsingfors verlegt war, begab sich Argelander im Jahre 1831 dorthin und verblieb daselbst bis zum Frühjahr 1837. In demselben Jahre kehrte er nach Preußen zurück, um die Stelle eines Professors und Direktors an der erst zu errichtenden Sternwarte in Bonn zu übernehmen. Die Sternwarte wurde unter seiner Leitung gebaut, und er blieb nun in dem genannten Amte an derselben bis zu seinem Tode, der im Jahre 1875 erfolgte. Seine Bedeutung als Astronom ist ja allgemein bekannt und anerkannt, weniger bekannt dürfte die Thatsache sein, daß Fritz Argelander im Jahre 1807 hier in Memel der Gefährte, Lern- und Spielgenosse des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Friedrich

Wilhelm IV.) und des Prinzen Wilhelm (nachmals Wilhelm I) war. Die beiden Prinzen wohnten nämlich mit ihrem Erzieher Delbrück bei den Eltern unseres Astronomen in der Alexanderstraße in einem Hause, das zuletzt postalischen Zwecken diente und auf derselben Stelle stand, wo sich jetzt das neue Postgebäude erhebt, in dessen Schalterraume zwei Oelgemälde — das eine Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen, das andere eine Apotheose Kaiser Wilhelm I darstellend — auf die ehemaligen prinzlichen Bewohner des alten Postgebäudes hinweisen. Königin Luise ist häufig im Argelander'schen Hause zum Besuche gewesen, ihre Wohnung aber während ihres Aufenthaltes in Memel im Jahre 1807, sowie die ihres hohen Gemahls befand sich im Hause des Admiralitäts-Assessors Consentius, dem jetzigen Magistratsgebäude. Die königlichen Prinzen nun bewahrten ihrem Spielgefährten bis zu ihrem Tode ein freundliches, teilnahmvolles Interesse. Friedrich Wilhelm IV. nannte Fritz Argelander in seinen Briefen nie anders als Fritz und Du. So schon in der Antwort auf Argelander's Anzeige von seiner Berufung nach Abo. Es heißt dort . . . „Sei glücklich in dem kalten Lande, aber ich möchte sagen, nicht zu glücklich, damit Du nicht einst mit zu schwerem Herzen oder wohl garnicht in's Vaterland zurückkehren mögest, wenn man Dich braucht. Zweifle nicht an meinem guten Gedächtniß vom Jahre 7 und an meiner alten Freundschaft. Grüße Deine Mutter 1000mal von mir. Friedrich Wilhelm.“ Wenn der Kronprinz seinen ehemaligen Spielgefährten, wie wir unten sehen werden, beim Wiedersehen nach elf Jahren nicht gleich mit „Du“ anredet, so liegt dieses gewiß daran, daß er ja nicht wissen konnte, was aus Fritz Argelander geworden war. Erst, als er sah, mit was für einem tüchtigen, in seinem Fache ausgezeichneten jungen Manne er es zu thun hatte, kam ihm von selbst das trauliche „Du“ der Knabenzeit über die Lippen und in die Feder. Das Argelander'sche Haus hat übrigens schon vor dem Jahre 1807 eine gewisse Bedeutung erhalten und zwar durch den Besuch des Zaren Alexander I., der im Jahre 1802 stattfand. Den 8. Juni

1802 waren König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise hier angelangt, nachdem schon vorher ungefähr 7000 Mann zum feierlichen Empfange und zu militärischen, vor dem Zaren abzuhaltenden Uebungen in Memel eingerückt waren. Am 10. Juni 1802, Vormittags 11½ Uhr, erfolgte der Einzug Kaiser Alexander I., dem der König auf dem nach Polangen führenden Wege entgegengeritten war. Der heutige Vergnügungsort „Königswäldchen“ wurde zum Andenken an die erste Begegnung der beiden Herrscher auf der Stelle, wo diese stattgefunden, angelegt. Im Lorck'schen, dem später Consentius'schen Hause, wo das Königspaar 1807 wohnte, war es auch 1802 abgestiegen,[1]) und dort stellte Friedrich Wilhelm III. auch den Zaren seiner hohen Gemahlin vor, ein Vorgang, der auf einem im Vorzimmer zum Sitzungssaale der Stadtverordneten, also in der einstmaligen Wohnung des Königspaares, hängenden Bilde dargestellt ist. Der Zar wohnte in der Lindenallee[2]) im Glagau'schen Hause, das später dem Kaufmann Argelander gehörte. Die Zeit vom 10. bis 16. Juni 1802 — an diesem Tage verließ der Zar unsere Stadt — wurde ausgefüllt durch militärische Manöver und Festlichkeiten verschiedener Art, unter denen der am 11. Juni im Kaufmann Wachsen'schen Hause (jetzt höhere Töchterschule)[3]) den Majestäten von der hiesigen Kaufmannschaft gegebene Ball hervorzuheben ist. — Es sind also nun beinahe hundert Jahre vergangen, daß die Herrscher Peußens und Rußlands in Memel die ersten Freundschaftsgrüsse austauschten und Bande knüpften, die später für beide Monarchien, ja weit über die Grenzen derselben hinaus eine entscheidende Bedeutung gewinnen sollten.

---

1) In der früheren „Straße nach der Mole“, die nachher und zwar infolge dieser Ereignisse „Luisenstraße“ genannt wurde.

2) Die Straße wurde später nach ihm „Alexanderstraße“ benannt.

3) In der früheren „Steinthorstraße“ seit 1802 „Friedrich Wilhelm-Straße“ genannt.

Argelander's Brief hat folgenden Wortlaut:

Königsberg, den 20. Juni 1818.

Lieber Hans!

. . . .

Nun, lieber Junge kommt die Zeit des Hierseins des Königs. Daß er sich 4 Tage hier aufhielt und was er gemacht hat und wo er gewesen, das weißt Du aus den Zeitungen, also hier nur einige Einzelheiten. Du hast gelesen, daß eine Deputation der hiesigen Studierenden die Ehre hatte, I. Königl. Hoheit dem Kronprinzen aufzuwarten und huldvoll empfangen wurde. Hierzu ein kleiner Kommentar. Da der Kronprinz unser Rector Magnificus ist, so hatten wir einen großen Aufzug mit Fackeln ihm zu bringen beschlossen, indes, als der Landhofmeister, der ihm entgegen gereist war und den Abend vorher wieder zurückkam, ihm davon sagte, bat er, daß es unterbliebe, indem er es nicht für passend hielt, daß ihm ein Vivat gebracht würde und dem Könige nicht. Ob nun gleich unser Vivat nicht dem Kronprinzen, sondern dem Rektor der Universität gelten sollte, so mußten wir doch dieses Zartgefühl ehren, und aus dem Vivat wurde eine bloße Deputation, die ihm ein Carmen überreichte. Der Ueberbringer dieses Carmen war ich, Auerswald redete einige Worte dazu, und noch vier andere begleiteten uns als Ehrenherren. Wir fuhren Freitag Vormittag hin. Als Auerswald einige Worte gesprochen hatte und ich ihm das Carmen überreicht, fragte er zuerst mich, wie ich heiße . . . ich . . . Argelander . . . Fritz Argelander aus Memel? . . . Derselbe. Darauf gab er mir die Hand und sagte: Mein Gott, ich hätte Sie garnicht wiedererkannt, das macht, Sie sind dick geworden so wie ich; Sie müssen recht solide leben. Dann fragte er die anderen nach ihren Namen, ihrem Geburtsorte, Studium, Vater u. s. w. und mich ebenfalls, was ich studiere, und als ich ihm sagte: Mathematik, sagte er: Sie wollen also wohl einmal Professor werden? worauf ich, daß das noch unbe-

stimmt wäre. Dann fragte er mich nach der Mutter, ließ sie grüßen, sagte, daß er zurück über Memel zu kommen denke und dann sein altes Quartier wieder sehen würde, das jetzt ja Ruppel wohl bewohne[1]), fragte mich, wann ich zuletzt in Memel gewesen sei und dergleichen. Wir waren etwa eine halbe Stunde bei ihm. — Den Freitag Abend war Timm bei der Mutter und erzählte ihr manches vom Könige und vom Kronprinzen, von dem Glagau seiner Familie etc. Sonnabend war Thee im Borck'schen Garten, da war es nun recht brillant, obgleich nicht so voll, wie die Zeitungen sagen; denn es war nicht voller als gewöhnlich auf unseren Konzerten, und die Anwesenheit des Königs abgerechnet, auch nicht brillanter; aber es war geschmackvoll alles eingerichtet und recht hübsch. Nur ärgerte es mich, daß, wo der König stand, er von einer Unmasse von Gaffern umgeben war. — Das war die Tage ein rechtes Gewühl in unserer Straße, da der König an uns vorbei zur Revue fuhr; daher zog ich es vor, zu Hause zu bleiben und die vorbeiströmenden Massen zu sehn, als selbst hinauszugehen, zumal da ich das Manöver selbst schon vorher gesehen hatte, als es eingeübt wurde.

Vorgestern habe ich Deiner recht oft gedacht. Wir feierten nämlich den Tag der Schlacht bei Belle-Alliance auf dem Galtgarbenschen Berge. Das war ein herrlicher Tag! Wir zogen Donnerstag um 5 Uhr ungefähr 60 bis 70 Burschen aus Königsberg unter Gesang aus, viele mit Hiebern, Flinten etc. Auf der Hälfte des Weges in einem schönen Eichenhain lagerten wir uns, um zu frühstücken. Nachdem wir hier eine halbe Stunde gelegen und jeder ein paar Eichenblätter an seinen Kopfdeckel gesteckt hatte, zogen wir dann weiter. Schon vor dem Galtgarben kamen uns an 20 Studenten, die vorausgefahren waren, entgegen und auch mehrere echt deutsch gesinnte Professoren. So zogen wir denn unter dem Singen unseres Gau-

---

1) Der Kaufmann Ruppel hatte thatsächlich das Argelander'sche Haus gekauft.

deamus igitur etc. an den Fuß des Berges, wo wir uns lagerten. Hier wurde gegessen und getrunken, gesungen, mehrere Reden gehalten, und so verging die Zeit sehr angenehm. Unterdessen kamen noch mehrere alte Burschen nach, sodaß wir gegen hundert zusammen waren. Nach 6 Uhr zogen wir paarweise den Berg hinan, indem sich die Professoren dem Zuge anschlossen, von [denen] zweie, die in der Schlacht bei Belle-Alliance mitgefochten hatten, einer das eiserne Kreuz hatte, Hippel bei den braunen Husaren und Klebs unter der Infanterie, anführten. Als wir auf den Berg gekommen waren, stellten wir uns in einen Kreis um das eiserne[1]) Kreuz, was dort vom Kriegsrat Scheffner errichtet ist, und sangen zwei Lieder, dann wurden vier auf dieses Burschenfest sich beziehende Reden gehalten und mehrere Vivats ausgebracht, den Siegern bei Belle-Alliance, dem deutschen Vaterlande, unsern deutschen Brüdern anderer Hochschulen, die mit uns dieses Fest feierten, dem Greise mit dem Jünglingsfeuer, der durch die Errichtung des Kreuzes soviel beigetragen hatte zur Verherrlichung dieses Festes u. s. w. Als nun im Westen die Sonne sich in's Meer tauchte, da loderte auf der Ostseite des Berges die Bundesflamme hoch empor, ein Freudenzeichen der Gegend rings umher, und Dr. Struve sprach eine Feuerrede im eigentlichen Sinne des Worts, die mit einem Schwur endigte, ewig treu zu sein König und Vaterland, den wir unter dem Klange der Hieber nachsprachen. Darauf setzten wir uns zu einem fröhlichen Trinkgelage, Lehrer gemischt mit den Schülern in traulichem Bunde. Es war ein erhebendes Gefühl. So durchwachten wir die Mitternachtsstunde; gegen 1 Uhr aber füllten sich die Gebüsche ringsum mit Schlafenden; ich aber und einige 30 andere machten uns auf den Rückweg und gelangten um $^1/_2$6 Uhr nach Hause. Mehrere aber hatten

1) Argelander irrt sich; es war nur ein hölzernes Interimskreuz. Das große eiserne Landwehrkreuz nebst Zubehör kam erst am 13. August 1818 in Königsberg an. Am 27. September fand die Einweihung statt. Vgl. Scheffner, Nachlieferungen zu meinem Leben. (Leipzig. 1884.) S. 43, 48 und 56.

noch die Sonne auf dem Gipfel des Berges erwartet, dieses wollte anfangs auch ich; aber ich dachte nicht, daß es zustande kommen würde, und da ich zu leicht angezogen war, oben zu schlafen, ging ich lieber nach Hause. Auch dies war ein schöner Gang in der sternenhellen Nacht und in der Ferne das Feuer, das vom Galtgarben herabflammte.

Nun, lieber Hans, lebe wohl und grüße alle die Eurigen von uns allen.

Dein treuer Bruder Fritz Argelander.

Kritiken und Referate.

Alt-Danzig. Charakteristische Giebelbauten und Portale in Danzig aus der Zeit vom 14. bis 18. Jahrhundert. 60 Blatt Lichtdrucke nebst einem Vorwort. Herausgegeben vom Westpreußischen Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig. Nach Aufnahmen von **R. Th. Kuhn.** Verlag von R. Th. Kuhn's Erben in Danzig 1901. Folio. 18 Mark.

Ein herrliches wundervolles Werk, das mit wärmster Freude zu begrüßen ist! Man beginnt endlich den großen Schatz alter Kunst, den Danzig besitzt, zu heben, ihn nicht bloß zu lobpreisen, sondern ihn auch durch geeignete Veröffentlichungen weiteren Kreisen darzubieten und somit erst in das rechte Licht zu stellen. Nachdem uns im vorigen Jahr durch Simson's Buch über den Artushof zu Danzig die Kunstwerke dieser altehrwürdigen Festhalle vorgeführt sind, erhalten wir hier einen gewichtigen Beitrag zur Kenntniß der Danziger Architektur. Unter den 111 Aufnahmen, die auf den uns vorliegenden 60 Lichtdrucktafeln wiedergegeben sind, finden wir hauptsächlich Abbildungen von charakteristischen Giebeln und Portalen, vereinzelt aber auch Gesammt-Ansichten kirchlicher und weltlicher Baulichkeiten. Also keine Innen-Dekoration und Raumkunst, sondern Straßen-Architektur; mit andern Worten wesentliche Bestandtheile des unvergleichlich prächtigen Bildes, das jeden entzückt, der offenen Auges Alt-Danzig durchwandert!

Entsprechend dem geschichtlichen und künstlerischen Entwickelungsgange der Stadt ist die Gothik reich vertreten, weniger die deutsche Frührenaissance der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, um so stärker aber die unter niederländischem Einfluß stehende Spätrenaissance, die hier am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts eine geradezu klassische Blüthe entfaltete, und ihre mannigfachen barocken Nachklänge, die bis in das 18. Jahrhundert hinein anhielten; bezeichnend genug begegnet das anmuthige Rokoko uns nur vier Mal, in dem einen Fall ist es nachträglich in Stuck-Verzierung angebracht (Frauengasse 23), in den andern Fällen handelt es sich lediglich um Thür-Umrahmungen (Jopengasse 12, Langgasse 12 und Hundegasse 31). Bei der Auswahl hat man sich nicht auf kostbare Prachtstücke beschränkt, sondern mit sichtlicher Vor-

liebe schlichte Beispiele eines jeden Stiles herangezogen, um zu zeigen, wie auch mit einfachen Mitteln künstlerische Wirkungen erzielt werden können, und um diese der Zerstörungswuth des 19. und 20. Jahrhunderts am meisten ausgesetzten Schöpfungen wenigstens durch Abbildungen der Nachwelt zu überliefern. Die Marienkirche und das Rathhaus, zwei der stolzesten und schönsten Danziger Bauwerke sind übergangen, obwohl von einzelnen Theilen beider Gebäude, z. B. vom Ostgiebel des Rathhauses, befriedigende Veröffentlichungen anderweit bisher nicht vorliegen. Eine Erklärung für diese Vernachlässigung ist nicht gegeben; dürfen wir aus dem Schweigen vielleicht den erfreulichen und willkommenen Schluß ziehen, daß wir durch die Nachholung des Versäumten in einem besonderen Werke demnächst überrascht werden sollen?

Die Aufnahmen sind fast durchweg von vollendeter Schärfe. Nur wer ähnliche Arbeiten selbst besorgt oder geleitet hat und die Enge der Danziger Gassen aus eigener Anschauung kennt, weiß die Mühe voll zu würdigen, die es gekostet haben mag, für jeden der hier abgebildeten Giebel, die meist über dem dritten oder vierten Stockwerk sich erheben, den denkbar besten Standpunkt in entsprechender Höhe zu finden. Wie viel steile Treppen mögen unnütz erstiegen, wie viel halsbrecherische Boden- und Dach-Wanderungen mögen unternommen sein, ehe Ergebnisse, wie die hier gebotenen, erzielt werden konnten! Daß diese für den flüchtigen Beschauer so einfach erscheinende und doch so schwierige Aufgabe in so vorzüglicher Weise geleistet worden ist, muß als ein hohes Verdienst des Photographen Kuhn bezeichnet werden, eines sachkundigen begeisterungsfähigen Mannes, der Zeit seines Lebens sich fortzubilden bestrebt war und, ohne immer den vollgebührenden Lohn seiner Thätigkeit zu finden, doch nicht müde wurde, die alte Danziger Kunstherrlichkeit in klaren scharfen Bildern festzuhalten. Dem vor Veröffentlichung dieses Werkes allzufrüh verstorbenen Manne sei ein dankbares Wort warmer Anerkennung an dieser Stelle nachgerufen! — Nur ausnahmsweise hat es nicht glücken wollen, ein Bild ohne Verzerrungen und Linien-Verschiebungen zu erzielen (z. B. Kleine Hosennähergasse Nr. 10 und 11, sowie die Königskapelle; nicht völlig scharf ist z. B. auch Langgasse 28 und Brodbänkengasse 11; leider befriedigt auch die Wiedergabe des Steffen'schen Hauses am Langenmarkt nicht völlig).

Die erste Anregung und die Auswahl der einzelnen Häuser und Bautheile danken wir ebenso wie die Herausgabe des ganzen Werkes dem Westpreußischen Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig, der sich damit ein bleibendes Denkmal feinsten Kunst- und Alterthums-Verständnisses gesetzt hat. Auf eine wissenschaftliche Bearbeitung des hier dargebotenen Stoffes hat man, wahrscheinlich um seiner schnelleren Veröffentlichung willen, verzichtet, ebenso auf die Beifügung erläuternder Grundrisse und Maßangaben und auf die Erwähnung etwaiger früherer Veröffentlichungen der dargestellten Bauwerke; man hat sich vielmehr darauf beschränkt, den Lichtdrucktafeln ein Geleitwort des

königlichen Bauraths Lehmbeck vorauszuschicken, das über Zweck und Ziel des Buches Aufschluß geben und an der Hand einiger allgemeinen Gesichtspunkte weitere Kreise in die Eigenart des hier behandelten Gebietes einführen will. Ich darf nicht verschweigen, daß ich in einigen, z. Th. sogar in wesentlichen Punkten zu andern Ansichten gelangt bin, als der Herr Verfasser, nehme aber davon Abstand, dies näher hier auszuführen, indem ich hoffen darf, in absehbarer Zeit in anderem Zusammenhange darauf zurückzukommen.

Für die wissenschaftliche Verwerthung und Benutzbarkeit des Buches wirkt es erschwerend, daß die Tafeln nicht nummeriert sind und das beigegebene Inhaltsverzeichniß gar zu knapp ausgefallen ist. Man soll derartige Aeußerlichkeiten, die scheinbar unwesentlich und belanglos sind, nicht unterschätzen. Zählt mau z. B. die in dem Inhaltsverzeichniß genannten Bauwerke zusammen, so erhält man als Summe 112; rechnet man aber auf den Tafeln die einzelnen Aufnahmen zusammen, so sind es nur 111. Als ich diese Zahlen-Abweichung entdeckte und bei mehrmaliger Nachprüfung immer wieder bestätigt fand, war ich darauf und daran, dem Verleger zu melden, daß in meinem Exemplar eine Tafel fehle und er sie mir nachliefern möchte, — als ich gerade noch rechtzeitig genug von dieser nicht gerade angenehmen Aufgabe durch Klarstellung des wirklichen Sachverhalts befreit wurde. In dem Inhaltsverzeichniß war nämlich die eine Aufnahme an zwei Stellen genannt, einmal unter den Werken des Mittelalters, das andere Mal unter denen des 17. Jahrhunderts. Da sie Baulichkeiten dieser beiden verschiedenen Zeitabschnitte thatsächlich vorführt, so würde man gegen die doppelte Erwähnung gewiß nichts einzuwenden haben, wenn nur dieser Sachverhalt irgendwie erkennbar gemacht und der hierbei befolgte Grundsatz auch in andern ähnlichen Fällen befolgt worden wäre. Das ist jedoch nicht geschehen. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die gothische Hauptwache und das im Spätrenaissance-Styl erbaute Langgasser-Thor auf einer Aufnahme wiedergegeben; im Verzeichniß ist aber nur die Hauptwache genannt, das Langgasser-Thor dagegen übergangen. Mißverständnissen ist somit Thür und Thor geöffnet.

Auch in anderer Hinsicht ist das Verzeichniß nicht einheitlich genug. Bei der einen Aufnahme der Katharinen-Kirche finden wir mit Fug und Recht den Vermerk „renoviert“; folgerichtig hätte dieser Zusatz auch bei andern Bauwerken gemacht werden müssen, die eine wesentliche Erneuerung erfahren haben (z. B. bei der Trinitatiskirche mit der Annakapelle, bei der so traurig wiederhergestellten Hinterseite des Artushofs oder beim Gewerbehaus); aber das ist nicht der Fall. Desgleichen ist die Benennung der einzelnen Bauten für den Nicht-Danziger nicht immer deutlich genug; was soll sich der Fremde unter der einfachen Bezeichnung „Küsterhaus“ (von welcher Kirche?), „Urbild des Danziger Portals“ (gemeint ist das Holzthor der Mühle aus dem 17. Jahrhundert) oder „Arbeitshaus“ vorstellen?

Diese Bemerkungen sollen den Werth des Werkes nicht herabdrücken: ich durfte sie nicht zurückhalten und glaubte sie um so eher hervorheben zu sollen, als sich das begangene Versehen leicht gut machen läßt: das Inhaltsverzeichniß ist auf einem einzelnen Blatte gedruckt und ist daher leicht durch einen Neudruck zu ersetzen, der ohne wesentliche Kosten den bisherigen Abnehmern nachgeliefert und den noch unverkauften Exemplaren beigefügt werden könnte. Vielleicht dürfte durch diese vorgeschlagene kleine Verbesserung die Absatzmöglichkeit des Werkes sich nicht unerheblich steigern; der Deutsche kann nun einmal auch in Kunstfragen seine wissenschaftliche Ader nicht verleugnen, er weiß gern, wen und was er vor sich hat.

Jedenfalls können die Ostprovinzen des Deutschen Reiches stolz auf das vorliegende Werk sein; erschließt es doch einen Schatz, dessen Herrlichkeit die Fernstehenden nicht geahnt haben werden, zeigt es doch weiteren Kreisen, welch herrliche Blüthe deutscher Geist hier dereinst inmitten der brandenden Wogen des slawischen Meeres entfaltet hat und wie diese Blüthe noch in fast unveränderter Schönheit vor uns steht. Da der Preis des Buches verhältnißmäßig nicht allzuhoch ist, so sind wir sicher, daß es von Freunden heimischer Kunst viel und gern gekauft werden wird.

Hermann Ehrenberg.

Th. A. Fischer, The Scots in Germany: being a contribution towards the history of the scot abroad. Edinburg, Otto Schulze & Co., 1902. Gr. 8⁰, VIII und 324 Stn. Mit 3 Porträts.

Ueberall, mag man sich nun mit der Staaten- und Kriegsgeschichte, den Ereignissen auf kirchlichem Gebiete und in der Gelehrtenwelt, oder auch nur mit den Chroniken einzelner Städte und Gemeinden beschäftigen, trifft man im nördlichen Europa, speciell in Preußen und Polen, im 16., 17. und 18. Jahrhundert auf Männer schottischer Abkunft von oft hervorragender Bedeutung, von großem Ansehen und Einfluß. Es ist etwas Merkwürdiges um diese außerordentlich zahlreiche Einwanderung der Schotten zu jener Zeit. „Sie haben" (siehe Seite 65 des vorliegenden Werkes) Familien gegründet, welche noch heute in Deutschland, Rußland, Schweden, Oesterreich, Holland und Frankreich blühen; sie haben ihren Fleiß und ihre Intelligenz, ihre Tapferkeit und religiöse Ueberzeugungstreue unter vielen Anfechtungen bewiesen und sie nutzbar gemacht für die Länder, die ihnen zur Zeit der Noth und Verfolgung eine Zuflucht gewährten". Ueber die Bedeutung und Ausdehnung dieser schottischen Immigration war man bisher nur ungenügend und bruchstückweise unterrichtet;

erst der Verfasser, bereits bekannt durch seine Schriften „Das Leben Carlyle's", „Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's", „Drei Studien zur englischen Litteraturgeschichte" (Gotha, Fr. Andr. Perthes), giebt uns in vorliegendem Werke ein umfassendes, hochinteressantes Bild unter Anwendung eines reichen, aus zum Theil schwer erreichbaren Druckschriften, Städtegeschichten, Monographien und ihm zugänglich gewesenen Archiven gesammelten Materials, das in vier Abtheilungen „Handel und Wandel" (Schottlands Handelsverkehr mit Deutschland und Polen), „Das Heer", „Die Kirche", „Staat und Schule" gegliedert ist, an die sich noch ein Supplement anschließt, welches erst während des Druckes dem Verfasser bekannt gewordene Nachrichten enthält. Zu jeder der vier Abtheilungen gehört ein das urkundliche Material (Privilegien, Briefe, Namensverzeichnisse etc.) bringender Appendix. Man erstaunt thatsächlich über die Reichhaltigkeit des Dargebotenen und die vielen uns vorgeführten Männer, unter denen Kant, Johnston, Alesius, Ramsay, Murray Keith u. a. die ersten Stellen einnehmen. Ueber die Schottenklöster zu Erfurt, Regensburg und Würzburg werden ausführliche Mittheilungen gemacht. Noch aber ist der unermüdliche Verfasser nicht am Ende seiner Forschungen; er ist vielmehr in der Lage, uns einen zweiten Band versprechen zu können. — Als ein Mangel des gerade auch für Ost- und West-Preußen sehr werthvollen Buches muß es leider bezeichnet werden, daß der Verfasser seine vier großen Abschnitte nicht behufs leichterer Uebersicht und Orientirung in kleinere Unterabtheilungen mit gesonderten Titeln zergliedert, zu seinen Appendices, wovon z. B. der erste 22 Nummern umfaßt, kein Inhaltsverzeichniß gegeben und das Register nicht ausführlich genug gestaltet hat. So finden sich S. 251—254 Briefe eines Francis Craw aus Memel (von 1675 und 1678), im Register aber fehlt unter letzterem Stichworte die Angabe dieser Seiten. Auf S. 244 (Z. 11 v. o.) ist „Monrovia" in Polen wol nur ein Schreib- und Druckfehler für „Wongrowia" (Wengrow). Rastenburg, welches im Register garnicht vorkommt, liegt nicht in Polen (S. 256) und Braunsberg nicht in Silesia; unter den schottischen Studenten zu Frankfurt a. O. (S. 313) fehlt Johannes Petkieren (Pitcairn) Scoto-Polonus.

Zum Schluss noch eins: Druck und Papier des Werkes sind ganz vorzüglich. Möchten doch deutsche Verleger, die wichtige historische Werke oft zwar nicht auf Lumpen- aber dafür lumpigem Papier mit stumpfen Lettern drucken lassen, daran ein Beispiel nehmen!

Memel, März 1902. Johs. Sembritzki.

Dr. Franz Tetzner, Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Völkerkunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mähren und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und Melodieen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1902. (XX., 520 S. 22 Tafeln. — 15 M.)

Auf Grund mehrjähriger Reisen und Studien hat der Verfasser ein klares Bild von unseren deutschen Slavenstämmen vom Standpunkte der Volkskunde aus entworfen und zahlreiche Einzelerscheinungen vergleichend und erschöpfend behandelt. Das Werk vermittelt zum ersten Mal eine genaue Kenntnis der inneren Verhältnisse aller unserer slavischen Volksgenossen und bildet die sichere breite Grundlage für jedes Studium dieses Gebietes. Farbige Karten nach neuem Entwurf, Liederproben in Uebersetzung und Bilder erhöhen die Anschaulichkeit des Buches, dessen vortreffliche Ausstattung dem Verlag die größte Ehre macht. Das Werk wird einen dauernden Platz in unserer volkskundlichen Literatur erhalten, zumal es gerade altpreußische Bewohner, Heimatskunst und Heimatskunde, sachkundlich behandelt.

--n—

Mittheilungen und Anhang.

Zu Christian Donalitius.

Seit meiner vorigen Ergänzung (Bd. 36. 1899. S. 305—310) ist zur Kenntnis des litauisch-deutschen Dichters einiges über die kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit von Hugo Freyberg (Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Tollmingkehmen. Druck von H. Klutke, Stallupönen, 1898. 64 S.) gesagt worden. Die dankenswerten Ausführungen lassen leider kaum einen Zweifel darüber, daß wohl alles bisher noch nicht Veröffentlichte zugrunde gegangen ist. Wenn vielleicht durch diese Zeilen noch jemand zum Nachsuchen in Pfarrarchiven angeregt wird, so möchte ich zuvor noch auf ein in meinen früheren Arbeiten unerwähntes Wort Pisanskis hinweisen: „Christian Donalitius, Pfarrer in Tolmingkehmen, der in einem, nachher auch in das Deutsche übersetzten Gedichte von 659 Versen in ungereimten Hexametern, die 4 Jahreszeiten besungen, hat mit dieser Arbeit bei den Kennern der litauischen Sprache und Poesie viel Beifall gefunden.“ Sollte auch dies so genau gekennzeichnete Gedicht verloren gegangen sein, das sicher eine sehr knappe Zusammenziehung der vier bekannten Idyllen war? Rhesa, der diese Zusammenziehung in derselben Art versuchte, hat anscheinend das von Pisanski erwähnte Gedicht nicht gekannt, und auch sonst wird nichts weiter davon berichtet.

Auf Grund der Kirchenbücher gebe ich, nach Kirchenjahren geordnet, einige Zahlen wieder, die Bevölkerung des Kirchspiels Tolminkemen zur Zeit des Donalitius betreffend. Zum Vergleich stehe die Zahl von 1894: 185 (84+101) Getaufte, 148 Gestorbene, 129 (76+53) Konfirmierte, 44 Paare Getraute.

1744	119	Getaufte
1745	128	„
1746	95	„
1747	132	„
1748	111	„

1749	137	(72+65)	Getaufte					
1750	120	(59+61)	=					
1751	120	(47+73)	=					
1752	133	(71+62)	=					
1753	140		=		92		Gestorbene	
1754	119	(56+63)	=		64	(56+ 8)	=	
1755	107	(63—44)	=		43	(28+15)	=	
1756	118	(72+46)	=		85	(47+38)	=	
1757	119	(56+54)	=		103	(47+56)	=	
1758	99	(55+44)	=		65		=	
1759	98		=		64		=	
1760	136		=		51	(24+27)	=	
1761	113	(56+57)	=		71	(39+32)	=	
1762	116	(68+48)	=		68	(39 +29)	=	
1763	115	(64+51)	=		75	(37+38)	=	
1764	138		=		59	(34+25)	=	
1765	129		=		41	(23+18)	=	
1766	99		=		66	(29+37)	=	
1767	119		=		70	(34+36)	=	3060 Kommunikanten.
1768	118		=		59	(36+23)	=	3000 =
1769	127	(66+61)	=		76	(43+33)	=	
1770	132		=		77	(35+42)	=	
1771	116	(53+63)	=		62	(30+32)	=	
1772	102	(48+54)	=		81	(40+41)	=	
1773	121		=		110	(52+58)	=	
1774	115	(52+63)	=		76	(44+32)	=	
1775	126	(55+71)	=	ca.	71		=	
1776	138	(74+63)	=					
1777	111	(53+58)	=					
1778	131	(74+57)	=					
1779	124	(66+58)	=		63	(30+33)	=	

1781 gab es in T. 39 litauische Konfirmanden, 1784: 18 L. (9+9) meist aus Didzullen (aus T. nur 1) + 54 deutsche (28+26); 1786: 16 L. (9+7) + ? D.; 1788: 17 L. (9+7); 1789: 27 L. (11+16) + 53 D. (30+23); 1790: 17 L.

Dr. F. Tetzner-Leipzig.

Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562.

Von

Georg Conrad,

Amtsrichter in Mühlhausen (Kr. Pr. Holland.)

Von Gottes gnaden Wir Albrecht der Elter, Marggraf zu Brandenburgk, In Preussen, zu[1]) Stettinn, Pommernn, der Cassubenn vnnd Wenndenn Hertzogk, Burggraf tzu Nurnbergk vnnd Furst zu Rugenn bekennen vnnd thuen kundth für vnnß, vnnser erben, erbnehmenn vnnd nachkohmmende herschaft gen Idermennig-lich, Insonderheitt denn eß zuwissenn vonnöthen, daß wir unserm liebenn getrewenn Hannsenn Baumgartenn auß gnadenn vorgunt vnnd zugelassenn, Wie wir auch hiemit vnnd Inn craft dieses briefes fur vnnß, vnnsere Erbenn vnnd nachkohmmende herschaft vorgönnen, zulaßenn vnnd verschreibenn, Daß genanter Hannß Baum-garten[n] [vffn] Lenkenn einenn Krug bawenn vnnd denselbenn sampt anderer Zu-gehör, wie hernach gesetzt, zu Cölmischen Rechten gebrauchen muge, vnnd habenn zu solchem Kruge, wie wir deß selbst [angeweiset] vnnd bezeigett, Ime [einen z]innß, welchenn wir messenn lassenn vnnd darinnen In Alleß Neun hubenn befindenn, an Acker, Waldt vnnd heide, einreumen vnnd zumessenn lassenn zu ermehltem rechtenn zubesitzenn, Welches Alles In volgenden grenitzen gelegen, Nemlich anzufangenn obenn an der Schaschupe, doselbst stehett einn Röster mit einem kreutz, daß weist nach der heidenn auf ein fiechten mitt tzwey Kreutzen, ist ein orth grenitz, daß eine Kreutz weiset zuruck auf die gemelte Röster vnd daß ander auf eine kleine Eichen, ist verschuttett, wider auf ein eichenn Pfoell, auch vorschutt, vonn dem Pfoell auf die heidenn auch ein schuttung, vonn der schuttung auf ein Fiechte, vonn der Fiechten vff ein Eichenn, wider vff ein Fiechtenn, wieder vff ein Fiechte, vonn do biß ann die Schaschupe auch ein Fiecht mitt einem Kreutz. Inn solchem Kruge aber solle Hannß Baumgartenn kein ander bier, alß Königspergisch oder haußbier vonn Ragnith schencken vnnd von solchem bier, daß er vorschenkett, es sey Königs-pergisch oder haußbier, von Ider thonnen, gleich wie zur Tilsen geschicht, eine marck lagergeldt vff vnnser Hauß Ragnith gebenn vnnd ablegenn. Inn gleichem habenn wir Ihme die Zusage gethann vnnd zugelassen, daß er die fehre zum Lencken zu seinem bestenn gebrauchenn möge, Doch also vnnd dergestaldt, daß

1) im Original doppelt.

er solche fehre auch fur sich auf seinenn vncostenn erhalte vnnd mitt der fehre vnnsere arme Leuthe vnnd vndersassenn, so Ider tzeit alten gebrauch nach zu Scharwergk vnnd Kirchenn frey gewesenn, nicht beschwere, sonder eß disfalß mitt Ihnenn anderß nicht, dann eß vonn Alters gebreuchlich, halte. Wo Ihme aber die drey Dörfer, Nemlich die Geilbrester, Giberlauker vnnd die Lenkenker, wie bißhere auß guthem willenn die kahne vnnd brether wollen halden helffen vnnd solchs vnuorseumet vnserer Pflicht thuen kohnnenn, soll eß Ihnen vnuorbothen seinn, doch daß sie keinesweges dazu getzwungen werden. Darzu vorleihenn wir Ihme einn Buchte an der Schaschupe, welche Acht morgenn ausserhalbe der neun huben Inhaldt, daß er solche zu seinem besten brauchen, Auch Inn der Schaschupe, so fernn die Buchte gehett, frey fischrey haben muge. Vnnd wiewoll Ihme zuuorn zugelassenn, solchs durchzugrabenn, er auch algereitt angefangenn, Weill aber befundenn, daß solchs am flossen gemeinem nutz grossen schaden zufugen wurde, solle ers hinfurth nicht graben, Auch weß er gegraben, Widerumb zufullen, vff daß ermelter nachteill vorkohmmen. Dagegen vnnd vmb solcher vnserer begnadigung willenn solle vnnß, vnnsern Erben, Erbnehmen vnnd nachkohmmender herschaft obgenanter Hannß Baumgart, seine Erben vnnd Nachköhmlinge mitt einem gutten, starckenn Pferde, welchs, so ofte es zu Kriegs fehllen, geschreien, herfartenn vnnd Landtwehren kumbt, vnnd wie oft es vonnöthen vnnd sie geheischen werden, für daß geschutz zuspannen, zu gebrauchenn, Ingleichem sich Inn reisen, Landtmessenn vnnd sonsten vnnß vnnd vnser nachkohmmendenn herschaft zum bestenn gebrauchenn zulassen, vorpflicht seinn. Wen er aber etwan vorschickt vnd gebraucht, solle eß vff [vns]ern vncosten gescheenn. [Zudem]e soll er der ende vffm Lencken mitt vleiß auf Dieberey vnnd dergleichenn dinge, Domit vnser nachteill vorkohmmen, Auch daß sonsten bey den [waren, we]lche deß orths vff [gesetzt,] kein verath geschee, zusehen, Vnnd wann er etwaß, deß vnnß nachteilig, Inn erfarung kehme, solchs von stunden vnserm Hauptmann zu Ragnith, [damit] derselbe geburendes [einsehen], Ampts wegenn darinne zuthun, zu uormelden, ehr aber fur seine Person mit straffenn oder buessen sich keines weges dagegen einzulassenn schuldig vnnd vorbunden seinn. Alles trewlich vnnd vngefehrlich. Zu vrkunth mitt vnserm anhangenden Ingesigell besigelt Vnnd gegeben zu Königspergk Im Tausendtsten Funfhundertsten vnnd tzwey vnnd sechtzigsten Jhare, denn funften tagk deß Monats Juny.

manu propria subscripsitt.

Original auf Pergament mit 4 Löchern ohne das richtige Hängesiegel, dessen Streifen vorhanden sind; das noch daran befindliche Siegel in rothem Wachs in Holzkapsel mit fehlendem Deckel ist das Siegel der Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gehört zu einer anderen Urkunde und ist später unbefugterweise und unrichtig an den alten Siegelstreifen befestigt. —

Die unlesbaren Stellen dieser im Nachlasse des † Justizrats Schlick in Ragnit ermittelten Urkunde sind nach der Abschrift im Fol. 921 Bl. 434 des Königl. Staatsarchiv zu Königsberg i. Pr. durch Herrn Archivdirektor Dr. Joachim-Königsberg i. Pr. ergänzt worden.

Ein Bericht über das im Kloster zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergerät aus dem Jahre 1525.

Veröffentlicht von

Georg Conrad,

Amtsrichter in Mühlhausen (Kr. Pr. Holland).

Gnade vnd Frede jn Cristo vnserem Heilanth. genediger vnd gunstiger liber her Peter, Ich habe entfangen euren briff vnd, ßo wiel an myer gelegen ist, wiel auch thuen, alß yr von myer bogereth, sunder lich der moniche halben von dem cleinoth des klosters wiel ich schreiben, was ich habe yn wissenheith. Ins erste ist gros gelt geueset bey her Schonwesen, do meyn gene: her ho: hoth dy stat eyn genomen, welges auch nicht ist berureth worden, bas ich byn von do geczogen, vas aber dor noch ist gescheen, weiß nicht: ßo sie aber es volden logenen, byn im Hausy geuesen im tage, do dy stat wart eynggenomen, do sprach dy schoneweisene czu myer vnd doctori Alexandro, off dy czeith guardiano: ich habe euer gelt in dy heimelichheith geuorffen. ich meynn jo, das es dem golde nicht wirt schaden, wie viel dy suma ist, weiß ich nicht, doch weiß ich, das es viel ist geueset: vas aber im kloster ist, das ich weiß, wiel ich auch melden, ist bey ym geueß: eyn silberen roch fas, 11 par ampollen, eyn par obergoldet, eyn gros pacifycal vnd eyn par silberen pacifical, eyn gros gegossen homeral, das Theophilus lys machen, myt gegossen spangen, wie dy juncfrauen tragen vnd der anderen kleyn vnd gros xjj ader me, weiß nicht eyentlich, kelge seyn geueset iiij grosse vnd schone kelge: velge jm krige worden vorwareth vnd vorlokenth vnd kleine in dy stete gesatzet; summa ist geueset xiiij, was aber sonst ist geueset von aldem silber, ist myr nicht mehr wislich, aber eynes weiß ich och, das alt silber ist genug geueset, her Ranefelt weis es woel, ßo her sagen wiel. sonst gunstiger liber her, weiß ich nicht, ßo ich vas wöste, volde euer geno. nicht bergen, das sye sprechen, es sey vorkaufft jm kriege, ist nicht. froget sie, wu das gelt sey gebleben, das meyne suester Appollonia in dem sache dem guardian brochte, das her jm krige vorwaret, das auch nicht wart beruret: rollan (u?), disser guardian weyst nicht von der sache: sunder Ranefeltde ist

alles wislich. Do mitte seyt gote beuolen der euc ge: stetich behüte vnd erleuchte. myt steter gnoden auß Rastenborg, am Dornstag vor jnuocauit M CCCCC vnd xxv.

Christophorus medigen pharrer czu rastenborg.

Adresse:

Dem edlen woelgebornen herren Peter burggraue czu Donen vnd Hauptman czu Braunßbergk, maynem Genedigen vnd gunstigen herren.

Registratur:

Anno 25 Christoph Medicten pfarher zu Rastenburg schreibt von gelt vndt silbern Gerhät, so im Closter befunden.

Original auf Papier mit dem Privatsiegel des Briefschreibers (Wappen mit Rose, darüber C. M.) [Aufgefunden 1898 im Reichertswalder Archiv, jetzt im Laucker Archiv.]

Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preussen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlass des Todes Georgs von Kunheim des älteren vom Jahre 1543.[1])

Veröffentlicht von

Georg Conrad,

Amtsrichter in Mühlhausen Ostpr. (Kr. Pr. Holland).

Von gots gnaden Albrecht, marggraff zw Brandenburg, yn Preußen etc. herzog etc. etc.

Edler, lieber, getreuer. Wir wollen dir gnediger wolmeinung nicht vorhaltenn, das am negst vorschienen tage Michaelis[2]) durch dem lieben got der erneueste vnser gar getreuer lieber rath vnd diener George von Kunheim aus diesem tzergenglichen weltlichenn vnnd betrubtenn inn das ewige lebenn, desselben sehlen seine veterliche barmhertzigkeit gnedig sein wolle, beruffenn. Vnnd

---

1) Georg von Kunheim, herzoglicher Rat und Amtshauptmann von Tapiau, auf Knauten etc., war vermählt mit Margarethe Truchses von Wetzhausen und hinterließ 3 Söhne: Christoph Albrecht, Erhard, Sekretär und Rat der Königin Katharina von Polen, und Georg Wilhelm d. jüngeren, der in erster Ehe seit 1555 mit Margaretha, der jüngsten Tochter des Reformators Dr. Martin Luther verheiratet war. (Pr. Prov. Bl. V. S. 53 fg.)

2) also am 29. Sept. 1543.

dieweil vnns dis absterben des gutten frommen bidermans, welcher nach, so es gots gnediger wille gewesenn, vil nutzenn vnd dienen mogen, gantz schmertzlich, so müssen wirs doch dem vater der gnaden, wie schmertzlich vns auch solchs ist, ergebenn vnd inen in seinen wercken loben.

Ferner geben wir dir gnediglichenn zuerkennen, das benumbter Georg von Kunheim seinen letzten willenn inn ein Testament vorfasset vund die ehrnuesten achtparn vnnd hochgelerten auch erbarn vnsere rethe und liebe getreuenn Johan von Kreitzenn, cantzlern etc., Fridrichen von der Oltznitz, obermarschalchenn etc., Christoffenn von Kreitzen zw Brandenburgk, Petern Kobersehe zw Neidenburgk, hauptleute, desgleichen Wilhelmen Truchsessenn vnnd Eberhardtenn von Tettaw als seine bluts vnd vorwante Freunde zw testamentariann vnnd seiner nachgelaßnen kinder vormunder vorordent. Welchs testament vnnd darin vorleibte vormunder wir bestetigt, sie auch vnangesehenn einige beschwerligkeit vnnd vnbequemigkeit, die sie hiuon habenn, auch die aufflagenn irer dinste denselben Kunheims verlaßnen kindernn ins treulichst vnd nach irem bestenn vormogenn vnd vorstandt vortzustehenn, gutwilligk vber sich genommenn, alsbalde nach seinem abscheidenn seine nachgelaßne habe inuentirt vnnd inn ein clare vorzeichnus bracht, nichtsweniger auch das testament nach seinem letzten willenn eröffnet vnnd inn demselben vnder anderm befundenn, das ehr, seintemal ehr ym leben mit deiner personn inn solcher freuntschafft gestanden, darob er sich getrostet, dw den seinen nach seinem abgehenn auch freuntwilligkeit, wie dan seine person ohne tzweifel gegen den deinigen, so sich der fahl ann dir (des der liebe got langwirig vorhut) ereugen sollenn, nichtsweniger geneigt gewesenn, beweisenn werdest, ins hochste bittet, dw dich nicht beschweren wollest, neben denn Testamentarien denn erben zum bestenn, wo es von notenn vnnd sie dich darumb ersuchenn, rathenn helffen wollest. Dieweil wir dann disfals ann dir, inn erwegung der freuntschafft, die dw mit Kunheimen gehabt, gar nicht tzweifelnn, so habenn wir uff der vormunder bit nicht vnderlassenn wollenn vnnd dir auch derhalbenn zu schreibenn. Vnnd ist unser gnedigs sinnen vnd begerenn, dw wollest vnbeschwert sein, wo dich die gedachte Kunheims nachgelaßnen kinder vormundenn vmb etwas vmb deinenn rat, hülff vnnd beistandt ersuchenn vnd ansprechen werden, dw wollest dich vmb vnsernt vnnd Kunheims willenn vnbeschwert ertzeigenn vnnd die kinder der freuntschafft, welche dw im leben mit Kunheimen gehabt, genissen lassenn. Das seint wir neben deme, das dw dem lieben got ein angenemes wergk darann ertzeigst, gnedlichen abtzunemen vnd zuerkennen gewogenn. Datum Konigspergk denn 13. Octobris Anno 1543.

Erhard subscripsit.

Rückseite:

Dem edlen vnserm heuptman zw Morungenn, rathe vnd lieben getreuen Petern Burggrauen vnd herrn zw Donaw.

Vonn ampt zu ampt ohn Seumen.

Registraturen:

vom dem Herren von Kwnheim seynem lecztenn abesceit von dieser welt (von der Hand des Briefempfängers.). — Anno 43. Von Georg Kunheimbs absterben vndt testament. (Von der Hand Christophs Burggrafen und Herrn zu Dohna.) — 1543 Görge von Kunheims Todt vndt Testament. (Von der Hand Achatius II Burggrafen und Herrn zu Dohna).

Original auf Papier mit dem herzoglichen Verschlußsekret [aufgefunden 1898 im Reichertswalder Archiv, jetzt im Laucker Archiv].

Wie man Krankheiten „bespricht“.

Mitgetheilt von

Ludwig Goldstein.[1]

Gegen „Hartspann“, Herzspanne, wahrscheinlich s. v. a. Herzbeklemmung ist folgender Spruch gut:

Hartspann, Hartspann, the di von de Ribben
Wie Christus von de Kribben:
Im Namen des Vaters und des Sohnes etc.

Es wird aber kein Amen gesagt, dagegen dreimal ausgespieen, während man die Magengegend mit beiden Daumen längs der Rippen streicht. Vgl. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. S. 65 f.

1) Vor dreizehn Jahren erhielten wir von einem jungen eifrigen Sammler von Denkmälern unseres Volksgeistes die obigen Sprüche zugesandt mit der Bitte sie gelegentlich in der Altpr. Mon. mitzutheilen. Einsender bemerkte, daß sie genau nach den Worten des Volkes auf dem Gute Jourlauken bei Labiau niedergeschrieben seien und an ihrer Echtheit kein Zweifel bestehe. Er unterzeichnete sich Ludwig Goldstein, stud. phil. Das Manuscript gerieth mit so manchen anderen kleinen Beiträgen in eine Falte der Redactionsmappe und somit bei der Fülle von größeren Aufsätzen in Vergessenheit. Herr Dr. L. Goldstein, der sehr geschätzte Redacteur und Mitarbeiter der Königsberger Hartungschen Zeitung, wird es verzeihen, wenn wir seinen kleinen Beitrag jetzt noch hier mittheilen und jetzt erst recht für dazu geeignet halten, da die Frage: Wie man Kranke gesund „betet“ auf der allgemeinen Tagesordnung steht.

Ein Mittel gegen Zahnschmerzen, bei „Neulicht“ anzuwenden, ist folgendes:

Ik seh mine lewe Nieelicht,
Ik råt Di für de Tänengicht;
Dat nich mag riete, nich spliete,
Nich schwelle, nich källe.

Vgl. Frischbier. S. 99 ff.

Ein Spruch, der sicher gegen Blutsturz hilft, erinnert fast an den I. Merseburger Zauberspruch:

Des Morgens in dem Thaue
Da gingen drei heilige Fraue:
Die eine gab Blut,
Die andere nahm Blut,
Die dritte ging damit zum heiligen Jordan.

Vgl. Frischbier. S. 36 ff.

Der Glaube an das Besprechen oder „Raten“, wie es das Volk selbst nennt, ist keineswegs oberflächlich, sondern tief eingewurzelt und bei den alten Leuten unzerstörbar. Man kennt auch einen Zauberspruch, der jeden Dieb an eine bestimmte Stelle fesseln kann. Hier bleibt der Dieb solange, bis ihn der Besprechende durch ein anderes Sprüchlein erlöst. Der alte Mann, der den Zauberspruch kennt, will ihn aber keinem Menschen sagen. Vgl. Frischbier. S. 111 ff.

Zum Krambambulilied.

Herr Oberbibliothekar Milkau hat der hiesigen Königl. und Universitäts-Bibliothek kürzlich zwei das Krambambulilied betreffende Drucke zum Geschenk gemacht. Der erste ist ein facsimilirter Neudruck der Danziger Ausgabe des Liedes von 1781 mit dem Titel: Der Krambambulist. Ein Lobgedicht über die gebrannten Wasser im Lachs zu Danzig. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. — — — amant alterna Camoenae. Danzig, gedruckt bey D. L. Wedel, 1781. Am Ende: Nachdruck: Otto v. Holten, Kunst- und Buchdruckerei Specialität: Altdeutsche Drucke Berlin C. Neue Grün-Straße 13. (8°; 32 S.). Der zweite trägt den Titel: Das Lied vom Krambambuli. Ein historischer Rückblick auf die Erzeugnisse der Liqueur-Fabrik von Isaac Wedling Wwe. & Eydam Dirck Hekker genannt der Lachs gegründet Anno 1598

zu Danzig. Separat-Abdruck aus der Altpreussischen Monatsschrift Band XXVIII Heft 3 und 4, 1891. Berlin 1891. Am Ende: Otto v. Holten, Berlin C, Neue Grün-Straße 13. (8⁰. 6 S.). Auch dies Heft ist, wie schon die Angabe des Druckorts und der Firma am Ende zeigt, ein Nachdruck und zwar des Aufsatzes von Treichel auf S. 338—344 in dem angegebenen Bande unserer Zeitschrift. Der Nachdruck hat kleinere Typen, so daß der in der A. M. S. fast sieben Seiten füllende Artikel bei ihm nur vier und eine halbe Seite einnimmt; der Name des Verfassers ist nicht angegeben. Natürlich ist es ein ganz unerlaubter Nachdruck, von dem der Verfasser eben so wenig wie die Herausgeber und Verleger der A. M. S. gewußt haben.

Beide Drucke wurden in einer bald wieder eingegangenen Niederlage des Danziger Lachs in Berlin — der Neudruck des Liedes trägt aufgestempelt die Firma Heinr. Castner Berlin W., Friedrichstraße 157 — eine Zeitlang den Besuchern zur Empfehlung überreicht und bei dieser Gelegenheit hat sie auch Milkau (nach seiner Erinnerung im Dezember 1891) empfangen.

Kopp hat in seinem Aufsatz über Wedekind in Bd. 32 dieser Zeitschrift auf S. 310 diese Tatsache unter Berufung auf Milkau kurz erwähnt, ohne Angabe, daß der Separatabdruck des Treichelschen Aufsatzes ein Nachdruck war; Treichel hat sich infolge dieser Unterlassung den Sachverhalt nicht zu erklären vermocht, obgleich doch der Gedanke an einen Nachdruck auch seines Artikels sehr nahe lag, und sich sogar zur Annahme einer Mystifikation verleiten lassen. Durch die oben gegebenen Mittheilungen wird der Sachverhalt klargestellt; beide Nachdrucke hat die Berliner Niederlage zu Reklamezwecken anfertigen lassen.

Königsberg. E. Kuhnert.

Universitäts-Chronik 1901 und 1902.

9. Dec. 1901. Phil. I.-D. von **Walter Grack** aus Elbing: Studien über die dramatische Behandlung der Geschichte von Herodes und Mariamne in der englischen und deutschen Litteratur. (Massinger, Fenton, Hebbel, Stephen Phillips.) Kgsbg. Hugo Jaeger. (139 S. 8⁰).

16. Dec. Phil. I.-D. von **Victor Leo**, Gerichtsassessor (aus London): Der Staat und die Kartelle. Kgsbg. Ebd. (105 S. 8⁰).

19. Dec. Med. I.-D. von **P. Anhuth**, Volontairarzt a. d. Kgl. Medizinischen Univers.-Poliklinik (aus Gerbnicken, Kr. Pr. Eylau): Aus der Königl. Universitäts-Augenklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber die Tarsusausschälung bei Behandlung des Trachom. Kgsbg. Druck v. O. Kümmel. (35 S. 8⁰).

21. Dec. Med. I.-D. von **Adolf van Huellen**, prakt. Arzt (aus Grabow a. d. Oder): Aus d. Königl. hygienischen Universitätsinstitut zu Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Biologie des Tuberkelbacillus mit besonderer Berücksichtigung der Hesse'schen Angaben. Kgsbg. Ebd. (1 Bl. 72. S. 8⁰).

21. Dec. Med. I.-D. von **Emil van Huellen,** prakt. Arzt (aus Grabow a. d. O.): Aus der bakteriologischen Anstalt der Stadt Danzig. Ein Beitrag zur Formaldehyddesinfektion. Kgsbg. Ebd. (25 S. m. 18 Tab. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Alfred Liedtke** (aus Braunsberg, Ostpr.): Assistent am hygienischen Institut der Universität Königsberg i. Pr. Die Verbreitungsweise der Diphtherie mit besonderer Berücksichtigung der Uebertragung des Diphtheriecontagiums durch Tiere, speziell Pferde. Kgsbg. Druck v. R. Leupold (31 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Max Metzing** aus Danzig-Langfuhr: Studien über die Akonsäure. Kgsbg. Druck v. Jaeger. (64 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Walther Schoerk,** Assistent am agricultur-chemischen Laboratorium der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. (aus Mehlsack): Ueber Monochloräpfelsäure und Oxyfumarsäure. Kgsbg. Ebd. (35 S. 8⁰).

Nr. 145. Amtl. Verzeichniß des Personals und der Studirenden . . . für d. Winter-Semester 1901/1902. Königsberg. Hartungsche Buchdr. (46 S. 8⁰) 125 (13 theol., 9 jur., 39 med., 64 phil.) Doc. u. 7 sonstige akadem. Lehrer; 911 (89 theol., 299 jur., 207 med., 316 phil.) immatr. Stud., außerdem z. Besuch v. Vorl. berecht. 32 Hörer u. 38 Hörerinnen, zusammen 981 Berechtigte.

7. Jan. 1902. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . viro doctissimo **Bernarde P. Grenfell** Litterarum Doctori artium Magistro Collegii Reginensis apud Oxonienses socio Chartarum Aegyptiacarum investigatori gnarissimo faustissimo impigerrimo earundem interpreti subtilissimo de toto antiquitatis studio egregie merito **Honoris Causa** uno consensu summos in Philosophia Honores cum iuribus et privilegiis doctoris philosophiae contulisse ac sollemni hoc diplomate confirmasse testor Hermannus Struve Philos. Dr. Astron. Prof. Pub. ord. philos. ordinis h. t. Decanus . . . . Regim. Pruss. ex offic. Hartungiana.

— — Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . viro doctissimo **Arthuro S. Hunt** Litterarum Doctori artium Magistro Collegii Lindocolinensis apud Oxonienses socio Chartarum Aegyptiacarum investigatori gnarissimo faustissimo impigerrimo earundem interpreti subtilissimo de toto antiquitatis studio egregie merito **Honoris Causa** uno consensu summos in philosophia honores cum iuribus et privilegiis Doctoris Philosophiae contulisse ac sollemni hoc diplomate confirmasse testor Hermannus Struve Philos. Dr. Astron. Prof. P. ord. philos. ordinis h. t. Decanus . . . Regim. Pruss. ibid.

14. Jan. Med. I.-D. von **Ferdinand Zeigan,** prakt. Arzt (aus Pillau): Die Behandlung der Nabelbrüche. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (17 S. 8⁰)

17. Jan. Med. I.-D. von **Felix von Borzystowski,** Assistenzarzt am St. Elisabeth-Krankenhaus zu Königsberg i. Pr. (aus Danzig): Aus dem Kgl. pathologisch-anatomischen Universitäts-Institut zu Kgsbg i. Pr. Ueber den Schwangerschaftskropf ein Beitrag zur Funktion der Schilddrüse. Kgsbg. Pr. Druck v. R. Leupold. (39 S. 8⁰).

Zu der am 18. Januar 1902 . . . stattfinden Feier des Krönungstages laden . . . ein Rector und Senat. . . . Kgsbg. Hartung. Buchdr. (2 Bl. 4⁰) [Preisaufgabe f. d. Studirend. i. J. 1902].

23. Jan. Jur. I.-D. von **Albert Zorn,** Regierungs-Referendar (aus Bonn): Kriegsmittel und Kriegführung im Landkriege nach den Bestimmungen der Haager Conferenz 1899. Kgsbg. Ostpreuss. Druckerei. (91 S. 8⁰).

24. Jan. Med. I.-D. von **Arthur Rosenberg,** prakt. Arzt (aus Loebau i. Westpr.): Die Behandlung von Kniegelenkcontracturen. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (42 S. m. 1 Taf. 8⁰).

Zu der am 27. Jan. . . . . stattfindenden Feier des Geburtstages . . . des Kaisers u. Königs laden . . . Rector und Senat . . . Kgsbg. Hartung. Buchdr. (2 Bl. 4⁰). [Preisvertheilg. v. 18. Jan.]

29. **Jan.** Phil. I.-D. von **Morduch Leiser Kaplan** aus Plungjani, Russland: Beiträge zur Kenntnis der aliphatischen Ketoxime. Kgsbg. Druck von Jaeger. (48 S. 8⁰).

8. **Febr.** Phil. I.-D. von **Franz Fischoeder**, Kgl. Kreisthierarzt zu Königsberg i. Pr. (aus Loebau, Westpr.): Aus dem zoologischen Museum zu Königsberg i. Pr. Die Paramphistomiden der Säugetiere. Kgsbg. Druck v. Jaeger. (63 S. m. 4 Abbildgn. 8⁰).

12. **Febr.** Phil. I.-D. von **William Pietsch** (aus Königsberg i. Pr.): Die Wirkung der veränderten Getreidezölle in Frankreich. Kgsbg. Ebd. (75 S. 8⁰)

13. **Febr.** . . . Lect. curs. quas . . . **Oscarus Ehrhardt** med. Dr. sub titulo „Ueber die chirurgische Behandlung der Nierentuberculose" ad doc. fac. rite impetr. . . . habebit indicit Ricardus Pfeiffer Med. Dr. Prof. P. Ord. ordinis Medic. h. t. Decanus. Regim. Bor. Typis Kuemmelianis.

20. **Febr.** Med. I.-D. von **Roman Slupski**, pract. Arzt (aus Lessen, Kr. Graudenz, Westpr.): Aus dem Königl. hygienischen Universitätsinstitut zu Kgsbg. i. Pr. Bildet der Milzbrandbacillus unter streng anaëroben Verhältnissen Sporen? Kgsbg. Druck v. Jaeger. (31 S. m. 1 Taf. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Paul Salzmann** aus Allenstein. Chemisch-physiologische Untersuchungen über die Lebensbedingungen von zwei Arten von denitrificirenden Bacterien und des Streptothrix odorifera. Kgsbg. Ebd. (71 S. m. 1 Taf. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Fritz Schaefer**, Kreisthierarzt in Labiau (aus Pogrimmen Ostpr.): Aus dem Zoologischen Museum der Universität Königsberg i. Pr. Ueber die Schenkeldrüsen der Eidechsen. Berlin. Nicolaische Verlags-Buchhdlg. (42 S. m. 2 Taf. 8⁰).

27. **Febr.** Med. I.-D. von **Johann von Krencki**, prakt. Arzt (aus Amortshöh, Kr. Putzig. Westpr.): Aus der Königlichen Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber die Ausheilung der Peritonealtuberculose durch Laparatomie. Kgsbg. Druck v. Jaeger. (171 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Friedrich Müller**, cand. theol. (aus Königsberg): Studien über Zenobia und Palmyra nach orientalischen Quellen. Kirchhain N.-L. Druck v. Schmersow. (1 Bl. 63 S. 8⁰)

7. **März.** Med. I.-D. von **Arthur von Magnus**, Assistenzarzt an der Königl Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. (aus Mitau): Aus der Kgl. Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Therapie des engen Beckens. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (121 S. 8⁰).

14. **März.** Med. I.-D. von **Ludwig Goetz**, prakt. Arzt (aus Schweidnitz): Aus der Königl. Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. Beitrag zur Aetiologie der Prolapse. Kgsbg. Ebd. (27 S. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Ernst Schrempf**, prakt. Arzt (aus Lötzen): Aus der Königl. Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. Beitrag zur Lehre von der Hinterscheitelbeineinstellung. Kgsbg. Druck v. Jaeger. (63 S. 8⁰).

Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbjahre vom 15. April 1902 an zu haltenden Vorlesungen u. der öffentl. akadem. Anstalten. [Rector Carl Benrath ö. o. P.] Kgsbg. Hartung. Buchdr. (1 Bl. 56 S. 4⁰). S. 1—24. Ueber die Papyrus Commentare zu den Homerischen Gedichten. Zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag von **K. Lehrs** am 14. Januar 1902. Von **Arthur Ludwich.**

19. **März.** Phil. I.-D. von **Rudolf Jankowsky** aus Eggleningken (Reg. Gumbinnen): Samland und seine Bevölkerung. Kgsbg. Pr. Hartung. Buchdr. (76 S. m. 1 Karte 8⁰).

27. **März.** Phil. J.-D. von **Jacob Regehr** aus Petershagen bei Tiegenhof: Die langen Vocale in der niederdeutschen Mundart der Tiegenhöfer Niederung vergleichend dargestellt. Kgsbg. Druck v. Rautenberg. (60 S. 8⁰).



Kantstudien.

Philosophische Zeitschrift.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Hans Vaihinger.

Band VI. Heft 1. Berlin. Verlag von Reuther & Reichard 1901. (S. 1—128. gr. 8⁰ mit 1 Portr.)

Thomas v. Aquino und Kant. Ein Kampf zweier Welten. Von Rudolf Eucken. 1—18.

Kant's Bedeutung für die Musik-Aesthetik der Gegenwart. Von Franz Marschner in Wien. 19—40.

Die Neue Kantausgabe: Kants Briefwechsel. Zweiter Band (1789—1794). Von M. 41—72.

Luther und Kant. 73—77.

Recensionen. 78—95. Selbstanzeigen. 95—103. Bibliographische Notizen. 104—110. Mitteilungen. 110—123. Varia. 123—128.

Heft 2 und 3. 1901. (129—352.)

Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie. Mit bisher ungedruckten Stücken aus Fichtes Nachlaß. Berliner Inaugural-Dissertation. Von Willy Kabitz in Berlin. 129—205.

Kant's Bedeutung für die Musik-Aesthetik der Gegenwart. Von Franz Marschner in Wien. (Schluß.) 206—243.

Der Kantianismus in Schweden. Von Allen Vannérus in Stockholm. 244—269.

Zur Frage der logischen Methode. Mit Beziehung auf Edm. Husserls „Prolegomena zur reinen Logik. Von Paul Natorp in Marburg. 270—283.

Eine neue Sozialphilosophie auf Kantischer Basis. Von Felix Krueger in Kiel. 284—298.

Recensionen. 299—324. Selbstanzeigen. 324—326. Bibliographische Notizen. 326—347. Sonstiges neu Eingegangenes. 347—351 Varia. 352.

Heft 4. (VI, 353—492.)

Inhalt III—VI.

Zum Streit über das Grundproblem der Ethik in der neueren philosophischen Litteratur. Von August Gallinger. [Aus dem psychologischen Seminar der Universität München]. 353—426.

Das Causalproblem bei Hume und Kant. Von Dr. phil. Robert Steininger. 427—458.

Charles Secrétan und seine Beziehungen zur Kantischen Philosophie. Von M. 459—462.

Recensionen. 463—475. Selbstanzeigen. 475—479. Bibliographische Notizen. 480—484. Ein Fichtedenkmal. 484.

Sach-Register. 485—488. Personen-Register. 488—492.

Anfrage!

Es wird ergebenst um Auskunft darüber gebeten, wo sich folgende Schriften befinden:

1. Manuscript des ehemaligen Pfarrers Helwing zu Angerburg. Historie der Grassation der großen Menschenpest von 1706—1716 (erwähnt von ihm selbst in „Schlesische Sammlung der Natur- und Medizin-Geschichten, Winterquartal 1722. S. 85 fg. Breslau").
2. Manuscript des Dr. Volbrecht über eine vollständige „Geschichte von Preußen" ca. 1740. (Vgl. Pisanski, Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte. Herausgegeben von Philippi. Königsberg 1886. S. 673—674).
3. Manuscript des Joh. Christian Uhden über das „preußische Litauen" (Vgl. Bernouilli, Reisebeschreibungen Bd. 7 S. 339—382; Pisanski, Litterärgeschichte S. 678).
4. Gedruckte Schrift des Pfarrers Vincentius Barfus zu Angerburg (1579—1595): Vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu furoribus diabolicis e medio sublatarum, quae accidit in pago Kaehl Borussorum. Conscripta a Vincentio Barfus, Inferiore Pannonio. Dantisc. Typis Jac. Rhodi. Anno MDXCIII. 4to.
5. Manuscript oder gedruckte Schrift des Erzpriesters zu Lyck, M. Joh. Albert Thilo: Einweihungsrede für das neue Schulgebäude in Lyck (Oratio pro inauguratione scholae Lyccensis) 1674.
6. Gedruckte „Supplication der preuß. Stände an Ihro Churf. Durchl. nebst Extract eines Schreibens aus Lick vom 11. Oktober 1656", von 1656. Handelt über den Einfall der Tataren von 1656 und die Verwüstung des Hauptamts Lyck durch dieselben. (Vgl.: Pisanski, Einfall der Tataren 1764. § 8. Anm. s. a. E. Siehe oben Seite 97. Anm. s. a. E.).
7. 3 Schreiben (gedruckt 1656) des Großen Churfürsten, des Königs Johann Casimir von Polen und des poln. Primas, Andreas Graf Leszno, von 1656. (Erwähnt bei Pisanski, Einfall der Tataren 1764 § 4. Anm. k. Siehe oben S. 91. Anm. k.)
8. Gedruckt: Christian Adolf Thuldenus, Historia sui (nostri) temporis. Pars II. Coloniae 1677.

Gefl. Antwort höflichst erbeten an die „Litterarische Gesellschaft Masovia" zu Händen des Vorsitzenden Herrn **Prof. Dr. K. Ed. Schmidt** in **Lötzen,** Ostpr.

Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

1. Ernst Moritz Arndt in den Jahren 1806—1815.

Es wird gewünscht nähere Aufklärung der äußeren Lebensumstände des Mannes, insbesondere seiner Beziehungen zu bestimmten politischen Kreisen z. B. während seines Berliner Aufenthalts Anfang 1810, sowie seiner patriotischen Schriftstellerei nach Plan und Wirkung während der französischen Herrschaft in Deutschland. Vorausgesetzt wird Aufspürung und Verwerthung neuer Materialien.

2. Eine kritische Ausgabe der deutschen Pomerania im Anschluss an die Edition der Pommerschen Chroniken Kantzow's von G. Gaebel. (Stettin 1897/98.)

3. Entwicklung der Landwirthschaft in Pommern nach der Bauernbefreiung.

Es sind die wirthschaftlichen Folgen der verschiedenen Maßregeln der Bauernbefreiung von 1811 bis 1857, insbesondere der veränderten Grundbesitzvertheilung, für die landwirthschaftliche Produktion, Verschuldung, Arbeiterfrage etc. in der Provinz Pommern an einer genügenden Anzahl einzelner Güter und Bauernhöfe eingehend zu untersuchen und dabei namentlich die Wirkungen für die bäuerlichen Wirthschaften einer- und die großen Güter andererseits auseinanderzuhalten. Die vorhergegangene Entwicklung auf den Domänen soll wenigstens einleitungsweise behandelt und die ganze Untersuchung zeitlich so weit ausgedehnt werden, daß auch die Wirkungen der letzten Maßregeln von 1850 - 1857 erkenntlich werden, also ungefähr bis zum Ende der sechziger Jahre, bis zum Beginn der modernen Agrarkrisis. Die Lehren, welche sich für letztere etwa aus der betrachteten Entwicklung ergeben, würden dann den naturgemäßen Schluß bilden.

Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, sondern sind mit einem Wahlspruche zu versehen. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Zettel zu verzeichnen, der außen denselben Wahlspruch trägt.

Die Einsendung der Bewerbungsschriften muß spätesten bis zum 1. März 1906 an uns geschehen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. Oktober 1906

Als Preis für jede der drei Aufgaben haben wir 1800 Mk. festgesetzt.

Greifswald, im Dezember 1901.

Rektor und Senat
hiesiger Königlicher Universität.
Credner.



Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Altpreussische
Monatsschrift
neue Folge.

Der
Neuen Preussischen Provinzial-Blätter
fünfte Folge.

Herausgegeben
von
Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XXXIX. Band. Der Provinzialblätter CV. Band.

Drittes und viertes Heft.
April — Juni 1902.

Königsberg in Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann.
(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)
1902.

Inhalt.

I. Abhandlungen. Seite.

Nicolaus von Cusa und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus. Von Max Jocobi-Berlin . . 153—167

Aus dem Franzosenjahre 1807. II. Die Schlußkatastrophe bei Königsberg vom Juni 1807. Von Dr. Gustav Sommerfeldt . . . . 168—189

Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. Mitgetheilt von Rudolf Reicke . . . . 190—261

Zum Ende der Kantphilologie. Von Ludwig Goldschmidt 262—306

Verzeichniß der Schriften Ernst Strehlke's. Zusammengestellt von M. Perlbach . . . . 307—314

II. Kritiken und Referate.

Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der (auf dem Umschlag: seiner) Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle a. S. Hugo Peter 1902. Von Arthur Warda . 315—318

Samland, Pregel- und Frischingthal. Eine Landes- und Volkskunde von Prof. Dr. Albert Zweck. Mit 32 Abbildungen u. 3 Plänen. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1902.

Karte von Ostpreußen. Unter Mitwirkung von Dr. F. Zühlke, Dr. A. Bludau und Prof. Dr. A. Zweck, gezeichnet und gestochen von G. Sicker. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1902. Von Johs. Sembritzki 319

III. Mittheilungen und Anhang.

Eine Bücherauction in der Königsberger Schloßbibliothek . . 320—321

Universitäts-Chronik 1902 . . . . 321—322

Zur Berichtigung von Halling's Artikel . . . . 323—324

Nicolaus von Cusa und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus.

Von

Max Jacobi-Berlin.

Je tiefer wir in das noch unerforschte Gebiet historisch-mathematischer Betrachtungen eindringen, um so mehr sind wir befähigt, die Uranfänge bedeutender naturphilosophischer, bezgl. kosmischer Anschauungen aufzuspüren und sie im Wechsel der Zeit zu verfolgen.

So lehrte uns auch die moderne historische Forschung in den mathematischen Wissenschaften, daß das heliocentrische Weltsystem in allen seinen Konsequenzen der Antike keineswegs fremd war, sondern unter ihren altklassischen Vertretern selbst einen Platon — wenn auch nur in versteckter Form — aufzuweisen vermochte.[1])

Bis vor einigen Jahrzehnten pflegte man fernerhin anzunehmen, daß Nicolaus Coppernicus jedenfalls als der erste Abendländer zur Zeit der Renaissance an der Stetigkeit der Erde zu zweifeln wagte.

Abgesehen von einigen gelehrten Mönchen des Mittelalters, die in der Stille ihrer Klosterzelle ihre kühnen Gedanken über den Kosmos verbargen, kennen wir noch mehrere Geisteshelden des Abendlandes, welche vor dem Frauenburger Domherrn die Erde von ihrem hohen Throne zu stürzen versuchten.

---

1) Man vergl. Schiaparelli: „I precursori di Coppernico nell' antichità;" deutsch von M. Curtze, Leipzig 1876. In dieser grundlegenden Abhandlung sind auch treffliche Litteratur-Angaben zu finden.

Unter diesen Vorläufern des Niccolaus Coppernicus im ersten Erwachen der Renaissance sind von besonderer Wichtigkeit der Kardinal Nicolaus von Cusa und der berühmte Maler Leonardo da Vinci. Beide Geistesheroen waren ursprünglich auf Gebieten thätig, die jeder mathematisch-philosophischen Naturbetrachtung geradezu abhold sein mussten, Nicolaus von Cusa war zeitlebens ein frommer Kleriker und Leonardo da Vinci ein bedeutender Künstler, der in seinem Lebenswandel die Wahrheit jenes Sprichwortes bewies, das „Genie mit Leichtsinn gepaart" sein lässt. Um so eher erscheint es angebracht, die kühnen Gedanken dieser Geistesheroen auf wissenschaftlichem, speciell kosmischem Gebiete kurz zu erörtern, als wir beiden ein pietätvolles Gedenken an ihren Erinnerungstagen schuldig sind. Die 500jährige Wiederkehr des Geburtstages Nicolaus von Cusa's wurde von Seiten der interessierten Gelehrtenwelt fast gänzlich unbeachtet gelassen, und den bevorstehenden 450. Geburtstag Leonardo's feiern wohl die Künstlerkreise, aber nicht die Gelehrtenkreise.

In den kühnen Vertretern einer antiptolemaeischen Weltanschauung zur Zeit eines Torquemada und anderer Hexenrichter feiern wir aber auch unsern unsterblichen Landsmann, Nicolaus Coppernicus.

Wir beginnen unsere Erörterung mit einer kurzen Lebensschilderung Nicolaus von Cusa's, der ein bedeutend älterer Zeitgenosse Leonardos war.

Kardinal Nicolaus von Cusa, eigentlich Niklas Chrypffs (Krebs), Sohn des Fischers Johann Krebs, wurde zu Cues an der Mosel in der Nähe von Trier, 1401 geboren. Ein Graf Ulrich von Manderscheid nahm sich des armen, aber hochbegabten Knaben an und sandte ihn nach Deventer in die berühmte Schule der „Barmherzigen Brüder".

Schon mit 15 Jahren bezog dann Nicolaus die Universität Heidelberg, wo er als „Nicolaus Cancer de Coesce clericus Trever dyoc" immatrikuliert wurde. Späterhin begab sich der wissensdurstige Jüngling nach Padua, wo er den Lehren eines Pros-

docima del'Beldomandi[1]) und anderer berühmter Mathematiker lauschte. In Padua schloss Nicolaus auch einen innigen Freundschaftsbund mit Paolo Toscanelli[2]), dem kühnen Physiker, auf dessen Anregung hin bekanntlich Columbus sich entschloss, den Versuch zu machen, auf westlicher Fahrt Asien zu erreichen.

So waren auch für Nicolaus Cusanus die wissenschaftlichen Anregungen über den Kosmos entscheidend, die er zu Padua erhielt, wie acht Jahrzehnte später Nicolaus Coppernicus dem Aufenthalte zu Padua wohl die erste Anregung zu tieferen Untersuchungen über das Weltgebäude geboten hatte.[3]) Mit 22 Jahren zum Dr. juris ernannt, hegte der Cusaner anfangs die Absicht, sich der juristischen Laufbahn zu widmen und begann in Mainz als Advocat aufzutreten. Da er aber gleich seinen ersten Prozess verlor, so beschloss er, die juristische Laufbahn zu verlassen und in den Klerikerstand einzutreten. Wir erblicken ihn somit bald als Pfarrer zu St. Wendel, etwas später als Dechant am Floriusstifte zu Coblenz. Trotz seiner mannigfachen kirchlichen Pflichten fand Nicolaus genügend Musse, um seinen umfangreichen naturwissenschaftlichen, besonders astronomisch-physikalischen Studien obliegen zu können. So forderte er das Baseler Konzil, an dem er selbst hervorragend teilnahm, im Jahre 1436 auf, zur endgültigen Kalenderreform die letzte Maiwoche des Jahres 1436 ausfallen zu lassen und die Einrichtung der Schalttage gründlich zu verbessern. Der Kalender war in jener Zeit einer unumgänglichen Verbesserung nötig. Schon seit Beda's Zeiten hatte man versucht, das julianische Jahr mit dem wahren Sonnenjahr in Einklang zu bringen, was

---

1) Ueber Beldomandi erschien eine vorzügliche Monographie von A. Favaro im Bulletin. Boncampagni Bd. XII mit Fortsetzungen Bd. XVIII.

2) Für Paolo Toscanelli vergleiche u. a. Uzielli: „Paolo dal Pezzo Toscanelli", Florenz 1892.

3) Noch ist es eine offene Frage, ob der Frauenburger Domherr zu Padua den vertrauten Umgang des Celio Calcagnini genoss, der seinen Tractat „de perenni motu terrae" während der ersten Mannesjahre des Coppernikus veröffentlichte. Man vergl. hierzu u. a. die Ausführungen Hipler's in den „Mitteil. der Coppern.-Gesellschaft" zu Thorn.

namentlich für die Berechnung der Osterzeit von größter Wichtigkeit war. Aber vergebens! Die Kirche hatte allzuangestrengt mit politischen Händeln zu thun und witterte ausserdem hinter jeder Kalenderverbesserung gleich eine versteckte Ketzerei. Zuletzt hatte sich Pierre d'Ailly (1350/1425), der berühmte Pariser Universitätskanzler, vergebens um eine gründliche Kalenderreform bemüht, erst das energische Auftreten unseres Nicolaus zu Basel bewirkte, daß der Papst einer Aenderung des heillosen Wirrwarrs im Kalender nähertrat. Seine Anregungen auf diesem Gebiete legte dann der Cusaner in einem Tractat „de reparatione Calendarii" schriftlich nieder.

Auch sonst trat Nicolaus von Cusa für seine ungewöhnlichen Ideen über den Komos offen ein, ohne auf seine hohe kirchliche Stellung Rücksicht zu nehmen. Wir dürfen uns hierüber nicht verwundern; denn immerhin waren die Päpste der Renaissance viel freisinniger, als die gleichzeitig regierenden deutschen Kaiser.

Am 20. September 1448 ward Nicolaus sogar zum Kardinal ad vincula St. Petri" von dem kunstsinnigen und gelehrten Papst Nicolaus V. ernannt. Dieser Kirchenfürst veranlaßte auch den weisen Kleriker zu einer Uebersetzung der Schriften des Archimedes ins Lateinische. So lebte Nicolaus von Cusa ungestört weiter seinen Studien; erst die letzten Lebensjahre wurden durch ein Zerwürfnis mit den geistlichen Unterthanen seines Bistums Brixen arg getrübt.

Unser berühmter Kardinal starb 1464 zu Todi in Umbrien fast gleichzeitig mit seinem hohen Gönner und Freunde, dem Papste Pius II.[1])

Ohne uns bei den rein philosophischen Werken des Kardinals länger aufzuhalten, oder seine nicht sehr bedeutenden Leistungen in der reinen Mathematik näher zu erwähnen, wenden wir uns gleich zur Darlegung seiner kosmisch-physikalischen An-

1) Zur Beurteilung der künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen dieses Klerikers vgl.: Voigt, „Enea Silvia de Piccolomini, als Papst Pius der Zweite". Berlin 1868.

schauungen, wie sie uns in seinem Hauptwerke „De docta ignorantia" und in einem von Clemens, seinem besten Biographen, — aufgefundenen Nachtrage entgegentreten.

Nicolaus von Cusa vertritt als Naturphilosoph spätpythagoräische Anschauungen. Der geraden Linie ist die Unendlichkeit entgegengesetzt. Kreis, Dreieck, überhaupt alle Figuren der Ebene fallen in der Unendlichkeit zusammen.

Die Welt ist unendlich, die Erde nur ein Stern.

Diese beiden kühnen Grundsätze einer vollendeteren Weltanschauung, welche vor dem Cusaner eigentlich nur Democrit von Abdera zu lehren wagte, sollten 2 Jahrhunderte später einem Giordano Bruno das Leben kosten. Selbst Descartes hält Nicolaus von Cusa für den ersten Verfechter der Lehre von der Unendlichkeit des Universums, wenn er schreibt: „Primum memini Cardinalem Cusanum doctoresque alios plurimos supposuisse Mundum infinitum".

In demselben Zeitpunkt, in dem der gelehrte Kardinal eine Ausnahmestellung der Erde den Sternen gegenüber leugnete, mußte er sie auch denselben Bewegungen unterwerfen, welche man den Gestirnen beilegte. Hiermit war die Lehre von der Stetigkeit der Erdkugel, von ihrer Unbeweglichkeit im Weltcentrum gebrochen.

So heißt es u. a. in der „docta ignorantia (II. cap. 10):

> „Terra non potest esse fixa, sed movetur ut aliae stellae!"

und ferner:

> „Jam nobis manifestum est, terram istam in veritate moveri, cum non apprehendimus motum nisi per quandam comparationem ad fixum."

In jenem von Clemens zu Cues aufgefundenen sehr wichtigen Nachtrage heißt es u. a.:

> „Consideravi, quod terra ista non potest esse fixa, sed movetur, ut aliae stellae. Quare super polis mundi revolvitur, ut ait Pythagoras" . . .

Ueberhaupt erwähnt Nicolaus oft die Pythagoräer als seine Vorgänger; ob er wirklich die Fragmente des Philolaos durchgearbeitet hat, wie Prof. S. Günther in der unten genannten Abhandlung voraussetzt, dies mögen wir freilich dahingestellt sein lassen!

Diese Bewegung der Erde war nach der Lehre des Cusaners freilich recht verworren.

In 24 Stunden sollte sich die Erde einmal von West nach Ost drehen, in derselben Zeit aber die gesammte Fixsternsphäre zweimal von Ost nach West, sodaß die wahre tägliche Drehung des Universums durch die Gleichung ausgedrückt werden kann:

$$\frac{720 - 360}{24} = \frac{360}{24}$$

Außerdem vollführt die achte Sphäre eine eigene Bewegung und reißt hierbei die Sonne mit, die aber täglich etwas zurückbleibt. Dieser Unterschied beträgt für die Dauer eines Jahres 360^{0}, hierdurch wird der scheinbare Sonnenlauf im Zodiacus bewirkt.

Ferner nimmt Nicolaus eine dritte Bewegung der Erde, senkrecht zu den Polaren, zur Erklärung der Präcession an.

Man sieht, daß der gelehrte Kirchenfürst von der rein heliocentrischen Lehre noch weit entfernt ist. Aber wir müssen in ihm den ersten Leugner der Unbeweglichkeit des Erdballs, der scholastischen Anschauung vom Kosmos, feiern!

Giordano Bruno, beruft sich in seinen Werken öfter auf die Lehren des großen Cusaners, dessen wissenschaftliche Bedeutung er ungemein schätzt.

Bemerkenswert ist fernerhin, daß Nicolaus von Cusa sehr oft für eine nur annähernd kreisförmige Bahn der Himmelskörper eintritt.

So heißt es im Nachtrage:

„Consideravi, quod non est possibile, quod aliquis motus sit praecise circularis; unde nulla stella describit circulum praecisum ab ortu ad ortum."

Fernerhin leugnet dieser scharfsinnige Gelehrte auch die reine Kugelgestalt der Erde. Man liest dieserhalb in der „docta ignorantia":

„Terra etiam ista non est sphaerica, ut quidam dixerat, licet tendat ad sphaericitatem."

Um zur Kenntnis des wahren Weltsystems zu gelangen, rät Nicolaus von Cusa zu einer völligen Abstraction von der falschen sinnlichen Anschauung.

Auf die bedeutenden Leistungen unseres Kirchenfürsten in der tellurischen Physik können wir hier nicht weiter eingehen.

Vorstehender Artikel sollte in kurzen Zügen die Verdienste des Cusaners um die Erkenntnis des Kosmos darlegen, Verdienste, welche ihm, gleich seinem größeren Landsmanne Coppernicus, unvergänglichen Ruhm bei allen jenen sichern, die sich an der Enträtselung der Geheimnisse des Universums erfreuen und ergötzen.

Litteraturangaben für Nicolaus von Cusa.

Seine gesammelten Werke erschienen zu Paris 1514 und zu Basel 1565. Sehr wichtig ist die Abhandlung Clemens: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa". Bonn 1847 mit dem mehrfach erwähnten Nachtrage.

Gute, wenn auch kurze Charakteristik Cusa's findet man nebst trefflichen Litteratur-Angaben bei Heller: Geschichte der Physik. 1882 Bd. I.

Vgl. ferner:

Schanz: „Nicolaus von Cusa als Mathemat." Prgr. Rottweil 1872.

Schanz: „Die astronomischen Ansichten Nicolaus von Cusa's". Prg. Rottweil 1873.

Scharpff: Nicolaus von Cusa.

S. Guenther: „Nicolaus von Cusa in seinen Beziehungen zur mathematischen und physischen Geographie". (Heft IX „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. Leipzig.)

S. Günther: „Studien zur Geschichte der mathematischen und physischen Geographie". Halle 1877. Ferner „Nicolaus von Cusa's Philosophie in Philos. Viertelsjahrschrift". 1901.

Von Darstellungen in encyclopädischen Werken erwähnen wir nur:

Moritz Cantor: „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik". Bd. II.

R. Wolf's Angaben in seinem Handbuch der Astronomie . . . Zürich 1890 I und II.

Die „Geschichte der Astronomie" von Wolf ist für unsere Zwecke völlig unzulänglich.

Leonardo da Vinci als Mensch und Gelehrter.

Wir haben bisher nicht ohne ein Gefühl von Verwunderung als kühnen Vorkämpfer coppernikanischer Ideen einen Kirchenfürsten und energischen Vertreter der clerikalen Partei kennengelernt, nunmehr tritt uns ein noch bedeutend scharfsinnigerer Physiker in einem berühmten Maler entgegen, in Leonardo da Vinci, dessen künstlerische Werke einen unvergänglichen Wert besitzen.

Leonardo erblickte im Jahre 1452 zu Vinci, einem kleinen Schlößchen im florentinischen Gebiete, das Licht der Welt.[1]) Sein Vater Pietro war ein angesehener Notar der Signoria zu Florenz. Man ersieht, daß Zeit und Verhältnisse Leonardo entschieden begünstigten.

Die Mitte des 15. Saeculums kennzeichnet sich als die erste Blütezeit der Renaissance in Italien. Während Thomas von

1) Das Geburtsjahr Leonardo's ward früher verschiedentlich festgesetzt; es schwankte von 1445—1462. Erst Dei gelang der richtige Nachweis im Bd. II seiner „Elogi degli uomini illustri Toscani", Lucca 1771.

Sarzano, als Papst Nicolaus V, einen Laurentius Valla, einen Theodor Zappa und andere Bahnbrecher erneuter wissenschaftlicher Bestrebungen an seinen Hof fesselte und mit ihrer Hülfe die Meisterwerke altklassischer Litteratur, wie Herodot, Thucidydes etc., ins Lateinische übertragen ließ, während späterhin Papst Eugen IV nach der Zerstörung von Byzanz den flüchtigen hellenischen Gelehrten an seinem Hofe eine gastfreundliche Aufnahme gewährte, während endlich ein Kosmus von Medici durch herrliche Bauten Masaccios und Filippo Lippi's Florenz selbst verschönte und einen unzerstörbaren Schmuck verlieh, druckte der Mainzer Johann Gutenberg die erste Bibel mit beweglichen Lettern. Kurzum! Die Auspicien der Geburt Leonardo's müssen selten glücklich erscheinen.

Leonardo war übrigens ein uneheliches Kind. Seine Mutter, später eine verehelichte Accatabriga di Piero del Vacca, überließ indessen die Erziehung ihres Sohnes dem Vater, welcher ihn späterhin auch rechtmäßig adoptierte. Pietro hatte nacheinander drei Frauen, welche ihm 11 Kinder bescherten. Trotz seiner großen Familie wußte er indessen allen Sprößlingen eine recht gute Erziehung zuteil werden zu lassen. Leonardo, dessen künstlerisches Talent sich frühzeitig bemerkbar machte, kam zu dem berühmten Maler Verocchio in die Lehre, überflügelte indessen recht bald den Meister. So erzählt uns der Kunsthistoriker Vasari, daß Verocchio, mit der Herstellung eines Gemäldes „Die Taufe Christi" beschäftigt, Leonardo anbefahl, einen Engel zu malen. Der junge Künstler entledigte sich seiner Aufgabe so gut, daß Verocchio den Pinsel bei Seite warf und sich vornahm, niemals mehr zu malen, da „ein Junge" ihn übertroffen hätte.

Wir können uns hier mit der Schilderung der künstlerischen Leistungen Leonardo's keinesfalls aufhalten. Auch übergehen wir schnell seine Entwicklungsjahre und wenden uns zu dem Architekten und Wasserbaumeister Leonardo, als welchen wir ihn 1483 am Hofe Ludovico Sforza's zu Mailand begegnen. Leonardo's langjähriger Aufenthalt in Mailand kennzeichnet die

Blütezeit seines künstlerischen und wissenschaftlichen Wirkens. Hier faßte er die großartigen Pläne zur Schiffbarmachung oberitalischer Flüsse, besonders seines heimatlichen Flusses Arno. Von Mailand aus nahte er sich dem Florentiner Stadtrat mit dem wohldurchdachten und ausgearbeiteten Entwurf, die Kirche St. Johann zu Florenz mittelst Hebeln aus Zweckmäßigkeitsgründen aufzuheben und vorzurücken, ein Gedanke, welcher ein bedenkliches Kopfschütteln der weisen Ratsherren zu Florenz verursachte.

In der Physik und Mathematik trieb Leonardo während seines Mailänder Aufenthaltes die umfangreichsten Studien, und er vertiefte sich selbst in die Erforschung menschlicher Körperproportionen, zu welchem Zwecke er 1494 in Pavia bei dem Professor Marco Antonio della Torre anatomische Vorlesungen hörte. Die Resultate seiner umfangreichen wissenschaftlichen Bestrebungen legte dieser Universalgeist in einer großen Anzahl von Abhandlungen nieder, welche indessen zu seinen Lebzeiten größtenteils nicht veröffentlicht wurden und späterhin — wie wir noch sehen werden — ein geradezu romanhaftes Schicksal hatten.

Als mit dem Untergange der Sforzas im Jahre 1509 die ganze Herrlichkeit zu Mailand ein jähes Ende nahm, war Leonardo bereits in die Dienste Caesar Borgias getreten. Seine unstäte Natur ließ ihn jedoch nicht lange am Hofe der Borgias verweilen. Er folgte dem Rufe des französischen Königs, welcher Mailand erobert hatte, im Jahre 1507 und kehrte nach seinem langjährigen Aufenthaltsorte zurück, wo er bis zum Jahre 1511 verblieb. Dann zog es ruhelos in Italien umher, verweilte auch einige Zeit lang in Rom, wo er für Papst Leo X auch eine Münzprägemaschine konstruierte. Sein berühmtes Gemälde aus der Mailänder Blütezeit, das „heilige Abendmahl", welches das Refektorium des Dominikanerklosters St. Maria della Grazie zu Mailand schmückte, hatte ihm ein hohes Ansehen und die besondere Gunst der italienischen Fürsten verschafft. Trotz aller Lockungen und Zusicherungen ließ sich

der geniale Künstler indessen nicht bewegen, an irgend einem italienischen Fürstenhofe längeren Aufenthalt zu nehmen. Er ging im Jahre 1516 als französischer Hofmaler nach Frankreich und ließ sich zu Amboise nieder, wo auch sein Freund Melzi wohnte. Dort starb Leonardo am 2. Mai 1519. Er wurde in der Kirche St. Florentin beigesetzt.

Mazenta, welcher eine Geschichte der Leonardoschen Manuskripte geschrieben hat, teilt uns mit, daß Franz Melzi die Traktate seines Lehrers und Freundes erbte und sie in seinem Landhause zu Vaprio bei Mailand verwahrte. Ein gewisser Lelio Gavardi, Hauslehrer daselbst, stahl 13 Manuskripte und wollte sie in Toscana an den Großherzog Franz I. verkaufen. Letzterer starb indessen plötzlich, sodaß Gavardi die Manuskripte zu Pisa zurücklassen mußte. Später kamen sie in die Hände Mazentas, und wurden endlich nach langen Irrfahrten den Nachkommen Melzis ausgehändigt. Dann gelangten sie in die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand, wo sie sich großenteils noch jetzt befinden.

Einige Manuskripte und Fragmente Leonardos besitzt die Nationalbibliothek in Paris, der Hauptteil indessen — besonders der umfangreiche „Codex Atlanticus“, so genannt nach dem Atlantenformat seiner Blätter —, bildet einen kostbaren Schatz der Mailänder Bibliothek.

Mit Ausnahme des bereits 1651 gedruckten Traktats „della pittura“ ruhten die Manuskripte Leonardos jahrhundertelang in unverdienter Vergessenheit. Erst Venturi veröffentlichte aus den der Mailänder Bibliothek von französischen Soldaten entwendeten Abhandlungen des großen Künstlers einige Bruchstücke im Jahre 1797. Später hat der um die Geschichte der mathematischen Wissenschaften nicht unverdiente, aber sonst mehr berüchtigte wie berühmte Graf Libri die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf die Bedeutung der Leonardoschen Manuskripte gelenkt, und neuerdings ist endlich eine umfassende Originalausgabe erschienen.

In seinen kosmisch-physikalischen Lehren tritt uns Leonardo als energischer Verfechter der Erdrotation entgegen. Zwar spricht er sich über die heliocentrische Erdbewegung nur sehr vorsichtig und dunkel aus; aber er nimmt bei allen seinen einschlägigen Forschungen eine rotierende Erde an. Leonardo erklärt ausdrücklich, daß die Erde keinesfalls im Mittelpunkt der Sonnenbahn gelegen sein könne, auch nicht im Centrum des Universums. Einem Menschen auf dem Monde würde die Erde und das Meer zufolge der Beleuchtung durch die Sonnenstrahlen einen ähnlichen Anblick gewähren als der Mond auf den Erdbewohner. Leonardo ist der erste Gelehrte gewesen, der eine richtige Erklärung für jene aschgraue Färbung des nicht beleuchteten Mondteils kurz nach dem Neumond gefunden hat. Er stellt ihre Ursache fest als die doppelte Reflexion der Sonnenstrahlen, welche von der mondbeleuchteuden Erde auf denselben geworfen würden. Nach den Angaben des genialen Florentiners hat der Mond fernerhin genau so seinen Wechsel von Tag und Nacht wie die Erde. In begeisterten Lobpreisungen schildert Leonardo die Kraft und Macht des Sonnenlichts.

„Ma io vorrei vocaboli che mi servessono a biasimare quelli che vollon laudare più l'adorare li uomini che il sole", heißt es in vol. F. der Manuskripte Leonardos. Die Sonne gilt ihm als der Mittelpunkt aller kosmischen Bewegungen, geradezu als das Centrum aller kosmischen Ereignisse.

Die vorzüglichen Untersuchungen unseres Geisteshelden über die Gravitation, welche ihn zu einem der bedeutendsten Vorläufer Galileis stempeln, führen uns auf seine tellurisch-physikalischen Leistungen, besonders in der Mechanik, welche er als das „Paradies" der mathematischen Wisssenschaften feiert.

Das Trägheitsgesetz und das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten — Gesetze, deren Entdeckung wir gewöhnlich Galilei und seinen Schülern zuschreiben — finden wir bereits in den Manuskripten des genialen Künstlers in leichtverständlicher Weise erörtert. Die gründliche Erkenntnis Leo-

nardos von mechanischen Gesetzen offenbart sich auch in seinen berühmten Thesen:

„Non può esser voce dove non è movimento e percussione d'aria: non può esser percussione d'essa aria dove non è strumento: non può essere strumento incorporeo."

Einzigartig sind auch die Leistungen dieses Geisteshelden auf dem Gebiete der Hydrostatik. Seine Lehren von der Wellen-Entstehung und -Reflexion verraten eine seltene Feinheit der Beobachtung. „Die Welle ist der Eindruck des Stoßes, reflektiert vom Wasser; sein Angriff ist bedeutend rascher als das Wasser." Die Bewegung des Wellenthals ist schneller, des Wellenberges langsamer. Hieraus folgt für den Wellenberg eine reflektierte, für das Wellenthal eine incidente Bewegung. Praktisch benützte Leonardo seine umfangreichen hydrostatischen Kenntnisse zur Anlage großartiger Kanalbauten, von denen wir nur den Martesanakanal im Veltlin erwähnen. Die Lehre von der Wellenbewegung benützte der scharfsinnige Physiker auch zu Untersuchungen in der Lehre von den Schallwellen, denen er eine kreisförmige Bewegung vom Entstehungspunkte aus zuschreibt. Die Luft erklärt Leonardo für einen elastischen Körper, der aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt ist. Wir bemerken in einem Traktate Leonardos auch die erste Beschreibung eines Fallschirmes, dessen Erfindung man bekanntlich dem Franzosen Lenormand zuschreibt. Hervorragend sind auch die Leistungen dieses Universalgeistes auf dem Gebiete der Optik. Die „Camera obscura" — selbstredend ohne Linse — benützte er zu einer Theorie des Sehens[1]). Von seinen gründlichen Untersuchungen in der Theorie des Sehens erwähnenwir nur folgende Sätze:

„La pupilla dell'occhio disminisce tento la sua quantità quanta è crescie il luminoso che in lei s'imprime.

1) Seit den Veröffentlichungen Professor M. Curtzes hat man indessen als ersten Erfinder der Camera obscura nicht Leonardo, sondern den jüdischen Astronomen Levi ben Gerson († um 1330) zu betrachten.



Locchio posto nell'aria alluminata vede tenebre dentre alle finestre delle abbitazioni alluminate."

Endlich erwähnen wir noch, daß Leonardo lange vor Grimaldi die Grundzüge der Diffraktionslehre sorgfältig erörterte.

Nur in kurzen Zügen konnten wir an dieser Stelle auf die mannigfachen Leistungen Leonardi da Vincis aufmerksam machen. Dem Spezialstudium der Interessenten muß es anheimgestellt werden, aus den Manuskripten des genialen Künstlers und Physikers neue Anregungen zu schöpfen. Mit Recht ehrt man Leonardo durch einen Beinamen, welcher ihn gleichwertig dem Weltweisen Leibniz macht: Leonardo da Vinci, eine Akademie der Wissenschaften für sich allein."

Litteratur-Angaben zu Leonardo da Vinci:

I. Allgemeine Werke.

Ersch und Grubers Encyclopaedie.

Whewell: „Geschichte der induktiven Wissenschaften", deutsch von J. J. Littrow. 1840.

Poggendorf: „Geschichte der Physik." 1879.

A. Heller: „Geschichte der Physik", Bd. I, 1882, p. 222ff mit recht brauchbaren Litteratur-Angaben.

R. Wolf: „Handbuch der Astronomie" etc. 1890. 2 Bde.

Libri: „Histoire des Sciences Mathematiques en Italie", Bd. III. 2 Aufl. 1865.

M. Cantor: Geschichte der Mathematik", 2. Aufl. Bd. II.

E. Duehring: Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik. 1873.

II. Einzelwerke.

Venturi: Essai sur les ouvrages physico-mathemat. de Leonard da Vinci Paris 1797.

Dr. H. Grothe: „Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph". 1874.

Uzielli: Ricerche intorno a Leonardo da Vinci. (Flor. 1872 und Rom 1884.)

Die Pariser Manuskripte sind herausgegeben von Ravaisson Mollien (1880/92) in 6 Bänden und von Sabachnikoff („Codice sul volo degli uccelli") 1893. Den „Codex Atlanticus" gab die Akademia dei Lincei 1893 heraus.

Aus dem Franzosenjahre 1807.

II.

Die Schlußkatastrophe bei Königsberg vom Juni 1807.

Von

Dr. Gustav Sommerfeldt.

Nach der Ruhepause, welche die französische und die russisch-preußische Armee seit Ende Februar 1807 sich in den Kantonnierungen an der Passarge gegönnt hatten, waren die Kriegsoperationen Anfang Juni in verstärktem Maße wieder aufgenommen worden. Die Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni 1807 war nach dem Plan der vereinigten Russen und Preußen dazu bestimmt, dem vordringenden Napoleon den Weg nach Süden zu verlegen, und zugleich das schwache Korps des Generals Anton Wilhelm v. L'Estocq, das bei Heiligenbeil eine geschlossene Aufstellung zur Deckung Königsbergs genommen hatte, zu schützen. Es war ein heißes Ringen, das dort in unmittelbarer Nähe des Alleflußes entbrannte, jener Kampf um die Uferschanzen, in dem die preußische Kavallerie, die Bravour älterer Tage bewährend, schließlich den Ausschlag im Sinne der Verbündeten gab. Wenn nunmehr nur die russischen Heerführer Freiherr v. Bennigsen und Graf v. Kamenskoi aus dem Siege den Vorteil gezogen hätten, der sich ihnen dort darbot! Bei planmäßiger Ausnutzung der Lage, die einem neuen energischen Vorstoß gegen die Franzosen günstig war, hätte sich Vieles von den früher erlittenen Niederlagen wettmachen lassen.

Statt des Vordringens trat jedoch nach kaum nennenswertem Manövrieren der verbündeten Truppen alsbald ein Zurückweichen des Hauptheeres derselben ein. Es erfolgte ein Rückzug auf

Bartenstein hin, wo das Hauptquartier am Nachmittage des 12. Juni anlangte. „Es war die Absicht der russischen Heerführer," sagt der neueste Darsteller dieser Ereignisse,[1]) „diesseits des Pregels keine Schlacht mehr zu wagen, sondern bei Wehlau das rechte Ufer dieses Flusses zu gewinnen und, gedeckt durch denselben, in Verbindung mit dem bei Königsberg stehenden L'Estocq die von Russland im Anmarsch befindlichen Verstärkungen zu erwarten." Kaiser Alexander mißbilligte dieses Verhalten Bennigsens in jenem Zeitpunkt aufs höchste, wie den Aufzeichnungen des um jene Zeit im Hauptquartier zu Tilsit befindlichen Freiherrn Heinrich Leopold v. Schladen, früheren Gesandten am bayerischen Hofe zu München, entnommen werden kann[2]).

Es bedurfte des beschwichtigenden Zuredens des Großfürsten Konstantin, der unvermutet vom Heere aus damals im Hoflager des kaiserlichen Bruders zu Tilsit erschien, um Alexander die Zustimmung zu den auf endgültigen Rückzug der Russen gerichteten Plänen Bennigsens zu entreißen. Freilich fassten die Russen in Schippenbeil, wo sie am 13. Juni vom Morgen bis zum Nachmittage weilten, nochmals festen Fuß. Die dortige Stellung konnte jedoch nicht dazu einladen, den numerisch überlegenen Franzosen, die inzwischen nordwärts bis Pr. Eylau vorgedrungen waren, und im Osten Friedland mit einem Kavalleriedetachement besetzt hatten, eine Schlacht zu liefern. Um den Uebergang über die Alle und damit zugleich die auf Wehlau führende Strasse zu gewinnen, ließ Bennigsen am 14. Juni die zum Korps des Marschall Lannes gehörige Kavallerie aus Fried-

1) O. v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, Band IV. Berlin 1896. S. 337. Von Darstellungen älterer Zeit kommt außer v. Höpfners Werk fast nur der veraltete Aufsatz des Kriegsrates Neumann, zweiten Bürgermeisters von Königsberg, in Betracht, den A. Wittich unter dem Titel „Zur Geschichte Königsbergs während der Besetzung dieser Stadt durch die französische Armee im Juni 1807" herausgegeben hat. (Neue Preußische Provinzialblätter 54, 1855, II, S. 183—200 und 255—321).

2) H. L. v. Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807, ein Tagebuch. Mainz 1845. S. 233.

land vertreiben. Lannes nahm das ihm angebotene Gefecht auf, das er einige Zeit hindurch nun in hinhaltender Weise gegen die in Masse anrückenden Russen führte. Als im Laufe des Tages ein immer stärker werdender Succurs französischer Truppen von Pr. Eylau her eintraf, sah das Gros des russischen Heeres sich genötigt, in den Kampf mit einzugreifen. Dieser entwickelte sich zu Ungunsten der Russen. Es gelang den Franzosen, namentlich infolge ihrer Ueberlegenheit an Artillerie, die russischen Armeekorps, die auf dem linken Ufer der Alle, mit dem Rücken gegen den Fluß gekehrt, standen, eines nach dem andern in Unordnung zu bringen. Aus der Niederlage entwickelte sich ein panikartiger Rückzug, und desorganisiert, unter großen Verlusten, erreichten die Russen das jenseitige Ufer.

Während die geschlagenen Reste der russischen Armee ihren Weg von Friedland über Allenburg nach Wehlau nahmen, erkannte L'Estocq es als seine Pflicht, zur Rettung der Krönungsstadt der preußischen Könige, soviel in seinen Kräften stand, zu thun.

Die beim russischen Korps befindlichen Teile der preußischen Kavallerie hatten schon am 12. Juni unter Befehl des Generals Grafen Kamenskoi den Weg von Bartenstein über Lampasch nach Uderwangen eingeschlagen. Von da erfolgte der Marsch über Borchersdorf nach Ludwigswalde, das eine Meile südlich von Königsberg gelegen ist. — Was das L'Estocq'sche Corps selbst angeht, so hatte dasselbe in der Stellung bei Heiligenbeil während dieser Tage schon einen schweren Stand gehabt.[1]) Zwar vermochten die an der Passarge bei Braunsberg und von da südlich stehenden Vorpostenbrigaden des Obersten Ludwig v. Corvin-Wiersbitzki, des Major v. Zieten und des Prinzen von Schaumburg Nachmittags des 8. Juni den in der ganzen Front vorbrechenden Feind — es waren Truppen des Marschalls Victor, der das erste französische Armeekorps befehligte, — durch

1) H. Eysenblätter, Geschichte der Stadt Heiligenbeil. Königsberg 1896. S. 94.

energische Gefechte in seine Stellungen hinter dem genannten Flusse zurückzuwerfen.[1]) Indessen erzwangen die Franzosen den Uebergang über die Passarge südwärts. Um nicht überflügelt zu werden, sah sich L'Estocq genötigt, am 12. Juni noch den Rückzug zuerst auf Zinten, dann in der Frühe des 13. Juni auf Mahnsfeld und die Gegend südlich von Königsberg anzutreten. Das Dragoner-Regiment von Esebeck No. 8[2]) unter seinem tapfern Chef, dem Generalmajor Karl v. Esebeck, mußte als Seitendetachement bei Tharau und Jesau eine Vorpostenstellung einnehmen und teilte sich mit dem Korps des Rittmeisters v. Raven in die Aufgabe, die Flankendeckung der Armee auszuführen. Was das Raven'sche Freikorps angeht, so hatte der Gouverneur von Königsberg, Generalleutnant Ernst Friedrich Wilhelm Philipp v. Rüchel dasselbe auf der Königsberg-Eylauer Straße dem General L'Estocq entgegengesandt, um, so viel es möglich wäre, auch über Pr. Eylau hinaus den Korps der Marschälle Murat und Davout, die von Süden her anrückten, den Weg zu verlegen.[3])

Sowie nun v. Raven durch die überlegene Kavallerie Murats bei Mühlhausen ins Gedränge gebracht wurde und nach tapferm Gefecht, in welchem er den zu seinem Korps gehörigen Ritt-

---

1) E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. 2. Aufl. Band III. Berlin 1855. S. 589 — Oberst v. Corvin-Wiersbitzki hatte sich vorübergehend sogar in den Besitz der Stadt Braunsberg setzen können. W. S. V. Graf Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. S. 62.

2) Dieses Regiment entging im Jahre 1807 der Auflösung, von der die meisten preußischen Truppenteile betroffen wurden, und im Jahre 1819 erfolgte die Umformung des Dragoner-Regiments zu dem heute bestehenden Kürassier-Regiment No. 5.

3) v. Höpfner a. a. O. III, S. 629 und 631. Die Art, wie das von Raven'sche Freicorps sich bildete, hat neuerdings P. Czygan, Kleinere Beiträge zur Geschichte des Krieges 1806 und 1807. Progr. Königsberg 1900. S. 13—14 näher geschildert. — K. W. v. Schöning, Geschichte des Regiments Garde du Corps. Berlin 1840. S. 312—313 erwähnt, daß Otto Gottfried v. Raven aus Brechen im Mecklenburgischen stammte und dem Kürassier-Regiment v. Beeren No. 2 angehörte, bis er am 12. Januar 1802 zum Regiment Garde du Corps versetzt wurde. Den Abschied erhielt er am 4. April 1808 und starb 1810. Vgl. auch ebd. S. 165 ff.

meister v. Ledebur verlor,[1]) zurückgehen mußte, wurde auch General v. Esebeck genötigt, nach Vorpostengefechten, die er bei Jesau und Ludwigswalde der heftig drängenden Reiterei Murats, meistens Husaren, lieferte,[2]) sich auf das Hauptkorps zu konzentrieren, zumal die Geschütze der halben Batterie Klapperbein, die er bei sich führte, von der feindlichen Uebermacht zum Schweigen gebracht worden waren.

Die Truppen L'Estocq's, bei denen sich um jene Zeit neben andern Kavallerieregimentern auch das von dem Major v. Bismarck[3]) vertretungsweise geführte Regiment Garde du Corps befand, vereinigten sich mit General Kamenskoi am 13. Juni um 3 Uhr Nachmittags bei Ludwigswalde.[4]) Die Aufstellung der so gebildeten Armee wurde darauf in der Gegend zwischen Gollau und Ludwigswalde genommen, indem einem Teil der Infanterie das in der Richtung nach Altenberg gelegene Wäldchen als Deckung diente, die hauptsächlichsten preußischen Kavallerieregimenter nördlich von Gollau quer über die Tharau-Königsberger Chaussee zu stehen kamen. Hier befand sich Generalmajor J. Th. S. v. Baczko, Chef des Tilsiter Dragonerregiments (heute No. 1), dem der Oberbefehl über die auf dem rechten Flügel stehenden Kavallerieregimenter von dem General L'Estocq übertragen worden war. Das Leibregiment L'Estocq's, die Towarczys

---

1) Er wurde, schwer verwundet, von den Franzosen gefangen genommen und lag dann in Gr. Lauth bei Königsberg auf den Tod darnieder, bis ihn Graf Eulenburg am 19. Juni nach Königsberg bringen ließ, wo er unter sorgsamer Pflege genas. Die Schilderung des Gefechts und der sich daran knüpfenden Vorgänge siehe in seinen Memorien: August Ludwig Freiherr v. Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807; ein Lebens- und Zeitbild. Berlin 1855. S. 398—405.

2) Henckel v. Donnersmarck a. a. O. S. 62.

3) v. Bismarck wurde später im Jahre 1815 zum Generalmajor und Kommandanten der Festung Stettin ernannt. Im allgemeinen befehligte das Regiment Garde du Corps im Jahre 1807 der Oberstleutnant v. Zawadzki.

4) Die bei J. D. v. Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments. Potsdam 1858. S. 249 sich findende Meinung, daß das Zusammentreffen mit Kamenskoi und somit auch der Kampf bei Gollau erst am 14. Juni stattgefunden hätten, entbehrt des Anhaltes in den Quellen.

(späteres Regiment Ulanen No. 1), stand zusammen mit dem Regiment Zieten-Dragoner No. 6 (heutige Kürassiere No. 3)[1]) auf dem linken Flügel bei den Russen.

Die Stimmung bei den preußischen Offizieren und Mannschaften war eine gedrückte. Das Tagebuch v. Baczkos, das noch handschriftlich im Regimentsarchiv zu Tilsit aufbewahrt wird, spricht von Stunden trüber Ahnung und banger hoffnungsloser Erwartung, welche die Truppen am Nachmittage des 13. Juni damals durchlebten.[2])

Marschall Murat, der Befehlshaber der französischen Reservekavallerie, rückte von Creuzburg her gegen die Stellung der Preussen vor und setzte sich um 6 Uhr Nachmittags in dem Dorfe Gollau fest. Da er von Infanterie nur wenig bei sich hatte, und der Hauptteil seines Korps weiter südlich bei Wittenberg und Tharau stand, begnügte er sich, eine Kanonade gegen die Geschütze zu eröffnen, welche die Preußen vor ihrer Front aufgefahren hatten. Auch ließ er ein Kürassierregiment und später drei Dragonerregimenter von dem Dorfe Wernsdorf her Vorstöße machen, die jedoch wenig Schaden anrichteten.[3]) Als dann das Grenadierbataillon des Majors v. Schlieffen in den Kampf eingriff, und ferner der Major v. Fabecki, Führer des andern ostpreußischen Grenadierbataillons, seine Tirailleure, die aus Schützen und Freiwilligen bestanden, zur Unterstützung der im Gefecht befindlichen Kavallerieregimenter und zur Besitznahme Gollaus ausschwärmen ließ, brach Murat mit Eintritt der Dunkelheit den Kampf ab, doch so, daß er Gollau, das genommen worden war, im Besitz behielt.[4])

---

1) Der Befehlshaber dieses Regiments, Oberst v. Zieten wurde am 19. Juni 1807 zum Generalmajor ernannt. Siehe Altpreußische Monatsschrift 38, S. 576.

2) O. A. J. Kaehler, 150 Jahre des kgl. preuß. Litthauischen Dragonerregiments No. 1. Berlin 1867. S. 262.

3) J. M. Orlop, Geschichte des Kürassierregiments Graf Wrangel No. 3. Berlin 1892. S. 252.

4) v. Lettow-Vorbeck a. a. O. IV, S. 341—342 und 345.

Nachdem während der Nacht die Feindseligkeiten geruht hatten, erteilte L'Estocq in der Frühe des 14. Juni den Befehl zum Rückzuge in das weiter nördlich gelegene Karschau. Wie am Tage vorher übernahm das Regiment von Esebeck wiederum die Arrieregarde. Es waren Aktionen von kaum nennenswerter Bedeutung, die das Regiment damals in den Morgenstunden des 14. Juni bei Gollau und Wittenberg lieferte[1]), um die feindliche Kavallerie an zu raschem Vordringen zu verhindern. Um 9 Uhr schon traf das Regiment bei dem Gros in Karschau ein. Hier auf der weiten Ebene des Königsberger Artillerieschießplatzes gedachte L'Estocq, nachdem das Vorpostensoutien des Generalmajors v. Stutterheim und verschiedene sonstige Kavalleriedetachements zu ihm gestoßen waren, dem Feinde einen energischen Widerstand entgegenzusetzen, und ließ die 69 Eskadrons, über die er verfügte, sich in zwei Treffen kampfbereit aufstellen. Einige Infanterieregimenter wurden gleichzeitig in die nähere Umgebung Königsbergs detachiert. Karschau und das nahe gelegene Aweiden sollten so lange verteidigt werden, bis die leichten Truppen seines Korps, die er am 12. Juni bei dem eiligen Marsche auf Zinten in den Stellungen längs der Passarge zurückgelassen hatte, nebst dem 2. Bataillon des Infanterieregiments v. Rüchel No. 2, das in Heiligenbeil zur Rückendeckung für die in Hammersdorf bei Braunsberg postierte Vorpostenbrigade des Obersten v. Corvin-Wiersbitzki zurückgeblieben war[2]), Zeit gefunden hätten sich vollständig an das Hauptkorps anzuschließen.

Diese Vereinigungen führten auch die Vorpostenbrigaden des Obersten v. Corvin-Wiersbitzki und des Majors v. Zieten, sowie das 2. Bataillon des Rüchelschen Regiments, das schon in vorausgegangener Nacht eintraf[3]), rechtzeitig aus. Die dritte Vorpostenbrigade dagegen, diejenige des Prinzen von Anhalt-

1) B. v. Bärensprung, Geschichte des Kürassierregiments No. 5. Berlin 1878. S. 178.

2) Vgl. v. Höpfner III, S. 629.

3) Nach Henckel v. Donnersmarck a. a. O. S. 63 wäre auch v. Corvin-Wiersbitzki schon in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni angelangt.

Schaumburg, Major des ehemaligen Regiments v. Schimmelfennig-Husaren No. 6, wurde von den Franzosen abgeschnitten. Die Brigade des Prinzen setzte sich aus russischer Infanterie und preußischer Kavallerie nebst einer reitenden Halbbatterie zusammen. Sie hatte bis zum 12. Juni in der Gegend von Mehlsack gestanden und war dann vor dem Korps des Marschalls Victor nach Norden auf Hohenfürst ausgewichen. Den Zusammenhang mit der über Zinten abziehenden Soutiendivision des Generalmajor v. Stutterheim vermochte sie nicht aufrecht zu erhalten. Als die Brigade dann am 13. Juni Abends bei Fedderau, nordöstlich von Heiligenbeil, an das Frische Haff gelangte, erhielt der Befehlshaber derselben, Major v. Goretzki, der an Stelle des mit dem Pferde gestürzten und marode gewordenen Prinzen von Anhalt-Schaumburg die Führung übernommen hatte, ein Schreiben des Generals v. Stutterheim, das ein sofortiges Zurückgehen auf Kobbelbude und den Frischingfluß anordnete. Sei es daß die Pferde der Brigade zu sehr erschöpft waren, oder man mit Rücksicht auf das ungünstige Befinden des Prinzen den Fehler machte, sich zunächst einige Rast zu gönnen, so wurde der richtige Moment zum Anschluß an die Armee über Kobbelbude auf Karschau hin verpaßt. Nachdem der Aufbruch in der Frühe des 14. um 5 Uhr erfolgt war, gelang es Goretzki zwar, in Brandenburg seine Vereinigung mit dem Kavalleriedetachement des Majors v. Arnim zu erreichen, das L'Estocq ihm dorthin entgegengesandt hatte, doch war der Weg über Kobbelbude von den Franzosen versperrt. Es blieb dem Prinzen nur übrig, das Haff entlang die über Maulen und Hafestrom nach Königsberg führende Straße einzuschlagen. Bei Kalgen, eine Meile von Königsberg, angelangt, nahm er wahr, daß das 4., unter dem Marschall Soult stehende französische Korps den vor ihm liegenden Niederkrug, auch Duboisruh genannt (das heutige Schönbusch), bereits besetzt hatte. Der Versuch eines Durchbruches, den der Prinz mit Hülfe von Geschütz, das er bei sich führte, unternahm, erwies sich als fruchtlos. Die Brigade sah sich, von der feindlichen

Uebermacht angegriffen, in Kalgen umzingelt und mußte sich, zumal die erhoffte Unterstützung von Königsberg her ausblieb, am Nachmittage des 14. Juni ergeben.[1]) Das v. Arnim'sche Detachement war sogleich beim ersten Angriff der Franzosen auseinandergesprengt worden.

Die Nachricht von dem allgemein ungünstigen Verlauf der Dinge und vom Herannahen starker Massen, die von Creuzburg her über Godrienen, und von Pr. Eylau her über Gollau und Ludwigswalde auf die Provinzhauptstadt hinzu sich bewegten, bestimmte L'Estocq den Befehl zum Rückzug von Karschau auf Aweiden und Königsberg zu geben. Da bei dieser Bewegung die Franzosen nicht nur im Rücken folgten, sondern auch eine Umgehung der preußischen Flanke im Westen ausführten, kam es in der Nähe des Friedländer und Brandenburger Tores im Süden und Westen der Stadt zu scharfen Arrieregardegefechten. Die Vorgänge im Westen an dem schon genannten Niederkrug werden, genauer als sie bisher bekannt waren, durch einen Bericht des Rittmeisters Dittmann des ehemaligen Köhlerschen Husarenregiments No. 7 veranschaulicht. — Von diesem Bericht, der aus Kirschnehnen bei Laptau vom 30. September 1808 datiert und im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes zu Berlin

---

1) v. Höpfner III, S. 643; v. Lettow-Vorbeck IV, S. 364. Den von Soult errungenen Erfolg hat Murat sich beizulegen versucht in einem ungewöhnlich ruhmredigen Schreiben, das er am 16. Juni 1807 aus Wehlau an Kaiser Napoleon richtete, und das in speziellerer Weise nur die Thätigkeit des Dragonergenerals Milhaud bei Verfolgung der abziehenden L'Estocq'schen Truppen noch hervorhebt. Correspondance de Joachim Murat, 1791—1808, publ. par Alb. Lumbroso. Turin 1899. S. 479. Der Passus, welcher auf die Ereigniße des 14. Juni Bezug hat, lautet: . . . „je jetais le corps du général Lestocq et celui de Kamenskoi et quelques bataillons venus d' Heilsberg dans Königsberg que la cavallerie, principalement la division de dragons Milhaud, s'était distinguée, en chargeant et culbutant infanterie et cavalerie, en prenant 14 pièces de canon et faisant 2000 prisonniers, dont 600 de cavalerie, qui, par la rapidité de nos mouvements se trouvèrent coupés de la ville.“ — Das Bulletin Napoleons aus Tilsit vom 19. Juni 1807 spricht gar von 4 bis 5000 Gefangenen, welche die Franzosen bei den Königsberger Gefechten insgesamt gemacht haben sollten. Ueber Soult in Creuzburg siehe W. Sahm, Geschichte der Stadt Creuzburg. Königsberg 1901. S. 114.

(VII, 321) handschriftlich sich erhalten hat, mag der betreffende Passus hier im Wortlaute folgen:

„Als wir den Rückzug über Brandenburg nach Königsberg antraten, wurden wir bekanntlich den 14. Juny Vormittags in der Nähe der Stadt vom Feinde angegriffen. Indem sich das Corps mit Ruhe und Ordnung allmälig abzog, machte mich der Rittmeister von Dziengel[1]) auf die Gefahr aufmerksam, in der sich das Regiment Printz Heinrich befand, von dem Feinde in der Gegend bey dem Vorwerk Diebasch[2]) umringt zu werden, und die daselbst befindliche Cosacken auch soeben in Unordnung auf uns zurückgetrieben wurden. Wir beschlossen sogleich die aus mehreren Escadrons bestehende feindliche Cavallerie anzugreifen, warfen solche zurück und befreieten die Infanterie. Ich kann umso weniger diesen glücklichen Success mit Stillschweigen übergehen, da sich bey dieser Gelegenheit zwey Unterofficier und ein Husar von meiner Escadron vorzüglich ausgezeichnet haben, die ich zur Medaille in Vorschlag gebracht, von denen aber bis jetzt noch keine Notice genommen worden ist. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Oberst von Wiersbitzki, Oberstleutnant von Roche-Aymon[3]), Rittmeister von Dziengel und mehrere Officiere von dem Husarenregiment von Prittwitz, die Augenzeuge davon gewesen sind. Bey diesen Angriff wurden von mir zwey Mann getötet, einen das Bein abgeschossen, zwey verwundet, und zwey Pferde die Füße zerschmettert. Feindlicherseits sind mehrere niedergehauen und zu Gefangenen gemacht worden. Da wir aber auf das feindliche Replies stießen, konnten die erhaltenen Vortheile nicht benutzt werden."

1) Es ist dies der Rittmeister v. Dziengel des Regiments v. Prittwitz-Husaren No. 5, dem schon im März 1807 für bewiesene Tapferkeit vom Könige der Orden pour le mérite verliehen worden war. Vgl. v. Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments S. 247, Anm. 3.

2) Gemeint ist offenbar Dubois (Schönbusch). — Ueber den Namen vgl. K. Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr. Königsberg 1840. S. 174.

3) Graf Paul de la Roche-Aymon, der bis vor kurzem als aggregierter Major bei dem Husarenregiment v. Rudorff No. 2 gestanden hatte, gehörte damals ebenfalls zum Regiment v. Prittwitz-Husaren.

Was diesen Bericht angeht, so ist nach anderweiten Nachrichten zu bemerken, daß die Vorpostenbrigade des Obersten v. Corvin-Wiersbitzki, (vgl. oben S. 170 und 174) zu der außer der Dittmannschen Eskadron der v. Köhler-Husaren damals noch fünf Escadrons v. Prittwitz-Husaren, ferner das Füsilierbataillon des Major v. Bergen und eine halbe reitende Batterie Graumann gehörten, früh genug in Karschau eingetroffen war, um sich mit dem Regiment v. Esebeck in die Aufgabe einer Deckung des Rückmarsches der preußischen Armee auf Königsberg zu teilen. Wiersbitzki führte die Aufgabe zunächst in der Gegend von Gollau, wie mehrfache Berichte erweisen, in anerkennenswerter Weise aus. Das Gefecht bei Niederkrug-Schönbusch, wo Oberstleutnant v. Below mit dem ganzen Infanterieregiment Prinz Heinrich und der Batterie Mechow dem sehr heftigen Feuern der Franzosen so lange Stand hielt, bis sämtliche von dieser Seite kommenden preußischen Truppen das Defilé passiert hatten, hat eine rühmende Erwähnung in den zeitgenössichen Werken sowohl, als auch in der Regimentsgeschichte des Grenadierregiments No. 3 gefunden.[1]) Die unterstützende Aktion, welche zu Gunsten dieses Infanterieregiments von seiten der v. Wiersbitzkischen Vorpostenbrigade erfolgte, war umso anerkennenswerter, da für das Vorgehen der beiden Rittmeister Dittmann und v. Dziengel ein Befehl L'Estocq's nicht vorlag.

Nicht erwähnt wird in dem Dittmannschen Bericht die Bedrängnis, in welche die nämliche Vorpostenbrigade kurz zuvor beim Nachbardorfe Ponarth geraten war. An dem für die Preußen recht nachteiligen Gefecht, das dort stattfand, waren von seiten der Brigade vorwiegend die genannten Eskadrons des Regiments Prittwitz-Husaren (heutiges Regiment schwarze Husaren) beteiligt. Der Hergang war kurz folgender:

Von dem Füsilierbataillon des Generals v. Stutterheim hatten zwei Kompagnien unter Hauptmann Krauseneck, dem späteren

1) J. Becker und E. Pauly, Geschichte des 2. ostpreußischen Grenadierregiments No. 3. Bd. II. Berlin 1885. S. 23 ff.

bekannten General, nicht lange bevor das Infanterieregiment Prinz Heinrich sich auf Schönbusch zurückzog, in Ponarth Aufstellung genommen. Die andern beiden Kompagnien standen, von dem Major v. Röhl befehligt und durch das weiter rückwärts befindliche Kürassierregiment Garde du Corps unterstützt, in Karschau. Dort verspäteten sich diese beiden Kompagnien, und das Regiment Garde du Corps schloß sich den längs des Godriener Weges teils auf Schönbusch teils auf Ponarth zurückgehenden Kavallerieregimentern Towarczys und von Zieten an.[1]) Die Füsiliere wurden bei dem Heraustreten aus Karschau von den Truppen der 3. Division des Soultschen Korps und von einer Dragonerbrigade angegriffen, und obwohl eine Eskadron Prittwitz-Husaren von der Brigade des Obersten v. Wiersbitzki zum Schutze herbeieilte, teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Nur der Kommandeur v. Röhl und der Adjutant Westphal entkamen. Die Prittwitz-Husaren erlitten bei dieser Gelegenheit einen Verlust von 40 Mann und wurden auch auf dem weiteren Rückzuge von der feindlichen Kavallerie hart bedrängt; die begleitende halbe Batterie Graumann soll sogar in Gefahr gewesen sein, von dem Feinde genommen zu werden. Der Unerschrockenheit und dem treffsichern Schießen der Füsilierkompagnien des Hauptmanns Krauseneck, die beim Zurückgehen von Ponarth diese Teile der v. Wiersbitzki'schen Brigade aufnahmen und den Feind zurückwiesen, verdankte es Oberst v. Wiersbitzki, daß ihm diese Abteilung seiner Brigade nicht verloren ging.[2]) Bei den weiteren Operationen im Westen der Stadt handelte es sich preußischerseits in der Hauptsache um den Versuch, die auf dem Damm von Schönbusch über den Beekfluß führende Brücke zu behaupten, beziehungsweise sie den Soultschen Tirailleuren wieder abzugewinnen, nachdem diese beim Zurückweichen des Regiments

1) Daß dieses Zurückgehen des Regiments Garde du Corps in teilweisem Widerspruch mit den Absichten, die die preußische Heeresleitung hatte, so zeitig erfolgte, wird bei v. Höpfner III, S. 637 näher begründet.

2) v. Höpfner III, S. 638. A. v. Mackensen, Schwarze Husaren. Berlin 1892. S. 291.

Prinz Heinrich die Brücke in Besitz genommen hatten. Bei den wiederholten Vorstößen, die zu diesem Zweck auf spezielle Veranlassung des Generaladjutanten Friedrich Wilhelm Leopold v. St. Paul, Major des Regiments Towarczys, unternommen wurden, waren außer einiger Kavallerie vornehmlich das Regiment Prinz Heinrich und das Grenadierbataillon v. Schlieffen beteiligt. Der Leutnant v. Norelli des Regiments Towarczys und der Leutnant v. Müller des Regiments v. Wagenfeldt-Kürassiere No. 4 fanden Gelegenheit, mit ihren Zügen dem Regiment Prinz Heinrich zu Hülfe zu eilen, als dieses beim Rückzug auf die Beekbrücke in Gefahr geriet, und warfen eine Eskadron französischer Chasseurs, die sich zu weit hervorwagte, mit erheblichem Verlust, den die Eskadron erlitt, zurück[1]).

Ein einheitliches Kommando bei diesen für die Preußen immerhin unerfreulichen Vorgängen existierte nicht[2]). L'Estocq befand sich am Friedländer Tor bei dem General Kamenskoi, und Rüchel sowie der Oberst Gerhard v. Scharnhorst vom Generalstabe der Armee weilten im Innern der Stadt. Scharnhorst schrieb das Nichtabbrechen der Beekbrücke dem persönlichen Ungeschick L'Estocq's zu, der schon früher den Vorschlägen Scharnhorsts, die sich auf die Anlegung von Verschanzungen am Niederkrug und bei Ponarth richteten, Widerstand entgegengesetzt hatte.[3]) So kam es denn zwischen L'Estocq und Scharnhorst am 14. Juni zu unangenehmen Auftritten, wie v. Höpfner zu berichten weiß[4]), und die Folge war,

---

1) v. Dziengel a. a. O. S. 249.

2) Siehe jedoch Henckel v. Donnersmarck a. a. O. S. 63, der die Uebernahme des Oberbefehls durch Rüchel näher schildert.

3) M. Lehmann, Scharnhorst. Bd. I. Leipzig 1886. S. 519, Anm. und S. 521; A. Grabe, Die Towarcys im altpreußischen Heere. (Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia 46, 1890, S. 142.)

4) v. Höpfner III, S. 639 und G. H. Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst Bd. II, S. 232. — M. Lehmann a. a. O. S. 519, Anm. 1 und v. Lettow-Vorbeck a. a. O. IV, S. 362 Anm. 1 leugnen freilich, daß der Hergang in der bei v. Höpfner angedeuteten Art stattgefunden habe. Die Angabe Höpfners hat indessen zu viel innere Wahrscheinlichkeit, als daß wir nicht an-

daß Scharnhorst nach einiger Zeit das L'Estocqsche Korps verließ und sich zum Könige nach Memel begab. Alle Bemühungen die Beekbrücke wiederzugewinnen, oder dieselbe zu vernichten, scheiterten, da der Feind, der unter dem Schutz seiner überlegenen Artillerie mit zwei Korsischen Bataillonen auf dem Damme vorgerückt war, die Brücke mit Zähigkeit verteidigte.

Was die fortifikatorischen Maßregeln angeht, die Rüchel zum Schutze Königsbergs hatte treffen lassen, so waren dieselben im allgemeinen nicht bedeutend. Die Preußen hatten, wie C. Beckherrn bemerkt,[1]), „unbegreiflicherweise es verabsäumt, die Defileen in den sumpfigen Wiesen vor der Südfront durch Erbauung von Feldwerken zu decken." Anders spricht sich über den Gegenstand die handschriftliche „Festungsgeschichte von Königsberg" aus, die bei der königlichen Kommandantur zu Königsberg aufbewahrt wird: „Man hatte den schlechten Wall auf dem linken Ufer des Pregels durch einige Verschanzungen etwas unzugänglicher, als er sonst war, gemacht. General L'Estocq besetzte ihn vom Friedländer bis zum Brandenburger Thore und postierte Detachements in den vor demselben aufgeworfenen Schanzen." — Die Arbeiten waren also etwas umfassenderer Art, als Beckherrn annimmt. Am Friedländer Tor wurden sie, wie einige im Stadtarchiv zu Königsberg erhaltene Schreiben[2]) erkennen lassen, seit Februar 1807 ausgeführt, und zwar war der Artillerieleutnant Wothilenus unter Oberleitung des russischen Generals Steinhell und des russischen Majors C. Berg mit denselben betraut worden.

Trotz der Mangelhaftigkeit der Wälle und der erwähnten Dürftigkeit der Schanzwerke wurde ein gewisser Widerstand

---

nehmen sollten, es habe ihm bei der Bearbeitung eine authentische Aktennotiz zu Grunde gelegen, die natürlich unabhängig gewesen sein müßte von der „Aufzeichnung" Scharnhorsts über die Vorgänge vom 13. Juni bis 29. Juni, die Lehmann a. a. O. erwähnt.

1) C. Beckherrn, Geschichte der Befestigungen Königsbergs. Königsberg 1890. S. 87.

2) Stadtarchiv zu Königsberg, Fach A, 119.

auf dem Nassen Garten, der westlichen Vorstadt Königsbergs, immerhin organisiert. Im Hinterland der dortigen Gebäude warf man Schanzen im offenen Felde auf und zog Verteidigungsgräben, so gut es in der Eile ging. Die Häuser des Nassen Gartens und des anstoßenden Teiles des Alten Gartens mußten auf Befehl Rüchels geräumt werden. Die Einwohner durften sich mit dem Vieh und einem Teil ihrer andern Mobilien in die Stadt flüchten. Einige dem Wall benachbarte Häuser wurden von den Preußen angezündet, jedoch erst nach Schluß des Kampfes, als sämtliche Truppen sich hinter dem Stadtwall befanden[1]). Die Meinung, welche R. Armstedt in seiner „Geschichte Königsbergs" ausspricht[2]), daß am 14. Juni der Teil des Alten Gartens, der außerhalb des Walles lag, und der Nasse Garten von den preußischen Truppen niedergebrannt („den Flammen preisgegeben worden") seien, trifft nicht zu[3]). Diese Teile der Stadt wurden vielmehr, wie die späteren übereinstimmenden Aussagen der geschädigten Besitzer ergeben, durch das Bombardement des Feindes, das um die Mittagszeit begann und in außerordentlicher Heftigkeit bis zum Abend dauerte, in Asche gelegt. Da je eine Wassermühle in jenen Stadtvierteln mit den Häusern zusammen in Brand geschossen wurde, und ferner die nach dem Pregel führenden Schleusenwerke Schaden erlitten, wurde die Gegend auf Monate hinaus in einen Sumpf und Einöde verwandelt.

---

1) v. Höpfner III, S. 641: „Einige Häuser von Nassegarten in der Nähe wurden auf Befehl in Brand gesetzt."

2) R. Armstedt, Geschichte der kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr. Stuttgart 1899. S. 272. — Nach Akten des Königsberger Stadtarchivs existierten nicht weniger als 86 Eigentümer damals auf dem Nassen Garten und 12 Eigentümer auf dem Alten Garten. Als erstes Haus auf dem Nassen Garten setzten die einschlagenden Granaten dasjenige des Besitzers J. G. Schumacher in Brand.

3) Henckel v. Donnersmarck a. a. O. S. 63 sagt: . . . „nur daß wir nothgedrungen waren, die ganze Friedländer Vorstadt und die Windmühlen abzubrennen. Es brannte auch an mehreren Orten in der Stadt, die der Feind mit Haubitzen und glühenden Kugeln beschoß, jedoch war der Schaden unbedeutend."

Die Batterie Mechow war preußischerseits 300 Schritt vor dem Nassengärter Tore nach der Beekbrücke hin postiert worden und bestrich durch das Feuer, das sie alsbald eröffnete, den Damm bis Schönbusch hin. Der Nasse Garten war auf Befehl Rüchels stark mit Truppen besetzt worden, und die Kompagnien der Hauptleute v. Steinwehr und v. Wolff des Grenadierbataillons v. Schlieffen nebst dem Regiment Garde du Corps mußten, als der Kampf an der Beekbrücke noch im Gange war, unter Befehl des Majors v. Kurowski[1]) rechts vor dem Nassengärter Tore Stellung nehmen. Sie sollten den über den Damm zurückkehrenden Truppen Deckung und Aufnahme gewähren und, sobald alles in Sicherheit wäre, als Nachhut dieser Truppen das Thor passieren. Zum Schutz gegen die häufig einschlagenden Geschützkugeln nahm das ganze genannte Detachement abseits der Straße auf der rechten Seite des Damms, und zwar an dem lehmigen Abhang einer dort befindlichen Hügelkuppe, Stellung. Als Repli diente das Infanterieregiment v. Rüchel. Von diesem stand das 2. Bataillon innerhalb des Tores auf dem Nassen Garten zur Unterstützung bereit; das 1. Bataillon unter Oberst v. Hamilton befand sich zuerst auf der Straße des Nassen Gartens, dann am Walle rechts vor dem Brandenburger Tor[2]). Die Heftigkeit des Feuers der überlegenen feindlichen Artillerie wurde hier zum Verderben für die preußischen Truppen. Die Grenadierkompagnien und die Gardes du Corps litten in der gedrängten Stellung, die sie am Abhang des erwähnten Hügels einnahmen, unter dem Artilleriefeuer und kamen durcheinander. Als es darauf galt, der vom Feinde stark beschossenen Batterie Mechow und den als Arrieregarde zurückkehrenden letzten Kavallerieabteilungen durch eine Flankenbewegung zu Hilfe zu kommen, wozu Leutnant v. Sarnowski

1) v. Schlieffen selbst war Inspektionsadjutant des Generals v. Rüchel und hat die Führung des nach ihm benannten Grenadierbataillons selten persönlich ausgeübt.

2) Das erste Bataillon wurde, noch ehe der Kampf auf dem Nassen Garten sich recht entwickelte, dann ganz in die Stadt zurückverlegt. Vgl. A. C. v. d. Oelsnitz, Geschichte des k. preußischen 1. Infanterieregiments. Berlin 1855. S. 599.

des von Bülowschen Füsilierbataillons als Abgesandter des in der Stadt befindlichen Generalmajors v. Diericke den Befehl erteilte, schlug dieses Unternehmen fehl. Zwei Eskadrons Gardes du Corps gelang es nur mit Mühe überhaupt aus dem Abgrund in die Höhe zu kommen, und dieses Regiment sprengte, anstatt anzugreifen, in ungeordnetem Zuge dem Stadttor zu[1]), so daß es auch das 2. Bataillon Rüchel teilweise mit sich fortriss und in Verwirrung brachte. Der Versuch des Leutnants v. Sarnowski, das 2. Bataillon Rüchel an den Feind zu bringen, scheiterte. Ohne in eigentliche Tätigkeit getreten zu sein, machte das Bataillon, nachdem es durch das Feuer der Franzosen drei Offiziere und weit über 100 Gemeine verloren hatte, Kehrt und marschierte der Stadt zu.

Die Grenadierkompagnien wurden, ehe sie sich den über den Damm zurückgehenden Truppen der Arrieregarde anschließen und das Nassengärter Tor erreichen konnten, von dem Feind umringt und bis auf eine kleine Zahl, die sich durchschlug, am Tor und in den benachbarten Anwesen zu Gefangenen gemacht[2]). Als Oberstleutnant v. Zawadzki endlich das Regiment Garde du Corps gesammelt hatte und mit demselben zum Angriff vorging, entzog sich die französische Infanterie dem Kampfe durch Entweichen in die benachbarten Häuser des Nassen Gartens. Zur Aktion gelangte nur noch eine Abteilung des Grenadierbataillons von Fabecki, welche den Schutz der zum Brandenburger Tore und hinter die Stadtwälle sich zurückziehenden Truppen übernahm.

Am Friedländer Tor entbrannte der Kampf etwas später. Dort hatten die Franzosen in dem nahe gelegenen Ziegelhof —

1) Nach v. d. Oelsnitz a. a. O. S. 600 wären die Gardes du Corps der zurückgehenden Batterie Mechow gefolgt. v. Höpfner III, S. 640 meint im Gegenteil, daß die Artillerie aufgeprotzt hätte und den Gardes du Corps nach der Stadt gefolgt wäre. Am ausführlichsten schildern den Hergang, und das mehrmalige Vorrücken und Zurückweichen dieses Regiments die Memoiren des Grafen Henckel v. Donnersmarck a. a. O. S. 64—65.

2) Der offizielle Bericht des Bataillons v. Schlieffen über diese Vorfälle liegt gedruckt vor bei Becker und Pauly a. a. O. II, S. 24—29.

heutiger Vorort Rosenau — eine Batterie aufgefahren, die ein wirksames Feuer eröffnete, und vermochten unter dem Schutz einiger nach rechts gegen den Pregel hin liegenden Mühlenetablissements ihre Infanterie bis fast an die Wälle der Stadt hin vorzuschieben. Um diesem Vordringen zu wehren, ließ der auf dieser Seite der Stadt befehligende russische General Kamenskoi die Windmühlen nebst den anstoßenden Gehöften abbrennen.[1]) Dem Befehle wurde durch die russischen Soldaten auch so rasch entsprochen, daß die in jenen Etablissements samt ihren Familien wohnenden Lohmüller nichts von Habseligkeiten oder Vieh retten konnten. Der eigentliche Besitzer der Windmühlen, ein in Königsberg lebender Dr. Jachmann, erlitt durch den Brand einen Schaden von über 316,265 Talern.

Murat richtete, als er die Stadt von dieser Seite wohl verteidigt fand, an die Marschälle Davout und Soult die Aufforderung zu einem gemeinsamen Sturme auf die Stadt Königsberg, stieß damit aber bei Soult auf Widerstand, der die durch einen allgemeinen gewaltsamen Angriff dem Heere entstehenden Opfer für zu groß hielt. Nachdem ein Versuch Davouts die Stellung am Friedländer Tore zu umgehen, indem er einige Mannschaften stromaufwärts bei Milchbude in der Nähe des Gutes Jerusalem über den „Alten Pregel“ übersetzen ließ, an der Wachsamkeit der Preußen gescheitert war,[2]) — diese hatten nämlich am nördlicheren Arm bei Moosbude im Pregelthal größere Abteilungen mit Geschütz postiert, — sandte Murat um 2 Uhr Nachmittags einen Parlamentär in die Stadt, der Rüchel das Anerbieten einer friedlichen Kapitulation machte. Rüchel wies das Ansinnen in einer ebenso festen wie würdigen Weise zurück und ließ im

1) Neumann, Zur Geschichte Königsbergs im Juni 1807, a. a. O. S. 189, Anm. 2. Siehe auch oben S. 182, Anm. 3. — Im Jahre 1812 errichteten die Franzosen auf demselben Platze ein Mehlmagazin mit einem Aufwand von 25,000 Talern. Faber a. a. O. S. 171.

2) Mackensen, Schwarze Husaren S. 291. Ueber die vorausgegangenen Bewegungen des Davout'schen Korps und die Kanonade in der Gegend des Friedländer Tors vgl. Davout, Opérations du 3. corps, 1806—1807, rapport publ. par son neveu. Paris 1896. S. 200—201.

Osten auf der Pregelinsel eine Schanze zu desto besserer Abwehr des Feindes aufwerfen.[1]) Im Westen sollte beim Brandenburger Tor ein verstärktes Retranchement zwecks Bestreichung des Ponarther Dammes errichtet werden, und auf der ganzen Südfront ließ Rüchel mit Ausbesserung und Verstärkung der Palisaden fortfahren.

Als der Morgen des 15. Juni graute, hatte sich die Situation plötzlich geändert. Die Korps der Marschälle Murat und Davout, welche von Süden her Königsberg in so harter Weise bedroht hatten, waren verschwunden. Wie sich später herausstellte, hatten sie auf Befehl Napoleons eine Marschroute auf Friedland genommen, und nur die Dragonerdivision des Generals Milhaud von der Murat'schen Reservekavallerie war von diesen Truppenkörpern in der Karschauer Gegend zurückgeblieben. Das Korps Soults seinerseits, das die Stellung im Westen beibehalten hatte, und von dem sich Kommandos bei der Beekbrücke und auf dem Nassen Garten befanden, hatte sich mehr als am vorigen Tage über die Anhöhen der Umgegend hingezogen.[2]) Die Bürger in der Stadt waren voll guten Mutes, und der Magistrat erließ ein vom 15. Juni datiertes Publikandum, das sich als „Aufruf an die patriotischen Bürger und Bewohner Königsbergs" bezeichnete und in 2000 Exemplaren gedruckt wurde.[3]) Die Einwohner wurden darin auf ihre Pflichten gegenüber der so dringenden Gefahr verwiesen und ihnen das Beispiel Danzigs vorgehalten, das so lange der feindlichen Uebermacht tapferen Widerstand gehalten und erst kürzlich am 26. Mai kapituliert hatte. Rüchel und L'Estocq ihrerseits planten einen Ausfall nach Süden, der

---

1) Beckherrn a. a. O. S. 87—88; Neumann a. a. O. S. 191.

2) Ueber die Gründe, welche Soult zu seinem abwartenden und scheinbar untätigen Verhalten während des 15. Juni veranlaßten, äußert sich Soult selbst in einem Schreiben vom 14. Juni, 11 Uhr Abends, das v. Lettow-Vorbeck IV, S. 368 auszugsweise mitgeteilt hat. — Ein Schreiben Napoleons an Soult aus Wehlau vom 16. Juni siehe in Correspondance de Napoleon I. Bd. XV. Paris 1864 S. 420—421.

3) Neumann S. 194, Anm. 1; Armstedt S. 273.

die Verbindung Königsbergs mit dem russischen Hauptheere wiederherstellen sollte.

Da trafen um die Mittagszeit unerwartet zwei Kuriere des Generals v. Chlebowski, ehemals Chef des 60. Infanterie-Regiments, und des Major v. Klüx, Adjutant des Generalmajor v. Zastrow, ein, die aus dem russischen Hauptquartier meldeten, daß Bennigsen am 14. Juni bei Friedland besiegt sei und voraussichtlich auf den Memelfluß werde zurückgehen müssen.[1]) Dies bewirkte einen völligen Umschlag der Stimmung, und als bald darauf Bennigsen in einem persönlichen Schreiben von dem unglücklichen Verlauf der Schlacht ebenfalls Nachricht gab, und hinzufügte, daß er erst in acht Tagen etwa zur Unterstützung Königsbergs von Wehlau aus am Pregel werde vorgehen können,[2]) erkannten Rüchel und L'Estocq, daß zu einer Behauptung des schlecht armierten und mangelhaft verproviantierten Königsberg keine Aussicht vorhanden sei. Nachdem viele der preußischen und russischen Regimenter schon jenseits der Stadt vor dem Sackheimer Tore am Pregel und vor dem Königstor bei Sprind Stellung genommen hatten, wurde im Laufe des Nachmittags die Stadt geräumt, bis auf ein Korps unter General v. Stutterheim, das zur Verteidigung der Wälle und Retranchements zurückblieb und sich aus mehreren russischen Infanterieregimentern nebst der Brigade des Obersten v. Wiersbitzki zusammensetzte[3]). Ferner begab sich wohl zur selben Zeit im Auftrage L'Estocq's der Major v. Dewitz des Füsilierbataillons von Bergen, das zur Brigade des Obersten v. Wiersbitzki gehörte, ins Lager zu Soult, mit dem er im Sinne der Kapitulation

---

1) Neumann S. 198.

2) F. de la Motte Fouqué, General v. Rüchel. Bd. II. Berlin 1828. S. 154—155; v. Lettow-Vorbeck IV, S. 358. Ein Schreiben des Kaisers Alexander I. an Friedrich Wilhelm III. in gleicher Sache datiert aus Olitta vom 16. Juni 1807. P. Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. (Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven Bd. 75). Leipzig 1900. S. 157—158.

3) Neumann a. a. O. S. 199.

unterhandelte. Diese kam auch zustande. Dewitz will sich aus Anlaß der Unterhandlung das Verdienst erworben haben, daß er Königsberg vor einer Plünderung, die ihm seiner Behauptung nach Soult zugedacht haben soll, bewahrte. Der Vorgang ist in seinen Einzelheiten indessen nicht sicher bezeugt.[1])

Am Morgen des 16. Juni hielt darauf Soult, eingeholt durch Deputierte der Königsberger Bürgerschaft, seinen Einzug in Königsberg, der in geordneter Weise verlief. Die Sicherheit der Person und des Eigentums wurden dem gegebenen Versprechen gemäß in anerkennenswerter Weise respektiert[2]). Major v. Orlich des Füsilierbataillons von Wakenitz blieb mit 150 Mann des von Stutterheimschen Korps in der Stadt zurück und vollzog in formeller Weise namens des preußischen Militärs die Uebergabe derselben an Soult.

Bald sollte sich herausstellen, daß, wenn Soult auch die Kapitulationsbedingungen hielt, die Milde doch nur eine schein-

---

1) Einige den Gegenstand betreffende Schreiben, darunter zwei des Major v. Dewitz aus Memel vom 15. Januar 1808 und 16. Februar 1808, hat Czygan, Kleinere Beiträge etc. S. 28—32 zum Abdruck gebracht. Daß, wie Czygan ebd. S. 34 meint, die Entsendung v. Dewitzs in das Lager Soults erst am 16. Juni früh stattgefunden habe, ist in der betreffenden Korrespondenz (Stadtarchiv Königsberg A, 119) nicht eigentlich gesagt, ebensowenig daß v. Stutterheim es war, der den Major v. Dewitz beauftragt habe. Vielmehr heißt es in Dewitzs Schreiben vom 16. Februar (Czygan S. 32): „Dieses mir gelungene Geschäft auf Vorschlag des Generals v. Stutterheim als Parlamentair übernommen". — Die näher liegende Erklärung dürfte dem Wortlaute gemäß daher sein, daß in der Sache ein „Vorschlag" Stutterheims an den General von L'Estocq erging, und die Angelegenheit sich in der Hauptsache zur Zeit von L'Estocqs Anwesenheit in Königsberg, mithin am 15. Juni 1807, abspielte. Hierfür sprechen auch die von Czygan ebd. S. 30—31 mitgeteilten Schreiben des Königsberger Magistrats vom 27. Januar und 4. Februar 1808. Hier heißt es ausdrücklich, daß die Vorkehrungen und Befehle des Generals v. L'Estocq für den Gegenstand noch maßgebend gewesen waren. — Uebrigens hatte v. Dewitz, ein geborener Mecklenburger, ehe er zum Füsilierbataillon v. Bergen kam, beim Infanterieregiment v. Diericke No. 11 gestanden und wurde, als er am 15. Januar 1810 aus dem 1. Infanterieregiment ausschied, als Kreisbrigadier der Gensdarmerie zu Neustadt in Westpreußen versorgt.

2) So heißt es in einer späteren Denkschrift des Königsberger Polizeidirektors Geheimrat Frey vom 29. Juli 1807, mitgeteilt von M. Toeppen in Altpreußische Monatsschrift 7, 1870, S. 703.

bare war. Die Bedrückungen, welche Königsberg und die Provinz in der Folge durch das erpresserische Schalten des Generalintendanten Daru, des Gouverneurs Marschall Savary, des Kommandanten der Stadt General d'Estabenrath[1]), des Kriegskommissars und Chef des Verpflegungswesens Crouzet und anderer erlitt, sind bekannt genug. Hier sei zu den im Buche Armstedts über den Gegenstand gegebenen Ausführungen noch hinzugefügt, daß auch le Noble, als Commissaire ordonnateur en chef des Soult'schen Korps, und der Generallieferant der französischen Armee, Herr Dreyfus, welcher letztere sein Quartier in der „Vorstadt" zu Königsberg im „Ochsenkruge" aufgeschlagen hatte[2]), durch ihre Anforderungen an die Bürgerschaft in den Junitagen des Jahres 1807 sich unliebsam bemerkbar machten und sich ein schlechtes Andenken bei der Nachwelt bereiteten.

---

1) Seit dem 19. Juni 1807 trat Oberst Henriot des 14. französischen Linienregiments, das zum 6. Korps (Augereau) gehörte, an die Stelle d' Estabenrath's als Kommandant Königsbergs. Vgl. Neumann a. a. O. S. 296 und 297, Anm. 44; G. Sommerfeldt, Kriegskontributionen in der Franzosenzeit aus den Städten Gumbinnen, Goldap und Stallupönen (Zeitschrift der Insterburger Altertumsgesellschaft Heft 7, 1901, S. 106.)

2) Ueber ihn und über le Noble sind mehrere Schreiben vorhanden im Stadtarchiv zu Königsberg A 143: Acta die Verpflegungskommission betreffend. Vgl. über le Noble auch Neumann a. a. O. S. 318.

Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski.

Mitgetheilt

von

Rudolf Reicke.

[Fortsetzung.]

46.

Lyck den 21ten May 1798. Beantw. am 26. May 798.

Ja, Hochwürdiger verehrungswerther theurer Gönner und Herr ia, Ihr Wort war weise Ihr Rath der einzige nicht nur der beste, und ich Thor sahe ihn nicht ganz, befolgte ihn nicht ganz, aber ich komme von meiner Verirrung zurück, und iezt erst wie ein eingewurzelter Eichenbaum steht der Entschluß, ist schon und wird nun ganz ausgeführt, ich entsage dem Iniurien Prozeß und gehe nach Hofe.

Doch ich muß vorher mir Gerechtigkeit wiederfahren laßen, und meinen falschen Schritt in Entschuldigung sehen, ich war nicht blind, ich sahe es klar wie das Tageslicht, aber ach Gott! ich genug geängsteter war zu furchtsam, lange lange Leiden haben meine Kraft gelähmt, und meinen Muth benommen. Es war gerade die Zeit eines Interregnums im geistl. Departement, Wöllner athmete seinen letzten Hauch langsam aus, was konnte der wirken? und seinem Nachfolger gleich zu Anfange mit einer solchen Beschwerde in der Hand fürs Angesicht zu treten, war mir zu gefährlich. Ich Geistes Armer ließ mir also in meiner Einfalt das Seil über die Hörner werfen, und mein Prozeß war zur hohen Freude meines Protektors eingeleitet.

Mein SüdPreußischer Bruder durchlief während seines Hierseyns meine Ackten mit juristischem Auge und sein: Bruder



was hast du gemacht? erschütterte mich gewaltsam. Die Augen gingen mir auf — aber ich blieb wie vom Verhängniß niedergedrückt, in trägem Schlummer die Sache war geschehen — Gestern kam die Citation vom Hof-Gericht zur ersten Vernehmung, da fuhrs wie ein Strahl durch meine Seele: Nein du sollst deinem Feinde nicht das plutonisch Göttl. Schauspiel laßen, mich in seine Falle stürzen zu sehen. Gleich gieng ich zum Justiz Rath herüber, und meldete ihm, daß ich den Prozeß vor der Hand sistiren und andre Wege ergreiffen werde. Er billigte ganz und ganz meinen Entschluß, denn nach der Lage der Dinge sagte er würde ich schlechterdings einer Kosten Compensirung und den Confrontationen mit Kendziorra und den Schulmeistern nicht entgehen.

Auf denn in Gottes Namen, weils nicht anders sein kann. Ueber mir ist der Allwißende, der mein Herz iezt prüft und kennet; im Vertrauen auf ihn sey dieser Schritt gewagt, ich hoffe diese Woche mit der Arbeit fertig zu werden und sie abgehen zu laßen, mag dann Gott walten. —

Unser neuer Minister wird ia allgemein mit großen Lobes Erhebungen gepriesen, und das hier copeyl.[1]) angelegte Rescript, das mir so viel Freude gemacht hat, hat mein Vertrauen zu ihm ganz belebt. Ach Hochwürdiger Herr! wie glüklich werde ich mich schätzen, wenn das gute Werk vollendet und die polnische Lehr-Anstalt hier fondieret ist. Wie glüklich, daß für die armseelig genug dotirten Lehrer der hiesigen Schule nun für die Zukunft eine so ansehnliche Zulage gestiftet ist. Zu einer solchen guten Sache mitgewürket zu haben ist freylich ein Ersatz die hundert Chikanen entschädigt. Nur bey mir hats bey Hunderten nicht sein Bewenden.

ich habe in dieser Sache nun schon seit 2 Tagen mit Anstrengung gearbeitet, und habe schon den Plan fertig, ich hoffe diese Woche alles abschiken zu können.

---

1) fehlt.

Ich kann meine Visitations Reisen nicht eher anfangen, bis unser vortreflicher König, auf deßen Ankunft wir uns so innig freuen, hier durchgegangen seyn wird. Von der Cammer zu Bialystok geht wie man hier sagt, Herr Cammerdirector Troschel als Deputirter zur Huldigung nach Königsberg.

Arbeiten, Sorgen und Bekümmerniße drängen mich. Sobald der im gewaltsamen Kampfe errungene Entschluß in meiner Seele veststand, treibt mein Herz mich, meinen Sieg über mich selbst, meine neuen Schritte und meine neuen Hofnungen dem Gütigen zu eröfnen, der mein Schiksaal mit so viel thätiger Theilnahme beehrt; es ist mir gleich leichter ums Herz, nun ich mein Anliegen meinem allertheuersten Gönner mit getheilet habe.

Ewiger Gott! was für ein seeliger Augenblik was für ein überschwenglicher Freuden Genuß müßte das werden, wenn ich einmahl frei wäre! Wird denn der Kerker der mich begräbt nie eröfnet? Werden die Mauern dieser Bastille nie zusammenstürzen?

Sie gütigster Gönner! Sie sind ein wohlthätiger Genius der unter den Gefeßelten menschenfreundlich wandelt und den Lechzenden mit Troste erquikt. Der allmächtige seegne Ihre wohlthätige Hand und Ihr der Liebe geheiligtes Herz. Ewige Verehrung Ihnen und Ihrem edlen Hause weyhet und gelobt

Gisevius.

47.

Lyck d. 26ten Junii 1798. Beantw. 3. Jul. 798.

Auf einige wenige Stunden bin ich von meiner mir jährlich immer lästiger werdenden Visitations Reise in den Creis meiner Lieben zurükgekommen, um morgen ganz frühe wieder weiter zu reisen. Diese wenigen Augenblike nütze ich nun auch dazu, um im Andenken meines verehrtesten und gütigsten Gönners mich recht glüklich zu fühlen und zugleich die Einlage *[fehlt]* Ew. Hochwürden ehrerbietigst zu übergeben.

Mein Sohn hatte nämlich vor einiger Zeit mir Ew. Hochwürden Auftrag bekannt gemacht, die möglichst genauen Nach-

richten von der Kath. Priester Tonsur einzuziehen. Ich habe in dem benachbarten Städtchen einen bekannten und freundschaftlich gesinnten Priester, von dem hat mein guter Pfarrer Hecht in Ostrokollen die Nachrichten erhalten, welche er mir in dem hier abschriftl. beygelegten Schreiben[1]) zugeschickt hat. Sie sind freylich unbefriedigend, indeßen wenigstens die vollständigsten die vor der Hand aufgetrieben werden können. Ich werde Gelegenheit suchen, um sie vollständiger und genauer noch zu sammeln.

Daß wir das Glük gehabt haben unsern vortrefflichen König in unserm Lyck zu sehen, und daß ich das noch größere mir ganz unschäzbare Glük gehabt habe, diesem gütigsten Monarchen vom Obrist Koekritz vorgestellt zu werden und ihn zu sprechen, und was dabey alles vorgefallen und anzumerken ist, das habe ich alles meinem Sohn weitläufig geschrieben, und ihm aufgetragen Ew. Hochwürden den ganzen Hergang zu erzählen; ich zweifle nicht, daß er seinen Auftrag ehrfurchtsvoll ausgerichtet habe.

Noch eine sehr glükliche sehr frohe Nachricht finde ich zu Hause; mein Südpreußischer Bruder, den Sr. Excellenz, mein hoher Gönner, vor etwa 6 Jahren nicht würdig des Cantorats in Rhein erkläret, und ihn zum Handwerk hingewiesen haben, und dem von dem H. Cons. R. Graef die Tüchtigkeit zu dieser Mädchen-Schul-Meister Stelle abgesprochen war, ist iezt als Creis-Jusiz Rath in Seyny in Neu Ostpreußen bestätiget, nachdem er schon diesen Posten interimistisch ein Jahr lang in Wroclawek verwaltet hat. Wie viel Dank ist er seinen und meinen Gönnern schuldig, die so gütig sein Glük gegründet haben, und wie froh bin ich daß ich diesen guten geliebten Bruder nun in der kleinen Entfernung von 10 Meilen haben werde.

Von Berlin aus erwarte ich nun in Kurzem mein Urtheil. Der Schrit ist gethan. Es ist mir zwar bange, doch verzage ich nicht. Gott wird helfen.

---

1) fehlt.

Ach Hochwürdiger Herr! viel und sehr viel hätte ich noch zu schreiben, um in der Mitheilung an meinen verehrungswürdigen Gönner Erleichterung zu finden. Die Zeit ist zu beschränkt, desto schrankenloser meine innige Verehrung und Dankbarkeit, die nie aufhört und nie aufhören kann. Gott seegne Ihr ganzes theures edles Haus. Ihre Güthe Hochwürdiger Herr! sey ferner noch meines Lebens Glük.

Gisevius.

48.

Lyck den 27ten August 1798. praes. 3. Sept. 1798. Beantw. am 5. ejusd.

Länger als es billig, und als es mein Wunsch war, habe ich meinen Sohn zu Hause behalten müßen, indeßen hat er auch diese Zeit nicht ganz ohne Nuzen verwandt. Mein lieber Bruder hat das Ziel seiner Wünsche erreicht, und hat seine Bestallung als CreisJustizRath in Seyny vom Hofe erhalten. Vor 6 Jahren flehete er deh- und wehmüthigst an der Thür Schwelle Sr. Hochgebiethenden Excellenz um die MädchenSchulmeisterStelle in Rhein, allein weil er Gisevius hieß und mein Bruder war, wurde er als zu dieser Stelle untüchtig abgewiesen. Die Prüfung geschahe vom H. ConsistorialRath Graeff, an deßen damahligem KrankenLager mein unglüklicher Bruder vergebens um Barmherzigkeit wimmerte.

Nun mußte der verstoßene der Lebensart seiner Väter entsagen, und sich den Rechten widmen, und woher Brodt in der Wüsten? Der redliche alte D. Pisanski erzeigte mir die Güthe, und verschaffte ihm eine geringe Information, er zog aufs Col. Alb. wurde Alumnus, engagirte sich beym StadtGericht, erwarb sich den Beifall und Routine, SüdPreußen wurde occupirt, er kam als CreisJustizActuarius nach Sierpa dann nach Biczun, endlich wurde er CreisJustizAssessor und Stellvertreter des JustizRath Kuenzel in Wroclawek, wo er die Direction der größten und wichtigsten CreisJustizCommission in SüdPreußen

anderthalb Jahre hindurch zu seiner großen Ehre verwaltete, ietzt geht er als CreisJustizRath nach Seyny ab.

Er traf hier ein, und auf seiner Reise nach Bialystok, wohin er zu seiner Vereidigung abgehen mußte, begleitete ihn mein Sohn, der dadurch das Vergnügen erhielt, diesen in vieler Rücksicht merkwürdigen sehr angenehmen Ort zu sehen. Darauf begleitete ich und mein Sohn diesen guten Bruder auch nach Seyny welches 12 Meilen von hier ablieget, und iezt ist die Reihe nun an meinem Leopold, daß er auch zu seiner Bestimmung abgehe, und sich seinen wißenschaftlichen Uebungen mit erneuertem und verdoppeltem Eifer wieder widme. Der Allmächtige geleite ihn dahin, dieser höchsten Obhuth und der Güthe seiner edlen Wohlthäter sey er hiemit aufs neue innig empfohlen.

ich habe also wieder einen beträchtlichen Theil unsrer neuen Provinz gesehen, allein immer ist es noch ein physisch und moralisch unangebautes Land, deßen Boden mit ungeheuren Wäldern und Wildnißen bedecket, und deßen Köpfe mit finstrem Aberglauben verdüstert sind. Das einzige Schöne, was mich für das ekelhafte so mancher Ansichten entschädigte, war das unvergleichliche Closter Wigry deßen PrachtAnblick in einer so wüsten Gegend doppelt überraschend war. Doch mein Sohn wird Ew. Hochwürden eine mündliche Reise Beschreibung zu überliefern die Ehre haben.

Den 2mal geprüften, 7 Wochen hindurch nachexercirten, und doch beym Examen Stumm gebliebenen Kempen,[1]) der aber die Ehre hat, eine in großen Häusern gewesene, beliebte, und die Spuren ihres Handwerks sichtbar an sich tragende Frau an der Seite zu haben, habe ich auf Gottes Berathen als den 2ten SeelenHirthen der guten Gemeine in Czichen vorgestellt. Sie mußten diesen verdienten Mann 15 Meilen weit von Ortelsburg mit ungeheuern Kosten abhohlen ungeachtet $1^1/_2$ davon die vor-

---

1) Carl Jacob Kempen s. Rhesa. Presbyt. I, 142.

trefflichen Männer Salkowski,[1]) der Dulder in Schwentainen, und Fischer in Schareyken Jahre lang um eine Versorgung betteln.

Auf meine bei Hofe in der Kendziorraschen Sache eingereichte Vorstellung ist noch keine Resolution hier eingegangen, wahrscheinlich aber wird sie schon Folgen bewirkt haben, die in Königsberg schon ein abscheuliches Lärmen gemacht haben müßen. Ich bin zu allem gefaßt, und es gehe, wie es wolle so kann ich nicht länger behandelt werden, als man mich bis dahin behandelt hat. Ich sehe schlechterdings keine frohe Aussicht mehr für mich, ich bin gegen alles abgestumpft, ich arbeite in meinen Geschäften nur mit äußerstem Wiederwillen, ohne Aufmunterung, ohne Erwartung einer Belohnung, Ekel und Verdruß begleiten mich iedesmahl an meinen Schreibtisch, ich bin unglüklich, und lebe ganz eigentlich das Leben eines Galeeren Sklaven, der täglich an seine Ruderbank gefeßelt; und bey magrer Kost mit tief ins Fleisch hineinschneidenden Geißelhieben unbarmherzig getrieben wird. Gott helfe meiner Schwachheit und meinem Elende Amen!

Der würdigen Dame die einen so verworfenen Sklaven als ichs bin und vor dem ganzen Publikum seyn muß, doch mit gütiger Hand zur Erquikung eine liebe Gabe hinreichte, der edlen Frau Geheimen Räthin v. Jacobi[2]) und Ihnen Hochwürdiger theurer Herr! sey nun von meiner Hand die Anlage[3]) dankbar erwiedernd überreicht. Es sind Zeilen von 2 würdigen edlen Männern Gleim und Günther, beide Ihrem Herzen theuer, beide der innigsten Verehrung werth. Günther der große schikte in dem Vertrauen mit welchem er mich beehret, diese schätzbare Correspondence mir zu, zur Dankbarkeit für eine poetische Uebersetzung von 2 lateinischen Gedichten die er mir übergab.

---

1) Michael Salkowsky s. Rhesa I. 135.

2) Wittwe des am 31. Juli 1794 verstorbenen Ludwig Johann Heinrich von Jacobi (geb. 12. Jan. 1744, geadelt 1789). Das Preuß. Archiv enthält im Aprilstück 1795. S. 207—229 einen „einfachen Denkstein auf Freundes Grab von Freundes Hand" von Borowski.

3) s. Beilage.

Möge Ihnen doch diese Anlage so viel Freude machen, als ich bei Uebersendung derselben ietzt empfinde.

Ihrer würdigen Familie Hochwürdiger Herr sagen Sie doch gütigst meinen Respect und laßen Sie meinen Sohn zur ferneren Geneigtheit sich empfohlen seyn. Dies ist mein und meines Weibes Bitte, die als Mutter von 8 Kindern doch schon dringend zu bitten das Recht haben muß. Gott seegne Ew. Hochwürden ganzes edles Haus.

Gisevius.

Beilage.[1])

Gleim an Günthern.

Der beßte König hat Verdienst belohnt; erhoben
in höhern Ehrenstand[2]) hat er den bravsten Mann!
den Günther, dem kein Spiel sein Gegner abgewann,
dies sey genug gesagt. Genug! Man soll nicht loben,
auch dann ja nicht einmal, wenn man's nicht lassen kann,
der beßte König wills. Den Willen muß man loben.
Und also noch einmal: genug!
der alte Grenadier will nur ein Zeichen geben,
Daß er noch lebt — sich freut! Und noch einmal genug.

Halberstadt, Gleim.
am 6. Julii 1798.

Günthers Antwort.

Es sey genug gesagt! Wenn Gleim an seinen Günther
noch schreibt, Er der als Grenadier durch Kriegsgesang
manch preußisch Herz zu großen Thaten zwang,

1) Das Doppelblatt in 4⁰ mit der Abschrift der beiden Gedichte von Gisevius' Hand ist leider abhanden gekommen. Es enthielt in Günther's Antwort handschriftliche Zusätze von Borowski, sogen. Verbesserungen, die sich der Verse-„Ramler“ Scheffner an dem Originale erlaubt hatte. Mit diesen Aenderungen gab Borowski das Blatt (an Nicolovius?) zum Druck in eine Königsberger Zeitung, und von hier kamen beide Gedichte dann weiter zur Verbreitung in die „Jahrbücher der preuß. Monarchie.“ Jahrg. 1798. Berlin bei Joh. Fr. Unger. November (Bd. III. S. 285—286), denen unser Abdruck folgt, und in das von der Deutschen Gesellschaft in Königsberg herausgegebene „Preußische Archiv“ 9. Jahrg. November 1798. S. 689—692.

2) Bei Gelegenheit der Huldigung des neuen Königs zu Königsberg am 5. Juni 1798 wurde Generallieutenant v. Günther in den Freiherrnstand erhoben.

und jetzt bey seines Alters Winter
noch feuriger als manches Dichterlein,
glückwünschend, lobend, süß und fein
die vaterländsche Leyer rühret. —
Wenn mich mein König ehrt, mehr als mir je gebühret —
dies ist für mich genug, doch nicht für einen Gleim
der muß den Bienen gleich, mit seinem Honigseim
der Welt noch nutzen, wenn sein Beispiel und sein Reim
des Vaterlandes Liebe lehrt.

Sonst sehnte ich mich schon nach jener Welt.
Allein da Friedrich Wilhelms Milde
die Erd' vom Pallast bis zum Zelt
zum hoffnungsvollen Vorgefilde,
zum Vorhoff eines Himmels macht,
wie wahrer Menschensinn ihn denkt uud stets gedacht:
so sollt es mich beinahe reun
durch Alters Frost zum Tode reif zu sein.

Doch über diesen Punkt sey's auch genug!
Genug gelebt, genug gestritten,
genug geprüft, genug erlitten!
Jetzt sey mein letzter Athemzug
(zwar für mein Herz und — ihren Werth nur wenig!)
ein Wunsch für Gleim — für meinen König
und für Luisens Wohl.
Mein Wunsch für sie ist reiner Erfurchtszoll,

der ihr, den Engeln gleich, gebührt!
Weh dem, den Ihr Verdienst nicht rührt
und dreyfach Weh und ew'ge Schande
begegne meinem Vaterlande
und werde seines Undanks Lohn,
entfert es je sein Herz von seines Königs Thron.

Tykoczin am 21. Jul. 1798. Günther.

49.

Lyck den 9ten Septbr. 1798.

praes. 15. Sept. 798.
beantw. am 13. October ej.

Wie schreklich war der Anfang und der Schluß Ihres letzten gütigsten Briefes verehrungswürdigster Herr! Ich Ihr Herz verkennen — ich gegen Sie undankbar seyn — o bey

Gott! Dieses Wort aus der Feder des Mannes, dem unter allen Menschen auf weiter Gottes Erde ich die größesten Verbindlichkeiten schuldig bin, mußte mein Herz erschüttern, aber nie es treffen, nie es verdammen, denn dies satt genung gekränkte Herz ist von diesem Verbrechen, vor Gott und eigenem Gewißen, rein.

Ich Ew. Hochwürden verkennen, ich Sie vergeßen! o gütiger Gott! Dann müßte meine Gestalt schwärzer seyn, als ie Kenziorrasche Bosheit sie zu pinseln vermag, und ich müßte nie des Trostes, den mir Gott bis ietzt gelassen hat, mehr werth seyn, geiagt von Wütrichen, bey gute Menschen zu flüchten, und in ihren erbarmenden Armen Erholung von der Seelen Angst und süße Erquikung zu finden!

Theuerster! Gütigster! Menschenfreund! mein Freund im edelsten Sinne dieses nur zu gemißbrauchten Wortes! nein, nein, das konnte Ihr Herz nicht meinen, nicht im Ernste sagen. denn o Gott! Sie kennen mich in meiner ganzen Lage, und in meiner ganzen Gesinnung! Wer kann unglüklicher bedauernswerther seyn, wer hat länger gelitten, wer ist schmerzlicher gekränkt und hartnäkiger angefeindet, und doch — ich kanns sagen, denn Gott gab mir dies Herz, und doch habe ich ein Herz, das von feindseeliger Gesinnung nichts weiß, und den Eindrüken der Liebe des Wohlwollens und der Freundschaft offen ist! Doppelt muß ich bey dieser Gemüths Stimmung die schweren Streiche meines Schiksaals empfinden, um so mehr, wenn ich andre durch mich leiden sehe. Mein Übel ist ansteckend, und theilt sich allen mit, die mir nahe sind. Kendziorra hat eine Liste aller meiner Verwandten übergeben. Das Schikaal meines iüngsten nun überglüklichen Bruders habe ich Ew. Hochwürden beschrieben, mein andrer guter edler Bruder hat schon auf alle Beförderung ins Predigt Amt Verzicht gethan, und sich in seine enge öde Lage in Johannsburg eingeschränkt, der arme bedaurungswürdige und vor andern verdienstvolle Salkowski aus Schwentainen muß mit seinen 6 Kindern hofnungslos darben, weil er das Unglück hat eine Schwester

von meinem Schwager Skrodzki zur Frau zu haben p p — und ich selber nun seit einer so langen o Gott, so langen Reihe von Jahren, werde herum geworfen wie ein Ball von Mißhandlung zu Mißhandlung, von Chicane zu Chikane, hingegeben bald in die Hände eines Paulini, bald in die eines Gayda, und wie sie Namen haben, und iezt hingegeben in die schrecklichen Hände eines Kendziorra, der ausdrücklich aufgehetzt wird mir bluthende Wunden ins Fleisch zu beißen. —

Wenn in einer solche Lage ein Edler kommt, mich leidenden anfaßt, mir liebreich zuruft: Mann! sey getrost! sinke nicht! — muß ich geängsteter denn in ihm nicht einen Engel erbliken, ihm nicht sagen: himmlisches Wesen, dich sandte mir Gott! — Edelster! Theuerster! dieser Engel, den Gott mir sandte waren Sie. Erinnern Sie sich des Anfanges unserer mich so beglükenden Verbindung! Sie waren es, der mich aufrief, Sie der mir die Hand reichte, Sie der mir so oft lindernden Balsam in meine Wunden goß, Sie der mich bey ieder Gelegenheit großmüthig vertrat, Sie der mich so oft mit dem Worte der tröstenden Liebe erqvikte; Sie der mit redlichem weisen Rath mir zu Hülfe kam, Sie, der da alles mich verließ, da alles mich preisgab, als der einzige, der einzige Barmherzigkeit an mir gethan hat — Gott wird es vergelten, und in meinem letzten Gebethe im Todes-Kampfe, werde ich noch dieser Barmherzigkeit vor Gott gedenken — Urtheilen Sie selbst, verehrungswürdigster Herr! Konnte ich, nach alle diesem, konnte ich Sie verkennen, konnte ich, oder kann ich iemahls undankbar seyn?

Geben Sie mir die gütigste Versicherung, daß Sie das nun und ewig nicht glauben, damit ich ruhig werde, und mit meiner alten gewohnten Freudigkeit zu Ihnen reden kann. Meine Unruhe dauert immer fort, und mit iedem Posttage wird ängstlicher das Erwarten der Dinge, die von Berlin kommen sollen, ich habe bei Hof um Revision der Acten gebethen, damit ich nach denselben beschieden werde, und wollte Gott! ich könnte den Minister H. v. Massow sprechen, nicht als Denunciant, nicht als Kläger, nein als Beklagter, der im Angesichte

seiner vorgesetzten Collegien seine Vertheidigung macht. Ich würde die Kosten einer dazu erforderlichen Reise nach Königsberg nicht scheuen, nur die Todesangst hält mich zurück, dort an einem Orte brutalisiret zu werden. Was meinen Sie mein Gönner! zu diesem Vorschlage? Wäre es nicht in ieder Rüksicht gut diesem von allen Seiten so gelobten Chef persöhnlich aufzuwarten?

Aber wenn ich auch nicht da bin, so weis ich, Ihre Güthe, Hochwürdiger Herr! wird mich vertreten, Sie werden iede Gelegenheit nützen, um mich zu retten! O hätte ich doch beym Consistorio nur einen Mann, der nur ein tausendtheil Ihrer Güthe mir schenkte. Aber da bin ich verlohren, da ist, wo ich bei Massows Ankunft alles fürchte, und alles zu fürchten nach dem mir bekannten Gange dieses Collegii Ursache habe. Aber Gott walltet noch. —

Die beiden Prediger, denen das Gewitter droht, werden wahrscheinlich Jackstein[1]) aus Arys und Kempen[2]) aus Bialla seyn, denn so sprach man hier davon gleich nach der Abreise des Königes. Beides sind die verächtlichsten Menschen und Schandfleken unsers Standes. Jackstein ein wüster Corporal, der durch Uugezogenheiten als Aufgeklärter zu glänzen weiß, neulich sahe ich ihn in Schwentainen da ich eben Visitation hielt, und er dort durchreisete, in der Kirche, mit gelbledernen Hosen und verschnittenen Haaren mit einem Kamme darin, der mit Steinen besetzt war — der andere Kempen aus Bialla ein Thier, deßen Haus eine Herberge des Unflaths ist schändlicher als ie ein Schandhaus, das Ew. Hochwürden Nachbarschaft verpestet. Lieber Gott! wie mancherlei Menschen kleidet der schwarze Rock und wie viele unserer Brüder gaukeln, toben, plündern, raffen, sauffen, schwelgen, h—r—n dreust immer fort, bis sie endlich unangetastet, sanft und seelig im Herrn ent-

1) Wilh. Jackstein s. Rhesa I, 99.
2) Johann Melchior Kempen s. Rhesa I, 99.

schlafen, und ich unglüklicher — doch, warum muß ich doch immer auf mein armseeliges ich wieder zurükkommen.

Haben Ew. Hochwürden doch eine gütige Nachsicht mit mir, daß ich für dieses mahl mit meinen Arbeiten beym Collegio so lange zurükblieb. Jetzt arbeite ich auch mit Anstrengung, um so früh als möglich damit einzukommen. Der Besuch des lieben Bruders, meine Reise nach Seyny etc. haben mich ganz zurükgesetzt und ich schäme mich herzlich darüber — doch will ich suchen, alles wieder einzuhohlen.

Die polnische LehrAnstalt bey unsrer Schule kommt zu Stande, indeßen sind von Hofe nur 100 rtlr statt 200 auf welche man sich Hofnung machte accordiret. Auch durch diese Correspondence und Verhandlung bin ich H. Minister v. Massow bekannt geworden, und ich würde es immer als ein wahres Glük ansehen, wenn ich zur Sprache bei ihm kommen könnte. Noch sieht man garnichts von den erwarteten Veränderungen in unserm Fach, vielleicht wird die Ankunft des Ministres in Königsberg uns Aufschlüße geben.

Wie glüklich bin ich doch durch Ew. Hochwürden gütigste Vermittelung einer Dame bekannt geworden zu seyn, die ich schon als Freundin meines verehrten Gönners und als Gattin eines edlen Mannes dem E. Hochwürden ein schönes Denkmahl setzten, verehren mußte. Haben doch Ew. Hochwürden die Güthe mich dem Andenken der Fr. Geh. Räthin v. Jacoby bestens zu empfehlen und Ihren edlen Töchtern theuerster Herr! den Pflegerinnen meines Sohnes, es zu sagen, daß mein und meines Weibes Achtung und Dank die einzige Wiedervergeltung ihrer Güthe seyn können. O glüklicher Sohn, der eines solchen Zutritts gewürdiget, der unter den Augen solch eines Mannes gebildet wird.

Gott laße mich doch nie so unglüklich werden, dieser Güthe unwürdig zu seyn. Sie haben mich mit unverdienter Schonung mit allen meinen Schwächen und Klagen getragen, laßen Sie mich doch noch länger in Ihrem Herzen Zuflucht und

Trost finden. Ewig ewig geweyht ist Ihnen dafür meines Herzens reinste und dankbarste Verehrung, und Gottes Segen bleibt hier und dorten Ihr großer Lohn.

Gisevius.

[Am Rande:]

Laßen Sie mich doch für meinen letzten unglüklichen in Geistes Schwäche empfangenen und unter mancherley häußlicher Unruhe gebohrnen Brief schon hinlänglich gestraft seyn, und erfreuen Sie theurer Gönner mich doch bald wieder mit der Versicherung, daß ich auf Ihre alte Güthe rechnen kann.

Bei allem Verdruß und meinen amtlichen Leiden drüken mich noch die schweren Lasten der Landwirthschaft, ohne welche ich aber verhungern müßte. Ich habe eine Winter Aussaat von mehr als 100 Schfl. Die müßen in die Erde kommen, und mein armes, kleines schwächliches Weib, das mir 12 Kinder gebohren hat, muß eins an ihrer Brust und das andre an der Hand täglich Töpfe für 30—40 Menschen ans Feuer setzen ich wie ein Verwalter hinterdrein seyn — Ach du Herr wie so lange wende dich Herr und errette aus allem Gedränge meine Seele. *[Ps. VI, 4, 5.]*

50.

Lyck d. 26ten Septbr. 1798. praes. 30. Sept. 798.
Beantw. am 13. Oct. ej.

Nun das war ia ein unvergleichliches Geschenk, welches Ihre Güthe Hochwürdiger Herr! mit dem vortrefflichen Scheffnerschen Gedichte [1]) machte und für welches ich ietzo Ihnen meinen herzlichsten Dank am besten dadurch abzustatten meine, wenn ich Ihnen flugs und fröhlich das kleine Wesen hier in Ihre Hände lege, das meine sonst immer unfruchtbare Muse vom Scheffnerschen Genie befruchtet mir gebohren hat. Das kleine

1) Es kann wol nur das in Scheffners anonym erschienenen „Spätlingen“ (Kgsb. Fr. Nicolovius 1803) S. 279—283 abgedruckte Gedicht sein mit der Ueberschrift: „Nach Lesung der Gleim-Güntherschen Correspondenz, in welcher beyde sich das es sey genug verschiedentlich bedient hatten.“

Wesen ist von armseeliger Gestalt und nicht werth produciret zu werden, weils aber so gütige pflegerische väterliche Hände sind, in die ichs ietzo hingebe, so mags denn gehen und ich gebe ihnen meinen besten Wunsch und meine herzlichte Empfehlung mit auf den Weg[1]).

Vergeben Sie es Verehrungswürdigster! es geschah wieder Ihren Befehl, aber ich konnte mir nun einmahl nicht helfen, der liebe Dichter, dem ich meine Verehrung und meine Empfehlung zu sagen bitte, hatte zu schön gesungen, und ich mußte meinem alten edlen großen Günther die Freude machen, und ihm das mittheilen was brave Menschen von ihm denken und singen. Um dieser guten Absicht willen sey mir doch die Strafe erlaßen.

Ach der gute alte große Günther soll krank und sehr krank seyn — ich erwarte mit banger Unruhe heute sein Schreiben, und zittre nur bey der Möglichkeit, daß ich ihn verliehren könnte. Gütiger Gott! wie ganz namenlos wäre dann mein Elend! Gott wolle es doch abwenden, da ich ja schon ohnehin unglüklich genug bin.

Was Ew. Hochwürden gütigst thun, mir dieses mein Leiden zu mildern und erträglich zu machen, das wolle Gott Ihnen vergelten. Auch die letzte mir durch meinen Sohn gegebene Nachricht ist ein Beweis mehr von diesem großmüthigen Bemühen. Mein Schicksaal ist hart. Ich der ich nichts als Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen meine Vorgesetzten athme, muß in die schrekliche Lage kommen, über ein mir vorgesetztes Collegium Beschwerde zu führen. Schon diese Vorstellung erregt meinen heftigsten Kummer, ohne daß ichs einmahl wagen darf auf die möglichen Folgen dieses Schrittes zu sehen. Doch weis es ja Gott, was dieser Entschluß mir gekostet, und wie nur die unausweichliche Nothwendigkeit mich dazu gezwungen hat. Ich will also endlich ruhig erwarten, was Gott thun oder zulaßen wird. — Blos das Anmelden und

1) s. die Beilage.

Aufkündigen meiner Klage beym HofGericht hat mir an 7 rth gekostet und überhaupt hat mir das Consistorium in dieser Sache schon geflißentlich mehr als 20 baare Thaler ausgepreßt, und das ist eine übermäßig große Summe für einen Mann, der nie so viel einnimmt, als er braucht, und der überdem 8 Kinder zu speisen und zu bekleiden hat.

Aber kann ich denn keinen einzigen Brief schreiben ohne zu klagen! Wie unendlich groß ist doch Ihre Geduld Hochwürdiger Herr! ich will auch heute nicht mehr klagen, vielmehr etwas mir sehr erfreuliches Ihrem gütigst theilnehmenden Herzen noch melden. Ew. Hochwürden habe ich schon einmahl geschrieben, daß ich noch eine Schwester zu Hause habe, die sehr annehmliche Parthieen von der Hand gewiesen. Jetzt ist auch deren Loos entschieden, und sie ist am verwichenen Sonntag an den ietzt nach Königsberg abgehenden Controlleur und Estimateur H. Scholle verlobt. Er ist ein geschikter und hier sehr anständig lebender junger Mann, deßen Bruder Regierungs Rath in Bialystock ist, und ich erlange dann die Freude und für meine Kinder den großen Gewinn, daß eine meiner Schwestern in Königsberg wohnt.

Das hat Gott gethan, der als mein guter Vater im 53sten Jahr starb und ohne einen Groschen zu hinterlaßen 4 unerzogene Waisen hinterließ, nun als Vater und Versorger dieser Waisen gewaltet hat. Möchte doch, wenn ich einst sterbe eine gleiche Barmherzigkeit meinen armen Kindern zu Theil werden. Nun es [ist] ja der Gott meiner Väter auch mein Gott! —

Er sey für alles Gute Ew. Hochwürden Vergelter. Ich empfehle mich gehorsamst Ihrem ganzen edlen werthen Hause. Mögen Ihre glücklichen Kinder zur Freude Ihres würdigen unvergleichlichen Vaters gedeihen! Dies ist mein und meines Sie verehrenden Weibes heißer Wunsch. Gott erfülle ihn!

Gisevius.

Beilage.

An Günther

Bey Ueberreichung des Scheffnerschen Gedichts.

Nein! nicht genug! und sänge dir zur Ehre
Gleich Vater Gleim sein göttlich Lied,
Und theilten gleich von Erz und Stein Altäre
Der Nachwelt deinen Namen mit.

Nur wer dich kannte, wer mit Späher Bliken
Ernst auf dein Beyspiel merkt, dir nah
In iedem deiner Züge mit Entzüken
Das Ideal der Tugend sah

Die Kraft, die über Schwächen unsers Bluthes
Hoch über Leidenschaft dich hob,
Sah alles, was nur großes, edles, gutes
In dir vereint — der fühlt dein Lob

Denn was Du warst, und was Du thatst, das preisen
Nie Monumente nach Gebühr,
Nein, lebend in dem Herzen aller Weisen,
Und aller guten, thönet Dir

Ein ewger Nachruhm! und des Volkes Stimme
Nennt stolz Dich seinen Retter! — der
In ienen Schreckens Tagen für dem Grimme
des Feinds voll Muth uns schützte! der

Stark wie ein Cherub mit dem Flammen Schwerdte
des Landes Eingang schirmend stand
Und kleines Häufleins doch der Menge wehrte,
Selbst nie besiegt, sie überwand

Nein! nicht genug! noch rechnet auf Dein Leben
Ein großes Volk! voll Zutraun hört
Dein Heer auf Deinen Namen, den mit Beben
Der Feind entfliehend nennt und ehrt.

So mancher Jüngling sucht in Deinen Zügen
Entflammten Sinns, der Tugend Bild
Und glüht von edlem Feur Dir nachzufliegen
Und wird wie Du nun groß und mild.

Nah bist Du tausenden, die zu Dir wanken
Von ihrem Jammer hingedrükt
Ein Engel Gottes, der die armen, kranken
Und nakten rettet und erqvikt.

Sie speiset wenn sie hungern, seine Habe
Selbst darbend seinen Brüdern theilt,
Mit That und Trost und milder frohen Gabe
Barmherzig ihre Wunden heilt,

O Günther! Deines Königs Stütze! lange
Sey unsre Wonne, unser Glük!
Sieh tausend Stimmen ruffen flehend bange
Vom fernen Ziele Dich zurük.

Nur dann genug! wenn matt von dem Gewühle
Der langen Müh die Hülle sinkt,
Und Dir Verklärtem dann am hohen Ziele
Nach aller Arbeit Ruhe winkt,

Und Deine Thaten richtend Gottes Rechte
Wo Licht und Warheit ewig thront
Was diese Welt nicht lohnt, ihrem Knechte
dann allvergeltend selbst belohnt

Gisevius.

51.

Lyck d. 8ten October 1798 praes: am 12 Octobr 798
beantw. am 13. ejusd

Ein neues Leben hat sich in meine Adern ergoßen, eine neue seit Jahren nicht mehr empfundene Heiterkeit hat meinen tiefgesunkenen Geist erqvikt und wiederaufgerichtet, seitdem ich die glükliche Nachricht gelesen, die mein Sohn auf Ew. Hochwürden Befehl mir geschrieben hat.

Gütiger Gott! wie bewunderungswürdig sind doch die Wege Deiner Vorsehung! Männer aus der Ferne, Männer die mich nicht kennen, Männer deren Wohlwollen ich durch nichts ver-

dient habe, werden zu meinen edlen Vertheidigern zu meinen Rettern erweckt — und ich, von Mißmuth und Trostlosigkeit ergriffen, sinke so oft, verzweifle so oft, als ob nicht Gott und gute edle Menschen noch zur Seite mir stünden.

Aber sagen Sie mir doch erster verehrungswürdigster meiner Gönner! bin ich denn Ihrer außerordentlichen Güthe auch werth? Wodurch habe ich denn alles das verdienet, was Sie mit so viel Aufopferung, mit so viel Hinwegsetzung über alle Bedenken, mit so beispielloser thätiger Großmuth an mir thun, was oft kein Freund an seinem Freunde kein Bruder an seinem Bruder thun möchte? Was treibt Sie denn, sich eines Verlaßenen, an welchem so viele sich ärgern, so warm, so edel, so thätig anzunehmen.

Hochwürdiger Herr! Sie haben ein großes durch Wißenschaft und Religion zur feinsten Blüthe gebildetes edles Herz! Sie müßen bey solchen Gesinnungen und Handlungen hohe Freuden genießen. Gott segne Sie ferner! Sie sind ein ehrwürdiger Mann, ein großes Beyspiel!

Und Herr K.Rath Ferno[1]) — lieber Gott! wo komme ich zu dem Mann? Kaum seinen Namen habe ich nennen hören, sein Antlitz habe ich nie gesehen, er das meine nicht — Ew. Hochwürden können sich nicht denken, was ich bey allen diesen Nachrichten empfunden habe, mein Dank gegen Gott und gegen meinen edlen Vertheidiger können Worte nicht ausdrücken —

Es wallte denn ferner Gott mit seiner Gnade über mir, und die Güthe edler Menschen bleibe mein Trost, dann will ich auch gestärkt den weiteren Fügungen Gottes entgegenharren. Sie werden doch am Ende immer gut und mir heilsam bleiben.

Hier nun verehrungswürdigster Herr! ein GegenGeschenk von der theuren Hand Günthers für Ew. Hochwürden und den

---

1) Carl Leopold Fernow geb. 31. Juli 1768 zu Hagen in Pommern † den 27. März 1847 auf seinem Gute Kuglacken i. Ostpr., erst Regierungsassessor in Königsberg, dann Kriegs- und Domainenrath in Gumbinnen, wurde Regierungsdirektor und lebte nach seinem Abschied bis zu seinem Tode in Kuglacken.

theuern Herrn KriegesRath Schaeffner, dem ich mich angelegentlichst empfehle. Schon unterm 2ten Octobr. schrieb mir dieser große Mann unter anderm:

„Dürfte ich so frey seyn zu bitten, dem Herrn K.R. Borowsky meinen ganz gehorsamen Dank abzustatten, für alles Gute was er auch mir gönnt, ihn aber auch zu ersuchen, daß er dem Herrn Kr.R. Schäffner meinen wärmsten gehorsamsten Dank abstattet für das schöne Gedicht, sollte mich ie wieder eine reimende Laune anwandeln, so werde ich einen Versuch machen, ob ich's werde beantworten können, wenn gleich nur mit wenigen Zeilen, ietzt bin ich dazu unvermögend, ich bitte den Grund meiner noch nicht völlig überstandenen Krankheit als völlig entschuldigend geltend zu machen."

Und nun schreibt der einzige unterm 2t October mir

„blos um meinen guten Willen, blos um meine Dankbarkeit zu beweisen, habe ich beygehenden Aufsatz gemacht, den ich mir die Ehre gebe E. H. zu übersenden, mit gehorsamster Bitte ihn auch meinen unbekannten großen Freunden H. K.R. Borowsky und H. K.R. Schäffner aus gleicher Absicht mitzutheilen. Hat er gleich keinen poetischen Werth, sieht man ihm gleich die Mattherzigkeit eines reconvaleſcirenden an, so wird man doch meine Gesinnungen der Erkenntlichkeit daraus ersehen, und es als einen geringen Tribut derselben mit Geneigtheit aufnehmen und mit Nachsicht zu behandeln belieben, deshalb ich über diesen Punkt weiter nichts sage."

Hier allertheuerster ist denn dieser frohe Beweis, daß Günther noch lebt, noch ungeschwächten Geistes dem Tode entgangen, dem Vaterlande und der Menschheit wiedergeschenkt ist. Er war dem Grabe nahe ich zittre indem ichs schreibe, Gott hat das Gebeth vieler vieler Menschen erhört, und ihn wieder gerettet — Gelobet sey dafür seine Barmherzigkeit!

Aber eins bekümmert mich Hochwürdiger Herr! Zu meinem Erstaunen fand ich bei der lezten Nicoloviusschen Zeitung[1])

1) Die „gel. u. polit. Ztgn.", welche Nicolovius von den Gebr. Kanter gepachtet hatte.



einen verstümmelten Abdruck der kleinen Güntherschen Gedichte die wahrlich ein unberufner nach einer erschlichnen fehlerhaften Abschrift der Publizitaet, auf die es garnicht angesehen war, preisgegeben hat. Dies wird, falls es unglüklicher Weise ihm vor die Augen kommen sollte, den guten General L: betrüben, und mir Verdruß machen. Ich fühle darüber einen wahren Kummer, denn ich kenne seine DenkungsArt, und weiß wie sehr er allen Schein der Ruhmsucht haßt. Haben Ew. Hochwürden doch die Geneigtheit, dem Gange dieses unangenehmen Vorfalls nachzuspühren, ich weiß nicht, wie Herr Nicolovius dadazu kommt, ohne Erlaubniß eines so bedeutenden Mannes so etwas drucken zu laßen? Und zu dem so entstellt
z. B. Günther sagt:

Er der als Grenadier durch seinen KriegsGesang

Dagegen heißts:

Noch schreibt Er, der als Grenadier durch KriegsGesang
Glückwünschend lobend süß und fein

statt des Güntherschen:

Sonst süß und fein —

und der herrliche Vers Günthers:

Sonst sehnt ich mich —
des Alters froh, zum Tode reif zu seyn

wie verunstaltet:

so sollt es mich beynahe reun
Durch Alters Frost zum Tode reif zu seyn.

Züchtigen Sie doch verehrungswürdiger Herr! diese Sünde nach Verdienst, und verhüthen Sie doch gütigst fernere Versündigungen solcher Art. Es wäre fast nöthig über diesen ärgerlichen Vorgang ein Wort ins Publikum laut hinein zu sagen.

Des allmächtigen bester reichster edelster Seegen sey Ihr Theil und Ihr Lohn! -- Das was Ew. Hochwürden an mir thun, wieder zu erstatten, ist seine Sache, ich kann nichts weiter thun als danken, ehren, preisen lieben und vor Gott mit Inbrunst meines Wohlthäters gedenken. Er segne Sie und Ihr Haus!

Gisevius.

52.

Lyck d. 12ten Octob. 1798 praes. d. 20 October 98
Beantw. eod.

Soeben erhalte ich ein Schreiben von meinem Sohn, und mit demselben einige Exemplare der gedruckten Günther Gleim-Correspondenz, letztere von Ew. Hochwürden Güthe mir zugetheilt. Urtheilen Sie von meiner Unruhe Hochwürdiger Herr! ich bin wie vor den Kopf geschlagen, und ergreife in demselben Augenblik die Feder, um Sie wegen meiner lezten Aeußerungen beschämt und verwirrt um Verzeihung zu bitten. Denn ich urtheile nun, daß dieser Abdruk mit Vorwißen und Genehmigung von Ew. Hochwürden geschehen sey, vergleiche dann damit in Gedanken, was ich über diese Sache Ihnen geschrieben zu haben mich erinnere, und zittre nun für den möglichen Fall, den Unwillen meines edlen, besten, einzigen Gönners gereizt und verschuldet zu haben und berechne nun voll Schrecken den nie zu berechnenden Verlust und das lezte und größeste Unglük, wenn dieser Zufall zu meinem Schaden auf Ihre Empfindungen wirken, und auch nur einen Theil Ihrer unverdienten mich so hoch beglükenden Güthe mir entziehen sollte.

Ist es denn geschehen, verehrungswürdigster Gönner daß ich unglüklicherweise wieder Sie gesündiget habe, so ist es unwißend, unvorsätzlich geschehen, und so rechne doch Ihr gütiges Herz diese Sünde mir nicht zu, und Ihre theure Hand überzeuge zu meinem Troste mich doch davon daß alles vergeben und vergeßen sey. Denn auch nur die kleineste unangenehme Empfindung, durch meine große Uebereilung in Ew. Hochwürden Seele erregt, müßte aufs tiefste mich kränken, da meine heißesten Wünsche nur dahin streben, um für alles Uebermaaß Ihrer Güthigkeit mich stets aufmerksam, verpflichtet, dankbar und verehrend zu bezeugen. Blos, das weiß Gott! um Ew. Hochwürden F r e u d e zu machen, gab ich die bewußten kleinen Gedichte in Ihre Hand, und nun sollten eben diese lieben kleinen

gefälligen Kinder der Liebe so unglüklich seyn, durch meine Unbedachtsamkeit Ihnen wiedrig zu werden!

Verzeihen Sie also allertheuerster Herr! auch diesen Ausbruch, so wie Sie alles an mir zu verzeihen zu dulden gewohnt sind, und Gott schenke mir doch die Freude, es bald zu wißen, auch dieser Zufall habe meinem Glüke keinen Eintrag gethan, und Ew. Hochwürden Güthe gegen mich sey unverändert dieselbe!

Mein guter unvergeßlicher Lehrer, und während meiner akademischen Laufbahn mein väterlicher Wohlthäter, der gute von vielen innigst betrauerte Reccard[1]) ist nicht mehr. Der allbelohnende Gott vergelte ihm in der Ewigkeit, das was er mir gutes gethan hat. Er hat unter anderm, als ich wegen einer Stelle im Convictorio in Verlegenheit war, von selbst und ohne alle Vergeltung mir seine Amanuensis Stelle angetragen, und ich habe ein Paar Jahre sein Brodt gegeßen, ohne es ihm ie erwiedern zu können. Ungeachtet ich nicht das Glük hatte, mit ihm in näheren Verbindungen zu stehen, so habe ich ihn doch bis in sein Grab als meinen Vater geliebt und werde bis an meinen letzten Athemzug sein Andenken dankbar ehren.

Der Hoff hat für die polnische Lehr Anstalt bei der hiesigen Provinzial Schule nun 100 rth. accordiret, so daß ieder Lehrer nur eine jährliche Zulage von 25 rth. erhält. Auch dieses ist zu Anfange immer gut, vielleicht wird doch in der Folge ein mehreres erfolgen.

Unser Herr Rector Wollner, der ietzt in Königsberg gewesen ist, will uns ja große Veränderungen besonders im Schulfache vorhersagen, und spricht überhaupt sehr geheimnißvoll. Gott gebe, daß manches anders und alles beßer werde, denn wie vieles ist zu beßern noch übrig?

Ohngeachtet die Post allererst übermorgen hier abgehen wird, so lege ich dieses Schreiben doch fertig und versiegelt hin denn ich kann die Zeit nicht erwarten, um Ew. Hochwürden

1) Gotthilf Christian Reccard s. Rhesa Presbyt. I, 6.

ie eher ie lieber um Verzeihung zu bitten, ich kann auch nicht eher ruhig sein, bis ich Ihrer Geneigtheit mich wieder versichert halten kann. Ew. Hochwürden sorgen ia so gütig für meine Beruhigung, vollenden Sie Ihr Werk, Sie haben durch die Nachricht von Sr. Excellenz dem H. Minister v. Massow neue Hofnungen und neue Freuden in meine Seele gegossen, machen Sie meinem Kummer ein Ende, auch mein Weib, die über den bösen Zufall nicht weniger als ich betroffen ist bittet für mich, und so bleiben Sie verehrungswürdigster immer und ungeändert der großmüthige Gönner

Ihres
ewig verpflichteten
ewig dankbaren Gisevius.

53.

Lyck den 22ten October 1798.

Nun, ich komme freylich zu oft, ich mißbrauche freylich zu arg die unschätzbare Erlaubniß, die Sie verehrungswürdigster Gönner! mir so gütig ertheilet haben; aber nur noch dieses eine Mahl Verzeihung, da der Inhalt Ihres letzten Schreibens für mich zu merkwürdig, zu erfreulich gewesen ist, als daß ich ihn unbeantwortet lassen könnte.

Empfangen Sie denn allertheuerster Herr! nochmals und nochmals und von ganzer Seele für Ihre großmüthigste Vertretung meinen herzlichsten Dank. Ich kanns nicht so sagen, wie mirs ums Herz ist; aber so viel ist doch gewiß, daß Niemand in der Welt mir einen so wesentlichen Dienst gethan, Niemand mich so hoch verpflichtet und so zu rechter Zeit zu meiner Rettung, zu meinem Glüke beygetragen hat, als Ew. Hochwürden damals in dem entscheidenden Augenblike für mich gewirket haben. Gott seegne Ihre menschenfreundlichen Bemühungen und vergelte Ihre Güthe an Ihren theuren Kindern.

Ja es gehöret gewiß mit zu den außerordentlichen Fügungen der göttlichen Vorsehung, welche ich in meinem Leben so oft bis zu tiefster Anbethung anschaulich erkannt habe, daß H. pp.

Fernow so unaufgefordert, so zu rechter Zeit für mich das Wort nahm. Gott seegne doch dafür den edlen Mann. Meine Empfindung bey einer so ganz unerwarteten Nachricht ist nicht zu beschreiben. Vereinigt mit meinem Weibe preiseten unsre FreudenThränen den Gott, der noch immer Wunder des Erbarmens an uns gethan hat, und ewige Dankbarkeit, ewige Verehrung gebühret den Männern, die er für uns zu Werkzeugen seiner Hülfe erwecket hat.

Und was soll ich zu dem neuen Beweise sagen, den Ew. Hochwürden von Ihrer unaussprechlichen, nie ermüdenden, stets regen und thätigen Güthe durch das p. Knoblochsche Schreiben mir in die Hände gegeben haben. Wodurch habe ich denn diese außerordentliche Güthe verdienet? Habe ich nicht Recht, wenn ich Ew. Hochwürden mir zugewandte Wohlgewogenheit als das kostbarste Geschenk der Vorsehung verehre, und konnte mir wohl der gute Gott für meine große Leiden eine größere Entschädigung geben, als dieses Glük?

Hochwürdiger Herr! ich trage Ihr Bild in meinem Herzen, aber einen großen Wunsch habe ich doch, und eine große Bitte wage ich doch Ihnen vorzulegen: schenken Sie mir doch Ihren Schattenriß wenigstens, damit ich die Züge meines und meiner Kinder Wohlthäters und Retters immer vor den Augen habe und in Stunden der dankbaren Ergießung des Herzens mit Ihrem Schatten mich unterrede. Wenn es nicht zu gewagt ist theuerster Gönner! so erfüllen Sie doch meine herzliche Bitte. O möchte doch der barmherzige Gott Sie so seegnen, Sie an dem Wohl Ihrer theuren Kinder so reiche Freuden einärndten lassen, als Sie es an dem geringsten Ihrer Brüder an dem hülflosesten verlaßensten Ihrer Brüder verdient haben. Dies ist mein Gebeth zu Gott, so oft ich einen Brief von Ihnen lese, ich theile diese Empfindungen mit meinem Weibe, und wir legen dann in unser und unsrer Kinder Namen unsre Verbindlichkeit und unsre Wünsche für Sie vereinigt in Gottes allvergeltende Hand.

Sehr gut ist es, daß ich auf Bialystok nie mit Sicherheit gerechnet, nie mit vollem Herzen diese Beförderung gewünscht

habe. Ich bin iezt ruhig, da aus der Sache nichts geworden ist, und will in meinem Lyck gerne glüklich gerne zufrieden leben, wenn es nur Gott gefallen wird, mich einmal aus den lange genug getragenen Feßeln zu lösen. Es wird ja auch diese Zeit wohl kommen, und bis dahin sey Geduld und kindliche Unterwerfung mir heilige Pflicht.

So wenig ich auch in persönlicher Rüksicht die versagte Anstellung eines geistl. Raths in B. — bedaure, so thuts mir doch um die gute Provinz wehe, denn es ist unglaublich, wie weit die Verwahrlosung des Kirchen u. Schulwesens dort gehe. Man sollte doch nicht glauben, daß in einem Staate, wie der unsrige ist, einige hundert Thaler Ersparniß von solcher Wichtigkeit seyn sollten, daß daher die wichtigste Angelegenheit der Volks Erziehung vernachläßigt werden müßte. In unsrer alten Provinz sieht es schon um Religion und Gottesdienst schlecht genug aus, aber in der neuen Provinz ist alles verlohren, und bald wird keine Spur von Christenthum dort mehr übrig seyn. Neulich fand ich in Suwalken, wo eine sehr ansehnl. protestantische Gemeine ist, auf meiner Reise einen verlaufenen Wüstling im Kruge bei der unflätigsten Gesellschaft, und dieser Ehren Mann war der JugendErzieher der dortigen protestantischen Kinder. —

Ich bin wieder in Seyny gewesen Hochwürdiger Herr! Mein guter Bruder hatte auf einer Reise das Unglük, daß als er beym Umwerfen aus dem Wagen sprang, er in den Mantel sich verwikelte, so zur Erde fiel, und das Rad ihm über den Fuß hinging. Meine Unruhe über die Folgen dieses Unglüks trieb mich zu ihm hin, gottlob ich habe den Schaden ohne fernere üble Folgen gefunden. In Seyny erblikte ich noch bey meiner Ankunft die Ueberbleibsel des dortigen eben geendigten großen Ablaßes. Am Dominicaner Kloster hing noch eine große Tafel mit der Aufschrift: Vollkommener Ablaß für alle Schuld und Strafe. Tausende von Menschen campirten weit auf dem Felde, weil das kleine Städtchen die Menge nicht faßen konnte, und diese Tage hatten doch dem Kloster ein 15000 Fl. eingebracht.

Bey meiner Rückkunft hatte ich ein großes Schreken. Ich hatte den Vorsatz in Kallinowen bey meinem guten Freunde dem Diac. v. Bergen zu nächtigen, fuhr aber zu spät von Seyny ab, und mußte in dem neuostpr. Städtchen Raczken in der Juden Herberge nächtigen. Ich war kaum eine Stunde zu Hause, als der Rector Lubowski mit gestöhrtem Gesichte in die Stube trat, und mir die schrekl. Nachricht gab, daß Diac. v. Bergen eben die Nacht verschieden ist. Er hatte 36 Stunden vorher nach dem Eßen einen heftigen Schmerz im Unterleibe bekommen, und mußte ohne Hülfe davon. ich habe einen sehr treflichen Prediger, und einen mir von ganzer Seele ergebnen Freund verlohren, einen jungen Mann von 36 Jahren, der ein armes hilfloses Weib die schwanger ist, und außerdem noch 3 unglükliche Waïsen hinterläßt — die Lubowskische Familie ist nun ganz unglüklich. Pogorzelski[1]) der die eine Schwester zur Ehe hatte hinterließ elende Waisen. Bergen der der andern Mann war, folgt in einigen Wochen ihm nach, wenn doch Gott es gäbe, daß die noch einzige Stütze dieser unglüklichen Familie, der Rector Lubowski die eine von den dort vacanten Prediger Stellen erhielte. Wie würde ich mich freuen, wenn die Kaplans Stelle meinem Bruder dem Johannsburgschen Rector zu Theil werden könnte, aber in meiner Lage ist an dessen Beförderung garnicht zu denken. ich wünschte also, daß wenigstens der gute verdiente und darbende Rector Salkowski aus Schwentainen diese Versorgung erhielte.

Ihnen Hochwürdiger Herr! danke ich übrigens das neue frohe Leben, das ich seit der glüklichen Nachricht von der p Massowschen Unterredung empfinde. Ich bin meinem Weibe und meinen Kindern wieder geschenkt und nun zu allem gefaßt. Ich weiß es, daß ich ohne eine tüchtige Zurechtweisung nicht abkommen kann. Mein Herz sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe, aber es kann nicht anders seyn, und ich will mit aller Resignation mich ihr unterwerfen. Das Consi-

1) Michael Pogorzelski s. Rhesa. Presbyt. I, 110.

storium wird alles thun, um die Schuld des aufgeregten Iniurien Prozesses auf mich zu wälzen, aber der uneingenommene Richter muß durchblicken. ich habe um den Namen meines Denuncianten und um Mittheilung der Denunciations Schrift gebethen, damit ich ihn in iniuriam belangen könnte, aber das ist meine persönliche Sache für mich, ich habe aber auch zugleich um die Amts Sache mich verantwortet, und auf diese Verantwortung einen Bescheid erflehet, der mir nicht geworden ist. Mags dann kommen, wie Gott will, ich will nun schon mit allem zu Ende seyn.

Hr. v. Massow hatte ganz recht, daß er über meine Weitläufigkeit sich beklagte. Wer hat darunter mehr zu leiden als Ew. Hochwürden? Auch heute habe ich ihnen eine so große Zeit geraubt. Ich erschreke, wenn ich den langen Brief ansehe, aber nun auch nicht ein Wort mehr, als das Wort aus der Fülle des Herzens! Unvergleichlicher Mann! ich verehre Sie, Gott seegne Sie Amen.

Gisevius.

54.

Lyck d. 8ten Novbr 1798. praes. den 15. Novbr 1798.

Mein Sohn hat mir Ew. Hochwürden gütigste meinen Johannisburgschen Bruder betreffende Eröfnung mitgetheilt, und ob ich gleich schleunigst zu einer Reise von 2 Meilen ins Kirchspiel abgerufen worden, so setze ich mich doch noch vor Abgang der Post an dieses Papier hin, um Ihnen, verehrungswürdigster nie genug gepriesener Gönner meinen ehrerbiethigsten Dank abzustatten.

Tief gerührt hat mich auch dieser neue Beweis Ew. Hochwürden thätigster gütigster Fürsorge für mich und die meinen. Ihre Großmuth theuerster Herr! Ihre reine thätige, unermüdete, ausdauernde MenschenLiebe ist ohne Beyspiel, und ich glüklicher! preise in Demuth meinen Gott, daß er in der schwersten

Periode meines Lebens in Ew. Hochwürden Geneigtheit mir solche Erhohlungen bereitet hat.

Was indeßen die Anstellung meines Bruders ins Predigt Amt anbetrift, so kann daraus wohl nicht eher etwas werden, bis eine Veränderung der gegenwärtigen Ew. Hochwürden nur zu wohl bekannten Lage geschehen seyn wird. Er ist ein trefflicher äußerst brauchbarer Mann, ein sehr guter Prediger, und daß er Geschiklichkeit besitzt, hat er dadurch bewiesen, daß er mehrere Subiecte mit Ruhm der Akademie geliefert hat. Aber nie wird er sich entschließen, seine Ehre aufs Spiel zu setzen, da, nachdem was in Ansehung seines und meines jüngeren Bruders bey seiner Bewerbung um die Rheinsche CantorStelle geschah, seine Abweisung als Gewisheit zu befürchten ist, besonders da er bey seiner Hofnungslosigkeit, das eigentliche theol. Studium an die Seite geleget hat.

Aber Hochwürdiger Herr! für eine unglükliche mir zwar ganz fremde, aber wegen ihrer bedaurungswürdigen Lage meinem Herzen sehr nahe Familie bitte ich, zu thun was möglich ist, und was Ihre Güthe Ihnen eingiebt. Dies ist die Lubowskische Familie in Kallinowen. Pfr. Pogorzelski hatte eine Schwester, Diac. v. Bergen die andre, und der Bruder ist der Rector daselbst. Beide Prediger starben mit Hinterlaßung mehrerer unglüklicher Kinder, nun ist die einzige Stütze dieser armen der Rector Lubowski. Er hatte sich zur PfarrerStelle gemeldet. Die Gemeine hatte durch Deputirte bey der hiesigen KreisJustizCommission für ihn eine Bittschrift zum PfarrAmte aufsetzen laßen, Hagemann, der mit dem EtatsMinisterio nicht gut steht, schikte diese Bittschrift mit Vorbeygehung des Et.Minist nach Hofe — Lubowski wurde darauf zum Tentamen beordert, 5 Tage gequält — und ietzt höre ich, soll ein Pfarrer Kiehl[1]) aus dem Oberlande die Stelle erhalten. Erhält Lubowski nun auch das Diaconat nicht, so ist die elende Familie so sind die armen Waisen verlohren. Es ist also auf Gottes Lohn hin-

1) Simeon Benedict Kiehl s. Rhesa I, 110.

gearbeitet, wenn zur Rettung solcher unglüklichen im Namen Gottes etwas gethan wird.

Sollte aber für Lubowski alles verlohren seyn, so ist noch ein Mann, der vor allem diese Stelle verdient, der bei 200 fl jährlich mit 4 oder 5 Kindern darbt und keine Aussicht hat, dieses ist der Rector Salkowski in Schwentainen, deßen elende Lage ich nie ohne innigste Wehmuth ansehen kann. Was Ew. Hochwürden an diesen meinen Brüdern im Leiden thun, ist an mir und meiner Familie gethan, denn die unglüklichen machen ia im MenschenGeschlechte eine einzige Familie aus.

ich werde auf den Wagen geruffen, ich fahre höchst ungern, da ich mich so gern mit dem würdigsten und gütigsten aller Menschen noch länger unterhalten möchte, aber Ihr Andenken soll mich auf meiner einsamen Reise begleiten, so wie Ihr Bild Allertheuerster! nie von meiner Seele weicht. Ihnen, Ihnen mein Dank, meine Ehrfurcht ewig ewig, und der Lohn Gottes dießeits und jenseits des Grabes.

Gisevius.

55.

Lyck d. 3ten Januar 1799. praes. 7. Januar 1799
beantw. am 12. ejusd.

Mein Sohn, der in Ew. Hochwürden seinen gütigsten und edelsten Wohlthäter dankbar verehrt, ist heute so unvermuthet von hier nach seinem guten Königsberg abgefahren, daß ich nicht einmahl Zeit gewann, ihm einige wenige Worte zum Zeichen meiner innigsten Verehrung und meine ehrerbietigen Glükwünsche zum neuen Jahre für Ew. Hochwürden mitzugeben.

Welche unermeßlichen Gütigkeiten haben Ew. Hochwürden in dem verfloßenen Jahre mir erwiesen, und was habe ich in den gefahrvollsten und ängstlichsten Tagen meines Lebens zu verdanken? Ihrer mehr als menschenfreundlichen Ihrer wahrhaft edelmüthigen Verwendung zur Zeit der größesten Noth habe ich den Ausgang der unglüklichen Kendziorraschen Angelegenheit zu danken, und wenn ich künftig vielleicht ruhigere ungetrübtere

Tage verleben werde, so ist diese Linderung meines harten Schicksaals lediglich das Werk Ihrer Menschenliebe theuerster Gönner! Ihrer überschwenglichen Güthe.

Möchte einem solchen Manne, der andern Retter und Beschirmer wird und für Abhelfung fremder Leiden so thätig würkt, möchte doch einem so edlen Menschenfreunde es in allem so gehen, als es sein Herz verdient, und als es die heißesten Wünsche seiner Verehrer es von Gott erflehen! Möchte doch der Seegen eines solchen Vaters über alle seine glüklichen Kinder reichlich sich verbreiten!

Erhalten Sie Hochwürdiger Herr! zum neuen Jahre mir das theure Geschenk Ihrer Gewogenheit, die nebst des edlen Günthers Zuneigung die einzigen Glükseeligkeiten meines Lebens sind.

Einen Zug dieser überschwenglichen unverdienten Güthe dieses Mannes haben Ew. Hochwürden gewiß im Decbr.Heft der preußisch. Jahrbücher[1]) gelesen, ob ich gleich gewünscht hätte, daß meine unreiffe Uebersetzung nicht dem krittelnden Publikum zur Schau geleget wäre. Hätte der gute Günther mir nur geschrieben, daß ers dahin schiken wollte, so würde ich doch über diesem Dinge etwas gedreht und gefeilt haben, nun aber erbath er sich von mir eine Ubersetzung blos für sich und die gab ich ihm so hin wie sie flüchtig von der Feder dahinfloß. Dank indeßen seinem edlen Herzen für seine liebevolle Absicht.

Der heutige Posttag ist nach den vielen Feyertagen der erste, und hält mich den ganzen Tag gefangen.

ich muß also alles das was ich noch so gerne meinem theuern Gönner sagen wollte, aufs nächste mahl zurückhalten; aber als ein alter Bekannter und Begünstigter Ihres theuren Hauses trete ich noch vor Ihre vortreflichen Töchter und bringe mein Scherflein zu den vielen andern Glückwünschen mit der redlichsten Verehrung dar. Gottes Lohn und Seegen sey Ihr Theil.

Gisevius.

---

1) Jahrbücher d. pr. Monarchie Decbr. 1798. S. 448: „Aus Südpreußen“.

56.

Lyck d. 15t. Januar 1799. praes. d. 21. Jan. 799.
beantw. am 26. ejusd.

Verehrungswürdigster Gönner! Gott seegne Ihr Herz, das nicht aufhöret, an den Leiden eines unglüklichen Theil zu nehmen. Ihr Brief war an einem der bittersten PostTage meines Lebens meine einzige Erquikung, laß dann Ihre Arme mir eröfnet stehen, daß ich Bedrängter an Ihrem Herzen Hülfe suchen kann.

Es ist vorbey, für mich ist keine Hülfe mehr, ich kann von den unglüklichen Feßeln mich nicht lösen, bin der Uebermacht des Gewaltigen preiß gegeben, und eine schreklich drohende Zukunft steht vor mir da. Einst war noch ein Ort wo ich gegen offenbare Gewaltthätigkeiten Schutz zu finden hoffen konnte, ietzt ist auch diese Hoffnung vereitelt, und die heute eingegangene Resolution vom OberschulCollegio meine 2 theol. Stunden betreffend hat mir allererst alles schrekliche meiner verlaßnen Lage enthüllt; ich bin ohne Rettung verlohren —

Hätte ich diese fürchterliche Resolution ahnden können, so hätte ich wenigstens meinem Schwager Skrodzky der dieser Tage Ew. Hochwürden seine Ehrfurcht sagen wird, die Acten wegen dieser Stunden mitgegeben, so aber hielt ich die Sache bey Hofe für abgethan, weil der eingereichte LectionsPlan bestätiget wurde, und seit mehreren Monathen bereits dociret Prorector in der Pr. Schule die Theologie — Jetzt o der nie zu ertragenden Schande! iezt muß ich zum Hohn vor den Lehrern und vor den Schülern die Stunden wieder übernehmen, den aufgegebenen Unterricht wieder anfangen — ich schicke Eur. Hochwürden eine Abschrift dieses mich tödtenden HofRescriptes.[1])

O daß Eur. Hochwürden die Acten lesen könnten. Anno 1631 übernahm der damahlige Erzpr. Petri da ihm für die Inspection

---

1) s. Beilage III.

der Schule ein Gehalt angewiesen wurde dafür auch 2 Stunden doctrinam cathecheticam zu treiben.[1])

Seit mehr als 50 Jahren wurden meine Vorfahren davon dispensirt, und nie kann man mich zwingen Pflichten zu erfüllen, zu welchen mein Amt mich nicht verbindet — Petri hat doch nicht in die Seele aller seiner Nachfolger geloben können.

Auch hat der Hof das alles nach den Acten sehr wohl eingesehen, hier lege ich die Abschrift der Resolution vom 17. Oct. 1797 bey[2]) — allein jetzt haben sich die Gesinnungen gar sehr geändert, eine gräßliche Zukunft eröfnet sich mir.

Rathen Sie Hochwürdiger Herr! Noch will ich eins thun, noch einmahl will ich dem Kgl. OberSchulCollegio eine Vorstellung eingeben, noch einmahl bitten, noch einmahl darauf antragen, daß ich auf die Einnahme des Salarii Verzicht thue, um nur von der durchaus nicht zu leisten möglichen Haltung dieser Stunden befreyt zu werden — und hilft auch dieses nicht, dann bleibt kein anderes Mittel übrig, als meinen Posten niederzulegen und irgend einen Winkel in der Welt zu suchen, wo ich Ruhe finden, um mich gegen die täglichen Folterungen immer neuer RacheStreiche zu schützen.

Allmächtiger Gott! ich bin sehr unglüklich, meine Lage ist schreklich — der Anblick meines armen Weibes, der Anblick meiner 8 armen armen Kinder zerreißt mir das Herz! ich mag mich gegen die Angriffe des Kummers so wehren als ich kann, so fühle ichs doch, ich halts nicht lange mehr aus, ich bin ein schwacher elender Mann; Das Mark in meinen Gebeinen ist vertrocknet, meine Kräfte sind hin, ich sterbe eines langsamen Todes — Skrodzky wird Eur. Hochwürden die letzterfahrne Anecdote von Kendziorra erzählen. Dieser eine Zug hat alles vollendet, es ist unmöglich daß ich aus solchen Händen gerettet werden kann.

Ich habe den Vorsatz an Sr. Excellenz den Minister v. Massow zu schreiben, und ihn zu bitten daß er mich aus

1) s. Beilage I.
2) s. Beilage II.

diesem departement herausnehme, und mich irgend wo zu dem elendesten Posten anstelle, daß mir meine Kinder nicht Hungers sterben, solls ich thun? Sie Vertrauter meiner Leiden! rathen mir, ich will auch Günthern bitten daß er dieses Gesuch unterstützet, soll ich's thun? Und wenns im geistl. Fache nicht geht, wird denn irgend wo sich nicht ein Ausweg finden, daß ich mit meinen Kindern nicht verderbe. Aber bleibe ich länger hier, dann verderbe ich ohne Rettung.

Mein Kopf ist wüste, ich bin sehr elend, mein Weib kann ihre Thränen nicht zurückhalten. Ewiger Gott was hat sie seit so viel Jahren um meinetwillen gelitten; und es ist kein Ausweg. —

d. 16tn ich überlese noch einmahl vor Abgang der Post diesen Brief und schäme und gräme mich beynahe des unglüklichen Geschreibsels. Ich habe Eur. Hochwürden so viel zu danken, so viel andre Dinge zu sagen, alles hat der Eindruck der HofResolution ausgetilgt.

ich muß unter Gottes Hand stille seyn, und hoffen, wohl mir daß in dem gewaltigen Gedränge ich mich noch an einer hie und da mir dargereichten Gönner und Freundeshand mich faßen kann. ich drücke die Ihrige mit Dank und Verehrung. Gott seegne und belohne Sie.

Gisevius.

Beilagen.

Copia. I.

Extract

aus der Commissorialischen Verschreibung auf dem Churfürstl. Hause d. d. Berlin

d. 29. Aug. 1631.

Anfänglich so sollen HErn. M. Christian Petri vor solche seine bishero ohne einigen Entgeld bey der Schule gepflogenen Inspection und Mühewaltung auch unterschiedliche schwere deswegen nach

Königsberg gethane Reisen aus denen einsaßenen PfennigsZinsern, so sich von ao 1626 bis dato auf 1220 Mark gehäufet von denen vor angezogenen 5000 fl. poln. herrührend zum voraus und zum ganzlichen Contentiment 500 Mk. von denen baaren Zinsern dieses Jahres allhier aus dem Amte unvorzüglich ausgefolget und verehret werden. Zum ordentlichen Salario aber wegen seiner Inspection bey der Schule in welcher er dabey 2 mal in der Woche die Doctrinam catecheticam mit der Jugend zu tractiren versprochen, soll er von denen auch dieser Schule zugewandten 200 Mk. Interesse 100 Mark aus dem Amte jährl. zu fordern haben, danebst aber drauf sehen und urgiren helfen, daß der Rector mit seinen Collegiis 2 mahl im Jahre als vor Ostern und Michael publica Examina operiren, denselben persönlich beiwohnen etc.

Hanß Truchßes von Wetzhausen Obrister Burggraf Behm.
Primarius Theologiae Professor und Hofprediger
M: Christophorus Eulardus p.p. Professor.

II.

Friedrich Wilhelm König etc.

Unsern etc. der ErtzPriester Gisevius zu Lyck hat sowohl von der Bittschrift, welche er unterm 17. Febr. d. J. bei dem dortigen Consistorium eingereicht hat, als auch von der Resolution, welche ihr dem letzteren auf seinen beifälligen Bericht unterm 16. May d. J. ertheilt habt, eine Abschrift anhero eingesandt. Wir erkennen die Gründe, durch welche der Gisevius sein Gesuch unterstützt für sehr sprechend und sind daher ganz geneigt, denselben von Haltung der 2 theologischen Lehrstunden in der dortigen ProvinzialSchule zu dispensiren, sobald er nachweisen kann, wie diese Lehrstunden mit gutem Willen der Lehrer zweckmäßig können versehen werden? Hierüber habt Ihr durch das Consistorium die Vorschläge des Gisevius förder-

samst einzufordern und die Sache nach dem Wunsch des Supplicanten reguliren zu laßen, so dann aber wie dieses geschehen anhero zu berichten.

Sind etc. Berlin d. 17. Octbr 1797.
auf Special-Befehl
von Woelner.

An
das OstPr. EtatsMinisterium
zu Königsberg in Preuß.

III.

Fr. Wilh. König etc.

Unsern etc. Nach geschehenem Vortrage der unterm 27. Aug. d. J. von euch eingesandten und hiebey zurückkommenden Acten und nach Anleitung euers und des dortigen Consistorii abgegebenen Gutachtens haben wir zu beschließen gnädigst geruhet, daß der ErtzPriester Gisevius zu Lyck seiner Bestallung gemäs, die zwey theologischen Lehrstunden den Schülern der dortigen ProvinzialSchule ferner wie bisher selbst geben soll.

Und da auch der gemeinschaftliche Unterricht mit andern Catechumenen für die Schüler aus den ersten Classen, welche vielleicht nächstens zur Universität abgehen dürften, nicht gründend seyn kann, so muß der etc. Gisevius diese Stunden der Schüler, die ihm zugewiesen werden, besonders geben, und sie in vernunftmäßiger und gleichsam gelehrter Religions-Unterweisung weiter zu bringen suchen, als er die vermischte Zahl der Catechumenen überhaupt zu bringen hofen kann.

Zu seiner Erleichterung soll übrigens dem Gisevius vergönnet seyn, diese besondern Stunden im Hause zu halten, nur daß er dagegen die Inspection der Schulen vermöge seiner Ertz PriesterPflicht nicht nur nie aus den Augen verliehre, sondern

sie vielmehr durch desto öftere SchulBesuche thätig wirksam zu machen sich angelegen seyn laße.

Sind etc. Berlin d. 4. Dec. 1798
Auf Sr. Königl Majestät
Allergnädigsten SpecialBefehl
Massow.

An
das OstPr. Etats
Ministerium.

57.

Lyck d. 7. Febr. 1799.

Hier sitze ich, niedergedrückt von der Last der unsäglichen Gütigkeiten, mit welchen Ew Hochwürden mich überhäuffen, fühle ganz das Über-Maas meiner Verpflichtungen, möchte Ihnen verehrungswürdiger, einziger seltenster Menschen-Freund! möchte Ihnen gern und aus vollem Herzen sagen, was ich Ihnen schuldig bin, was ich für Sie fühle, wünsche und von Gott erflehe, und kanns doch nicht. —

Die ewige Barmherzigkeit wird doch wohl in der Fülle ihrer Seegnungen einen Seegen, ein Gutes haben, das für [Ihr] Herz gütigster! das für Ihre edlen Bemühungen eine würdige Belohnung seyn wird, und daß diese Belohnung von dem allvergeltenden Gott Ihnen ganz zu Theil werden möge, ist mein und meines guten duldenden Weibes herzlichstes Flehen vor Gott!

Welchen Erwerb habe ich aufs neue Ihrer Güthe zu danken, und wie hätte ich jemals zu dem stolzen Gedanken mich erheben können, einen Mann von Scheffners Talent und Werth zu meinem gütigsten Gönner zu erhalten? Aber das ist der Gang der anbethungswürdigen Vorsehung so hat sie mich immer geführt, für große Leiden mir immer große Erstattungen bereitet.

Ich kann es nicht wagen, so frey hin diesem vortreflichen Mann, der aus eigenem edlen Triebe so viel für mich gethan

hat, meinen Dank hinzuschreiben, aber Eur. Hochwürden lesen diesen Dank in meinem Herzen, und durch Ihre gütigste Vermittelung wird dieser edle Mann es erfahren, daß ich sein Herz, seine Grosmuth, seine mir zugewandte Güthe innigst verehre und dieses als eine hohe Glückseeligkeit meines Lebens, und als ein theures Geschenk der Vorsehung von der Hand meines Gottes dankbar annehme.

Gern würde ich Ew. Hochwürden hierüber so wie über vieles andre viel noch sagen, die heutige Postausfertigung nimmt mir alle Zeit und ich muß mich blos darauf einschränken, daß ich Ew. Hochwürden richtendem Auge die ganze depesche an Sr. Excellenz den Her Minister v. Schroetter hier in Abschrift[1]) vorlege. Haben Sie doch die Gewogenheit sie nach ihrer weisesten Einsicht zu untersuchen, und Ihr Urtheil mir wißen zu laßen, ob ich den Sinn des Ministers gefaßt habe oder nicht.

Augustowo 6 Meilen von hier soll der Sitz der Landes Collegien werden. DH. Präsident Schimmelpfennig v. d. Oye ist selbst iezt dagewesen und mit dem FrühJahr gehts eifrig ans Bauen. Das wäre dann ein Ort, wo ich noch einmahl so glüklich als in Bialystok leben möchte.

Usko[2]) der mächtige Wanderer ist hier; ich wandle an seiner Hand auf dem klassischen und biblischen Boden, und schwelge im Genuß seiner Erzählungen.

Aber was ist aller andre Genuß, gegen den Besitz eines solchen Gönners gegen das überschwengliche Glük Ihrer Gewogenheit, Ihrer Belehrungen, Ihrer Unterstützungen, Ihrer Tröstungen edelster Herr! ich vermag alles, ich trage alles, ich überwinde alles, so lange mir Gott Ihre Zuneigung erhält. Meine Verehrung ist ohne Ende. Gott seegne Sie, er, der allein würdig belohnen kann, vergelte es!

Gisevius.

---

1) S. Beil. I—IV.

2) Joh. Usko aus Lyck wurde am 10. Oct. 1777 auf hiesiger Universtät immatriculirt. Sehr interressante Mittheilungen über ihn enthalten die ungedruckten Briefe von Joh. Ernst Lüdicke an Borowski aus den Jahren 1798 und 1799.



Beilage I.

Es ist die Kriegs- und DomainenKammer zu Bialystock schon vom Ober-Schul-Collegium benachrichtiget worden daß bey der Schule in Lyck unter Ew. Hochehrwürden Aufsicht Unterricht in der polnischen Sprache verbunden mit dem Zweckmäßigen SchulUnterricht gegeben werde, der auch Subiecten, welche aus NeuOstPreußen sich dahin wenden wollten zutraeglich werden könnte. Auch sind Sie mir als der Mann bekannt, der gemeinnützige Zwecke wenn sie auch nicht gerade zu dem ihm zunächst angewiesenen Creise gehören zu befördern ebenso bereit als geschickt ist. Desgleichen sind mir die Lehrer an der dortigen Provinzial-Schule als Männer gerühmt worden, die Eifer nützlich zu werden, mit Geschicklichkeit verbinden. Ich wende mich also an Ew. Hochehrwürden und hoffe durch Ihre Einleitung die Schule gefunden zu haben, wo ein großer Zweck der den Schulunterricht in NeuOstPreußen selbst befördern soll, auf dem kürzesten Wege erreicht werden kann.

Ich bedarf nemlich für die vereinte Garnison und Bürgerschulen in Neuostpreußen solcher Subiecte die nebst den allgemeinen erforderlichen Geschicklichkeiten und mit einiger Uebung im Unterrichte auch schlechterdings die polnische und zwar wenn es seyn kann, die sogenannte hochpolnische oder eigentliche SchriftSprache so müssen inne haben, daß sie sich helfen können, daß Sie dem Pohlen verstaendlich werden und nicht Bloeße geben. Sie müssen aber auch des Deutschen im Unterrichte mächtig genug seyn, um es andern beyzubringen und nothdürftig fehlerfrey zu Sprechen. Vielleicht hat die ProvincialSchule zu Lyck unter den dürftigen Schülern der obersten Classe schon Subiecte die zum Schulunterricht in gedachten Schulen-Beruf fühlen, Geschicklichkeit hätten, und nur noch eigentliche Methode lernen, Uebung im Unterrichten der untersten Classen dortiger Schule erhalten und eigentliche Fertigkeit im polnischen sich verschaffen müsten. Oder es sind auch vielleicht in der Stadt miethweise dergleichen unterzubringen, daß Sie entweder mit erwachsenen Schülern zusammen oder bey

Bürgern wo auf Ordnung gesehen wird, Heitzung und Beköstigung gegen Bezahlung finden. Diese besuchten alle die Classen der Schule wo mit dem Unterricht der Polnischen und deutschen Sprache auch der zweckmäßige Unterricht in allen den Kenntnissen und Fähigkeiten die ihnen dienlich sind, verbunden wird. Lese- Schreibe- Rechen- SingeClassen; Ferner wo ReligionsUnterricht, den die Praeparanden zwar selbst müssen empfangen haben, aber den dereinst in den Schulen zu geben von ihnen nicht verlangt wird, wo Anleitung zur Naturgeschichte, Verstandsübungen und zur Theologie, oder zur Kentniss der Dinge die in Bürgerlichen Gewerben vorkommen, gegeben wird. Waeren sie über diese Classe hinweg, so werden sie dann unter eigner Aufsicht und Anleitung der Lehrer praktisch geübt.

Haben Ew Hochehrwürden die Gefälligkeit statt meiner mit den Lehrern der Schule in Unterhandlung zu treten, und Sie aufzufordern mir einen Entwurf vorzulegen, wie diese Zubereitung mit den Klassen könne verbunden werden, und was noch ausser den Classen zu ihrem besondern Zweck an diesen Subiecten geschehen müsste.

Ich erbitte mir ferner die Nachricht was das Schulgeld für jeden betragen und welcher Remuneration der Lehrer verlangen würde, der sie zur Methode und Fertigkeit zu bringen besonders übernimmt? Ob ein Mensch von 20 bis 30 Jahren von mittlern Fähigkeiten der schon in beyden Sprachen lesen und die Feder in etwas führen kann wohl in einem Jahre zur Fertigkeit und Methode im Selbstunterrichten dort moechte gebracht werden? Was ein solches Subiect an Büchern etc. die zu seinem Zweck erforderlich sind, auch Schreibmaterialien als Schulgeld jahrlich brauche. Ob dieses und anbey Wohnung Feuerung Beköstigung Licht und etwas eignes Ausgabegeld und alle erste Bedurfnisse eingerechnet, wohl mit 60—70 Rtr jahrlich dort könne bestritten werden?

Die Remuneration der Lehrer und Aufseher solcher Subiecte, würde nach dem ermässigten Vorschlag, den ich erwarte, ausserdem in Anschlag gebracht.

Sind auch dort Gelegenheiten wie ein solcher Präparande sich einen Begriff, und in Nebenstunden wenigstens die Fertigkeiten verschaffen könte, als zum Beurtheilen und Dirigiren einiger Handarbeiten, als Wolle spinnen, oder Flachs spinnen, Stricken und Nähen gehöret?

Ich habe das gegrundete Zutrauen daß Ew. Hochehrwurden Sich ein Verdienst um die Verbesserung einer Provinz die noch auf der untersten Stufe der Cultur stehet, und also um den Staat in diesem Theile werden zu verschaffen geneigt seyn, und dadurch ungemein verpflichten werden. Berlin d 20. Januar: 1799.

Schroetter.

An den Herrn Ertzpriester
Gisevius Hochehrwürden
in Lyck.

Beilage II.

An Sr. Excellence d. H. Minister v. Schroetter.

Ehrfurchtsvoll und innigst dankbar überreiche ich E. Ex. die Anzeigen, welche Ew. so gnädig von mir zu erfordern geruhet haben.

Die Vorsehung hat E. Ex. den erhabenen Beruf zugetheilt, das FüllHorn der Seegnungen über weite Provinzen ausschütten. Die kostbarsten Wohlthaten welche E. Ex. einem gesunkenen Volke schenken können, sind gewiß Hebung ihrer GeistesCultur und ihrer Moralität; aber eben diese werden auch sicher in unermeßlichen Folgen die schönsten Monumente Ihrer glänzenden StaatsVerwaltung bleiben.

Überschwenglich glüklich wäre ich, wenn das arme aber herzlich dargebrachte Scherflein, welches ich zu diesem großen Zwek vor E. Ex. niederlege, auch nur eines kleinen Theils E. Ex. Gnädigsten Beyfalls gewürdiget würde und E. Ex. diejenige devotion huldvoll bemerkten, mit welcher ich zur höchsten Gnade mich empfehlend u. E. Ex. Befehlen mich widmend in den beifolgenden etc.

Gisevius.

Beilage III.

Entwurf.

Der große Zwek Lehrer und Erzieher für die Soldaten und BürgerKinder in der neuen Provinz für den künftigen Beruf vorzubereiten, kann allerdings in Lyck am füglichsten und auf kürzesten Wege erreicht werden.

da die hiesige ProvincialSchule königlich ist

da in derselben alle dieienigen Wissenschaften und Kenntnisse welche von den Lehrern in der neuen Provinz erfordert werden öffentlich und zwar in der deutschen oder Bürger Klasse getrieben werden

da bei derselben eine besondere polnische Lehranstalt etablirt worden, in welcher in der hochpolnischen oder Schriftsprache grammaticalischer Unterricht gegeben wird.

da drey Lehrer bei derselben vorhanden, welche mit dieser Sprache bekannt sind und Geschiklichkeit auch Eifer genug besitzen um zu einem gemeinnützigen Zweke thätig zu wirken und

da endlich die örtliche Lage u die Wohlfeilheit der Stadt Vortheile darbieten, welche man anderwerts vergebens suchen dürfte.

Bei Realisirung dieses höchst wohlthätigen Zweks kommt es

I hauptsächlich auf die Regulirung des Unterrichts dieser Präparanden an.

Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Religion, Naturgeschichte, Verstandesübungen, Technologie, etwas Geschichte, etwas Geographie besonders in Rüksicht aufs Vaterland, deutscher u polnischer Stil, wären die vornehmsten Lehrobiecte in welchen diese Männer vorbereitet und hinlänglich gegründet werden müßten. In allen diesen Erfordernissen wird in der hiesigen Schule öffentlicher Unterricht gegeben und können auch diese Zöglinge nach dem hier unterthänigst angelegten Plane

in 25 Stunden wöchentlich an diesem öffentlichen Schulunterrichte theil nehmen

Allein dieser öffentliche Unterricht dürfte zur völligen Vorbereitung dieser Subiecte zumahl in einer so kurzen Zeit bei weytem nicht zureichend seyn, indem die Information der eigentlichen Schüler doch darunter nicht leiden kann u die Lehrer nicht die Zeit gewinnen werden sich mit diesen Präparanden zu beschäftigen Der Hauptgewinn von diesem öffentlichen Unterricht bestände vornehmlich darin daß diese Präparanden sich mit den verschiedenen Lehrarten bekannt machen, die Kunst des Selbstunterrichtens praktisch ablernen u dabei zugleich auch wissenschaftliche Kenntnisse sich einsammeln können.

Es ist demnach ein besondrer privatUnterricht für diese Subiecte mit beständiger Hinsicht auf ihren künftigen Beruf durchaus erforderlich u der könnte am zwekmäßigsten eingerichtet werden, daß für iedes Lehrobiekt eine Stunde wöchentlich zur Vorbereitungs, Wiederholungs u Uebungsstunde gewidmet würde in welcher sich die Lehrer nach der in dem unterthänigst angefügten Plan enthaltenen näheren Bestimmung mit diesen Subiekten allein beschäftigen.

Sobald die Präparanden in den vorgeschriebenen Kenntnissen einige beträchtliche Fortschritte gethan haben, wird zur praktischen Uebung geschritten, u sie zum Selbstunterrichten also angeführet daß diese Präparanden unter Aufsicht und Anleitung der Lehrer zuförderst unter sich selbt u mit einigen dazu gewählten Schülern Frage u Lehrübungen anstellen, dann aber auch in der untersten Klasse der Schule selbst Unterricht geben müssen.

Um sie aber für ihren so wichtigen Beruf vollständig zu bilden ist

II die Regulirung der SittenAufsicht über dieselbe ebenso sehr erforderlich da es dem Staate doch durchaus daran gelegen seyn muß nicht nur geschikte sondern auch wohlgesittete u moralische Lehrer zu gewinnen. Zur Beförderung dieser moralischen Bildung werden nicht nur die Lehrer alle Gelegen-

heiten gewissenhaft benutzen, um in diesen Männern iedes Ehr, Pflicht und Tugend gefühl zu weken u sorgfältig zu nähren, sondern es ist bei einer Zahl iunger in gewisser Art ungebundener Menschen die strengste besondere Aufsicht nothwendig, damit sie ihre Zeit wohl anwenden u nicht zu Ausschweifungen sich lenken, dieses schwierige Geschäfte übernehmen mehrgedachte drey Lehrer zugleich als Pflicht u bleiben für die Führung dieser iungen Leute verantwortlich. Zu dem Ende wechseln sie wöchentlich mit dieser speciellen Aufsicht ab, der inspicirende besucht die Präparanden in ihren Wohnungen, merkt sorgfältig auf ihre Lebensart, ihre Beschäftigung, ihre Ausgänge u wirkt thätig dahin um sie zur Ordnung Fleiß u Sittsamkeit ununterbrochen zu gewinnen. Für diese zu übernehmende Verpflichtungen des besondern Unterrichts die praktische Ausbildung und der SittenAufsicht hat ein einzelner Lehrer bei seinen anderweitigen Amtspflichten nicht Zeit u Kräfte genug, es müssen also alle drey der polnischen Sprache kundige Lehrer dieser Schule dazu gezogen werden, da denn der beabsichtigte Zwek durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen mehrerer zu einem Ziel hinwirkender Männer desto sicherer erreicht werden möchte.

III die Remuneration der Lehrer betreffend. Da diese Lehrer durch Uebernahme dieses Geschäftes sich dem Staate zu einer grossen Pflicht und Verantwortlichkeit verbindlich machen, da sie um dieser Verpflichtung willen den Gewinn ihrer sonstigen PrivatStunden, welchen sie ietzt entsagen müssen aufopfern: so bitten sie um eine Remuneration, die wenigstens für die Aufopferung sie schadlos halten möchte u zwar auf dem gemäßigsten Fusse berechnet. Für den öffentlichen Unterricht in der Schule das Schulgeld für ieden Präparanden quartaliter mit 2 Rth. welche unter die sämmtlichen Lehrer der Schule gleich vertheilt werden. Für den Privatunterricht, die praktischen Uebungen u die specielle Aufsicht über die Präparanden iedem der drey Lehrer eine iährliche Vergütung mit 60 Rth. in Summa 180 Rth. da sie dann die sämmtlichen Subiecte in der

vorgeschriebenen Zeit von 1 bis $1^1/_2$ Jahren für ihren Beruf so vollständig vorzubereiten versprechen, daß sie selbige freudig vor ihrem Abgange der schärfsten Prüfung zu unterwerfen sich anheischig machen.

IV Was das Unterkommen dieser Subiecte anbetrift, so sind zwar in der hiesigen ProvinzialSchule vorietzt keine Zöglinge die für einen solchen Beruf das nöthige Alter und Geschiklichkeit hätten indessen kann es der Gegend an solchen Subiecten u der Stadt an Gelegenheit sie unterzubringen nicht fehlen, worüber ich auch mit dem hiesigen PolizeiBürgermeister die nöthige Rüksprache genommen habe. Wenn zur Besparung der Kosten an Feuerung, Licht, Wohnung, Miethe 3—4 Präparanden in einem Zimmer gemeinschaftlich logiret werden, so würden als dann nach der mäßigsten Berechnung die Kosten für das Unterkommen u die Bedürfnisse eines ieglichen iährl. betragen

an	StubenZins	5	Rth.
für	Beheitzung	5	„
„	Licht	2	„
„	Beköstigung für Mittag u Abend a 3 Rth. monatl.	36	„
an	Schulgeld quartaliter 2 Rth.	8	„
„	Bücher u Schreibmaterialien	3	„
für	Bewaschung	4	„
an	eignem Ausgabegeld 1 Rth. monatl. . .	12	„
	Summa	75	Rth.

Da endlich in der hiesigen Stadt eine Wollenmanufaktur u Leinwebereyen vorhanden sind, so ist auch die Gelegenheit da, daß die Präparanden in Nebenstunden dieienigen Kenntnisse u Fertigkeiten sich verschaffen können welche zum Beurtheilen u Dirigiren der Woll u FlachsSpinnerei so wie anderen Handarbeiten als Striken u Nähen erforderlich sind.

Lyck d. 3t. Febr. 1799.

Beilage IV.

Plan

zur Regulirung der Lehrstunden für den öffentlichen und privat Unterricht derer zum LehrAmte für die Garnison und Bürger-Schulen in Neuostpreußen bestimmten Präparanden.

auf Höchsten Befehl gefertiget.

Lyck den 3ten Febr. 1799.

Verzeichniß der Lehrstunden des öffentlichen Unterrichts in der Provincial-Schule.				Verzeichniß der Wiederholungs und Lehrstunden des Privatunterrichts.	
Tage	Stunden	LehrObiecte	Lehrer	LehrObiecte	Lehrer
Montag	7—8	—	—	Naturgeschichte . . .	Cantor
	8—9	Religion	Cantor	—	—
	9—10	—	—	VernunftUebungen verbunden mit Naturlehre u. den ersten Elementen der Geometrie	Prorector
	10—11	Polnische Sprache richtiges Lesen und Aussprechen der hochpolnischen oder der Schriftsprache . .	Prorector	—	—
	1—2	—	—	Uebersicht der Geschichte insonderheit des Vaterlandes	Conrector
	2—3	Rechnen	Cantor	—	—
	3—4	Naturgeschichte . .	Cantor	—	—
Dienstag	8—9	—	—	Schriftliche Aufsätze, Briefe, Orthographie in deutscher Sprache . .	Prorector
	9—10	—	—	Rechnen	Cantor
	10—11	Polnischer Sprach-Unterricht	Prorector	—	—
	1—2	Rechnen	Prorector	—	—
	2—3	Lesen und Wörterableitung deutsch .	Prorector	—	—
	3—4	Naturgeschichte . .	Cantor	—	—

Verzeichniß der Lehrstunden des öffentlichen Unterrichts in der Provincial-Schule.				Verzeichniß der Wiederholungs und Lehrstunden des Privatunterrichts.	
Tage	Stunden	LehrObiecte	Lehrer	LehrObiecte	Lehrer
Mittwoch	8—9	Deutsche schriftliche Aufsätze	Prorector	—	—
	9—10	Technologie	Rector	—	—
	10—11	Schreiben	Cantor	—	—
	11—12	Singstunde	Cantor	—	—
Donnerst.	7—8	—	—	Singen und Wiederholung der Religion	Cantor
	8—9	Religion	Cantor	—	—
	9—10	Rechnen	Prorector	—	—
	10—11	Polnische Sprache ..	Prorector	—	—
	1—2	Schreiben.	Cantor	—	—
	2—3	Deutsche schriftliche Aufsätze	Prorector	—	—
	3—4	—	—	Geographie insonderheit des Vaterlandes . . .	Conrector
Freitag	8—9	—	—	Uebung in polnischen schriftlichen Aufsätzen, Orthographie	Prorector
	9—10	—	—	—	—
	10—11	Polnische Sprache .	Prorector	—	—
	11—12	Singstunde	Cantor	–	—
	1—2	Geographie	Conrector	—	—
	2—3	Schreiben	Cantor	—	—
	3—4	Polnische Sprache .	Prorector	—	—
Sonnabend	8—9	Deutscher Styl . .	Prorector	—	—
	9—10	Polnischer Styl . .	Prorector	—	—
	10—11	Geschichtliche u. geographische Kenntniß des Vaterlandes . .	Conrector	—	—
	11—12	—	—	Technologie	Conrector

Der Unterricht wird in allen Lectionen in beiden Sprachen deutsch und polnisch ertheilt.

Wir Endesunterzeichnete, wollen gemäß vorstehenden von uns in gemeinschaftliche Ueberlegung genommenen u. für zwekmäßig anerkannten LectionsPlan so wohl die öffentlichen als die Privatstunden also gewissenhaft abwarten, daß die Präparanden von sehr guten Fähigkeiten binnen einem, die aber von eingeschränkteren Talenten in anderthalb Jahren zu ihrer künftigen Bestimmung die gehörige Fähigkeit erlangen sollen. Für diesen mühevollen Privatunterricht u. die specielle Aufsicht über die Präparanden wollen Unterzeichnete sich mit 60 rth. iährlichen Salarii für einen ieden Lehrer in Summa mit 180 rth. für remunerirt halten, wenn überdem das SchulGeld mit 2 rth. pro Praeparando quartaliter zur gleichen Vertheilung an die sämmtlichen Lehrer ausgezahlet wird. Doch verpflichten wir uns auf obige Bedigungen nur für die erste Lieferung der Präparanden u. bekräftigen unsere Erklärung durch unsere eigenhändige Namensunterschrift.

D. F. Skrzeczka Prorector.
M. G. Gryczewski Conrector.
M. Czygan Cantor.

58.

Lyck d. 18ten Febr. 1799.

praes. 24. Febr 799.
beantw. 12. März 99.

ich schreibe, und weiß nicht, was ich schreibe — Seit vorgestern, seit dem Augenblick, da ich alles das las was Eur. Hochwürden mir zugeschicket haben, gehe ich, wie in einer Betäubung, wie in einem MittelZustande zwischen Wachen und Träumen, eine mystische Nacht umhüllt mich — wie durch magische Kräfte zaubern Sie edelster aller Menschen! mir die Gestalten vor die Augen, die ich nicht kenne, und die ich doch bewundere, liebe, verehre, meine Einbildungskraft ist mit nichts als mit den Namen Borowski, Scheffner, Deutsch[1]) beschäftigt —

1) Ueber den oft bei Hippel und Hamann erwähnten Kriegsrat Deutsch durch Erbschaft Besitzer von Graventhin im Kr. Pr. Eylau. S. Scheffners Leb. S. 195.

Sind solche Menschen so groß, so warm, so edel, so menschenrettend thätig wirkl. im Leben? oder ist's eine GeisterErscheinung aus einer beßren Welt?

Nein verehrungswürdigster! so habe ich die Menschen hier auf unsrer lieben MutterErde nicht gefunden. Kalt und engherzig, verschloßen, selbstsüchtig, kriechend, knechtisch, auch wohl mit unter gall- und rachsüchtig, verderbenbereitend, und wie die Legion daemonischer Eigenschaften mehr heißen mag, so sind sie mir auf meinem LebensPfade aufgestoßen, so habe ich mich unter ihrem Zwicken und Necken und Beißen und Faustschlägen halbzerschlagen, mit verwundetem Herzen, mit geqvetschten Körper, und mit niedergedrückter Seele hindurchwinden mußen, von Männern wie Borowski, wie Scheffer, wie Deutsch habe ich wohl hin und wieder etwas gelesen in den Sagen der Alten, im Lande der Dichter und der Romane, aber gesehen davon bisher wahrlich nicht einen Schatten —

Und doch sehe ichs ietzo leibhaftig, lese mit meinen eigenen Augen, lege meine Hand in ihre Hände, mein Herz an ihre Herzen, fühle daß es wahrhaftig Fleisch und Bluth ist, und nicht ein Gesicht — Gütiger Gott! soll ichs denn mit Entzücken endlich nach 40 Jahren endlich bey grauen Haaren und gebrochenen Kräften es sehen, daß Dein Geist der belebenden Liebe noch auf Erden weht, noch Menschenherzen durchdringt, noch Bruder an Bruder drängt und zum heiligen Bunde für Menschenwohl und MenschenRettung ſie exaltirt? Ehrwürdiger! ich trete mit hochklopfendem Herzen in diesen geschloßenen Cirkel edler, warmer Menschen, ich weyhe mich mit vollem Herzen dem heiligen Bunde, wie ein eingeweyheter vor seinem unbekannten Oberen das Gelübde ablegt.

Ja verehrungswürdigster seltenster und edelster Gönner! Sie haben ganz recht, Sie habens in meiner Seele gelesen und aus meiner Seele herausgeschrieben, ich habe sonderbare Schicksaale, und die göttliche Vorsehung geht mit mir ihren besondern Weg. Nie ist ein Mensch von Menschen so tief niedergedrückt, nie ein Mensch von Menschen so hoch gehoben, als ich. Ich

werde von Extrem zu Extrem hin und hergeworffen und kann nie ruhig und in stillem GlüksGenuß die goldene einzig sichere Mittelstraße wandeln. Wann wirds enden? Wann werde ich eine Seelenruhe finden, nach deren einem Tropfen mir noch gelüstet ehe denn ich sterbe.

Ihre und der verbundenen edlen Gönner Entwürfe und Muthmaßungen sind für mich zu groß. Für so eine Rolle habe ich in mir nicht Kraft genug. Der herzlichste beste Wille ist alles, was ich dazu geben, und eiserner ausharrender Fleiß — den gelobe ich Gott, wenn es ihm gefallen sollte, mich zu diesem Geschäfte zu ruffen, und was dann gutes gewürket würde, wäre sein Werk, und ihm die Ehre —

Noch glaube ich nicht, daß man mich vorjetzt in die neue Provinz ziehen sollte. Der oeconomische Geist der Regierung, den ich übrigens höchlich billige, die unbestimmte Lage der Neuostpr. Landesbehörden, das hier anzulegende Seminarium und andre Dinge mehr werden wohl die Sache noch immer aufhalten. In Kurzem wird sichs ja hierin aufklären, und ich will mich ieder Fügung Gottes gern unterwerffen, das unermeßliche Glück das mich Gott in dem Wohlwollen der edelsten Menschen hat erleben laßen, hält mich für alle Entbehrungen und Unannehmlichkeiten meiner hiesigen Lage reichlich schadlos.

Mit großer Unruhe habe ich Eur. Hochwürden Beurtheilung meines Entwurfes entgegensehen, ach es war nicht der scharfsehende Sachkenner, aber es war der wohlwollende gütige Gönner der mich beurtheilte; möchte doch dort Oben eine gleich günstige Gesinnung die Beurtheiler leiten. Die Bemerkungen des edlen Herrn pp Scheffner sind für mich außerst belehrend, und ich bin Eur. Hochwürden für die Mittheilung derselben unendlich verpflichtet Wegen der Enrollements Freyheit werde ich bey der allernächsten Veranlassung das nöthige anzutragen nicht vergessen. Denn wenn das nicht accordiret wird, so ist freylich alles verlohren.

ich habe heute durch Hn. Usko an den vortreflichen Günther geschrieben. Ach der unvergleichliche Mann, wie gut

und groß ist er doch in allem was er schreibt und thut. Hr. Usko ist mit seinem Vetter, den ich als Schullehrer vor etwa 3 Jahren dort angebracht hatte dahin gereiset um dem edlen General seine Verehrung zu bezeugen. Ich suche die Anwesenheit dieses Erdumwandlers so sehr zu benutzen, als es möglich ist und habe ihn beynahe täglich bei mir. Noch wird er sich ein Paar Wochen bey uns aufhalten, da er allererst eine mildere Witterung, und eine bestimmte Wendung seines Schicksaals erwartet! Es ist auch Zeit, daß er sich einmahl fixiren, und von seinen erworbenen Schätzen zum Nutzen der Welt Gebrauch macht. Er hat sich deswegen auch an mehrere Orte verwendet. Ich glaube immer, wenn ich wegginge, daß er gern in meiner Stelle bliebe, und wem würde ich auch mein Amt und meine Gemeine lieber gönnen, als ihm? Doch habe ich mit ihm auch nicht eine Sylbe darüber gesprochen.

Mein Herz drängt mich, meinen unbekannten Oberen Scheffner und Deutsch ein Wort der Verehrung und des Danks zu sagen, aber ich kann es ohne Eur. Hochwürden Erlaubniß nicht thun! Das es Pflicht ist, weiß ich, obs räthlich wäre das wird ihre Güthe mir sagen.

Sobald ich das allergringste von Berlin erhalten sollte werde ichs sogleich mit der allerersten Post in Ihre Hände legen. Auch nicht einen Schritt, ohne Vorwißen und Genehmigung der Trinitaet, die wie Eur. Hochwürden es leicht glauben werden so sehr treflich in mein System hineinpaßt.

Irre ich, wenn ich in der Abschrift des Güntherschen Briefes Züge von der Hand einer Ihrer edlen Töchter gewahr zu werden glaube? Ist dies, so küße ich dankbar diese gütige schöne Hand.

und drüke Sie meinen edelsten Gönner an das warme dankbare Herz! Sie gütigster! Sie haben mich mit der Welt mit der Menschheit mit meinem Leben wieder ausgesöhnt, Sie haben mich meinem Weibe und meinen Kindern wiedergeschenkt! Friede sey mit Ihrem Herzen hier und ewig! Amen!

Gisevius.

59.

Lyck d. 20t. Febr. 1799. praes. d. 3. Mart. 799.
Beantw. am 12. März 799.

Mein Schiksal, zu deßen Beglükung Eur. Hochwürden so bewundrungswürdig gütig und thätig gewürket haben nähert sich seiner Entwikelung. Hr. Usko ist aus Tykoczin zurükgekommen, und brachte mir von dem ehrwürdigen General ein wichtiges Schreiben, in welchem dieser edele Mann die Antwort von Berlin, so weit sie mich betraf, mir mittheilte. Hier ist ihre wörtliche Abschrift:

„Herrn Gisevius aus Lyck nach Bialystock zu ziehen, liegt mir, weiß Gott, selbst am Herzen; denn ohne daß ich weiß, daß er Ew. Exc. Freund ist, so kenne ich des Mannes Verdienste und den Nutzen, den er uns dort in so mancher Art stiften würde. Aber wie den Mann für seinen ietzigen Posten entschädigen, und das bey dem so äußerst sehr eingeschränkten fonds? Indes will ich alles mögliche thun, nicht sowohl um Ew. Exc. als um die gute Sache zu verbinden — Es kommt also auf die Bedingungen an, und da bitte ich Ew. Exc. ergebenst ihn zu sondiren — Ich habe vor einiger Zeit schon in SchulSachen an ihn geschrieben —

Schroetter.

Eur. Hochwürden berechnen sehr leicht die beunruhigenden Ueberlegungen zu welchen diese Aufforderung mich hinreißen mußte. — Nach einer halb schlaflos zugebrachten Nacht gab ich Guenther mit der Post meine Erklärung dahin ab,

daß ich in diesem Posten auszukommen gedachte, wenn entweder bey freyer Wohnung und Holz mir 800 rth. Gehalt

oder falls Wohnung und Holz nicht gegeben werden könnten, mir 1000 rth. Gehalt angewiesen

dabey zu meinen amtl. Reisen freyer Vorspann und Diaeten accordiret

und die Chargen Gebühren mir erlaßen würden, weil diese Ausgaben mich zu Anfange gleich derangiren müßten.

ich fürchte daß diese Forderungen nicht ganz Eur. Hochwürden Billigung erhalten werden, allein halten Sie verehrungswürdigster Gönner! sie mit meiner hiesigen Lage zusammen, und Sie werden mich entschuldigen, wenn ich um mich zu retten auch meine Forderung herabstimmen muß. Lieber doch etwas dürftiger leben, als ein Opfer werden, und dazu bin ich nun einmahl, sobald ich in Lyck bleibe, bestimmt. Ich brenne für Begierde meiner unbekannten Obern Sentimens hierüber zu erfahren

Glauben Eur. Hochwürden, daß wenn mir das accordiret wird, ich mich auch in dieser oeconomischen Hinsicht in Bialystock sehr ansehnlich verbeßre; denn die Einkünfte meiner ietzigen Stelle werden mit iedem Jahre dürftiger, und ich versinke würklich in NahrungsSorgen. ich versichre, daß ich jährl. nicht leicht über 400 rth. baar einzunehmen habe, und das in ratis von 1 gr. 6 gr. 15 gr. 30 gr. 1 rth so daß an keine rechte wirthschaft zu denken ist, und was die Ackerwirthschaft einbringt das frißt sie auch auf. Dort erhalte ich mein Gehalt quartaliter, und kann und muß nach dieser bestimmten Einnahme auch meine Ausgaben bestimmt einrichten. Rechnen Eur. Hochwürden hiezu die großen Vortheile in Ansehung meiner Kinder, meinen Sohn kann ich als Referendarius ohne Kosten im Hause halten etc. —

Ueber den Entwurf zum Seminarium ist noch keine Antwort angekommen, ich sehe ihr mit wahrer Unruhe entgegen.

So steht die Sache bis iezt, und daß sie so weit gekommen ist, ist lediglich Ihr Werk großmüthigster Herr. Ihre beispiellose Güthe hat alle Triebfedern in Bewegung gesezt. Ohne daß ichs ahnden konnte, haben Sie für meine Rettung gearbeitet; und wenn ich noch meine lezten Jahre in einer glükliche Lage verleben sollte, so hat Gott Sie zu einem Werkzeuge gebraucht eine dem Elende hingegebene Familie vom Untergang gerettet

zu haben. Ewiger Dank ewiger Respekt den theuern Namen Borowski, Scheffner und Deutsch! von Ihrem bis an den lezten Lebenshauch Sie verehrenden

Gisevius.

60.

Lyck d. 8. März 1799. praes. 11. Mart 1799.
Beantw. den 12. ej.

Über alle meine Erwartung gütig und aufmunternd ist die Antwort Sr. Excellenz des Herrn StaatsMinisters v. Schroetter auf meine eingereichten Vorschläge wegen des Seminariums ausgefallen, ich eile sie sofort in der anderseitigen Abschrift Eur. Hochwürden als meinem allertheuersten Gönner mitzutheilen.

Die Ausmittelung der Subiecte wird allerdings Schwierigkeiten haben indes verzage ich nicht, und biethe alles mögliche auf um zum Zwecke zu kommen. Mit heutiger Post schreibe ich in dieser Absicht auch an meine Amtsbrüder in Angerburg und Rastenburg.

Heute schreibe ich auch an Se. Excellenz d. M. v. Schroetter und bitte um Zusicherung der EnrollementsFreyheit, ohne welche das Institut nicht bestehen kann.

Auf meine dem vortrefl. großen guten Günther eingegebne Eur. Hochwürden von mir angezeigten Vorschläge, habe ich von dem edlen General die Antwort, daß er nicht nur selbst sie für billig hält sondern auch gewiß glaubt, daß der Minister v. Schroetter sie nicht zu hoch finden werde. Indessen fürchtet der General daß der Mangel an zulängl. Fonds die Anstellung behindern werde, und daß diese wenigstens vor dem 1. Junius 1800 nicht leicht realiſiret werden dürfte; Ich glaube daß seine Vermuthungen Grund haben und richtig seyn werden; denn in der Unzulänglichkeit der fonds muß es doch wohl auch liegen, daß vorläufig nur 8—10 Präparanden angenommen werden, da ihrer doch so viel mehr nöthig sind, und Günther selbst vorläuffig wenigstens auf 20 gerechnet hat.

Ach wie viel gutes läßt nun schon die gütige Barmherzigkeit von Menschen mir geschehen, und wie reich werde ich für erlittene Bitterkeiten schadlos gehalten? Ihnen, Ihnen verehrungswürdigster! dankt iusonderheit hierfür mein Herz. ich habe die heutige Post nicht versäumen wollen, um Eur. Hochwürden und den verehrungswerthen Gönnern, die sich zu meinem Wohl so thätig und gütig vereinigt haben dieses neue Ereigniß darzulegen. Vergeben Sie denn allertheuerster und freundlich gütiger Herr! daß es an einem so bedrängten Tage so leer und so kurz geschieht, und schließen Sie mich und mein Anliegen ein in Ihr Herz, das Keiner so ganz kennt und so innig verehrt als

Ihr

Gisevius.

(Abschrift.)

Es war mir sehr angenehm aus Ew. H. beliebigen Antwortschreiben vom 3ten d. M. eine rühmliche Bereitwilligkeit zu ersehen, die weit entfernt ist sich bloß auf einen angewiesenen Wirkungs„Kreis" ängstlich einzuschränken, wenn es darauf ankömmt Moralitaet und Volksbildung zu verbreiten. Indem sich Ew. H. hierin auch für NeuOstpreußen thätig zu beweisen belieben wollen, erwerben Sie sich nicht allein auf die Seegnungen der dortigen Nachkommenschaft, sondern auch besonders auf meinen treuen und aufrichtigen Dank die gerechtesten Ansprüche. Je zweckmäßiger ich nun aber die von Ew. H. eingereichte Vorschläge finde, und solchen gewis näher zu treten hoffe, um so mehr sehe ich mich zu Verkürzung der Ausführung veranlaßt. Ew. H. zu ersuchen sich der Ausmittelung von Acht oder zehn Subiecte gefälligst zu unterziehen, die man vorläufig zur Abhelfung des ersten dringenden Bedürfnisses, zu Schullehrer für die Provinz, nach dem aufgestellten Plane ausbilden könnte. Dafs diese Subiecte aber eine gute Führung und von guten und ausdauernden Willen seyn müssen, hierinn werden Ew. H. gewis mit mir einverstanden seyn, denn sie werden in

der Provintz mit so manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Um Ew. H. aber auch in der Wahl der Subiecte eine gewisse Richtung zu geben, so bemerke dafs ein Schulmeister in einer kleinen Garnison an baaren Gehalt ohne Accidentien wohl auf 80 rth der in einer gröſsern aber wo ein Bataillon Infanterie stehet, auf 100 rth zu stehen kommen könnte.

Hiernach nun seh ich Ew. H. ferner beliebigen Vorschlägen entgegen und behalte mir vor der Ausführung alsdann wie schon gesagt ohne Anstand näher zu treten, um durch die würkliche Anstellung einiger gehörig ausgebildeten Schullehrer in der Provintz einen Grund zur Verbeſserung des dortigen so sehr vernachläſsigten Schulwesens und zur beſsern Ausbildung der Nation zu legen, auf der dann ferner mit Erfolg fortgebauet werden könne.

Berlin den 20ten Febr. 1799.

Schroetter.

61.

Lyck d. 28ten März 1799. praes. d. 31. März 1799 beantw. am 6. April ej. ai.

Nun nach vollendeten FestArbeiten und nach mancherlei herzangreiffenden doch schon überwundenen Vorgängen, eile ich in den Schoos meines gütigsten würdigsten Gönners, um in einer offen traulichen Erzählung alles geschehenen meinem bedrängten Herzen Erleichterung und Ruhe zu schaffen.

Zuvörderst ein Wort über den so wichtigen Gegenstand, auf welchen Ew. Hochwürden mit so vieler Güthe mich aufmerksam gemachet haben. Allerdings haben Ew. Hochwürden ganz recht, daß die Ansetzung protestantischer Lehrer in der neuen Provinz lange nicht den Erfolg haben wird, den gutgesinnte catholische Lehrer gewiß hervorbringen würden, und es ist daher höchst wünschenswerth, daß catholische Seminariasten angenommen werden könnten. Allein dies ist anietzo und in vielen Jahren noch eine wahre Unmöglichkeit, denn es ist

schlechterdings kein Subiect aufutreiben, das einige Vorkenntnisse hätte, und von der deutschen Sprache nur etwas verstünde. Doch gebe ich mir alle Mühe, wo es nur geschehen kann, solche Menschen aufzufinden und werde auch den mir gegebenen weisen Wink im nächsten Schreiben an den Minister benutzen.[1])

Ebenso richtig haben Eur. Hochwürden und der vortrefliche H. KriegesRath Scheffner es vorhergesagt, daß diesem guten Werk tausend geflißentliche Schwierigkeiten sich in den Weg werffen werden, und ich selbst habe es aus Erfahrung befürchtet, daß, anstatt eine so gemeinnützige Sache zu fördern, man vielmehr darauf sinnen werde sie zu hindern. Von H. Probst aus Angerburg habe ich schon eine gänzlich abschlägige, und von H. Erzpriester aus Rastenburg gar keine Antwort erhalten, und hier hat mein Freund Rektor Wollner mit meinem andern Freunde Just. Hagemann einen Bund geschlossen der Sache möglichst entgegenzuwürken, wozu ich indessen sorgenlos lache.

Bey solchen Umständen habe ich es noch nicht so weit bringen können, auch nur die kleine Zahl von 10 zusammen zu sammeln, und doch dringt der gute Generallieutenant durchaus auf 20, worüber er auch bei seiner Excellenz Vorstellungen machen will.

ich fürchte, daß R. Wollner beym Königsbergischen Consistorium viel Hinderniße erregen wird, ich weiß auch nicht, ob ich nicht selbst diesem mir vorgesetzten Collegio officielle Notiz davon geben soll, wenigstens habe ich es bis jetzt so lange die Sache noch blos Proiect ist nicht zu thun für nöthig und dienlich erachtet.

ich hoffe mit der künftigen Woche meine Zahl von 10 zusammen zu haben, und werde sodann gleich Sr. Excellenz dem M. von Schroetter die schuldige Anzeige geben.

---

1) Die katholischen Einsaaßen werden sich doch hoffentlich allmählich gewöhnen, ihre Kinder auf eine prot. Schule zu schicken, da die Religion vom Schulunterricht ausgeschloßen ist. H. Usko in Tykozin hat wenigstens auch Schüler von cathol. Aeltern selbst in seinem PrivatUnterricht.

Ueber meine Ansetzung ist eine tiefe Stille, und auf die eingeschickten Vorschläge noch gar keine Antwort gekommen. Indessen gehen hier Abscheulichkeiten vor, die mein Herz empören, und die schönen festlichen Tage mir zu TrauerTagen gemacht haben; hier ist die ganze saubre Geschichte.

ich hatte doch schon Eur. Hochwürden geschrieben, daß im Falle meines Abganges von hier ich den stillen Wunsch hatte, daß H. Pr. Usko mein Nachfolger in meiner guten Gemeine werden möchte, doch hüthete ich mich sorgfältig ihm darüber sowie über meine vorseyende Versetzung ein Wort zu sagen, wie ich denn überhaupt diese ganze Sache als ein Geheimniß blos im engsten Zirkel der meinigen bewahret habe.

Usko hat einen Vetter in Tykozin den ich als Schullehrer dem Generall. gegeben hatte. Den besucht er, speist beym Generall. und der bidre offene gute Günther der kein Arges in sich hat und also auch kein Arges an andern ahndet, spricht ganz unverhohlen bey Tische von meiner Versetzung und plötzlich erwacht im guten Smyrnaschen Weltumwandler der heiße Wunsch in Lyck seiner Vaterstadt Prediger zu werden. Er kommt nach Hause, er eröfnet mir des Generals Gespräch und seinen Wunsch, ich kann den Dingen nicht mehr ausweichen, und bitte ihn die Sache wenigstens bis zur Entscheidung zu cachiren. Um diese Entscheidung zu erwarten bleibt er in Lyck.

In der Zeit hat mein alter heißer Freund Hagemann von seinem Correspondenten aus Berlin zu meinem Verderben die bestimmte Nachricht von meiner Versetzung erhalten, er breitet sie allenthalben als eine ungezweifelte bereits ganz abgemachte Sache aus, ich werde hin und wieder gefragt, und muß mich beynahe heiser reden, um diesen Erzählungen zu widersprechen, und den üblen Folgen dieser Verbreitungen entgegen zu arbeiten.

Plötzlich steigt bei Wollner und Hagemann, die verbundene Freunde sind, die Furcht auf, ich könnte wohl einen von meinen Verwandten in meine Stelle hereindrängen wollen, und cachiren die ihnen als gewiß gemeldeten Sachen blos aus diesem Grunde

so sorgfältig. Auf diese Vermuthung hin, baut man das höllische Project. Usko ist bei Hagemann, dieser theilt ihm seine aus Berlin erhaltene sichere Nachricht mit, und sondiret ihn, ob er auf den Fall sich wohl entschließen möchte, meine Stelle anzunehmen, Usko erklärt ihm hierauf seinen HerzensWunsch, und nun läßt Hagemann ohne mit mir oder Usko weiter gesprochen zu haben, eine Schrift in der Gemeine herumgehen und Stimmen für den Usko sammeln. Selbst meine besten Freunde durch diesen Schritt überrascht unterschreiben in ihrer Unschuld, bis Bürgermeister Taurek so klug ist, und sogleich zu mir kommt, und mich um den Vorgang befrägt. Wie versteinert stand ich, und der Athem verging mir. Ich schickte gleich nach dem Prediger Usko — er beschwor mir seine Unschuld, an der ich auch durchaus nicht zweifeln will und kann, lief gleich bey Hagemann und hat ihn 2 Tage hindurch dringend gebethen, allein vergebens — ich schrieb darauf selbst an ihn, welche Correspondence ich denn auch hier beylege[1]), aber eben so vergebens, die Bittschrift ist an den Hof und wahrscheinlich auch nach Königsberg abgegangen, denn es sollen 2 Exemplare gewesen seyn — und ich bin nun in der größten Gefahr, daß gerade dieser Schritt meinem ganzen Schiksaale eine nachtheilige Wendung geben wird. Sehen Sie theuerster Gönner! so war durch Ihre und der edelsten Männer gütige Hände der schöne Acker so wohlbestellt, der herrliche die reichste Aerndte versprechende Weitzen so treflich aufgegangen, und nun kommt Satan der Feind, und säet ein Unkraut, das schnell wuchert nnd die ganze schöne Aerndte zu ersticken droht.

Rathen Sie Verehrungswürdigster! Helfen Sie, begegnen Sie nach Ihrer Weisheit und Güthe den Anschlägen der Bosheit. Was soll ich thun? Ich hatte schon den Sinn den ganzen Vorgang dem Consistorio oder wenigstens dem H. Ministre Excellence v. d. Groeben zu melden; aber ich werde keinen Schritt thun, bis ich von Ihnen die Anweisung habe. Von Königsberg

---

1) s. Beilage I—III.

aus wird man ietzt zu meinem Verderben wirken. Doch ist Gott mächtiger, ihm sey's überlassen.

ich wiederhohle es noch einmahl, ich kann an dem menschlichen Herzen nicht das Verbrechen begehen, daß ich den Pr. Usko für einen Theilnehmer dieser Handlung annehmen sollte. Er war zu sehr mein Freund, täglich in meinem Hause, ist auch als inniger Freund gestern von mir abgereiset, nach Marienwerder und von da nach Danzig, wo er in Unterhandlungen wegen seiner Anstellung stand, und wo er wirklich nach einem von dem Herrn GeneralL. Gr. v. Kalkreuth an ihn gekommenen Schreiben, als Prediger an einer Kirche gewählet ist. Gott wende Alles zu seinem und meinem wahren Besten. —

ich hätte Eur. Hochwürden noch sehr vieles zu schreiben, aber ich sehe es erst iezt, daß ich schon zu viel geschrieben habe. Sobald ich irgend eine Nachricht erhalte, werde ich sie mit der ersten Post Eur. Hochwürden sogleich mittheilen. Gott mache aller Unruhe ein Ende, und reiße mich aus den Händen der Menschen.

Mein Sohn ist glüklich nach Hause gekommen und versichert seinem gütigsten Wohlthäter und seinen edlen Wohlthäterinnen seinen tiefsten Respect. Auf den 12t. April ist die Hochzeit meiner letzten Schwester, von deren Verbindung ich Eur. Hochwürden zu schreiben die Ehre hatte, angesetzt, und sogleich nach der Hochzeit fährt er mit den jungen Eheleuten nach Königsberg ab. So hilft der allgütige und allmächtige Versorger und macht mich nun so glüklich auch die letzten von den hinterbliebenen Waisen meines theuren Vaters versorgt zu sehen. Ihm ihm sey Ehre und Dank für alles — er wird alles andre auch wohl machen.

Ehrerbiethigst, und dankbar und ewig verpflichtet schließe ich mich in Eur. Hochwürden gütigstes Andenken ein.

Gisevius.

Beilage I.

An Hr. Justitz Rath Hagemann.

Zu meiner großen Kränkung erfahre ich, daß Ew: Wohlgeb: eine currende haben herumgehen laßen durch welche die hiesige Gemeine aufgefordert wird, ihre Stimmen dem Hrn. Prediger Usko zu meiner AmtsNachfolge zuertheilen; dieser Schritt kann für mich keine andere als sehr schlimme Folgen haben, und das was mir als Prediger vor allen übrigen am Hertzen liegen muß, das Zutrauen meiner Gemeine in dem Maaße schwächen je mehr es mich durch die Dazwischenkunft eines dritten von derselben entfernt.

E: Wohlgeb: hatten nicht die Geneigtheit, ehe Sie zu diesem mich doch so nahe betreffenden Schritte sich entschloßen mit mir vorher sich zu besprechen und von der Gewißheit oder Ungewißheit meines angeblichen Abganges von hier, von mir selbst Erkundigungen einzuziehen, und eben so wenig habe ich sonst irgend etwas unternommen, daß denenselben eine gegründete Veranlaßung dazu hätte geben können. Vielmehr bin ich noch ganz ruhig in der Ausübung meines Postens, und weiß vor der Hand von keinem Befehl ihn gegen einen anderen zu vertauschen. Ewr: Wohlgeb: geruhen es demnach selbst zu ermeßen, daß da meine Stelle nichts weniger als erlediget ist, solche öffentliche und Aufsehn erregende Vorgänge, die schon die Bestimmung meines Nachfolgers beabsichtigen aufs mindeste noch viel zu früh kommen und mir bey meiner Gemeine, so wie bey meiner Obrigkeit auf ieden Fall Schaden thun müßen. Um diesen Nachtheilen zu begegnen hat Hr Prediger Usko nach seiner Aussage E: W: zweymal dringend aber vergebens gebethen, diese Schrift zurükzunehmen und die Sache auf sich beruhen zu laßen, und nun nehme ich mir die Freiheit E: W: hierum als um einen Beweis Ihrer gütigen Gesinnung ausdrückl. und ganz gehorsamst zu bitten, mit der nothgedrungenen Er-

klährung daß im Fall der NichtGewährung meiner Bitte ich diese meine Protestation meiner vorgesetzten Behörde einzureichen mich gezwungen sehen muß. ich habe etc.

Lyck d. 23 März
1799

Gisevius.

Beilage II.

HochEhrwürdiger Herr
besonders hochgeehrter Herr ErzPriester!

Eur. Hw. etc. geehrte Zuschrift, in welcher Sie mir Ihr Misvergnügen über unsern der geistlichen Behörde, mitgetheilten Wunsch

im Fall der Erledigung Ihres jezigen Postens, den guten Prediger Usko damit zu bekleiden

zu erkennen gegeben haben, kam mir ganz unerwartet, ich hatte zwar schon vor einigen Tagen dasselbe und zuerst vom Pred. Usko selbst in Erfahrung gebracht, ich glaubte aber daß nur die erste Aufwallung das Mißvergnügen hervorgebracht hätte, und daß Sie sich bey einer ruhigen Prüfung von der Rechtmäßigkeit und Unschädlichkeit des Gesuchs in Rücksicht Ihrer überzeugt haben würden. Wie kann ich nur Kränkung oder Beleidigung darin finden, wenn die Kreiseingeseßenen morgen eine Bittschrift einreichen und sich im Fall ich fortkommen solte, eine gewisse andere GerichtsPersohn für welche sie Achtung haben, erbitten; freilich bin ich nur ein Laie, aber Eur. Hw. werden dahin mit mir einverstanden seyn, daß der Richter das Zutrauen der Gerichtsunterworfenen eben so gut besitzen muß, als der VolksLehrer dasjenige der Gemeinde. Eine bedingte Bitte kann nie zu früh kommen, wenn die Bedingung schon erfüllt ist, könte ja die Bitte schon zu spät kommen, und mann könnte über die Stelle schon disponirt haben.

Eur. Hw. etc. machen mir Vorwürfe, daß ich Hochdieselben nicht erst befragt habe, erlauben Sie mir nun, daß ich diesen

Vorwurf freymütig beantworten darf. Sie zählen in Ihrer Familie eine Menge Geistliche, die hiesige Stelle ist wünschenswerth, jeder wünscht mit Recht das fortkommen seiner Verwandten und Sie konnten nun, wenn das Project einen Verwandten zu poussiren, gefaßt war, die Lage der Sache verheimlichen, ohne gegen Moralitaet anzustoßen.

Wann Eur. Hw. die Stelle künftighin verlaßen, so ist besonders zu wünschen, daß unsere Schule wieder einen tüchtigen Inspector erhält, und ich überzeuge mich, daß Hr. Usko der erste Mann ist, durch welchen dieser Wunsch erreicht werden kann, wenigstens weiß ich, wenn Eur. Hochw. uns verlaßen, keinen Mann den ich mit Recht ihm vorziehen sollte. Sprachkenntniß, Bekandschaft mit Menschen in allen Verhältnißen, feine Sitten, und ein biederes Hertz zeichnen ihn gewis von vielen so vortheilhaft aus.

Nicht Gewinnsucht, nicht Hang zur Kabale hat unsere Bitte veranlaßt, sondern blos das herzliche Verlangen ihn als ReligionsLehrer und Aufseher der Schule, welche unsere Kinder bilden soll, zu besitzen.

Eur. Hochw. fordern die Zurücknahme des Gesuchs. forderte ich diejenigen, welche sich unterzeichnet haben dazu auf, so würde mich ein jeder nicht verfinsterte Kopf in einem sehr nachtheiligen Verdacht halten, und entweder glauben, daß ich von Eur. Hw. induciret worden sey, das interesse eines dritten unbekandten zu befördern, oder daß ich in meinem 40ten Jahre bey meinen Vorschlägen ohne Prüfung zu werk gienge. im ersten fall würde mann mich für einen schlechten und im zweiten für einen törichten Menschen halten, und beide gegründete Urteile wolt ich gern von mir entfernen. Uberdem ist auch das Gesuch der Behörde eingereicht, und ich muß es Ihnen überlaßen, ob Sie es der Lage der Sache angemeßen finden, mit einer Protestation dagegen einzukommen. ich glaube aber nicht, daß die Geistliche Behörde, auf eine solche Protestation Rüksicht nehmen kann. da Ihnen alle Legitimation zu deren Einreichung fehlt.

Recht sehr bedaure ich übrigens daß Eur. Hw. durch meine gute Absichten nach Ihrer Meinung Kränkungen erlitten haben.

Mit großer Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Euer

gehorsamster Diener

Hagemann.

Beilage III.

Antworth auf das RückSchreiben
des Hrn etc. Hagemann.

Die Aufschlüße, welche Ewr: W. in höchstdero gestrigen geehrtester Zuschrift, mir zu geben die Güthe hatten sind für mich zu wichtig, als daß ich mir nicht die Erlaubnis erbitten sollte, Sie mit gleich freymütigen Äußerungen zu erwiedern. Alles was Ew. W. etc. zur Billigung der abgegangenen Bittschrift gefälligst gesagt haben, trift meines Erachtens nur auf den Fall zu, wenn mein Abgang von hier schon entschieden ist. Was Ewr: W. etc. auch hierüber für Nachrichten haben mögen; so versichere ich aufrichtig, daß die Meinige nicht so weit reichen, und daß ich Ursache habe, den Fall noch immer für den wahrscheinlichsten anzunehmen, daß ich noch länger und vielleicht auf meine Lebens-Zeit bei dieser Gemeine bleiben werde. Wenn dieser Fall nun würklich eintritt, denn werden Ewr. W. doch gewis, das Zugeständnis nicht versagen, daß eine solche voreilige Bewegung in der Gemeine mir äußerst kränkend und schädlich werden und sowohl bey meiner Gemeine als bei meinen Oberen für mich sehr schädliche Eindruke zurüklaßen muß. Hat überdem nach Ew: Wohl: selbst eignen gütigen Aeußerung diese ganze Operazion keinen anderen Zwek, als diesen den Bewerbungen irgend eines Mannes aus meiner Verwandtschaft in den Weg zu treten, und den Bewerbungen des H. Predigers Usko Platz zu schaffen; so bedaure ich um desto inniger, die ganz fruchtlose Mühe die Ewr. Wohlgeb: sich gemacht, und die ganz unnütze Kränkung, die ich dabey erlitten

habe, nachdem Hr. Prediger Usko nun wohl selbst E: W. ganz überzeugende Beweise gegeben haben wird, daß ich an nichts weniger, als an so einen Plan gedacht habe.

Denn ohne daß ich eben mit E. W: über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit irgend eines meiner Verwandten zu dieser Stelle absprechen mag: so darf ich nur das anführen, daß eine Sache die für den einen sehr wünschenswerth ist, für den andern unter veränderten Umständen durchaus nicht wünschenswerth seyn kann. daß wenigstens meine Stelle für keinen einzigen meiner Freundschaft ein Gegenstand der Bestrebungen seyn kann, noch ie gewesen ist, kann ich Ewr: W. ganz aufrichtig und mit dem reinsten Bewustsein versichern;

meine Protestion kann H. Prediger Usko um so weniger treffen, da kein Mensch diesen vortreflichen Mann mehr schätzen kann, als ich auch habe ich keinen heißern Wunsch als diesen, daß wenn ich abgehen sollte, Gott meiner guten Gemeine diesen Mann schenken möchte. Aber wieder den jetzt geschehenen Schritt zu protestiren, dazu glaube ich solange ich noch im Besitze meiner Stelle bin, in meiner Laage eine hinlängliche Legitimation zu finden.

ich habe auch nichts weiter gewünscht als Zurükhaltung dieser Bittschrift auf solange, als noch über mein Schiksaal nichts verfügt worden. ich habe übrigens

die Ehre etc. etc.
Lyck d 27: März
1799.

Gisevius.

62.

Lyck d. 17t. April 1799. praes. 23 April 799
Beantw. am 16 May ej. ai.

Da ziehen sie, begleitet von meinen innigsten Seegenswünschen, unter dem Schutz des allmächtigen vorsorgenden Gottes, meine lieben, Sohn, Schwester, Schwager — und mitten unter den letzten Umarmungen greife ich nach der Feder, um

sie alle der Geneigtheit meines verehrungswürdigsten und gütig-Gönners zu empfehlen, und Eur. Hochwürden für die hohe Freude des gestrigen Tages zu danken.

ich erhielt Eur. Hochwürden kleines aber reichhaltiges Schreiben, mit der kleinen aber reichhaltigen Beylage. Vergelte Gott Ihnen und dem unerschöpflich witzigen und unerschöpfl. gütigen H. Kr. R. Scheffner die überschwengliche Freude, die dadurch meinem Herzen zu Theil ward. ich bin ganz freudig, stark und unerschroken. Gott wird bey solchen Einleitungen alles herrlich hinausführen. Auch der vortrefl. Günther, der heute auf Königsbefehl nach Pultusk abgehet, hat wie er schreibt, das seinige gethan. ich fürchte nicht ohne Grund, man hat Massow von mir ganz abgewandt — aber Gott ist mächtiger als menschl. Bosheit. Ich habe doch an Massow in der Uskoschen Sache geschrieben, und nun hoffe ich, daß die ganze Cabale enthüllt ist. ich glaube Eur. Hochwürden werden diesen Schritt billigen, denn er schien mir nun ganz nothwendig zu seyn, und lege hier anderseitig die Abschrift bey[1]). Ueber alles, was hier vorgehet liegt bey mir das allertiefste Stillschweigen, und man fängt hier wieder an zu glauben, daß ich hier bleibe, und das freut mich. Es ist unglaublich, wie tief die Arglist dringt.

Von den HochzeitsSpeisen habe ich etwas gerettet um es in Eur. Hochwürden Küche gelangen zu lassen. Möge diese Kleinigkeit doch unverdorben hinkommen und mit dem frohesten Muthe verzehret werden.

Nächstens werde ich mit einem längern Briefe einkommen, möge diesesmahl die mündliche Erzählung meines Sohnes alles ersetzen. Ewiger Dank! Ewige Verehrung von mir, und ewiger vergeltender Seegen von Gott Ihnen und allem was so glücklich ist das Ihrige zu seyn.

Gisevius.

---

1) s. Beilage.

Beilage.

An den M. v. M. Exc.

E. Exc. hatten die Gnade mich wegen eines angeblich hier zu etablirenden Seminariums zur Verantwortung zu ziehen, dieses erregt in mir die große Besorgniß, daß ein andrer von hieraus geschehener voreiliger Schritt zu gleich ungünstigen Vermuthungen wider mich Veranlassung geben könnte. Es ist hier nämlich, ohne daß irgend etwas wegen meiner Versetzung höchsten Ortes verfüget worden, Eur. Exc. schon eine alleruntth. Bittschrift wegen meiner AmtsNachfolge überreicht worden.

Aus den hier ehrfurchtsvoll angelegten Abschriften[1]) geruhen E. Exc. es gnädigst zu erkennen, wie sehr ich diesen unzeitigen Schritt als kränkend und nachtheilig empfunden, und wie dringend und ernstlich ich die Zurücknahme desselben nachgesuchet habe. Ew. Exc. erzeigen mir daher die Gnade, mich von allem Antheil daran huldreichst loszusprechen, und die Folgen einer fremden Voreiligkeit mir nicht zu Schulden kommen zu lassen.

E. Exc. sind mein gnädigster Chef und Herr. Alles also was mich vor E. Exc. herabsetzt, untergräbt wesentlich meine Ruhe und meine Glükseeligkeit. In dieser Hinsicht geruhen E. Exc. diese meine ehrfurchtvolle Rechtfertigung nicht ungnädig zu bemerken und höchstdero Gnade dem nicht zu entziehen, der etc. etc.

Lyck 10ten April 1799.

Gisevius.

63.

Lyck d. 23ten May 1799 Beantw. am 6. Jul. 1799

ich kann Hochwürdiger Herr! diesen Brief nicht ohne eine sehr bittere Empfindung anfangen, da das Thema desselben zu denienigen gehäßigen Dingen gehört, von denen ich iede auch

1) NB. meine und Hagemanns Briefe eingeschikt.

die kleineste Spur aus meinem Gedächtniße eben so gern, als aus meinem Briefe an Ewr Hochwürden hinwegwünschen möchte; denn wahrlich man muß am Ende des Klagens eben so müde werden, als des Anhörens derselben.

Indeßen muß ich nur heute noch um Geduld und Nachsicht bitten, da ich ohne Ewr Hochwürden Rath und väterliche Meinung nichts thun kann, und hier weiser Rath und väterliche Leitung wohl von nöthen ist.

Mein Sohn hat Ewr Hochwürden die hiesigen Auftritte mit dem R. Wollner alle erzählt, er hat mir in dem letzten Schreiben hochdero Gesinnungen darüber bekannt gemacht. Diese sind gerade die meinigen, und eben diese Bedenklichkeiten haben mich auch bis dahin von der officiellen Anzeige dieser Vorgänge zurükgehalten, und müßen es auch ferner thun, wenn nicht überwiegende Gründe hinzutreten. Erlauben Sie verehrungswürdigster Gönner! daß ich zur desto richtigeren Abwägung der Gründe pro und contra Ihnen meine ganze Lage gegen diesen unbesonnenen weitgreiffenden Mann beschreiben darf.

Ganz mit dem Geist des Coll. Fried. ausgerüstet kam dieser Mann von da hieher mit dem Plan, Aufsehen zu erregen, eine Rolle zu spielen, seine Mitlehrer von sich abhängig, sich selbst aber von aller Inspection unabhängig zu machen. Alle seine folgende Schritte waren darauf berechnet, und ihm schien es hier am wenigsten fehlen zu können, da mein MißVerhältniß gegen dort oben, wahrlich nicht durch meine Schuld, sondern durch in die Augen fallende Aeußerungen und Thatsachen von dort oben herab, nichts weniger als Geheimniß war und ist. Er berechnete es sehr wohl, daß ich tausendmahl mehr nachgeben müßte als ein anderer in meiner Stelle, hierauf hin wagte er alles — Sogleich Anfangs warf er die bisherige LectionsEinrichtung um, und führte eine neue ein, bey meinem ersten Schulbesuch insultirte er mich darauf in meinem Hause, wie ich mich hätte unterstehen können, ohne sein Mitwißen und seine Theilnehmung die Schule zu visitiren, er gab veniam ohne meine Genehmigung zu suchen, oder es mir wenigstens zu melden,

eben so vollzog er die Translocationen, er unterlies den Mitgang zur ganzen Schulleiche, und dispensirte dann eigenmächtig die OberKlasse, wieder alle bisherige Ordnung und Kirchen und SchulEinrichtung. Alle meine gütlichen höflichen und freundlichen Vorstellungen fruchteten nichts, und er declarirte mir grade heraus, daß er von allen diesen Herausnehmungen nicht ein Haarbreit abgehen würde, sondern lieber ieden Augenblik seine Stelle niederlegen wollte.

Euw. Hochwürden sehen daraus, daß hier eigentlich keine SchulInspection mehr Stattfindet, daß ich nichts weiter als den Namen und die Verantwortung davon zurükbehalten habe, und daß alles am Ende bis auf die Haltung des Examens mir benommen war. Bey dem letzten Examen nahm er nun mit der frivolsten und strafbarsten Mißhandlung mir auch diese und nun bin ich in die abscheuliche Alternative gesezt, entweder ganz das Feld zu räumen, und mich allen ferneren Hohnbehandlungen dieses Mannes preis zu geben, oder die Sache anzuzeigen und zwischen uns Beiden richten zu laßen. Daß mir in meinen Umständen das lezte noch schwerer als das erste seyn muß, das ersehn Ew. Hochwürden daraus, daß ich nun, nachdem ein ViertelJahr darüber verflossen, mich doch noch zu der Klage nicht habe entschließen können.

Wüßte ich gewiß, daß ich nicht hier bliebe, o mit welcher Resignation würde ich auf alle diese kleinliche Abscheulickeiten herabsehen, denn wahrlich Hochwürdiger Herr! ohne eben deswegen stolz zu seyn, fühle ichs zu sehr, daß eine Fehde mit Wollner mir nicht Ehre macht. Aber wie, wenn wie es noch immer sehr zu fürchten ist, wenn mein wiedriges Schiksaal mich in den hiesigen Feßeln länger gefangen hält, wie soll ich dann mich benehmen? Wie soll ich, wenn ich von allen andren Anmaßungen hinwegsehe, mich beym künftigen Examen verhalten? Ich habe den Vorsatz dem hiesigen K. Vis. Receß eine Beylage anzufügen, ohne Leidenschaft und Zorn eine Anzeige aller dieser Dinge zu machen, und darauf anzutragen, daß ich gegen Abtretung meines desfalsigen Gehalts von der Inspection der

Schule, die ich doch nicht mehr habe, entbunden werde, oder im nicht zugegebenen Falle, daß eine Instruction von oben uns zur Bestimmung unsrer gegenseitigen Rechte und Pflichten zugefertigt werden möge. Hierüber Hochwürdiger Herr! und mein allertheuerster innig verehrtester Gönner! erbitte ich mir ehrerbietigst Ihren gütigsten Rath und ihre weise Entscheidung.

Wollner hat mit Hagemann einen Bund, beides sind durch Freundschaft gegen mich innig verbundene, von andern Menschen abgesonderte Freunde. Nur sie halten zusammen, sonst Keiner mit ihnen. Wollner hat ein häßliches Herz. Er hat d H. Cons Rath Graef ein Paar schändliche Lügen von mir erzählt, die H etc. Graef meinem Schwager Skrodcky mitteilte, und die ich nachher dem H. C.R. Graef durch eigenhändige Schrift des Wollners als Lügen documentiren konnte. Ich habe durch Skrodcky sehr vieles erfahren, was mich sehr empören mußte, dem ohngeachtet blieb ich in meinem Betragen ganz mir gleich, denn durch alle Vorgänge so vieler Jahre mußte ichs ja lernen, so schwer die Lection auch anfangs war, Herr meiner Leidenschaft zu werden. Könnte ich nur einmahl nur auf 2 Tage nach Königsberg kommen, wie wohl wäre mir in allen meinen Anliegen gerathen.

ich habe von alle diesem Eur Hochwürden nichts geschrieben, denn ich schäme mich schon meiner unverschuldeten Leiden, wie sich der durch Anstekung krätzig gewordene seines Aussatzes schämt. Alle meine Leiden haben nur eine einzige Qvelle, und ich werde ihnen nie entgehen, so lange ich in den bisherigen Verhältnissen bleibe. Und an eine baldige Aenderung der Umstände ist nicht zu denken.

Auch ich kann Uskos Benehmen nicht billigen, so sehr ich die guten Eigenschaften seines Herzens schätze und sein Freund bin. Er handelt aufs mindeste gesagt sehr leichtsinnig. Als er nach Berlin kam, meldete er sich förmlich zur Profeßur der or. Spr. nach Halle, entrirte dann auf Zureden des Ob.C.R. Zöllner ein Gesuch um eine dort vacante FeldPredigerStelle, unter diesen Aussichten ging er nach London, ließ sich da

förmlich unter StaatsSiegel als englischer Prediger in Smyrna bestallen, und erhob 800 Rt. ReiseGeld, kam nach Danzig, und suchte dort bey drey Stellen sein Unterkommen, halb in Danzig schon angestellt kam er nach Lyck und gab nicht ganz unwissentlich zur Spielung der bekannten farce Veranlassung, halb für Lyck engagirt ging er nach Danzig zurück u. nun bleibt er nach der letzten Nachricht dort als Prediger bey der DreyfaltigkeitsKirche.

Noch ein Zug von ihm zur Schilderung seines Charakters. Dieselbige Predigt, wörtlich dieselbige, die er hier in Lyck gehalten hat, von der er hier mehr als 10 Abschriften ausgetheilt hat, mit allen Personalien von sich selbst und allen sonderbaren Auffallenheiten hat er in Danzig D. Cantate in der DreyfaltigkeitKirche abgekanzelt, dort drucken lassen, und hier abermahls gedrukte Exemplare zugeschikt. Auch ist hier ein Enthusiasmus für ihn gewesen, aus Cabale eines einzigen, und jetzt spricht man entweder gar nicht mehr, oder mit der entgegengesetzten Empfindung von ihm. ich werde mit der ersten Gelegenheit die Predigt meinem Sohn zuschiken, damit, wenn sie in Königsberg eben nicht zu haben ist, Eur Hochwürden Sie lesen könnten.

Von Herrn Professor Caroli, dessen Gedichte auf den König ich bekanntlich blos für H. G. Günther übersezt habe, und das ganz wider meinen Willen, und ganz unreif in die Pr. Jahrbücher aufgenommen worden, habe ich ein freundliches lat. Dankschreiben erhalten und 8 Theile Tillotsohnscher Predigten[1]) zum Geschenk dabey. Diese Handlung hat mich innigst gerührt, und die 4 Marmor [?] Bände sind mir sehr werth.

In ganz NeuOstPreußen ist die sichre Sage, daß Sr. Excellence der H Ministre Fr. v. Schroetter mit dem Ende dieses Monaths in Bialystock eintreffen werde, um unter andren auch

1) Jh. Tillotson, auserles. Predigten; aus d. Engl. mit Mosheims Vorrede u. des Autors Leben. 8 Thle. gr. 8 Helmst. 1764 (Weygand i Leipz.) 4 Rt. 8 gl.

entweder den Kauff wegen Bialystock abzuschließen, oder in Augustowo zum Bau Anstalten zu treffen. Noch ist von dorther nichts weiter zu hören. Ich weiß nicht ob ich das Antwortschreiben Sr. Excellence H. M. v. Massow Ew. Hochwürden schon communicirt habe. Es lautet folgendermaßen:

Auf E. H. Schreiben v. 10ten April c. erwidre ich: daß wie Sie sich darin auszudrücken belieben in Absicht des Schul LehrerSeminarii von keinem zur Verantwortung ziehen die Rede gewesen ist, ich hatte vielmehr hier im Gespräch etwas von der Sache gehört, und da war mir dann als Departements Chef natürlich daran gelegen, nicht der letzte zu seyn, der etwas von dem vorseyenden Plane erführe. Dies hat also das an Sie erlaßene veranlaßet. Ich versichre übrigens mit vieler Hochschätzung zu seyn etc. etc. v Massow Königsberg d 28 April 1799.

Der in diesem Schreiben enthaltene Verweis ist denn doch wenigstens in milden Ausdrücken gesagt. Äußerst erfreulich war mir die durch Ew. Hochwürden von meinen verehrungwerthen gütigen Gönnern etc. Deutsch u Scheffner zugekommene Nachricht, daß ich an H O.Sch.R. Meierotto[1]) einen großen Vertheidiger habe. Vielleicht werde ich doch noch einst so glüklich seyn, daß auch bey Sr. Ex: H M v Massow die nachtheiligen Eindrüke nach und nach getilget werden.

O wie viel gutes läßt mir Gott von Männern werden, um die ich es nie verdient habe, die mein Auge nicht gesehen hat, die nur mein Herz verehren kann. Bey alle dem was mich drükt, bin ich doch vor tausend meiner Brüder der glüklichste. Gottes Seegen Allen meinen Gönnern. Gottes Seegen insonderheit Ihnen verehrungswürdigster und Ihrem ganzen Hause.

Gisevius.

1) Joh. Heinr. Ludw. Meierotto (1742—1800), Rector des Joachimsthalsch. Gymn. in Berlin, seit 1788 Mitglied des neugestifteten Oberschulkollegiums, bekam als solcher zu seinem Departement die Schulangelegenheiten von Pommern und Preußen.



Zum Ende der Kantphilologie.

Von

Ludwig Goldschmidt (Gotha).

Gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Kritik der reinen Vernunft in würdiger Form, nach Ausdruck und Schreibweise korrekt zu überliefern, das ist eine ebenso verlockende, lohnende als verdienstliche Aufgabe. Aber sie ist über die Maßen schwierig. Das Original wird durch manche Druckfehler verunstaltet; nicht selten ist auch die eilige Feder des Urhebers ausgeglitten, als sie ihm die Last der Gedanken von der Seele schrieb. Bei der Ausmerzung dieser Mängel droht aber heutzutage die Gefahr, sie durch Voreile und Mißverständnis zu vermehren.

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften hat mit der Neuherausgabe der Kantischen Werke begonnen. Das große Vermächtnis ihres einstigen Mitgliedes ist von ihr den Händen Benno Erdmanns anvertraut. Wohl aus diesem Grunde sind von ihm in der Schrift „Beiträge zur Geschichte und Revision des Textes von Kants Kritik der reinen Vernunft" nach Möglichkeit alle bisherigen Korrekturen und Vorschläge zur Verbesserung vollständig zusammengestellt. Viele seiner Fragezeichen bekunden, daß er seine Vorarbeit selbst noch nicht für abgeschlossen hält. Die „Geschichte" und die sogenannte „Revision" des Textes bieten wenig Erfreuliches. Von den beiden Originalausgaben an hat sich die Urkunde nicht verbessert, sondern verschlimmert. Kritiklose Wahl

fast aller Herausgeber, die nicht einmal sämtlich Originalausgaben zugrunde gelegt haben, hat willkürlich mit dem Texte geschaltet. Neuerdings hat die „Kantphilologie" mit einer Flut von verständnislosen Vermutungen begonnen, auch den Inhalt des Buches zu verwaschen. Sie hat mit Philosophie nichts, mit der Philologie nur gewisse Allüren gemein und lockt, wie alle Grenzgebiete unsichere Kantonisten zu müßiger Unterhaltung an. Klassische Philologie nachahmend, behandelt sie die Vernunftkritik wie ein Buch in toter Sprache, aber noch mehr von abstrusen, unserer Zeit fernliegenden Gedanken. Sie vergißt, daß Immanuel Kant in deutscher Sprache dachte und schrieb, „Kantisch" bedeutet ihr eine Vernunft, die Kant ganz allein für sich besessen hat. Niemals kommt ihr in den Sinn, daß wieder auftauchendes vollkommenes Verständnis alle ihre Bemühungen zur Seite schieben müsse. Jene Gedanken an der eignen Vernunft zu messen, fehlt ihr eine philosophische Kultur, wie sie einst Kant selbst besaß. Für wen arbeitet sie? Ihre Vermutungen leiten den Leser irre, stören den Lernenden, ärgern und beunruhigen alle diejenigen, die zum Verständnis fortgeschritten sind.

Das Verständnis ist nur zu erlangen, wenn man sich von aller und jeder Interpretation der letzten Jahrzehnte frei macht, es ist durch einen Aufstieg zum philosophischen Niveau des 18. Jahrhunderts, das übrigens alle auf Kant sich beziehenden Fragen schon diskutiert hat, bedingt. Denn die Erkenntnistheorie unserer Tage hat selten etwas anderes mit der Kantischen Kritik gemein, als die Fakta, bei denen die Königsberger Arbeit erst beginnt oder endet. Ueber die subtile Begründung selbst, die Einsicht und Ueberzeugung herstellt, fährt man höchstens mit einigen groben gestaltlosen Pinselstrichen hinweg. Der philosophische Naturforscher unserer Tage illustriert jene Thatsachen, aber er deduziert die Prinzipien nicht und bemerkt selten, daß sie nicht bloß der Naturwissenschaft angehören, sondern Gemeingut aller Menschen sind. In den Kantischen Deduktionen erfüllt die Metaphysik zum ersten Male die

Pflicht, über ihre treibenden Gedanken Rechenschaft zu legen. Streitet man aber noch über die Apriorität gewisser Gesetze, so hat die Kritik der reinen Vernunft gar keinen Gegenstand — denn eine reine Vernunft giebt es nicht, wenn Apriorität überhaupt geleugnet wird. Dem Physiker kann ein Streit über sie gleichgiltig sein, wenn er sich nur seines Verstandes zu bedienen weiß. Wenn aber die Verstandesgesetze selbst verleugnet werden, so verfällt man dem Aberglauben.

Der gemeine Verstand bringt sich kaum die empirischen, geschweige seine eigenen Normen zu deutlichem Bewußtsein, aber er wendet sie doch immer an — nicht anders als der größte Naturforscher. Das gilt vom Causalsatz ebenso wie von dem Gesetz, nach dem die Substanz in den Erscheinungen beharrt. Belege dafür bietet der Alltag, aber sie finden sich auch, wo man sie zuletzt vermutet. Wo der Volksglaube je Wunder oder Zauberei statuiert, wird implicite auch darüber geurteilt, was für Natur zu halten ist.

Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß Kants Lehre eine vollkommene Vertrautheit mit der dogmatischen Metaphysik verlangt, die seiner Kritik unterliegt. Schade, daß man sie nicht durch die Bezeichnung Almetaphysik — so schlecht dies Wort gebildet sein mag — von der wahren Kantischen Metaphysik geschieden hat. Denn jede Lehre ist naturgemäß dogmatisch und die unvermeidliche Zweideutigkeit der Worte, die durch die Kantische Revolution bedingt ist, hat vielfache Verwirrung im Gefolge gehabt. Es war ein naheliegender Irrtum, mit den von Kant zum ersten Male völlig einwandsfrei bestimmten Begriffen den Sinn zu verbinden, der gerade von Kant bekämpft und beseitigt werden sollte und es vereinigte sich mit ihm das alte Mißverständnis, das metaphysischen Begriffen überhaupt entgegengebracht wird. So war es ein vollkommenes Mißverständnis, das die gegenüber der Metaphysik berechtigte Skepsis auch auf die Physik und selbst die Mathematik übertrug. Noch heute werden „allgemein anerkannte“ und beständig verwandte Begriffe als „verdächtig“

behandelt, während der Verdacht der Skepsis sich nur auf die Grenzen ihres objektiv gültigen Gebrauchs richten konnte.

Die Kantkritik hat zumeist mit jener Zweideutigkeit der Worte ihren Aufwand bestritten. Bei Kant fragt es sich, was apriori von der Vernunft in der Erkenntnis von Objekten zu leisten ist und da hat er mit apodiktischer Gewißheit bewiesen, daß das Erkenntnisvermögen selbst als Grund aller formalen Naturgesetze anzusehen ist. Gesetze nehmen die Gedankenform an und sind selbst nur Gedanken des Subjekts; sie bestehen auch nur relativ auf das erkennende Subjekt dem die vom Verstande zu verknüpfenden Erscheinungen inhärieren. Naiv ist, von sich selbst abzusehen, und diese Gesetze mit landläufigem Anthropomorphismus in eine Natur an sich zu verlegen. Wie das an sich gemacht wird, daß der Mensch Gesetze erkennen kann, ist ein Problem, das wir denken, aber nicht zu lösen vermögen. Thatsache aber ist, daß der Mensch sich mit seinesgleichen über Objekte verständigen und daß von ihnen nichts anderes gegeben sein kann, als was in die Erscheinung tritt und mit ihr im Zusammenhange stehend wiederum nur als Erscheinung beurteilt werden kann. Bei allen seinen Untersuchungen ist Kant hinsichtlich der Terminologie[1]) von größter Subtilität. Sie war fertig, als Kant zu schreiben begann. Auch sonst erkennt man in der Wahl des Ausdrucks bei Kant eine außerordentliche Vorsicht, die freilich auf stilistische Härten

1) Kant sagt mit Recht in der Kritik der praktischen Vernunft: „Neue Worte zu künsteln, wo die Sprache schon so an Ausdrücken für gegebene Begriffe keinen Mangel hat, ist eine kindische Bemühung, sich unter der Menge, wenn nicht durch neue und wahre Gedanken, doch durch einen neuen Lappen auf dem alten Kleide auszuzeichnen". Der Mathematiker Kummer pflegte denselben Gedanken auch mit Rücksicht auf gewisse mathematische Zeichen auszusprechen. Und doch ist in der Mathematik mit neuen Worten und Zeichen eine Gefahr des Mißverständnisses nicht einmal zu besorgen, während sie für philosophische Begriffe auf der Hand liegt. Will man gerecht sein, so wird man finden, daß die moderne Terminologie mit der Kants sich gar nicht vergleichen läßt, ganz davon abgesehen, daß nirgends ein System zu entdecken ist, das ihr — wie bei Kant — Halt und Bedeutung giebt.

keine Rücksicht nahm. Ihm lag an dem Inhalt der Gedanken mehr als an ihrer äußeren Form; auch legte Kant kein großes Gewicht darauf, die scharfe Gliederung, die einzelne Kapitel auszeichnen, im Druck zur Geltung zu bringen. Das alles entdeckt der Leser erst mit reifendem Verständnis. Wer nur im Texte forscht, kann sprachliche Inkorrektheiten, Abweichungen vom heutigen Gebrauch, dem Kant sich im Original und in späteren Korrekturen nähert, mit Leichtigkeit, niemals aber Inkonsequenzen in der Terminologie oder in den Gedanken selbst mit völliger Sicherheit feststellen. Bei mangelndem Verständnis tritt hier ein gefährliches Hasardieren an die Stelle des Urteils — Kants scharfe, aber immer subtilen Unterschiede wollen nicht im Worte, sondern im Begriffe erfaßt sein.

Erdmann hat sich — wie ohne Rückhalt anerkannt wird — für die Herausgabe vernünftige Prinzipien vorgesetzt. Den Autor und seine charakteristischen Eigenschaften möchte er respektieren. Aber an eine diplomatische Ausgabe scheint nicht gedacht zu werden; dem kann man zustimmen, wenn nur die Reinigung von Fehlern mit vollkommenem Verständnis erfolgt. Die alten Formen taste man nicht ohne Not an, ein gelegentliches „vor sie" stört niemanden, wohl aber darf mit dem nötigen Takt geändert werden, wo Zweideutigkeit den Sinn verdunkeln kann z. B. in Fällen, wo Kant „die letztere" für „die letzteren" schreibt. An sich aber bieten die alten Formen für Leser unserer Zeit keine besonderen Schwierigkeiten. Erdmann verhält sich selbst kritisch gegen Emendationen und Interpretationen, die er vorfindet; er trifft auch gegen sie vielfach das Richtige. Aber wir werden zeigen, daß ihn dabei mehr das Gedächtnis und sprachliche Momente leiten, als eine verständnissichere Herrschaft über die Kantischen Gedanken, zu denen er keine nahe Fühlung erlangt hat. Das beweisen namentlich seine Anmerkungen. Ist jene Fühlung gefunden, so lichten sich auch die schwierigsten Stellen und das Suchen nach „Belegen" wird überflüssig, wo aus dem Gedanken heraus entschieden werden kann.

Wir werden Irrtümer der Kantphilologen an vielen Beispielen nachweisen und entledigen uns damit einer Pflicht. Unverständlich bleibt, warum Erdmann Varianten in sein Verzeichnis aufgenommen hat, derer Hinfälligkeit er selbst erkennt. Sie gehören weder zur Geschichte noch zur Revision des Textes. Soweit es sich um sehr kleinliche Veränderungen handelt, werden wir sie gar nicht berühren. Ob z. B. „soviel möglich" „soviel wie möglich" „soviel als möglich" gelesen wird, ist gleichgiltig. Wichtiger wäre schon ein Eingehen auf die Interpunktion, deren Aenderung leicht Mißverständnisse fördern könnte. Aber es kommt uns vor allem auf solche Korrekturen und Lesarten an, die den Text bedroht erscheinen lassen und namentlich dann mit Beschlag belegt werden müssen, wenn sie grundlos und willkürlich gemacht sind.

Unsere Aufgabe ist undankbar. An einzelne Stellen der Vernunftkritik Bemerkungen anzuheften, bietet nichts Verlockendes. Das Buch ist aus einem wohlgelungenen Gusse und stellt vom ersten bis zum letzten Blatte an den Leser den Anspruch, das Ganze zu übersehen. Darin unterscheidet es sich von allen sonstigen Lehrbüchern z. B. vom schrittweis uns führenden Euklid, aber dieser Unterschied ist in der Natur der Sache gegründet. Wenn Kant in der transcendentalen Aesthetik Raum und Zeit als apriorische Formen der Sinnlichkeit nachweist, so wird das erst verstanden, nachdem auch die Lehre von den Verstandesbegriffen völlig erfaßt ist. Es handelt sich eben um das Erkenntnisvermögen d. h. um einen vollkommenen Organismus, bei dem jeder Teil dem anderen seine Stelle anweist, so daß erst mit dem Ganzen und seiner Idee Verständnis möglich ist. Die Idee des Werks verlangt ferner einen Blick nach den Zielen, die außerhalb seines so scharf abgegrenzten Themas liegen. Da es eine völlig neue und ganze Wissenschaft verspricht, so hat man sich nicht zu beklagen, wenn von ihm ganz besondere Ansprüche an unseren Fleiß, vor allem aber an das Nachdenken gestellt werden. Kants Vertrauen auf die Mitarbeiterschaft der Zeitgenossen hat sich nicht vollkommen erfüllt, seine heute

häufig zitierte Prophezeihung, daß er in hundert Jahren verstanden sein werde, noch weniger. Der Königsberger Philosoph stellt eine Vernunfteinheit her, in der sich die philosophischen Gedanken und Systeme vereinigen. Er hebt den inneren Zwiespalt, der sie so lange getrennt hat, auf und zeigt, daß er in den verschiedenen bis dahin nicht scharf erkannten und deshalb fruchtlos bemühten Funktionen des menschlichen Erkenntnisvermögens seinen Grund hat. So werden alle wahren Gedanken der Menschheit in der Erkenntnislehre und in der Ethik vor einer Täuschung geschützt. Dort behütet die wahrhafte Einsicht den Verstand vor den Erschleichungen der Vernunft, hier die Vernunft vor den Anmaßungen des Verstandes. Wie dort in der Erkenntnislehre der Empirismus begründet wird, so führt Kants Lehre sicheren Schrittes zu einer wahren, praktischen Vernunftlehre. Dort fügt sich Kant in die Gesetze einer Natur, wie sie ist, hier bahnt er ohne Schwärmerei und Ueberhebung, im klaren Bewußtsein der Freiheit und Verantwortlichkeit den Weg, den die Menschheit zu allen Zeiten zu einer idealen Natur vernünftiger Wesen hingewiesen hat. Es ist klar, daß mit einer einseitigen Anerkennung Kantischer Gedanken der alte Zwiespalt immer von Neuem auflebt. Hier sieht Jemand in Kants Grenzbestimmung dogmatischen Empirismus, dort bekämpft man die Grenzbestimmung als den „Hauptzweck" der Vernunftkritik, indem man denselben Fehler begeht. So muß Kant selbst eben denselben Irrtümern seinen Namen leihen, die er für alle Zeiten in einer vollkommen einheitlichen Lehre zu überwinden sich schmeichelte.

Soviel über Kant auch gesprochen und geschrieben wird, — unsere Zeit ist durch den ganzen historischen Verlauf von ihm immer weiter entfernt worden. Das „unerbittliche Gesetz der Notwendigkeit" führt aber immer wieder zu denselben allgemeinen menschlichen Problemen zurück und die Oekonomie der Vernunft gebietet, mit der Kantischen Erbschaft dem Tatonnement ein Ende zu machen, das jetzt in längst ausgetragenen Problemen herrschend ist. Es bleibt somit die Hoff-

nung auf die Zukunft, die zu einer kontinuierlichen Schultradition, einem planmäßigen systematischen mündlichen Unterricht übergehen muß, wenn das Kantische Erbe gerettet und von fremdartigen Bestandteilen gereinigt werden soll. Dazu wollen wir vorerst durch folgende Bemerkungen mit beitragen.

Wir schicken unserer Kritik den Hinweis auf einen sinnentstellenden Druckfehler voraus, der bisher unseres Wissens niemals bemerkt worden ist und der beschämenderweise an vielen Irrtümern mit beteiligt sein möchte die sich an den Begriff der „transscendentalen Apperzeption" anreihen. Wie man sehr oft in einer „reinen Vernunft" ohne Weiteres eine „absolute Vernunft" erblickt hat, so ist auch die „reine, ursprüngliche Apperzeption" der Anlaß gewesen, zu absoluten Bestimmungen mit dem Vorgeben zurückzukehren, Kantische Lehre weiterzuentwickeln. Daß es sich bei jenem Begriffe nur um die letzte, aus allen Erkenntnisurteilen abzuscheidende Form der Gedanken und damit um die erste Voraussetzung aller reinen, formalen und somit aller Erkenntnis überhaupt handelt d. h. um eine völlig legitime Abstraktion, hat Kant in der transscendentalen Deduktion der Kategorien vollkommen begründet, wie er denn in den Paralogismen der rationalen Seelenlehre zugleich feststellt, daß sich an den nicht zur Klarheit gebrachten Gedanken alle Irrtümer der dogmatischen Metaphysik anheften, wie sie unmittelbar nach Kant wieder aufgetaucht sind. Diese transscendentale Apperzeption stellt synthetische Einheit des gegebenen Mannigfaltigen her und bedeutet die Identität des Bewußtseins in allen unseren Vorstellungen, die ja selbst sehr verschieden sind. Ohne diese beharrliche Identität des formalen Bewußtseins würden Vorstellungen weder als übereinstimmend noch als verschieden erkannt werden können. Aber man hat kein Recht, aus dieser formalen Bedingung, die selbst erst aus dem empirischen Bewußtsein abgeschieden worden ist, auf ein realiter isolierbares nur nach transscendentalen Begriffen feststellbares Subjekt zu schließen, wie es überall da geschehen ist, wo man transscendental-philosophisch in der Seele

selbst ein Noumenon zu erkennen vermeinte. Zu diesem Irrtum kann nun jener Druckfehler in der Kritik mit beitragen, weil er in der That die transscendentale Apperzeption als völlig isoliert erscheinen läßt. Es heißt nämlich im § 16 der Deduktion von dem „Ich denke“: „Diese Vorstellung aber ist ein Aktus der Spontaneität d. i. sie kann nicht als zur Sinnlichkeit gehörig angesehen werden. Ich nenne sie die reine Apperzeption, um sie von der empirischen zu unterscheiden, oder auch die ursprüngliche Apperzeption, weil sie dasjenige Selbstbewußtsein ist, was, indem es die Vorstellung Ich denke hervorbringt, die alle andere muß begleiten können und in allem Bewußtsein ein und dasselbe ist, von keiner weiter begleitet werden kann.“ Man sieht nicht leicht, daß dieser Satz einen Widerspruch enthält und dennoch ist es so. Die (im Text nicht) ausgezeichneten Worte würden das Gegenteil von dem sagen, was die „transscendentale Apperzeption“ bedeutet. Wenn sie jede Vorstellung begleiten kann, so muß sie selbst auch von einer jeden begleitet werden können. Zweifellos muß es also heißen: „Ich nenne sie ..... auch die ursprüngliche Apperzeption, weil sie ..... von keiner weiter abgeleitet werden kann.“ Das unterscheidet sie eben als „obersten Grundsatz aller objektiven Erkenntnis von der empirischen Apperzeption, die wie es im § 18 heißt „auch nur von der (transscendentalen) unter gegebenen Bedingungen in concreto abgeleitet ist“ .... Jenes „keiner weiter“ kann unbedenklich entweder auf „Vorstellung“ oder auf „Apperzeption“ bezogen werden. Der Sinn ist der gleiche. Der Druckfehler steht fest und ist auch als solcher sehr naheliegend.

Bei dieser Gelegenheit mag eine allgemeine Bemerkung über Kants Methode überhaupt einfließen, die wie natürlich einem immer geübten Verfahren entspricht. Bei Kant ist es wissenschaftlich, weil er sich nur mit dem scharf abgesonderten Gegenstande — der reinen synthetischen Erkenntnis apriori — und zwar systematisch beschäftigt. Kantische Vorarbeit schreitet schrittweis von der gegebenen Erkenntnis zu ihren Be-

dingungen und seine Deduktionen gehen den umgekehrten Weg in der Kritik, um die Einsicht in die Erkenntnis selbst mit Gründen herzustellen. Aehnlich stellen wir immer Ordnung wenn auch in minder hohem und abstraktem Gebiete her. Die Mehrzahl aller Völker rechnet nach dem Dezimalsystem und man nimmt hier einen Zusammenhang mit der Thatsache an, daß der Mensch zehn Finger hat und sich ihrer beim Rechnen zuerst bedient hat. Hier ist es jedermann klar, daß die letzte Thatsache nicht davon abhängt, daß die Menschen nach dem Dezimalsystem rechnen, sondern daß es sich umgekehrt verhält. Analoge Fragen stellt sich Kant fast bei jeder Materie, die er behandelt. Was hier Schwierigkeiten macht, ist eben das Verhältnis der apriorischen Erkenntnis zur Erfahrungserkenntnis. Diese ist immer zeitlich das erste und dennoch ist das Ordnungsverhältnis ein umgekehrtes. Kant stellt so fest, daß das moralische Gesetz die Bedingung sei, unter der wir uns erst der Freiheit bewußt werden können und behauptet demnach, daß das moralische Gesetz die ratio cognoscendi der Freiheit sei. Nichtsdestoweniger ist die Freiheit der Grund des moralischen Gesetzes d. h. die ratio essendi. Aehnlich verhält es sich in der Erkenntnis. Um apriorische Erkenntnis abscheiden zu können, mußte Erfahrungserkenntnis vorausgegangen, von der sich jene absondern ließ. So ist also diese die ratio cognoscendi jener, während die formalen Funktionen Bedingungen der empirischen sind. Kants Wege sind leicht erkennbar, wenn man sich nur seinen immer gleichmäßigen Gedankengang zur Klarheit gebracht hat.

Wir werden nunmehr die „Textkritik“ an Beispielen prüfen, ohne dabei Vermutungen irgend einen Spielraum zu lassen. Unsere Seitenhinweise beziehen sich auf die zweite Originalausgabe, wo es nicht anders bemerkt ist. Nötigenfalls betonen wir zum besseren Verständnis Stellen, die im Text nicht ausgezeichnet sind. Wo wir selbst aus demselben Grunde Einschiebungen machen, soll es durch eckige Klammern gekennzeichnet werden. Die Korrekturen entnehmen wir der Schrift von Erdmann, ohne

auf die Bemerkungen einzugehen, die den Vorschlägen oder Interpretationen zu Grunde liegen mögen.

1. Wir beginnen mit einer merkwürdigen Hypothese, die an Kants so einfache Lehre vom synthetischen Urteil a priori sich anrankt. Kant erkennt zum ersten Male, daß die Mathematik mit Axiomen als synthetischen Urteilen a priori anhebt und mit ihnen nach dem Satze des Widerspruchs weiterschreitet. Er fügt nach hinreichender Exposition S. 16 die Bemerkung hinzu, daß selbst die analytischen Grundsätze ($a = a$, $a + b > a$) „in der Mathematik nur darum zugelassen" werden, „weil sie in der Anschauung können dargestellet werden." Kant fährt darauf fort: „Was uns hier gemeiniglich glauben macht, als läge das Prädikat solcher apodiktischen Urteile schon in unserem Begriffe und das Urteil sei also analytisch, ist blos die Zweideutigkeit des Ausdrucks." Hier ist nun wirklich der Sinn völlig klar; das hier bezieht sich auf die Worte „in der Mathematik" und Kant spricht von synthetischen Urteilen a priori, die Beziehung auf die angeführten analytischen ist völlig ausgeschlossen. Leidet der Passus an einem Schönheitsfehler, so ist die bekannte Versetzungshypothese das Muster einer Hypothese, wie sie nicht sein soll. Sie ist nicht kontrolierbar, entspringt keinerlei Bedürfnis und wenn man mit Gewißheit sagen könnte: Die Worte sind hier verstellt oder Kant hat hier was sehr oft in der Kritik geschehen sein mag, einen Satz eingeschoben — so änderte sich an den Gedanken, die ohnedies klar sind, nicht das mindeste. Erdmann scheint diese Auffassung ungefähr zu teilen, hält sich aber die Vermutung offen, daß eventuell die Bemerkung auf die „Grundsätze der Arithmetik" zu beziehen sei, was ebensowenig richtig, als jene Versetzungshypothese berechtigt ist. Kants Hinweis bezieht sich auf alle mathematischen Begriffe, an denen für den Leser schon eine Reihe von Prädikaten nothwendig haften, so daß er die Urteile — wie die ganze vorkantische Philosophie — für analytisch d. h. auf dem Satze des Widerspruchs beruhend zu halten und den wahren Grund, die reine Anschauung, zu verkennen verführt sind.

2. Eine Seite vorher wird ohne Grund „5 zu 7“ für das Kantische „7 zu 5“ gesetzt, eine trotz der vorhergehenden Worte völlig belanglose und inkonsequente Korrektur (die „Summe von 7 und 5“ bleibt an derselben Stelle unangetastet); für diese Aenderung werden vier Namen als Sigill gegeben. Unverständlich wie sie ist die ganz unnötige Einschiebung der Worte „über ihn“ in das „soweit hinausgehen“ auf S. 18 Zeile 5 von unten.

3. Wir kommen nun zu einer Stelle, die zu einer Erörterung des Begriffs „transscendental“ den Anlaß giebt. Die erste Auflage schreibt (S. 12): „Ich nenne alle Erkenntnis transscendental, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unseren Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt beschäftigt.“ Die markierten Worte sind S. 25 der zweiten Auflage wie folgt verändert: „sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll überhaupt beschäftigt.“ Mellin hat hier vollkommen richtig das „Gegenständen überhaupt“ wieder hergestellt. In der That sagen die beiden Sätze sachlich völlig dasselbe. Erdmann findet dennoch, daß durch Mellins Aenderung ein Widersinn entsteht. Nunmehr sollen die S. 80 als transscendental charakterisierten Erkenntnisse 1. daß „weder der Raum noch irgend eine geometrische Bestimmung . . . empirischen Ursprungs sei.“ 2. [die Möglichkeit] „wie sich beide gleichwohl a priori auf Gegenstände der Erfahrung beziehen können“ nicht mehr in „die Erkenntnisart von Gegenständen überhaupt“ hineinpassen. Der Textkritiker verweist dabei auf S. 80, wo aber steht: „Der Unterschied des Transscendentalen und Empirischen gehört also nur zur Kritik der Erkenntnisse und betrifft nicht die Beziehung derselben auf ihren Gegenstand“ d. h. nicht den Inhalt. Kant kritisiert den „transscendentalen Gebrauch der Begriffe Raum, Zeit und der Kategorien des Verstandes und das heißt ihren Gebrauch von Gegenständen überhaupt“ oder von allen Gegenständen ohne Unterschied. Das Resultat der Kritik ist negativ und verhütet den Irrtum, jene Begriffe auf die Dinge überhaupt und an sich selbst

zu beziehen, sie sind zwar apriori möglich aber nur von objektiver Realität, sofern sie auf Erscheinungen d. h. auf mögliche Erfahrung überhaupt angewandt werden. Sowohl in positiver als negativer Fassung giebt das Resultat Aufschluß über unsere „Erkenntnisart von Gegenständen überhaupt, sofern diese a priori möglich sein soll!“

Weshalb hat Kant die Veränderung vorgenommen? Hierauf geben die Prolegomena Antwort, die sich gegen Garve-Feder ob des Mißbrauchs des Begriffes transscendental erwehren, wie er bis zum heutigen Tage nicht geschwunden ist. Transscendental ist ursprünglich für Kant jede Erkenntnis von Objekten aus reinen Verstandesbegriffen, wie sie vermeintlich in der dogmatischen Ontologie vorliegt. Die Schwierigkeiten der Terminologie beginnen für ihn in dem Augenblicke, wo er entdeckt, daß Raum und Zeit nicht im Verstande, sondern in der Sinnlichkeit entspringen. Das ändert mit einem Schlage den Charakter der mathematischen Begriffe und Urteile, legt den formalen Sinn der Kategorien bloß, die — transscendental gebraucht — auch den Begriff vom Raume zweideutig machen. So wird eine transscendentale Deduktion notwendig, die über die „Erkenntnis von Gegenständen überhaupt entscheidet“, sofern sie „a priori möglich sein soll.“ Die Sinne restringieren den Verstandesgebrauch; sie realisieren den Verstand, der aber als Quell der Begriffe a priori von Dingen überhaupt, eines Mannigfaltigen überhaupt sich von jeder sinnlichen Beimischung absondern lässt. So setzt er aller Erkenntnis selbst eine scharf bestimmte Grenze, schränkt wiederum die sinnliche Erkenntnis ein und behält ein Feld, den leeren Raum des Verstandes, den die Vernunft ohne Anspruch auf das Erkennen eines Objekts mit Ideen besetzen kann. — Nebenbei, wenn man heute auf Hume „zurückgeht“, so wird nicht erkannt, daß in vielen Punkten der Rückgang auf einen etwas anderen „Kant“ geht d. h. auf ihn, soweit er noch nicht zur Klarheit gelangt ist.

4) Von erstaunlich verständnisloser Kühnheit sind die Veränderungen, die Erdmann für Seite 44 und Seite 56 berichtet.

Kant sagt an der ersten Stelle, daß keiner „subjektiven auf etwas äusseres bezogenen Vorstellung" außer dem Raume „genau zu reden" „Idealität" zukomme und Laas hat wirklich dafür „Realität" lesen wollen, während doch die Empfindungen den einzigen realen Stoff aller Erkenntnisse abgeben. Umgekehrt wollen Laas, Vaihinger, Adickes, Vorländer auf Seite 56 das Wort „Realität" in „Idealität" verwandelt wissen! Es heißt dort: Diese Realität des Raumes und der Zeit läßt übrigens die Sicherheit der Erfahrungserkenntnis unangetastet: denn wir sind derselben ebenso gewiß, ob diese Formen den Dingen an sich selbst, oder nur unserer Anschauung dieser Dinge notwendig anhängen." Der § 7, in dem diese Worte stehen, beginnt mit dem Gegensatze „empirischer und absoluter Realität." Auf die Worte selbst folgt wieder: „Dagegen die, so die absolute Realität . . . behaupten . . . Diese Realität ist also die empirische. Es ist kein Zweifel, daß der Text richtig ist.

5) Ebendasselbe gilt für S. 49: „Diese letztere findet dagegen sehr wohl statt, wenn die Zeit nichts als die subjektive Bedingung ist, unter der alle Anschauungen in uns stattfinden." Erdmann und Adickes verbessern ohne Grund für alle „allein;" denn selbst die an anderer Stelle gebrauchte Wendung kann doch nicht zur Veränderung berechtigen. Kant hatte das Recht mit seinen Worten zu wechseln und wenn er Lieblingswendungen hatte, so wird er, wie andere Schriftsteller auch, eher versucht haben, sich von ihnen frei zu machen als sich von ihnen beherrschen zu lassen. Aber an der angeführten Stelle will er von allen Anschauungen sprechen, die Korrektur verändert den Sinn. Man vergleiche nur § 6a mit der Parallelstelle S. 42a und ebenso die Abschnitte b) bei Raum und Zeit, um sich von der Richtigkeit des Textes zu überzeugen.

6) Als Curiosa mögen hier zwei Korrekturen folgen, die sich an Mellins Namen knüpfen. S. 72: „es mag sein, daß alles endliche denkende Wesen hierin mit dem Menschen notwendig übereinkommen müsse." Mellin verbessert hier in alle,

die Pluralform für das Verb wird aber vom Setzer in seiner Berichtigung vereitelt. Nun steht als seine Korrektur: „Daß alle endliche . . . müsse“ bei Erdmann. Auch hier kann man den Grundtext ruhig bestehen lassen.

Der Druckfehlerkobold, der hier bei Mellin im Spiel war, offenbart sich im anderen Falle bei Erdmann. S. 321 heißt es: „Dagegen sind die innern Bestimmungen einer substantia phaenomenon im Raume nichts als Verhältnisse und sie selbst ganz und gar ein Inbegriff von lauter Relationen.“ Mellin verbessert lediglich grammatisch mit Recht „und sie selbst ist ganz“, während seine Korrektur bei Erdmann als „und selbst“ gegeben wird. Er fügt hinzu „ein offenbares Mißverständnis,“ das freilich nicht auf Rechnung Mellins zu stellen ist.

7) Von großer Schwierigkeit erscheint auf den ersten Blick eine Stelle S. 67: „Nun ist das, was als Vorstellung vor aller Handlung irgend etwas zu denken, vorhergehen kann, die Anschauung, und wenn sie nichts als Verhältnisse enthält, die Form der Anschauung, welche, da sie nichts vorstellt, außer sofern etwas im Gemüt gesetzt wird, nichts anderes sein kann als die Art wie das Gemüt durch eigene Thätigkeit, nämlich dieses Setzen ihrer Vorstellung, mithin durch sich selbst affiziert wird, d. i. ein innerer Sinn seiner Form nach.“ Dieses Setzen „ihrer Vorstellung“ bezieht sich auf den unmittelbar vorausgehenden Gedanken, nach dem etwas im Gemüt gesetzt wird; die Korrektur in „seiner Vorstellung“, die von Kirchmann, Erdmann, Adickes, Vorländer berichtet wird, verleitet zu dem Gedanken, daß das „Gemüt seine Vorstellung“ setze, während es ersichtlich heißen muß: „nämlich dies Setzen seiner Vorstellungen.“ Das Gemüt, sagt der Gedanke, wird durch eigene Thätigkeit d. h. durch sich selbst affiziert und die Form der Anschauung giebt die Art an, in der diese nicht auf Spontaneität beruhende Thätigkeit — das Setzen der Vorstellungen im Gemüt — sich vollzieht. Es ist wohl durch diese Stelle, die man verkannt hat, mancher Irrtum entstanden. Die Art der Thätigkeit, durch die das Gemüt durch sich selbst affiziert

wird, trägt dem Moment Rechnung, daß das zwar spontane denkende Ich dennoch das Mannigfaltige im Subjekt nicht selbstthätig hervorbringt. Kant giebt sich in allen diesen Untersuchungen die größte Mühe nachzuweisen, daß so wenig der Intellekt von den Sinnen abhängig ist, ihm doch kein Vermögen der Anschauung zukomme. Wir wollen noch etwas näher auf diese Gedanken eingehen, da sie offenbar die schwierigsten in der Vernunftkritik sind. Wir unterscheiden mit Recht Gegenstände des äußeren Sinns von dem Gegenstande des inneren Sinns, dem Subjekt. Daß wir äußere Gegenstände nur erkennen, sofern sie in der Anschauung erscheinen ist klar, wir haben es wirklich hier nur mit dem „Verhältnis eines Gegenstandes auf das Subjekt in seiner Vorstellung" zu thun. In diesem Verhältnis kann nicht das „Innere, was dem Objekt an sich zukommt" enthalten sein d. h. wir können aus dem Verhältnis die Bedingungen des erkennenden Subjekts, das uns immer an die formalen Verhältnisvorstellungen des Raums weist, nicht herauslösen, ohne das „Verhältnis" selbst aufzuheben. Es bleibt dann in der Erkenntnis nichts übrig. Analog steht es beim „Gegenstande des inneren Sinns." Hier haben wir auch nur Vorstellungen, denen die „Verhältnisse" des „Nacheinander-, des Zugleichseins und dessen, was mit dem Nacheinandersein zugleich ist (des Beharrlichen)" in der Vorstellung der Zeit zugrunde liegen. Durch diese Verhältnisse wird nichts „schlechthin-Inneres" gegeben. Die Zeit kann also nichts anderes sein als die „Art, wie das Mannigfaltige im Gemüte beisammen ist" oder was dasselbe ist die Art, in der das Gemüt durch sich selbst von innen affiziert wird, ohne daß man bis zum Grunde der Affektion in der Erkenntnis gelangen könnte. Wir bringen also durch den Verstand das („gegebene") Mannigfaltige nicht hervor, sondern verbinden es bloß den Formen d. h. der Art gemäß, in der es in den Sinnen vorgestellt wird. Von einem absoluten Subjekt, das sich selbst und sich ein Nichtich gegenübersetzen könnte, ist hier, um mit Kantischen Worten zu sprechen, überall nicht die Rede!

8) S. 92: „Der Verstand wurde oben bloß negativ erklärt:" Erdmann bemerkt: „Eine solche negative Erklärung fehlt im Vorhergehenden." Aber sie ist thatsächlich S. 89 gegeben und braucht hier umsoweniger „hineingelesen" zu werden, als nach den Worten Erdmanns selbst, die Worte S. 89 über eine „bloß negative Erklärung nicht hinausgehen". Erdmann verweist hier auf Adickes und ich weiß nicht, was er bekämpft. Wenn Kant S. 89 die Elemente der reinen Verstandeserkenntnis 1) als reine und nichtempirische Begriffe 2) als nicht zur Anschauung und zur Sinnlichkeit . . . gehörig kennzeichnet und wenn er schreibt: „Der reine Verstand sondert sich nicht allein von allem Empirischen, sondern sogar von aller Sinnlichkeit völlig aus", so ist sein Hinweis völlig gegründet. Kant setzt die negative Erklärung S. 92 zunächst fort, indem er noch ein ferneres Element ausschliesst. Negativ erklärt also Kant: Der Verstand ist kein sinnliches Erkenntnisvermögen und er ist auch kein Vermögen der Anschauung d. h. einer ursprünglichen Anschauung (intuitus originarius).

9. Bei dieser Gelegenheit knüpfen wir an Bemerkungen an, die sich auf den Kantischen Unterschied von Sinnlichkeit und Erfahrung beziehen. Der von Erdmann mehr diskutierte, als beanstandete Passus S. 120 enthält eine vollständig korrekte Disjunktion der Gedanken und soll von uns zergliedert werden. Es heißt dort: „Dagegen fängt mit den reinen Verstandesbegriffen das unumgängliche Bedürfnis an, nicht allein von ihnen selbst, sondern auch vom Raum die transscendentale Deduktion zu suchen, weil, da sie von Gegenständen nicht durch Prädikate der Anschauung und der Sinnlichkeit, sondern des reinen Denkens a priori redet (reden) sie sich auf Gegenstände ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit allgemein beziehen, und die, da sie nicht auf Erfahrung gegründet sind, auch in der Anschauung a priori kein Objekt vorzeigen können, worauf sie vor aller Erfahrung ihre Synthesis gründeten . . ."

Der Gedanke ist folgender:

1. die Kategorien reden nicht durch Prädikate der An-

schauung und der Sinnlichkeit und beziehen sich deshalb (als Prädikate des reinen Denkens a priori) auf Gegenstände ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit allgemein.

2. sie sind nicht auf Erfahrung gegründet und können deshalb auch kein Objekt in der Anschauung a priori vorzeigen, das ihre Synthesis a priori begründen könnte.

Was hieran unmittelbare oder mittelbare Tautologie sein sollte, ist unklar. Desgleichen ist unklar, was Erdmanns Behauptung, daß Kant gelegentlich Sinnlichkeit und Erfahrung als Wechselbegriffe gebrauche, erklären sollte. Kants ganze Lehre ruht nun aber auf diesem Unterschiede, den er zum ersten Male in der Philosophie richtig bestimmt. Wo es nötig ist, macht Kant ihn immer geltend, so daß man sicher sein kann, daß Mellin mit seiner Korrektur für S. 130 das Richtige getroffen hat. Er setzt dort für der „sinnlichen und nichtsinnlichen Anschauung" die Worte der „empirischen und nichtempirischen Anschauung." In der That ist der Text hier falsch und führt leicht zum Irrtum. Der Text S. 120 aber fordert nur die kleine Korrektur „reden" für „redet".

10. Vaihinger verändert S. 98 der 1. Aufl. in der Stelle: „Damit nun aus diesem Mannigfaltigen Einheit der Anschauung werde (wie etwa in der Vorstellung im Raume) . . ." die gesperrten Worte in „Einheit der inneren Anschauung." Wenn Kant alle Vorstellungen als Modifikationen des Gemüts zum inneren Sinne rechnet, also sie samt und sonders der Zeit als formaler Bedingungen unterworfen zeigt, so behauptet er doch: „Aeußerlich kann die Zeit nicht angeschaut werden, so wenig als der Raum, als etwas in uns." Der Text ist richtig, es handelt sich nicht darum, wie aus äußerer Anschauung innere gemacht werden könne, sondern um Einheit der sinnlichen Anschauung überhaupt. Unberechtigt ist auch Vaihingers Korrektur für S. 204, wo er das „Schema eines Begriffs in der äußeren Erscheinung" setzen will. Es handelt sich um das Schema eines „reinen Begriffs der äußeren Erscheinung", nicht um einen „Begriff in der Erscheinung", was einen Nonsens giebt.

11. S. 102 spricht Kant von Raum und Zeit als „Bedingungen der Rezeptivität unsers Gemüts, unter denen es allein Vorstellungen von Gegenständen empfangen kann, die mithin auch den Begriff derselben jederzeit affizieren müssen." Vaihinger treibt dem Satze den Grundgedanken der Kantischen Elementarlehre aus und ändert, „die mithin auch dasselbe. . . ." Es handelt sich um die Frage, wie durch „Begriffe" Erkenntnis von Objekten möglich ist. Diese Begriffe sind leer, sofern nicht durch sie Einheit der Synthesis eines Mannigfaltigen bewirkt ist; es sind bloße Gedankenformen ohne einen Inhalt, der sie affizierte.

12. Ein Irrtum desselben Textforschers entspringt aus einer Verkennung der Kategorienableitung, mit dem sich falsche Vorstellungen von Kants Verwerfung der mathematischen Methode in der Philosophie verquicken. Vaihinger behauptet, daß S. 109 „systematisch" für „mathematisch" gesetzt werden müsse und Erdmann hält die Korrektur für „sehr wahrscheinlich." Aber die Auszählung der Kategorien ist mathematisch, eine einfache Zuordnung und tangiert die Kantische Auffassung jener Methode nicht im mindesten. Er selbst hat einen Freund mit Rücksicht auf seine mathematische Kombinationsgabe zur Bearbeitung der Kategorien aufgefordert. In einem alten Lehrbuche der Kombinatorik findet sich geradezu ein Hinweis auf die S. 102 ff. der Kritik. Die Kategorientafel kann zur „mathematischen" Abteilung in der Philosophie nach bestimmten Prinzipien benutzt werden, ohne daß damit gegen Kant verstoßen wird. Das geschieht auch nicht, wenn „formal logische" Prinzipien weiterhin benützt werden, obwohl sie zu metaphysischen Beweisen nicht ausreichen. Es giebt mathematisch genau zwei, nicht mehr und nicht minder, Formen der Anschauung — wird man daran im mindesten Anstoß nehmen? Die logische Disjunktion hat nur zwei Glieder (A und Non A), das alles berührt Kants Stellung zur Mathematik nicht.

13. S. 108 verbessert Vaihinger „Gegenwart" in „Gegenwirkung", aber „Gegenwart" ist eine Prädikabilie der Gemein-

schaft. Selbst die Hinweise Kants unterliegen seiner Willkür. Weist Kant S. 143 auf § 13 (man vergl. S. 128, die im Original zu § 13 gehört), so verbessert Vaihinger § 10. Es liegt übrigens kein Grund von Bedeutung vor, den Abschnitt Seite 124 durch § 14 zu bezeichnen, wohl aber werden durch diese an sich harmlose Ergänzung frühere Hinweise auf den § 13 gestört, wie schon das Beispiel zeigt.

14. Schwierig ist eine Stelle S. 114, aber hier entdeckt sich leicht ein Versehen, wie es Kant öfters widerfahren ist. „Woraus erhellt, daß diese logische(n) Kriterien der Möglichkeit der Erkenntis überhaupt die drei Kategorien der Größe . . . . durch die Qualität eines Erkenntnisses als Prinzips verwandeln." Erdmann schlägt für „verwandeln" „verwerten" vor, weiß aber, daß dadurch die Schwierigkeit nicht gehoben wird. Sie schwindet, wenn man interpretiert „durch die Qualität als eines Erkenntnisprinzips" und mit minimaler Korrektur „durch die Qualität eines Erkenntnisses als Prinzip verwandeln" im Text liest. Die logischen Kriterien . . . verwandeln die Kategorien, ohne die Kategorientafel dadurch zu erweitern. An derselben Stelle ist die Korrektur Hartensteins „desselben" unberechtigt; Erdmanns Vermutung ist richtig. In der Parenthese spricht Kant von dem „Objekt der Möglichkeit". — Seite 119 Zeile 14 bezieht sich das „diesen" auf die „reinen Begriffe a priori", die Korrektur „dieser" ist aber für den Text belanglos.

15. Wo man nach eigenem Bekenntnis einen Satz nicht konstruieren kann, darf zu allerletzt eine Einschiebung in Vorschlag gebracht werden. Die von Erdmann (S. 158) vermisste Konstruktion ist folgende: „. . . ich existiere als Intelligenz, die sich lediglich ihres Verbindungsvermögens bewußt (ist), in Ansehung des Mannigfaltigen aber, das sie [die Intelligenz] verbinden soll, einer einschränkenden Bedingung, die sie [die Intelligenz] den inneren Sinn nennt, unterworfen ist [das „ist" fehlt im Text], die [fehlt im Text] jene Verbindung nur nach Zeitverhältnissen, welche ganz außerhalb den eigentlichen Verstandesbegriffen liegen, anschaulich machen, und sich daher selbst doch nur er-

kennen kann, wie sie [die Intelligenz], in Absicht auf eine Anschauung (die nicht intellektuell und [nicht] durch den Verstand selbst gegeben sein kann), ihr [sich] selbst bloß erscheint nicht wie sie sich erkennen würde, wenn ihre Anschauung intellektuell wäre." Eine harte Zumutung liegt in diesem Satze, die Gedanken aber sind mit minimaler Korrektur herzustellen. Erdmanns Einschiebung ist falsch, auch ist die Betonung von Anschauung richtig.

16. Ueberaus schwer verständlich ist eine Bemerkung Erdmanns, die sich auf eine andere Stelle der „Kategoriendeduktion" bezieht.

Bei Kant steht S. 154: „Die Apperzeption und deren synthetische Einheit ist mit dem inneren Sinne so gar nicht einerlei, daß jene vielmehr, als der Quell aller Verbindung, auf das Mannigfaltige der Anschauungen überhaupt unter dem Namen der Kategorien, vor aller sinnlichen Anschauung auf Objekte überhaupt geht; . . ." Hier sollen die Einschiebungen den Sinn verderben, während die Beseitigung des Kommas nach „Kategorien" diesen Sinn herstellen könnte. Aber dies Komma ist für den Sinn in Wahrheit gleichgültig; der Gedanke aber unterliegt — mit und ohne Komma — nicht den mindesten Bedenken: Die Apperzeption . . ., indem sie unter dem Namen der Kategorien auf das Mannigfaltige der Anschauungen überhaupt gerichtet ist, geht vor aller sinnlichen Anschauung auf Objekte überhaupt. Erdmanns Bemerkung: „Kant bezieht die synthetische Einheit der Apperzeption nirgends auf Dinge überhaupt, während die Beziehung der Kategorien auf Dinge überhaupt eine Voraussetzung der transscendentalen Deduktion bildet" verfehlt den ganzen Gedanken. Der Zusammenhang der Kategorien und der transscendentalen Apperzeption kann ihm nicht klar geworden sein. Wir wollen über die Bezeichnung „Voraussetzung" nicht mit ihm hadern, obwohl es sich um eine Feststellung handelt. Aber hier ist der wichtigste Punkt, in dem sich der Irrtum der dogmatischen Metaphysik bloslegt, von dem Kritiker verfehlt. Eben daß durch Kategorien Objekte

überhaupt gedacht werden, giebt den Anlaß zur Deduktion. Dabei zeigt sich, daß die Kategorie eine höhere qualitative Einheit, die transscendentale Apperzeption schon voraussetzt. Diese transscendentale Apperzeption geht auf alles, auf das die Kategorien auch gehen — während die objektive Realität der Gedanken nur mit Rücksicht auf Gegenstände der Erfahrung erwiesen werden kann. Es gilt sonst alles, was von den Kategorien gesagt wird, a fortiori von der Apperzeption, die das Vehikel aller Begriffe d. h. der erkennende reine Verstand selber ist. Der Verstand sondert sich aus allem Sinnlichen aus, Kategorien und Apperzeption sind rein intellektuell und somit die Bedingungen, Objekte überhaupt, Gegenstände überhaupt, ein Mannigfaltiges der Anschauung überhaupt zu denken — nur ist dies Denken noch kein Erkennen. Der Mensch kann, wie er es immer gethan hat, Objekte überhaupt denken, obwohl er bestimmte Objekte nur in der Erfahrung finden kann. Jener Gedanke bedeutet die Möglichkeit, auch Dinge zu denken, für deren Möglichkeit als Objekte er eine intellektuale Anschauung zu grunde legen müßte. Für den Menschen bedeutet das einen Begriff seiner Form nach, ein Gedankending, dem in seiner Erkenntnis nichts entsprechen kann. Aber der Mensch kann auch reine Begriffe synthetisch mit einander verknüpfen, nur kann er die objektive Realität seiner Verknüpfungen nicht immer legitimieren. In obiger Stelle ist der Text völlig zu adoptieren, weil er richtig und wie gezeigt sehr leicht zu interpretieren ist.

17. Als ein Beispiel für die unter den verschiedenen Auflagen getroffene unkritische Auswahl mag das folgende dienen. Kant sagt S. 162: „Wenn ich also z. B. die empirische Anschauung eines Hauses durch Apprehension des Mannigfaltigen desselben zur Wahrnehmung mache“. Der Text ist richtig, und entspricht dem Kantischen Begriff. Zum Ueberfluß wird in demselben Absatze der Unterschied zwischen der Synthesis der Apprehension und der der Apperzeption mit dem Hinweis auf jene „Synthesis der Apprehension“ nochmals an die Hand ge-

geben und auch darüber hinaus in einer Anmerkung auf derselben Seite nochmals erläutert. Trotzdem drucken Rosenkranz, Hartenstein und Adickes den Fehler der 4. und 5. Auflage ab, der an jener Stelle „Apperzeption" für „Apprehension" setzt. Und für Seite 246 erscheint eine analoge „Verbesserung", die Wille verdankt ist. Dort heißt es: „Ist aber diese Synthesis eine Synthesis der Apprehension (des Mannigfaltigen einer *gegebenen Erscheinung*), so ist die Ordnung im Objekt bestimmt, oder, genauer zu reden, es ist darin eine Ordnung der successiven Synthesis, die ein Objekt bestimmt, nach welcher etwas notwendig vorausgehen, und wenn dies gesetzt ist, das andere notwendig folgen müsse". Eben weil es so ist, kann diese Synthesis der Apprehension (die Wahrnehmung) zur synthetischen Einheit der Apperzeption (des bestimmten Gedankens) nach dem Begriffe von Ursache und Wirkung gebracht werden. Auch hier ist der Text richtig.

18. Wir schließen hier gleich ein anderes Beispiel an, bei dem ohne Grund und wider Kants Absichten die Betonung gewechselt wird. Seite 165 heißt es: „Es muß Erfahrung dazukommen, um die letztere(n) *überhaupt* kennen zu lernen; von Erfahrung aber überhaupt, und dem, was als ein Gegenstand derselben erkannt werden kann, geben allein jene Gesetze a priori die Belehrung". Die 3. bis 5. Auflage und mit ihr sechs Herausgeber nehmen dem ersten „überhaupt" seine Betonung, während Vaihinger sie auf das zweite überhaupt überträgt. In dem Satze beziehen sich die beiden Worte „die letztere" auf die besonderen Gesetze, von denen im vorhergehenden Satze gesprochen wird, die man *überhaupt* erst kennen lernt, wenn Erfahrung hinzukommt. Man kann und muß hier übrigens trotz der bei Kant häufigen Form, „die letzteren" korrigieren, um ferneren Irrtümern vorzubeugen. Die Betonung der 2. Auflage ist die richtige.

19. Willkürlich und zwecklos ist die Ausmerzung des sehr guten Wortes „unberührt" (Seite 175) durch „unberücksichtigt" nach dem Vorschlage Vaihingers. Die von Kant erwiesene und

allein interessierende Dignität der Begriffe a priori bleibt in der That bei jeder Untersuchung a posteriori unberührt, weil sie eben nur das Faktum feststellt. Analog bleibt zum Beispiel bei der bloßen Feststellung optischer Erscheinungen die Frage nach der Natur der ihnen zugrunde liegenden mechanischen Vorgänge unberührt. Warum jener andere Ausdruck vorgezogen werden sollte, das ist gar nicht zu verstehen. Der hier vorliegende Gedanke ist, wie nebenbei bemerkt werden soll, überall nicht zur Klarheit gekommen, wo man von der „Hypothese" von Erkenntnisprinzipien (Causalsatz, Satz von dem Beharren der Substanz etc.) spricht. Die Hypothese enthält Urteile, deren Wahrheit noch nicht vollkommen eingesehen worden ist; das Recht auf die Hypothese überhaupt leitet sich aber aus Prinzipien ab, die selbst keinem Zweifel unterliegen dürfen und können. Die Induktion läßt dem Zweifel noch einen Spielraum, sie selbst aber gründet sich nur auf formale Grundsätze, die in der That vor jedem besonderen Urteil schon gedacht werden. In Ansehung der reinen Begriffe (und Grundsätze) a priori ist jede empirische Deduktion „ein eiteler Versuch", „womit sich nur derjenige beschäftigen kann, welcher die ganz eigenthümliche Natur dieser Erkenntnisse nicht begriffen hat". Gesetze, die erst die Erfahrungserkenntnis formal konstituieren, und die jene in concreto darstellenden empirischen Gesetze werden bis zum heutigen Tage nicht streng auseinandergehalten und doch würde mit der Aufhebung des so wichtigen und klaren Unterschieds die Aufgabe der Erkenntniskritik selbst hinfällig und sinnlos werden. Dass die Einsicht in diesen Gedanken nicht leicht ist, folgt schon daraus, daß er so spät in der Philosophie zu klarem, deutlichem Bewußtsein geführt hat. Wer ihn versteht, ist damit der Vernunftkritik verfallen, die sonst auch nicht das mindeste Interesse beanspruchen dürfte.

20. Eine Korrektur Willes, die schon von Erdmann zurückgewiesen worden ist, bezieht sich auf S. 182 und unternimmt nicht weniger, als den Kantischen Gedanken in sein Gegenteil zu verkehren. Dort ist zu lesen: „Da die Zeit nur die Form

der Anschauung, mithin der Gegenstände, als Erscheinungen, ist, so ist das, was an diesen [Gegenständen] der Empfindung entspricht die transscendentale Materie aller Gegenstände, als Dinge an sich (die Sachheit, Realität). Wille hat nach entspricht ein „nicht" eingeschoben! Die Gegenstände in zweierlei Bedeutung nehmen, ist die Grundlehre der Kritik, jener Satz aber sagt das mit aller Deutlichkeit, die man nur wünschen kann.

21. Den Kantischen Gedanken zerstört ein Vorschlag von Vaihinger. Man soll S. 214 für „gleichwohl" „gleichermaßen" setzen. Dort aber heißt es mit aller Korrektheit: „Wenn alle Realität in der Wahrnehmung einen Grad hat, zwischen dem und der Negation eine unendliche Stufenfolge immer minderer Grade stattfindet, und gleichwohl ein jeder Sinn einen bestimmten Grad der Rezeptivität der Empfindungen haben muß. . ." Das „gleichwohl" [dennoch] ist leicht verstanden, wenn man die Konsequenz überdenkt: „so ist keine Wahrnehmung . . . . möglich, die einen gänzlichen Mangel alles Realen in der Erscheinung bewiese". In der That kann man das Nichts nicht wahrnehmen, wie man auch nicht auf die gänzliche Negation des Realen schließen kann, wenn die einzelnen Sinne trotz einer unendlichen Stufenfolge im Realen nur einen bestimmten Grad der Aufnahmefähigkeit haben. Wille trifft einerseits den Gedanken, wenn er „eine bestimmte Grenze" interpretiert, will aber für „gleichwohl" „obgleich wohl" setzen. Erdmann schreibt dazu: „d. i. ebensowohl". Man lasse es beruhigt bei dem richtigen Texte.

22. Zu S. 217,9 kann die Interpretation Mellins um so eher bestehen bleiben, als wohl alle folgenden von ihr abhängen. Ein „sachlicher Unterschied" zwischen ihr und der Erdmanns existiert nicht.

23. Richtig korrigiert Wille S. 258: „Denn wären sie in der Zeit nacheinander . . ." Es handelt sich um die Synthesis in der Apprehension zugleich seiender Dinge und jenes „wären sie" bezieht sich auf die Dinge. Das bestreitet nun aber Erdmann, indem er Immanuel Kant den Gedanken imputiert:

„Denn wäre die Synthesis der Apprehension in der Zeit nacheinander. . . .“ Diese Synthesis ist aber immer in der Zeit nacheinander, es handelt sich hier nur um die Frage, ob die Ordnung in dieser Synthesis durch das Objekt bestimmt ist d. h. ob die „successive Synthesis ein Objekt bestimmt“ (Causalsatz) oder ob diese Ordnung der „successiven“ Synthesis gleichgiltig ist, wie es bei der Apprehension von zugleichseienden Dingen der Fall ist. Bei solchen „Verbesserungen“ rächt sich, daß die Vernunftkritik nicht ernst genommen wird; in der vorliegenden Frage ist der Kantische Text von außerordentlicher Klarheit, Erdmanns Interpretation ist falsch.

24. Als „sinnlos“ wird von Erdmann der folgende Satz (S. 270) verurteilt: „Aber ich lasse alles vorbei, dessen Möglichkeit nur aus der Wirklichkeit in der Erfahrung kann abgenommen werden, und erwäge hier nur die Möglichkeit der Dinge durch Begriffe a priori, von denen ich fortfahre zu behaupten daß sie [die Dinge] niemals aus solchen Begriffen für für sich allein, sondern jederzeit nur als formale und objektive Bedingungen einer Erfahrung überhaupt stattfinden können“. Kant giebt für die vermeintlichen „Dinge durch Begriffe a priori“ sofort ein Beispiel: „Es hat zwar den Anschein, als wenn die „Möglichkeit eines Triangels aus seinem Begriffe an sich selbst könne erkannt werden“. An jener Stelle behandelt Kant das „Postulat der Möglichkeit der Dinge“. Er sagt: „Wenn der Begriff eines Dinges schon ganz vollständig ist, so kann ich doch noch von diesem Gegenstande fragen, ob er bloß möglich oder auch wirklich . . . oder ob er gar auch notwendig sei?“ Kurz Kant ist an Erdmanns Verdikt vollkommen unschuldig. Der Satz hat seinen guten, bei aufmerksamen Studium nicht zu verfehlenden Sinn; der Text ist vollkommen richtig.

25. Ueber ein Wort auf Seite 274 trifft Erdmann gegenüber Vaihinger das Richtige, ohne es doch sofort aus dem „unmittelbaren“ Zusammenhange beweisen zu können. An einer Stelle, über die Vaihinger vor Jahren einen großen Aufsatz als

Geschenk für den ehrwürdigen Zeller veröffentlicht hat, nämlich vor der „Widerlegung des Idealismus" sagt Kant: „Einen mächtigen Einwurf aber wider diese Regeln, das Dasein mittelbar zu beweisen, macht der Idealimus, dessen Widerlegung hier an der rechten Stelle ist". Hätte Vaihinger nur den unmittelbar vorhergehenden Satz sich angesehen, so wäre sein Vorschlag unmöglich gewesen, das „unmittelbar" auszumerzen. Es wird da von den Regeln gesprochen, „durch die man das Dasein eines Dinges erraten oder erforschen" und das heißt eben nur „mittelbar" feststellen könne. Und gegen diese Regeln erhebt eben der Idealismus Einspruch. „Das Postulat die Wirklichkeit der Dinge zu erkennen" heißt es Seite 272 „fordert Wahrnehmung mithin Empfindung, deren man sich bewußt ist, zwar nicht eben unmittelbar von dem Gegenstande selbst, dessen Dasein erkannt werden soll, aber doch Zusammenhang desselben mit irgend einer wirklichen Wahrnehmung nach den Analogien der Erfahrung, welche alle reale Verknüpfung in einer Erfahrung überhaupt darlegen". Kant beweist das „Dasein der Gegenstände im Raume außer mir" durch das „unmittelbare Bewußtsein dieses Daseins", damit man nicht mehr gegen die Regeln, irgend ein Dasein „mittelbar" zu beweisen, idealistisch chikaniere. Vaihinger hat einst „entdeckt", daß Kant die empirische Realität der Außenwelt lehrt — sollte mein Rat nicht der Beachtung wert erscheinen, die Entdeckungen im dunklen Afrika der Vernunftkritik einmal zu sistieren und dagegen zu Entdeckungen im eigenen Bewußtsein einen kräftigen Entschluß zu fassen!

26. Nun gestatte man uns selbst einen „philologischen" Einwurf. Warum soll Kant Seite 283 nicht haben schreiben dürfen: „Der Verstand giebt a priori der Erfahrung überhaupt die Regel . . . ." Gewiß hätte er auch die „Regeln" schreiben können, wenn es ihm beliebt hätte. Aber so schreibt er auch Seite 198: „Diese allein geben also den Begriff . . . der den Exponenten zu einer Regel überhaupt enthält, Erfahrung aber giebt den Fall, der unter der Regel steht". Die Einzahl in

ähnlichen Fällen ist „Kantisch" (vgl. Seite 174), aber mehr als das: es gibt keinen Grund, sie zu verbieten. Der Verstand giebt die Regel, die Erfahrung den Fall, der ihr untersteht — das ist ein Satz, der gründlichen Nachdenkens wohl wert gewesen wäre.

27. Erdmann hatte im vorigen Falle ohne Grund eine Frage aufgeworfen, das thut er auch zu Seite 287. Kant spricht hier von den Grundsätzen der Modalität, die „ihren Begriff von Dingen überhaupt" nicht vermehren. Wenn dies ihren durch Erdmann in unseren verwandelt wird, so ändert sich der Gedanke nicht. Erdmann giebt als Erläuterung seiner Frage den schwer begreiflichen Satz: „Der Begriff von Dingen überhaupt beruht nicht auf einer spezifisch modalen Bestimmung". Wie Kant lehrt und wie Jedermann ohne weiteres zugeben wird, beruht dieser Begriff eben „nur" auf einer modalen „Bestimmung", durch die in der Erkenntnis noch gar nichts vom „Begriffe" des Dinges gegeben wird. Der Begriff des Dinges überhaupt ist die Form zu einem bedeutsamen Begriff (vgl. Seite 346), eine logische Möglichkeit, bei der allein man noch nicht weiß, ob man Etwas oder nichts denkt. Der Text ist „Kantisch".

28. Dieselbe Antwort erheischt Erdmanns Frage zu der Seite 304: „Hieraus folgt, daß die reine Kategorie auch zu keinem synthetischen Grundsatze a priori zulange, und daß die Grundsätze des reinen Verstandes nur von empirischem, niemals aber von transscendentalem Gebrauch sind, über das Feld möglicher Erfahrung hinaus aber es keine synthetische Grundsätze a priori geben könne." Der Text ist richtig, das „könnte" von Erdmann und Adickes ausgeschlossen; allenfalls würde der Positiv „zulangt" und „kann" den Satz verbessern, nur liegt nicht der mindeste Grund zur Veränderung vor.

29. Wie Erdmann selbst bemerkt und begründet, ist durch ihn, Adickes und Vorländer der Satz S. 316: „Ist es der Verstand oder sind es die Sinne, vor denen sie verknüpft oder verglichen werden?" zu unrecht verändert worden. Es darf hier nicht von

heißen, die Sinne können so wenig verknüpfen als vergleichen. Es bedarf auch keines „Belegs“ für die „Wendung“. Der Verstand verknüpft und vergleicht und zwar entweder logisch (vor sich selbst), wo er es nur mit Begriffen unter Abstraktion vom Gegenstande zu thun hat oder er nimmt transscendental Rücksicht auf die Stelle, die dem Begriffe im Erkenntnisvermögen angewiesen werden soll. Die Korrektur beweist, daß die Vernunftkritik herausgegeben worden ist, ohne daß die Herausgeber sich auch nur über die elementarsten Gedanken der Kritik Rechenschaft gegeben haben.

30. S. 319,4 ändert Vaihinger das „letzteren“ in „ersteren“ wogegen Erdmann sich mit Recht ausspricht. Der Gedanke ist: die transscendentale Reflexion enthält den Grund der Möglichkeit der objektiven Comparation und ist also von der Comparation gar sehr verschieden. Die transscendentale Reflexion fragt also, in welcher Erkenntniskraft die Begriffe zu einander gehören und entscheidet dann nach dem Verhältnis gegebener Vorstellungen zu den Sinnen oder zum Verstande, ob z. B. die Dinge einerlei oder verschieden sind.

Hierher gehört auch die schon früher in dieser Zeitschrift erörterte Korrektur von Vaihinger-Medicus zu S. 336: „Wende ich aber diese Begriffe auf einen Gegenstand überhaupt (im transscendentalen Verstande) an, ohne diesen weiter zu bestimmen, ob er ein Gegenstand der sinnlichen oder intellektuellen Anschauung sei, so zeigen sich sofort Einschränkungen (nicht aus diesem Begriffe hinauszugehen), welche allen empirischen Gebrauch derselben verkehren, und eben dadurch beweisen, daß die Vorstellung eines. Gegenstands, als Dinges überhaupt, nicht etwa bloß unzureichend, sondern ohne sinnliche Bestimmung derselben, und, unabhängig von empirischer Bedingung, in sich selbst widerstreitend sei . . .“ Es versteht sich von selbst, daß eine so krasse Veränderung wie die a. a O. „welche allen nichtempirischen Gebrauch derselben verwehren“ lediglich verständnisloser Willkür entspringt. Wenn man unter logischer Abstraktion von den Be-

dingungen des Objekts den Begriff eines Würfels von 1 m Kante erörtert, so ist der Gegenstand des Begriffs nach Quantität und Qualität bestimmt und im Verstande immer einerlei. Wenn ich also nicht durch transscendentale Reflexion die Erkenntnisart bestimme, zu der mein Begriff gehört, so kann ich auf das perverse Resultat kommen, daß ein Würfel von bestimmter Kante sich von keinem anderen von derselben Größe unterscheidet, obwohl zu dieser Unterscheidung, wenn ich zur Anschauung mich wende, schon die Stelle im Raume ausreicht. Der empirische Gebrauch des Verstandes, bei dem man Dinge, so sehr auch an ihnen alles einerlei sein mag unterscheidet, würde auf diese Weise in der That pervers erscheinen, wenn man sie als Dinge vor dem puren Verstande und nicht als Sinnenwesen betrachten wollte. Der Verfasser hat in seinem Vorwort zu den Marginalien Mellins (S. X) ein Beispiel gegeben, aus dem man ersehen kannn, daß Kant hier nicht etwa einen Irrtum erfunden, sondern entdeckt hat, wie er auch gelegentlich da begangen wird, wo man sich heute Rechenschaft über gewisse Prinzipien zu geben versucht. Kant selbst illustriert seine Behauptung an den verschiedensten Stellen durch Beispiele; überhaupt aber giebt das Kapitel: „Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe" den Schlüssel zu Kants Kritik der reinen Vernunft — aber das nicht allein, es giebt unter andern auch Aufschluß über das Kunststück, die ganze Natur dialektisch zu machen. Ich bin überzeugt, daß mit dem Verständnis dieses Kapitels auch alle diejenigen Kantischer Lehre gewonnen werden, die ihr zur Zeit neutral gegenüberstehen. — Noch ein Wort über jene „Einschränkungen". Wenn man sich einen Begriff von einem Dinge überhaupt als von einem „Objekte" vor dem reinen Verstande machen wollte, so könnte man nicht aus ihm zur sinnlichen Anschauung herausgehen und doch können wir in Wirklichkeit auf keine andere Weise zur Vorstellung eines Gegenstands gelangen. Kant hatte also sehr recht zu schreiben, daß diese Einschränkungen unseren empirischen Gebrauch der Reflexionsbegriffe „verkehren". — In jenem Kapitel

zeigt Kant, daß man immer wissen muß, wovon man unter Umständen abstrahiert hat und für gewisse Zwecke auch abstrahieren muß. Und doch treffen ihn sehr oft Vorwürfe, nach denen er das zu negieren scheint, wovon er eben nur abstrahiert. Kant hat alles das auch gesehen, was moderne Weisheit ihm vorführt, nur spricht er wohlweislich nicht immer von allem, was ihm gerade durch den Sinn geht. Er hält Ordnung in seinen Gedanken und isoliert so scharf, als das sein Thema verlangt.

31. S. 324 will Kant sagen: „deren Form ursprünglich ist" und nicht, so fein auch der von Wille statuierte Unterschied ist „deren ursprüngliche Form ist." Stilistische Verbesserungen sollte man nicht suchen, wenn man die Kritik nicht selbst umzuschreiben die Absicht hat.

32. Ueber die Bemerkung Erdmanns zu S. 480 haben wir bereits früher einige Worte in dieser Zeitschrift bemerkt. Er beanstandet den Sinn der Anmerkung, die sich hier findet und nennt sie einen „Ungedanken." Die Stelle lautet: „Die Zeit geht zwar als formale Bedingung der Möglichkeit der Veränderungen vor dieser objektiv vorher, allein subjektiv und in der Wirklichkeit des Bewußtseins ist diese Vorstellung doch nur, wie jede andere, durch Veranlassung der Wahrnehmungen gegeben." Das heißt: Wenn transscendental d. h. mit Rücksicht auf mögliche Objekte reflektiert wird, so entdeckt man, daß die Zeit der Möglichkeit aller Gegenstände der Erfahrung überhaupt als Bedingung voranzustellen ist, obwohl ihre Vorstellung erst bei Gelegenheit der Wahrnehmung zum Bewußtsein kommt. Es wäre umgekehrt, wenn wir es in der Erfahrung lediglich mit Verknüpfungen vor dem reinen Verstande zu hätten d. h. wenn Raum und Zeit zur Materie der Erfahrungsobjekte zu rechnen wären. (Man vergleiche Kants Auseinandersetzung mit Leibniz.) Die Wahrnehmung giebt nur zufällige d. h. die „Gelegenheitsursachen" für die Entwicklung des Erkenntnisvermögens. Sie sind für jedes Subjekt andere, aber kein Mensch würde der Erfahrung überhaupt fähig sein, lägen nicht für einen jeden

Raum und Zeit in gleicher Weise zu grunde. Umgekehrt würden auch diese notwendigen Vorstellungen nicht erweckt werden können, wenn sich kein Inhalt für sie böte. Alle Erkenntnis fängt mit Erfahrung an, aber nicht alle entspringt aus der Erfahrung. Mellin hat übrigens jenen „Ungedanken" wörtlich zitiert; glaubt Erdmann wirklich, daß er sich dabei nichts habe denken können? Auf diese Weise würde die ganze Vernunftkritik zu einem großen Ungedanken. Wie soll nun aber die vorgeschlagene Aenderung des „dieser" in „diesen" aus dem Ungedanken einen Gedanken herstellen? Bei der Wille'schen Vertauschung von objektiv und subjektiv ließe sich noch etwas denken, obwohl sie den Kantischen Gedanken entstellt, beide Vorschläge aber klären keine Frage.

33. Interessant sind die bei Erdmann sich findenden Bemerkungen zu S. 502. Nachdem Kant den Streit zwischen Plato und Epikur besprochen und erwogen hat, welches Interesse sich an den Dogmatismus der Thesen, den Empirismus der Antithesen der Antinomien knüpft, fährt er fort: „So ist der Empirismus der transscendental-idealisierenden Vernunft aller Popularität gänzlich beraubt. . ." Wille schlägt hier vor: „So ist die empirische von der transscendental-idealisierenden Vernunft . . . ." und Erdmann fragt: „aller Popularität der transscendental-idealisierenden Vernunft. . ." Er bemerkt: „Möglich ist, daß der Ausdruck „transscendental-idealisierend" hier weiter gefaßt werden muß als z. B. S. 497". Natürlich muß man den Begriff kennen, den Kant mit dem Worte verbindet; der Zusammenhang giebt ihn auch mit voller Klarheit. Der Empirismus der transscendental-idealisierenden Vernunft, der sich an Epikurs Namen heftet, und der von Kant S. 499 Anm. in seinem eigenen Sinne interpretiert wird, ist unter Umständen verführt, alles was sich an die Ideen knüpft mit ihnen für bloßes Hirngespinnst zu erklären und wird einem transscendentalen Realismus gegenübergestellt, der als Dogmatismus die objektive Realität transscendentaler Ideen (Weltanfang, Einfachheit der Seele, Freiheit, Gott) einzusehen sich unterwindet. Kant selbst lehrt

einen kritischen Empirismus der transscendental-idealisierenden Vernunft für die theoretische Erkenntnis, aber er leugnet jene Realität nicht dogmatisch; in der praktischen Erkenntnis aber bekennt er sich zu einem Rationalismus, zu dem sein kritischer Idealismus den Raum frei macht. Ueber die Terminologie der Stelle vergl. Kritik der Urteilskraft § 72—73. Der Text ist zweifellos richtig, die sich unmittelbar anschliessende Korrektur von Mellin „er — er“, für „sie — sie“ ist statthaft, wenngleich nicht unmittelbar geboten. Die beiden Vorschläge von Erdmann und Wille sind sinnwidrig.

34. Um ein Komma! Aber es handelt sich um den Text der Vernuftkritik. S. 524 spricht Kant von Sternen, auf die man im empirischen Regressus treffen könne und erläutert an diesem Beispiel den Begriff der „Existenz vor aller meiner Erfahrung“. Er sagt: „denn, wenn sie gleich als Dinge an sich selbst, ohne Beziehung auf mögliche Erfahrung, überhaupt gegeben wären, so sind sie doch für mich nichts . . . als so fern sie in der Reihe des empirischen Regressus enthalten sind.“ Erdmann streicht das Komma nach Erfahrung, aber das überhaupt ist hier wirklich zum Verbum gehörig. Verstandesbegriffe beziehen sich auf mögliche Erfahrung überhaupt, hier aber ist ja gerade von bestimmten Dingen die Rede d. h. also nicht von Erfahrung überhaupt. Das Komma ist an richtiger Stelle, ebenso steht es Seite 534,5 am rechten Orte, wo Kant von „einer Reihe subordinierter Vorstellungen“ betonen will, daß eben diese Reihe „an sich selbst gar nicht existieren kann.“

35. Sehr bezeichnend spricht Kant S. 538 von einer „bloßen Idee der absoluten Totalität, die lediglich in ihr [der Vernunft] selbst geschaffen ist.“ Erdmann hält das Wort „geschaffen“ für „schwerlich Kantisch“ und will „geschlossen“, Vorländer will „beschlossen“ setzen. Das Wort aber ist ein gut deutsches, das den Kantischen Gedanken in vorzüglicher Klarheit giebt. Die Ausführungen S. 435 f. „kontrastieren“ mit dem Ausdrucke nicht, wenn sie lehren, wie in der Vernunft aus den Kategorien des Verstandes Ideen „geschaffen“ worden sind.

36. Der Sinn des von Erdmann beanstandeten Satzes S. 544 wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie das den Antinomien zu Grunde liegende Vernunftprinzip auf die Synthesis der Erscheinungen angewandt wird, als ob sie an sich selbst d. h. vor jeder Synthesis und nicht erst durch sie gegeben wären. Spricht Kant a. a. O. von einem vermeintlichen „konstitutiven Grundsatze der Erscheinungen an sich selbst," so wird niemand irre geführt, der die Antinomienlehre bis zum angegebenen Punkte gründlich studiert hat. Kant wählte den Ausdruck an der gegebenen Stelle mit allem Vorbedacht, wie er in den Prolegomenen von „einer für sich existierenden Sinnenwelt" in demselben Sinne spricht. Darin liegt eben die Schwierigkeit und zugleich die Täuschung der Antinomie, daß ihre Sätze sich nur mit der Synthesis der Erscheinungen zu befassen vorgeben, aber solchen Prinzipien folgen, wie sie an sich gegebenen Dingen (d. h. solchen vor einem puren Verstande) zukommen könnten. Erdmanns Hinweis auf S. 747 ist verfehlt, denn dort wird von Gegenständen an sich selbst in einem bestimmten Gegensatze gesprochen, wie überhaupt im empirischen Gebrauche selbst der ganze Kantische transscendentale Unterschied von Ding an sich und Erscheinung gleichgültig wird. „In allen Aufgaben, die im Felde der Erfahrung vorkommen möge, behandeln wir . . Erscheinungen als Gegenstände an sich selbst, ohne uns um den ersten Grund ihrer Möglichkeit zu bekümmern. Gehen wir aber über deren Grenze hinaus, so wird der Begriff eines transscendentalen Gegenstands notwendig." So wird dieser Begriff durch einen vermeintlichen transscendentalen Gebrauch notwendig, zu dem die Vernunft in der Antinomie verführt. Was hier von „Erscheinungen an sich selbst" ausgesagt wird, führt auf leere Sätze, da in diesem Begriffe ein Widerspruch liegt. — In der Erfahrung selbst kann man nicht von der Täuschung betroffen werden, die Kant aufdeckt. Hier erkennt man den Irrtum sofort, der in einer Scheinantwort liegt. Fragen wir nach dem Grunde des Unglücks in Martinique, so kann man uns nicht mit der Antwort befriedigen: Die Eruption des Vulkans hat

eine Ursache. Damit haben wir die Möglichkeit, die Erscheinung unter einen Begriff zu bringen, nach welchem wir „darauf" erst empirisch d. i. a posteriori den Verlauf bestimmen. Wir bemerken das hier zu Seite 751, wo Erdmann und Vorländer Zeile 4 von unten das „darauf" durch „dadurch" wenn auch nicht sinnwidrig, so doch gegen die Absicht des Autors ersetzt haben.

37. S. $561,_{3}$ u. schwebt Kant der Unterschied transscendentaler und praktischer Freiheit vor. Will man hier korrigieren, obwohl der Sinn völlig klar ist, so muß man mit Wille „dieser" in „diesem" verwandeln, aber auch in der letzten Zeile der Seite für „ihre" „seine" setzen. Nötig ist beides nicht, da der Leser über den Gedanken nicht im Zweifel sein kann.

38. Eine für das Verständnis gleichgiltige Sache ist das Fragezeichen S. 572, mit dem Erdmann den Satz abschließen möchte. In demselben, sehr langen Kantischen Satze kommt aber noch ein zweites Fragezeichen vor. Es wäre schade, wenn an diesem charakteristischen Satze gemodelt würde.

39. S. 573 stellt Hartenstein den Text wie folgt richtig: „Denn auf diese Art würde das handelnde Subjekt, als causa phaenomenon, mit der Natur in unzertrennter Abhängigkeit aller ihrer Handlungen verkettet sein, und nur das noumenon dieses Subjekts (mit aller Causalität desselben in der Erscheinung) würde gewisse Bedingungen enthalten, die, wenn man von dem empirischen Gegenstande zu dem transscendentalen aufsteigen will, als blos intelligibel müßten angesehen werden." Erdmann will den Text, der ein zweites mal „phaenomon" schreibt, mit Rücksicht auf die angefügte Bedingung aufrecht erhalten. Gerade sie verhindert aber ebenso wie der zwiefache Gegensatz das zweite phaenomenon. Wenn nämlich jene gewisse Bedingungen intelligibel sein sollen, so kann die Erscheinung sie auch nicht enthalten. Das ist ein gerader Widerspruch. Die Causalität des Noumenon aber kann in der Erscheinung zur Wirkung kommen. Wenn Kant vorher von „Naturursachen" spricht, die ein nur intelligibles Vermögen haben, so erläutert er den Ge-

danken S. 574, wo sich geradezu ein Kontrolsatz für den obigen findet. Der Mensch (eine Naturursache) „ist sich selbst freilich eines Teils Phänomenon, anderen Teils nämlich in Ansehung gewisser Vermögen ein blos intelligibler Gegenstand". Die Korrektur Hartensteins ist ohne den mindesten Zweifel berechtigt. Vielleicht ist es hier am Platze, dem Problem selbst einige Worte zu widmen. Der Freiheitsbegriff hat nicht bloß bei Kant Schwierigkeiten und sein Verdienst beruht nur darin, uns zur Grenze des Begreiflichen geführt zu haben. Wenn ein Mensch durch einen vom Dache fallenden Ziegelstein zum Tode befördert wird, so können wir diesen Vorgang nur nach denselben Prinzipien erkennen, die uns auch dann leiten, wenn der Mensch von einem anderen mit Vorbedacht getötet wird. Subtile Abstraktion vermag uns zu deduzieren, daß in beiden Fällen ein vollkommen natürlicher Zusammenhang in der Zeit den Naturprozeß regiert. Nichtsdestoweniger beurteilen wir den Mörder nicht bloß als phänomenale Ursache eines Vorgangs, wir rechnen ihm die That zu und fällen damit ein Urteil über ihn als eine moralische Person. Die hier von uns beurteilte That wird an sich d. h. es wird nicht bloß die Erscheinung als Naturvorgang gewertet, wie ausreichend auch die Erklärung durch empirische Verhältnisse sein möchte. Jedermann ist sich in analoger Weise selbst Richter und kann doch sich selbst nur als Erscheinung d. h. zeitlich bedingt erkennen. Hier ist das Recht auf das praktische (sittliche) Urteil nur durch Freiheit möglich, diese aber nur denkbar — wenn auch nicht begreiflich — sofern ich das Subjekt, den Menschen als Erscheinung und als Noumenon d. h. in zweierlei Bedeutung — theoretisch und praktisch — auffassen kann. Der ganze Gedankengang ist ein notwendiger wie er sich dem denkenden Menschen immer wieder aufdrängen muß. Die Lösung ist nicht allein einfach, sondern auch die einzige, die ohne Widerspruch denkbar ist. Freilich verlangt sie geistige Uebung in der Abstraktion, die sich nicht wie beim „Gebrauche der Füße" von selbst einstellt.

40. Analog wie im vorigen Falle steht es mit einer Stelle, für die nach Erdmanns Angabe Noiré eine Richtigstellung gegeben hat. Sie bezieht sich auf den Satz S. 620: „Nun ist zwar eine Namenerklärung von diesem Begriffe ganz leicht, daß es nämlich so etwas sei, dessen Nichtsein unmöglich ist; aber man wird hierdurch um nichts klüger, in Ansehungen der Bedingungen, die es unmöglich machen, das Nichtsein eines Dinges als schlechterdings undenklich anzusehen, und die eigentlich dasjenige sind, was man wissen will, nämlich, ob wir uns durch diesen Begriff überall etwas denken oder nicht.“ Noiré setzt in der unterstrichenen Stelle für „unmöglich“ „notwendig“, so daß sich auch die im Text folgenden Sätze dem Gedanken unmittelbar anschließen. Kant verlangt die Vernunftbedingungen, die es notwendig machen könnten, das Nichtsein irgend eines Dinges jener Namenerklärung des Begriffs entsprechend als schlechterdings undenklich anzusehen d. h. die reale Legitimation des Begriffs, die als dem Menschen völlig unmöglich im Folgenden dargethan wird. Daß Kants Versehen durch die doppelte Negation befördert worden ist, liegt klar am Tage. Wenn man den Text aufrecht erhalten wollte, so müßte man so interpretieren: „aber man wird hierdurch um nichts klüger in Ansehung gewisser Verstandesbedingungen, die es unmöglich machen das Nichtsein eines Dinges als schlechterdings undenklich anzusehen und die eigentlich dasjenige sind, was man immer wissen will, wenn man fragt, ob wir uns durch einen Begriff noch etwas denken oder nicht.“

Gegen diese Auffassung spricht:

1. daß sie vorweg nehmen würde, was Kant erst zeigen will,
2. daß der Nachsatz „und die eigentlich . . .“ auf zunächst noch nicht erörterte Bedingungen hinweist.

Ich vermute, daß Erdmann einen ähnlichen Gedankengang angefangen hat; aber aus seiner Bemerkung: „Noirés Korrektur

verdeutlicht den Sinn; aber die den notwendigen Bedingungen für das Dasein des absolut notwendigen Wesens kontradiktorischen sind unmöglich, und diese können als Kriterien für die Möglichkeit des Begriffs gedacht werden," ist das nicht mit Bestimmtheit zu sehen. Notwendigen Bedingungen sind kontradiktorisch „überhaupt keine Bedingungen", konträr „zufällige Bedingungen" entgegengesetzt, es handelt sich auch nicht um die „Möglichkeit des Begriffs", sondern um die Frage, „ob wir durch den Begriff etwas denken oder nicht" d. h. um das Dasein eines Dinges, in dessen Nichtsein eine „Undenklichkeit" liegen soll. Der Erdmannsche Satz ist dunkler als irgend einer in der Kritik.

41. Als Kabinetstücke der Kantphilologie mögen die folgenden Korrekturen angesehen werden, über die zum Teil auch Erdmann selbst gerichtet hat. S. 630 sagt Kant, daß man apriori über die Möglichkeit realer Eigenschaften in einem Dinge nicht urteilen könne, weil uns die Realitäten „spezifisch nicht gegeben sind" — Adickes setzt dafür „spekulativ".

42. Vom Ideal der reinen Vernunft sagt Kant S. 642: „Da es also nicht einmal als denkbarer Gegenstand gegeben ist, so ist es auch nicht als solcher unerforschlich; vielmehr muß er [es] als bloße Idee, in der Natur der Vernunft seinen Sitz und seine Auflösung finden . . ."

Wille beseitigt das „nicht" im Anfang des Satzes und zerstört den ganzen, für Kants Lehre wesentlichen Gedanken. Ein denkbarer Gegenstand kann unerforschlich sein, ein Gegenstand in der Idee ist es nicht, denn „eben darin besteht Vernunft, daß wir von allen unsern Begriffen, Meinungen und Behauptungen, es sei aus objektiven oder, wenn sie ein bloßer Schein sind, aus subjektiven Gründen Rechenschaft geben können." Die Willesche Korrektur ist um so leichtfertiger, als unmittelbar vorher von Kant geschrieben wird: „Das den Erscheinungen zum Grunde liegende transscendentale Objekt, und mit demselben der Grund, warum unsere Sinnlichkeit diese vielmehr als andere oberste Bedingungen habe, sind und bleiben

für uns unerforschlich, obzwar die Sache selbst übrigens gegeben, aber nur nicht eingesehen ist."

43. „Ohne hier mit der natürlichen Vernunft über ihren Schluß zu chikanieren . . ." heißt es S. 654 mit einer Kant überaus geläufigen Wendung. Wille setzt für das letzte Wort „sympathisieren". Ist das schon an und für sich ungeheuerlich, so wird es nur durch die Thatsache überboten, daß Kant hier wirklich mit der natürlichen Vernunft „sympathisiert". Er sagt es ja deutlich: Wenngleich „die Schlußart die schärfste transc. Kritik nicht aushalten dürfte, so muß man doch gestehen, daß, wenn wir einmal eine Ursache nennen sollen, wir hier nicht sicherer als nach der Analogie mit dergleichen zweckmäßigen Erzeugungen . . . verfahren können."

44. Weshalb Kant (S. 747) nicht schreiben dürfte: „Nun enthält ein Begriff a priori (ein nicht empirischer Begriff) . . ." und weshalb er nach Wille schreiben sollte „nicht ein empirischer Begriff" vermag wohl niemand einzusehen.

45. Kant schreibt (S. 781) ironisch: „Denn wo will der angebliche Freigeist seine Kenntnis hernehmen, daß es z. B. kein höchstes Wesen gebe." Wille konjiciert: „der Freigeist seine angebliche Kenntnis." Warum in aller Welt solche Vorschläge?

46. Wie gefährlich dies Hasardspiel ist, beweisen die folgenden Fälle; Wille zeigt durch sie, daß er nicht entfernt die Kantischen Probleme d. h. seine Fragen auch nur ahnt. Kant sagt von Hume S. 788: „Er hielt sich vornehmlich bei dem Grundsatze der Causalität auf, und bemerkt von ihm ganz richtig, daß man seine Wahrheit (ja nicht einmal die objektive Gültigkeit des Begriffs einer wirkenden Ursache überhaupt) auf gar keine Einsicht a priori fuße . . . ." Wille schreibt für „ganz richtig" „gar nicht richtig", trotzdem Kant fortfährt, diesen Schritt des Skeptikers und „die Vorsichtigkeit der durch Erfahrung gewitzigten Urteilskraft" anzuerkennen, die eben dazu führt, daß man die Wahrheit und Gültigkeit des Begriffs a priori und damit die Grenzen seines Gebrauchs einsehen und zugleich Humes „Folgerungen" als irrig kennen lernt.

47. S. 847 wird aus dem Gedanken über „das Sittengesetz, welches uns die Vernunft aus der Natur der Handlungen selbst lehrt" ein „Sittengesetz, welches uns die Handlungen aus der Natur der Vernunft lehrt" und an derselben Stelle sollen wir die Worte, daß wir nicht „frevelhaft den Leitfaden einer moralisch gesetzgebenden Vernunft im guten Lebenswandel . . verlassen" umstellen in „den guten Leitfaden . . . . im Lebenswandel."

48. Wir wollen jetzt zwei Beispiele geben, die für den Sinn des Kantischen Textes belanglos aber charakteristisch für die geringe Aufmerksamkeit sind, die man besonderen Redewendungen der Kantischen Zeit schuldig wäre.

Kant schreibt in der Vorrede zur ersten Aufl.: „Denn die Hilfsmittel der Deutlichkeit fehlen zwar in Teilen." . . Diesen Satz hat man nicht verbessert, wo „helfen" für „fehlen" gesetzt worden ist. S. 860 schreibt Kant: „Die Einheit des Zwecks, worauf sich alle Teile und in der Idee desselben auch unter einander beziehen, macht, daß ein jeder Teil bei der Kenntnis der übrigen vermißt werden kann." Ohne jene Einheit, heißt das, würde ein Teil bei Kenntnis der übrigen nicht vermißt werden können. Es war also unbedacht von Hartenstein und allen seinen Nachfolgern, für „ein jeder Teil" zu schreiben „kein Teil." Hier lassen sich auch die unberechtigten Korrekturen zu S. 630 und S. 865 für das Wort „gestritten" und zu S. 847 für das Wort „verbindlich" anreihen.

49. Wie gedankenlos sämtliche von Hartenstein ausgehenden Herausgeber mit ihm verbessert haben, beweist ferner die Korrektur zu S. 809 –10. Dort finden sich die Sätze: „Was reine Vernunft assertorisch urteilt, muß (wie alles, was Vernunft erkennt) notwendig sein oder es ist gar nichts. Die gedachten Urteile aber sind nur problematische Urteile, die wenigstens nicht widerlegt, obgleich freilich durch nichts bewiesen werden können, und sind also keine Privatmeinungen, können aber doch nicht füglich (selbst zur inneren Beruhigung) gegen sich regende Skrupel entbehrt werden. In dieser Qualität [als problematische Urteile] aber „muß man sie erhalten. . . . ."

Für „keine Privatmeinungen" hat man „reine Privatmeinungen" gesetzt und damit eine deutlich erkennbare Verwirrung in den Gemütern hervorgerufen. Man lese nur die vorhergehenden Stellen, wo Kant bei den „zur Gegenwehr ausgedachten" problematischen Urteilen sich dagegen verwahrt, „als wolle er sie sich als seine wahre Meinungen [zu] eigen machen." — Mit problematischen Urteilen hat man dagegen auf anderem Gebiete gespielt, wo kein Vernunftsbedürfnis vorlag, sondern geradezu vollkommene Ueberzeugung und Einsicht des Gegenteils möglich war. Der Text ist in jener Stelle richtig.

50. S. 772: „Lasset demnach euren Gegner nur Vernunft sagen, und bekämpft ihn bloß mit den Waffen der Vernunft." Erdmann und Vorländer verbessern das „sagen" in „zeigen", aber trotz der Stelle S. 574 ist der Text charakteristisch und richtig. Lasset den Gegner nur Vernunft sprechen, gönnt ihm das Wort — das ist der Sinn.

Nur in einem Punkte ist Verfasser durch die Angaben bei Erdmann belehrt worden. In der Vorrede XLI, 13 u. ist das „diese" auf die „Vorstellung von etwas Beharrlichen" zu beziehen, wie Erdmann und Wille es erkannt haben. Ich bin durch den Text gelegentlich einer Kritik Kuno Fischers (Kants Widerlegung des Idealismus, Archiv f. syst. Philos.) irre geführt worden und benutze die Gelegenheit, es zu bekennen. Kants Unterscheidung zwischen der „Vorstellung von etwas Beharrlichem im Dasein" und der „beharrlichen Vorstellung" bleibt deshalb doch aufrecht, wie auch die Notwendigkeit, jene Vorstellungen als solche von dem Beharrlichen als einem von ihnen unterschiedenen, äußern, im Raume befindlichen Dinge zu unterscheiden. Es versteht sich dabei von selbst, daß hier nicht von einem Ding an sich selbst die Rede sein kann, wo Kant nur erhärten will, daß wir von diesem Ding Erfahrung haben.

Zum Schluß wende ich mich noch gegen die Bemerkung Erdmanns, nach der „je nach dem Maßstabe für die kritische Wertschätzung" der „sachliche Unterschied" der beiden Auflagen verschiedene Beurteilungen möglich mache.

Das trifft nicht zu, denn es besteht zwischen den beiden Auflagen ein „sachlicher Unterschied“ überhaupt nicht. Der einzige „kritische Maßstab“, der existiert, wird nur durch vollständiges Verständnis bedingt. Solange es nicht allgemein hergestellt ist, kann nicht einmal von einer vernünftigen Discussion die Rede sein, wo immer die subjektiven Associationen an die Stelle wohlbestimmter Begriffe und Gedanken treten. Kants neue „Widerlegung des Idealismus“ vermehrt zwar „in der Beweisart“ den Inhalt, sie ist aber implicite schon in der ersten enthalten. Kants Beweise der Analogien und die Postulate des empirischen Denkens würden vollkommen sinnlos sein, wenn jene Gedanken der Widerlegung nicht in ihnen enthalten wären. Wenn K. L. Reinhold über die Differenzen „beider Auflagen ohne kritisches Urteil im Sinne Kants“ sprechen soll, so muß man schon unter „Kritik“ alles verstehen, was wider Kant sich vernehmen läßt. Wie etwa Vaihinger unter „Duldsamkeit“ alles begreift, was gegen Kant zu Felde zieht, unter „Unduldsamkeit“ die Abwehr dieser duldsamen Angriffe, so muß für Kritik ein neuer Begriff geschaffen werden. Aber selbst mit dem Verständnis Reinholds kann sich keine Auffassung moderner Kantphilologen messen. Die erste Auflage bleibt mit allem, was Kant in der zweiten Auflage weggelassen hat, mit dieser und ihrem Ersatz in vollkommenster Harmonie. Schopenhauers häßliches Urteil in dieser Frage scheint heute allgemein verlassen, aber es ist kaum je bemerkt worden, daß die von ihm Kant untergeschobenen Motive sinnlos und unter sich widersprechend sind. Kant wehrt sich gegen die Verwechslung mit Berkeley nicht um die „Originalität“ zu retten, sondern weil er dessen Lehre nicht vertrat und weil alle Kritik der reinen Vernunft von dem klaren Erkenntnis abhing, daß Raum und Zeit apriorische Formen der Sinne sind. Hätte Kant Menschenfurcht gekannt, so könnte man die Frage als Preisaufgabe stellen: „Was hatte Kant angesichts der ersten Auflage zu fürchten, das nicht auch die zweite Auflage hätte im Gefolge haben können?“ Mit Berkeleys Idealismus haben die von Schopenhauer beanstandeten Ergänzungen nicht das

Mindeste zu schaffen; die Weglassungen aber sind von Kant nicht widerrufen worden — sie standen also für die etwa zu fürchtende Anklage noch ebenso da, wie vorher. Aber nun soll Kant, der auf der einen Seite gegen den Dogmatismus Berkeleys sich wehrt, dennoch dem alten Dogmatismus in der rationalen Psychologie — Schopenhauers Begründung ist hier trotz der schweren Anklage die Unbestimmtheit selbst — Konzessionen machen, derselbe Kant, der in der Widerlegung Mendelssohns ihm mit neuen Argumenten entgegentritt. Schopenhauers Argwohn und das ihm entspringende Verdikt gereicht seinem eigenen Charakter zur Unehre; als Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß Kants transscendentaler Idealismus von ihm so wenig verstanden ist, als die kritische Grenzbestimmung überhaupt. Das kann man schon daraus schließen, daß Schopenhauer die reinen Untersuchungen mit psychologischen und physiologischen Bemerkungen getrübt hat. Hielt Kant in der zweiten Auflage aufrecht, daß Raum und Zeit als apriorische Formen der Sinne anzusehen sind, so konnte bei ihm eine Wandlung gar nicht eingetreten sein, — wider seine Ueberzeugung zu reden, dessen war Immanuel Kant aber unfähig. Er hat nach verschiedenen Richtungen sich bemüht, in der neuen Auflage Mißverständnisse zu verhüten, die nach dem Erscheinen der ersten aufgetaucht waren. Das war sein gutes Recht. Erdmanns Urteil, nach dem die „Gesamtstimmung" in beiden Auflagen eine verschiedene sei, hat keinerlei Bedeutung, da es wie so viele seinesgleichen bei vollkommener Verschwommenheit überhaupt nichts sagt.

Sollte man sich einmal von der Festigkeit des Kantischen Systems und seiner Begriffe an der eigenen Vernunft überzeugen, so wird alles Vermuten und Hineininterpretieren mit einem Schlage ein Ende nehmen. Wenn man „sehend" geworden ist, wird erst die Vorstellung von der „Finsternis" möglich sein, in der jetzt blind herumgetappt wird. Diese berühmte und berüchtigte „Auflagenfrage" ist ein Sympton für das Entschwinden echt philosophischen Mühens. Wer durch das Bedürfnis nach Wahr-

heit und Klarheit zu den ewigen Fragen der Vernunft getrieben wird, der traut einem Denker von Kantischer Art nicht zu, was Schopenhauer ihm zum Vorwurfe macht.

Welche Lehre ist nun aus den Thatsachen zu ziehen, die in diesem Aufsatze festgestellt und mit der Gesamtbeurteilung Kants in unserer Zeit so nahe verwandt sind? Kann Jemand in Abrede stellen, daß sich die Herausgeber und Kantphilologen, die fast immer zugleich das Messer der Kritik geführt haben, mit mehr Willkür als Verständnis an den Kantischen Text herangewagt haben? Darf dieses nur historisch entschuldbare Spiel fortgesetzt werden? Dann wird die herrschende Verwirrung unlöslich und doch retten Kantische Schriften alles Wahre, was von den Arbeiten früherer Philosophen der Aufbewahrung wert erscheint. Das Kantstudium muß vor den heutigen „Kantkennern“ in „Freiheit versetzt“ werden; die Kritik aber hat so lange zu schweigen, als Kant noch immer nur buchstabiert und nicht gelesen werden kann. Eine uns häufig begegnende Kritik ferner, die als Kantisch bezeichnete Gedanken aus dritter, vierter Hand entgegennimmt und alles andere richtig stellt, nur nicht die Kantische Lehre, hat aufzuhören. Dann wird es nicht mehr möglich sein, daß Schriften erscheinen, die schon mit dem von Lessing geborgten Titel: „Kant ein Metaphysiker?“ beweisen, daß die Vernunftkritik noch nicht einmal in ihrem Problem verstanden, während von jener Lessingschen Schrift nur die Ueberschrift bekannt ist. Kant war ein Metaphysiker und der Philosoph ja der denkende Mensch überhaupt wäre zu suchen, der es nicht wäre. Aber Kant ist noch etwas mehr: der erste Philosoph, der imstande war, den Begriff und die Grenzen seiner Wissenschaft zu bestimmen. „Metaphysik“ sagt Kant ist die „Vollendung aller Kultur“ und sie ist unentbehrlich. „Denn sie betrachtet die Vernunft nach ihren Elementen und obersten Maximen, die selbst der Möglichkeit einiger Wissenschaften und dem Gebrauche aller zum Grunde liegen müssen.“ Nun macht es einen Unterschied, ob man diesen Gedanken verstanden hat oder ob man aus purer Wortangst vor der Metaphysik und

vor allen Kantischen Kunstausdrücken sich zu Bezeichnungen flüchtet, die minder bestimmt sind, aber darum nicht weniger metaphysische Begriffe darstellen. Die Lehrer der Philosophie haben die Pflicht, das Kantische Vermächtnis zu hüten und vor Verunstaltung zu schützen. Von Immanuel Kant, der sich mit den griechischen Urhebern ernster Spekulationen über Wahrheit und Sittlichkeit nahe berührt, hängt die Wiedergeburt echt philosophischen Geistes und die für das wissenschaftliche Gemeinwesen unerlässliche Durchdringung der Bildung mit Philosophie ab. An mehr als einer Stelle macht sich im öffentlichen Leben ein Mangel geltend — wir sehen nur noch „cyklopisch" mit dem einen Auge des besonderen Wissens, und es hat wohl nie soviel einseitig „Sachverständige" gegeben als heutzutage. Was uns fehlt ist die klare Erkenntnis des „geistigen Bandes", das alles menschliche Denken und Thun umschlingt, d. h. die Einheit der Vernunft, die dereinst ein Mann in erschöpfender Vollendung und zwar als ein wissenschaftlicher, streng arbeitender Metaphysiker erkannt und beschrieben hat. Es wäre zu wünschen, daß die vor der Metaphysik und die gar vor dem Apriori Zurückschreckenden vor allem die Worte Bacos aufmerksam studierten, mit denen Kant die zweite Auflage versah, um sich vor den ewigen Mißdeutungen zu verwahren:

„Von uns selbst schweigen wir. In Betreff der Sache aber, um die es sich handelt, bitten wir, daß die Menschen sie nicht für eine Meinung, sondern für ein Werk ansehen und daß sie überzeugt sind, es handle sich nicht dabei um die Grundlegung einer Sekte oder eines beliebigen Einfalls, sondern der menschlichen Wohlfahrt und Würde. Ferner möge jeder Einzelne zu seinem eigenem Besten das Allgemeine bedenken und dafür eintreten. Schließlich mögen sie guter Hoffnung sein und unsere Instauratio nicht für etwas Endloses und Uebermenschliches halten, sondern sie mit ihrem Verstande auffassen, da sie in Wahrheit das Ende und die naturgemässe Grenze unendlichen Irrtums ist."

Verzeichniss der Schriften Ernst Strehlke's.

Zusammengestellt

von

M. Perlbach.

Im 31. und 35. Jahrgang dieser Zeitschrift (1894 und 1898) sind von der Hand ihres Herausgebers und Prof. Karl Lohmeyers in Königsberg die Schriften von Max Töppen († 1893) und Johannes Voigt († 1863) zusammengestellt. Es wird den Lesern der Altpreußischen Monatsschrift nicht unerwünscht sein, wenn in den Spalten dieser Zeitschrift auch die Bibliographie Ernst Strehlke's, des jüngsten, aber zuerst Dahingegangenen von den drei Herausgebern der Scriptores rerum Prussicarum einen Platz findet. Strehlke, 1834 am 27. September in Berlin als Sohn des späteren Directors der Petrischule in Danzig, Friedrich Strehlke, geboren, hat nur ein Alter von $34^1/_2$ Jahren erreicht und erlag schon am 23. März 1869 einem chronischen Lungenleiden. Seine schriftstellerische Thätigkeit umfaßt nur 16 Jahre, 1854 bis 1869, einige seiner Arbeiten traten erst nach seinem Tode an's Licht. Ueber seine Bedeutung für die Geschichtsforschung der Provinzen Ost- und Westpreußen an dieser Stelle zu sprechen, ist unnöthig: wer auch nur einmal unsere große monumentale Quellensammlung, die Scriptores rerum Prussicarum, zur Hand genommen, weiß, was seiner Arbeitskraft und Hingebung dieses Werk verdankt: das haben auch seine Mitarbeiter Hirsch und Töppen in einem warmen Nachruf im 4. Bande der Scriptores anerkannt. Neben diesem ist ein amtlicher Necrolog von A. v. M(ülverstedt) im Staatsanzeiger 1869 No. 84 vom 10. April, besondere Beilage, eine Quelle für

Strehlke's Biographie, in der auch ein Theil seiner Schriften angeführt wird. Bei der Verwerthung beider für die „Allgemeine deutsche Biographie", in welcher Str. bis jetzt noch fehlt, aber für die Nachträge in Aussicht genommen ist, stellte sich mir das Bedürfniß nach einem möglichst vollständigen Schriftenverzeichniß heraus.

1. **Die Gardschauer Chronik.** Neue Preußische Provinzialblätter. Andere Folge. Band 5. 1854. Heft 3 S. 179—192.
2. **Alterthümer des nördlichen Pommerellens.** Neue Preußische Provinzialblätter. Andere Folge. Band 8. 1855. Heft 1. S. 41—54.
3. **Kirche und Kloster zur heiligen Dreifaltigkeit in Danzig.** Nebst artistischer Beilage. Organ für christliche Kunst Jahrg. 5. 1855. S. 141—144, 153—156, 165—167.
4. **Georg Schwengel's Chronik von Kloboczyn.** Neue Preußische Provinzialblätter. Andere Folge. Band 9. 1856. Heft 4. S. 249—262.
5. **Verzeichniss der die heidnischen Alterthümer enthaltenden Abtheilung des Museums zu Danzig** von R. Freitag, Lehrer an der Kgl. Kunstschule in Danzig, und E. S. Neue Preußische Provinzialblätter. Andere Folge. Band 9. 1856. Heft 4. S. 268—278.
6. **De Heinrici III imperatoris bellis Ungaricis.** Dissertatio inauguralis historica quam consensu et auctoritate amplissimi philosophorum ordinis in alma litterarum universitate Friderica Guilelma ad summos in philosophia honores rite capessendos die III. Decembris a. MDCCCLVI h. l. q. s. publice defendet auctor Ernestus Strehlke Berolinensis. Adversarii erunt: Kar. Buddee, jud. cam. ref., Guil. Mannhardt, phil. dr., Joh. Vollbaum, jud. cam. ausc. Berolini, typis fratrum Unger. 2, 48, 1 Bl. 8.
7. **Livonica im Stadtarchive zu Danzig.** Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Band 9. S. 85—89 (1856).
8. **Grabstein des pommerellischen Woiwoden Fabian von Legendorff.** Neue Preußische Provinzialblätter. Andere Folge. Band 12. 1857. Heft 3. S. 217.
9. **Archäologische Miscellen.** Chmielno. Lalkau. Kirchen-Jahnia. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 1. 1858. Heft 1. S. 64—67.
10. **Nachricht über den Thorner Annalisten,** eine neuaufgefundene Quelle zur preußischen Geschichte. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 1. 1858. Heft 3. S. 137—152.
11. **Notiz betreffend Angiolinus de Prusia.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 2. S. 119.

12. **Notiz betreffend einen Brief Kaiser Friedrichs II.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 3. S. 168. 169.
13. **Besprechung von: Dr. Theodor Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens.** Eine von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Leipzig. S. Hirzel. 1858. XII und 344 S. groß 8. (2 Thlr. 15 Sgr.) Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 3. S. 175—181.
14. **Besprechung von: Des hohen Deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien.** Mit steter Rücksicht auf das Centralarchiv des hohen Deutschen Orden (!) geschichtlich dargestellt und beschrieben von Dr. B. Dudik O. S. B. Mit 21 Kupfertafeln und 1 Holztafel. Wien. Druck von Carl Gerold's Sohn. 1858. XII. 268 S. gross 4. 14 Thlr. 20 Sgr. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 3. S. 181—184.
15. **Archäologische Miscellen.** Glockeninschriften. Zum Danziger jüngsten Gerichte. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 5. S. 308. 309.
16. **Besprechung von: De Duitsche Orde,** of beknopte geschiedenis, indeeling en statuten der broeders van het Duitsche Huis van St. Marien van Jerusalem door Mr. W. J. Baron d'Ablaing van Giesenburg, Referendaris bij het Ministerie van Binnenlandsche Zaken, belast met de Afdeeling Adel, en het Secretariaat van den Hoogen Raad van Adel, Corresponderend Lid van het Historisch Genootschap voor Neder-Saksen. 's Gravenhage. Martinus Nijhoff. 1857. VIII und 352 S. 8. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 2. 1858. Heft 6. S. 370. 371.

17. 18. **Brief Abt Berno's von Reichenau an König Heinrich III.** herausgegeben. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Band 20. Heft 1. 1858. S. 189—206 (auch einzeln abgedruckt, Wien, Gerold 1859).

19. **Nachricht über die livländische Chronik des Hermann von Wartberge (— 1378).** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 3. 1859. Heft 3. S. 129—155.
20. **Die Klucke in Pommerellen.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 3. 1859. Heft 3. S. 182.
21. **Preussenfahrten.** Neue Preussische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 3. 1859. Heft 4/5. S. 308—313.
22. **Die Kirche in Praust.** Mit 2 Tafeln und 3 Holzschnitten im Text. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 3. 1859. Heft 4/5. S. 324—331.
23. **Andreas Ruther von Danzig,** Maler. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 3. 1859. Heft 4/5. S. 331.

24. **Zur Lebensgeschichte des Marchese Giovanni Bonifacio d'Oria.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 4. 1859. Heft 3/4. S. 214—217.

25. **Nochmals Andreas Ruther von Danzig.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 4. 1859. Heft 3/4. S. 217.

26. **Schulz, Heinr. Wilh., Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien.** Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferdinand von Quast. 4 Bände Imp. 4. (XXX u. 1156 S. mit eingedruckten Holzschnitten, 1 chromolithogr. Uebersichtskarte und 3 genealogischen Tafeln in Imp. 4 und qu. gr. fol., 96 Kupfertafeln in Imp. fol. 3 S. Erläuterungen und lithogr. Porträt des Verfassers in Tondruck). Dresden 1860 (Leipzig, Brockhaus Sortiment und Antiquarium). 120 Thaler. Band 1: XVI, 1 Bl. 336 S.; 2: 2 Bl. 358 S.; 3: 2 Bl. 228 S.; 4: Urkunden IV, 234 S. (Vorrede: Ernestus Strehlke.)

27. **Nachricht über die livländische Chronik des Hermann von Wartberge (— 1378).** Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Band 9. 1860. S. 253—284.

28. **Di Kronike von Pruzinlant des Nicolaus von Jeroschin** herausgegeben. Einleitung S. 291—302. Chronik S. 303—624. Beilage 1: Aus der livländischen Reimchronik S. 625—645. Beilage 2: Aus verschiedenen deutschen Dichtwerken S. 645—648. Zusätze und Berichtigungen S. 817, 818. Scriptores rerum Prussicarum 1. 1861. S. 291—648, 817, 818.

29. **Di Kronike von Pruzinlant des Nicolaus von Jeroschin** herausgegeben. Separatabdruck aus dem ersten Bande der Scriptores rerum Prussicarum, herausgegeben von Th. Hirsch, M. Toeppen und E. Strehlke. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1861. gr. 8⁰. IV, 336 S.

30. **Besprechung von:** Inventarium omnium et singulorum privilegiorum, litterarum, diplomatum, scripturarum et monumentorum quaecunque in archivo regni in arce Cracoviensi continentur per commissarios a sacra regia majestate et republica ad revidendum et connotandum omnes scripturas in eodem archivo existentes deputatos confectum anno domini 1682. Cura bibliothecae Polonicae editum. Lutetiae Parisiorum typis L. Martinet via Mignon 2 Berolini et Posnaniae apud B. Behr (E. Bock) 1862. 8⁰. XV und 483 S. 3 Thaler. Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 8. 1861. Heft 5/6. S. 284—290.

31. **Urkundliches zur Münzgeschichte des Königreiches Neapel im XIII., XIV. und XV. Jahrhunderte.** Meist aus den Papieren von H. W. Schulz. 1—3. Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Band 1. 1862. S. 55—74, 194—202. 1863. S. 308—327.

32. **Zwei Fragmente einer kurzen Reimchronik von Preussen** herausgegeben. Einleitung S. 1, 2. Chronik S. 2—8. Scriptores rerum Prussicarum 2. 1863. S. 1—8.
33. **Hermanni de Wartberge Chronicon Livoniae** herausgegeben. Einleitung S. 9—21. Chronik S. 21—116. Beilage 1: Regesten Wilhelms von Modena S. 116—134. Beilage 2: Regesten zur Geschichte Mindowe's von Littauen S. 134—139. Beilage 3: 1. Die Chronik von Dünamünde S. 139—142. 2. Die Annalen und das Necrologium von Ronneburg S. 142—148. Beilage 4: Hermanni de Wartberge Relatio de disceptatione inter Rigensem archiepiscopum ordinemque S. Mariae Theutonicorum Gedani anno 1366 habita S. 148—155. Beilage 5: Aus Peter Suchenwirt, Heinrich dem Teichner und anderen deutschen Dichtern S. 155—178. Nachträgliches S. 178. Zusätze und Berichtigungen S. 801—803. Scriptores rerum Prussicarum 2. 1863. S. 9—178, 801—803.
34. **Nicolaus von Jeroschin, Leben des heiligen Adalbert.** Fragment herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum 2. 1863. S. 423—428.
35. **Hermanni de Wartberge chronicon Livoniae.** Herausgegeben. Leipzig 1863. S. Hirzel. IV, 172 S. 4⁰. $1^2/_3$ Thaler. (Abdruck aus den Scriptores rerum Prussicarum 2.)
36. **Besprechung von: Kratz, Gustav,** zweiter Archivar am Provincialarchiv in Stettin, **Geschichte des Geschlechts von Kleist.** 1. Theil. Urkundenbuch. Auf Kosten des Verfassers. Mit 15 z. Th. in Farbendruck ausgeführten Wappen- und Siegeltafeln. 4⁰. (VIII u. 746 S.) Berlin 1862, Schindler. Historische Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel. Band 9. 1863. S. 547—548.
37. **Besprechung von: Dormann, Edm. J., Geschichte des Kreises Marienburg.** Nach Quellen und Urkunden. Mit 182 Regesten und Urkunden. 8⁰. (VIII u. 193 S.) Danzig 1862, A. W. Kafemann. Historische Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel. Band 10. 1863. S. 577—578.
38. **Besprechung von: Scriptores rerum Prussicarum.** Die Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft, herausgegeben von Dr. Theodor Hirsch, Dr. Max Töppen und Dr. Ernst Strehlke. 2. Band. Mit 1 (chromolith.) Facs. und dem Register zum 1. und 2. Bande. 8⁰. (VI u. 866 S.) Leipzig, Hirzel 1863. Historische Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel. Band 11. 1864. S. 523—526.
39. **Besprechung von: Inventarium omnium et singulorum privilegiorum** . . . in archivo regni in arce Cracoviensi (wie No. 30). Paris 1862. Historische Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel. Band 12. 1864. S. 249—255.
40. **Die livländische Chronik Hermann's von Wartberge.** Aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin und Reval 1864. 8⁰. II, 66 S. Berlin, Druck von Gebr. Unger, Königl. Hofbuchdrucker.

41. **Gedichte von E. G. W. S.** Als Manuscript gedruckt. Berlin 1864. Druck von Gebr. Unger, Königl. Hofbuchdrucker. 8⁰. 84 S.

42. **Besprechung von: Dannenberg, H., Pommerns Münzen im Mittelalter** erläutert. Mit 4 Kupfertafeln. Berlin 1864. F. Schneider. (II, 82 S. Lex. 8⁰.) 1 Thaler 15 Sgr. Literarisches Centralblatt. 1865. S. 397, 398.

43. **Hartmann's von Heldrungen,** Hochmeisters des deutschen Ordens, **Bericht über die Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden und über die Erwerbung Livlands durch den letzteren.** Herausgegeben. Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Band 11. 1865. S. 76—102 (auch S. A. Riga 1865, Druck v. W. F. Häcker. S. 1—29. 8⁰).

44. **Kurze Preussische Annalen 1190—1337** herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum 3. 1866. S. 1—4. Zusätze und Berichtigungen S. 726.

45. **Annales expeditialis Prussici 1233—1414** herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum 3. 1866. S. 5—12. Berichtigung S. 727.

46. **Franciscani Thorunensis Annales Prussici (941—1410).** Johanns von Posilge, Officials von Pomesanien, Chronik des Landes Preußen (von 1360 an, fortgesetzt bis 1419) zugleich mit den auf Preußen bezüglichen Abschnitten aus der Chronik Detmar's von Lübeck, herausgegeben. Einleitung S. 13—57. Annalista Thorunensis S. 57—316. Aus Detmar, nebst Fortsetzung S. 57—237. Johann von Posilge, nebst Fortsetzung S. 79—388. Verzeichniss der Hochmeister des Deutschen Ordens S. 388—397. Fortsetzung des Thorner Annalisten S. 398—399. Beilage 1: Preussische und Pommerische Berichte, Urkunden S. 400 bis 404. Beilage 2: Aus niederdeutschen Chroniken S. 404—415. Beilage 3: Aus thüringischen und oberdeutschen Chroniken S. 415—423. Beilage 4: Böhmische, schlesische und polnische Berichte S. 423—442. Beilage 5: Aus niederländischen Quellen S. 442—452. Beilage 6: Aus französischen Chroniken S. 452—458. Beilage 7: Aus schwedischen und dänischen Chroniken S. 458—460. Beilage 8: Aus Lebensbeschreibungen der Päpste u. s. w. S. 460—464. Zusätze und Berichtigungen S. 727—728. Scriptores rerum Prussicarum 3. 1866. S. 13 bis 464, 727—728.

47. **Chronica terrae Prussiae 1029** (sc. 1098)—**1450** herausgegeben. Einleitung S. 465—467, Chronica terrae Prussiae S. 468—471. Scriptores rerum Prussicarum. 3. 1866 S. 465—471.

48. **Aus polnischen Annalen** herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum. 3. 1866. S. 719—725.

49. **Ueber einen kürzlich aufgefundenen Siegelstempel Herzog Mestwin's I. von Ostpommern.** Mit Abbildung. Scriptores rerum Prussicarum. 3. 1866. S. 728. 729.

50. **Zu Georg Schwengel's Chronik von Kloboczyn.** Neue Preußische Provinzialblätter. 3. Folge. Band 11. 1866. Heft 3. S. 403—408.
51. **Ein kürzlich** (in der Nähe von Schwetz ausgegrabener) **aufgefundener Siegelstempel Herzog Mestwin's I. von Ostpommern** (mit Abbildung in Holzschnitt). Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Band 3. 1867. S. 294—295.
52. **Ein Geschäftsbrief aus der Mitte des 14. Jahrhunderts** (als Vorstossblatt des vorderen Deckels in dem wohlerhaltenen Pergamentfolianten der bischöflich kulmischen Seminarbibliothek zu Pelplin V J d 6 („Sermones Bartholomei de Cassimaria habiles") eingeklebt). Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 4. 1867. S. 430—432.
53. **Das Statut der Brüderschaft Unser Lieben Frauen auf der Neustadt Thorn von 1409.** Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 4. 1867. S. 433—435.
54. **Besprechung von: Scriptores rerum Prussicarum** . . 3. 1866. Fol. (!) VI 730. Leipzig. S. Hirzel. Historische Zeitschrift, hg. v. H. v. Sybel. Band 17. 1867. S. 197—203.
55. **Besprechung von: Codex diplomaticus Anhaltinus.** Auf Befehl Seiner Hoheit des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt herausgegeben von Prof. Dr. O. v. Heinemann. I. Theil: 936—1212. 1. Abth.: 936—1123. Mit 4 Siegeltafeln. Dessau 1867. Desbarats (XXIII, 154 S. 4). 2 Thaler 15 Sgr.

    Heinemann, Dr. O. v., Prof., Die älteren Siegel des anhaltinischen Fürstenhauses. Festschrift zum 50 jähr. Regierungs-Jubiläum Sr. Hoh. des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt. Höchstdemselben unterthänigst dargebracht vom Lehrer-Collegium des herzoglichen Carls-Gymnasiums zu Bernburg. Bernburg 1867 (27 S. 4). Literarisches Centralblatt. 1867. S. 1126—1129.
56. **Die Gründungsurkunde des Carthäuserklosters Marienparadies.** Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 4. 1867. S. 496--498.
57. **Ueber die Herkunft des Hochmeisters Winrich von Kniprode.** Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde Jahrg. 5. 1868. S. 401—405.
58. **Besprechung von: Schmitt, Dr. F. W. F., Der Kreis Flatow.** In seinen gesammten Beziehungen dargestellt. Thorn 1867. Lambeck. (IV, 308 S. 8.)

    Derselbe: Geschichte des Deutsch-Croner Kreises. Ebendas. 1867 (252 S. 8). Literarisches Centralblatt. 1868. S. 106—108.
59. **Besprechung von: Schmitt, Dr. F. W. F., Geschichte des Stuhmer Kreises.** Im Auftrage der Kreisstände verfaßt. Thorn 1868 (IV, 258 S. 8). Literarisches Centralblatt 1868. S. 1051—1053.

60. **Besprechung von: Vossberg, F. A., Die Siegel der Mark Brandenburg** nach Urkunden des königl. geh. Staatsarchivs, des Staatsarchivs zu Magdeburg sowie städtischer und anderer Archive. 1. Lieferung Berlin 1868. Stargardt in Commission (28 S. u. 12 Tafeln gr. 4) 2 Thaler. Literarisches Centralblatt 1868. S. 1269—1270.
61. **M. Ludolf Rolevinks Trauerrede auf den 1599 verstorbenen Reinhold von Krockow.** Berlin 1868. 8. 44 S. Stargardt. Als Manuscript gedruckt.
62. **Doberan und Neu-Doberan (Pelplin).** Jahrbücher des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde Jahrg. 34. 1869. S. 20—54. Nachträgliches S. 196. 197.
63. **Tabulae ordinis Theutonici ex tabularii regii Berolinensis codice potissimum edidit.** Berolini apud Weidmannos 1869. VI, 1 Bl. 490, 1 Bl. 8. M. 16.
64. **Ein Kloster auf dem Tannenberger Schlachtfelde.** Altpreußische Monatsschrift Band 7. 1870. S. 43—47.
65. **Johannis Dlugosz canonici Cracoviensis Banderia Prutenorum** herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum 4. 1870. S. 9—34.
66. **Urkunden Herzog Mestwins II.** Aus dem Gräflich Krockow'schen Familienarchive zu Krockow mitgetheilt. Altpreußische Monatsschrift Band 8. 1871. S. 633—642.
67. **Nachrichten über besondere Witterungs-Erscheinungen in Preussen** während des 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderts zusammengestellt von F. Strehlke und E. Strehlke. Altpreußische Monatsschrift Band 10. 1873. S. 650—660.
68. **Kurzer Lebensabriss von Daniel Gabriel Fahrenheit,** geboren 24. Mai 1686, gestorben 16. September 1736, mitgetheilt aus einer Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek. Altpreußische Monatsschrift Band 11. 1874. S. 87. 88.
69. **Aufzeichnungen zur Geschichte des Bisthums Pomesanien,** aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Dr. E. Strehlke, herausgegeben von M. Toeppen. A. Series episcoporum Pomesaniensium S. 386—410. B. Johannis I. Monachi, Elbingensis, Pomesaniensis episcopi, Notae historicae de anno 1381 nebst Fortsetzungen S. 410—429. C. Johannis Marienwerder, Pomesaniensis decani, Annales capituli Pomesaniensis 1391—1398. S. 430—434. D. Johannis IV. de Lessen, Pomesaniensis episcopi, Notae historicae 1480—1501. S. 434—435. E. Pomesaniensis canonici breve chronicon belli de anno 1520. S. 435—439. Scriptores rerum Prussicarum. 5. 1874. S. 386—439.
70. **Annales Minorum Prussicorum** herausgegeben. Scriptores rerum Prussicarum. 5. 1874. S. 647—648.

Kritiken und Referate.

Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der (auf dem Umschlag: seiner) Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle a. S. Hugo Peter. 1902. (XIV S. Vorwort, 432 S. Text, 7 S. Schlußwort) 2 Mk., geb. 2,80 Mk.

Nicht eine neue Kant-Biographie, nur einen Abdruck der altbekannten Schilderungen von Borowski, Jachmann und Wasianski bringt uns dieses Buch; sein Titel hätte wohl insofern unzweideutig lauten können. Die Veranlassung zu diesem „Neudruck", wie ihn der Herausgeber nennt, gab nach seinem Vorwort Houston Stewart Chamberlains (Grundl. des XIX. Jahrh.) Hinweis auf die drei Darstellungen als unersetzliche Quellen für die „lebendige Kenntnis" des Menschen Kant. Der nächste Zweck des Buches soll die Förderung des Verständnisses für Kants Leben und Lehre in immer weiteren Kreisen sein. Dafür seien jene lebenswahren Schilderungen, von deren Verfassern der Herausgeber an der Hand von Kuno Fischer u. and. einige Lebensumstände mitteilt, mit ihrer „lebendigen Anschaulichkeit" besonders geeignet. Auch besitzen diese Schilderungen nach der Meinung des Herausgebers „für Eltern und Lehrer einen hohen erzieherischen Wert". Der Gedanke: Kant als Erzieher, die Vorbildlichkeit Kants in seinem Leben und seiner Lehre scheint nach dem Vor- und Schlußwort dem Herausgeber bei seinem Unternehmen besonders vorgeschwebt zu haben. An den jetzt aus Gelehrtenkreisen erschallenden Ruf „Zurück auf Kant" knüpft der Herausgeber das Mahnwort an die heranwachsende studierende Jugend „Hin zu Kant" und beruft sich auf die Worte Kaiser Wilhelms II. bei der Immatrikulation des Kronprinzen zu Bonn am 24. April 1901. Mit dem Ehrendenkspruche Kants auf L'Estocq als Beweis der „schlichten Bescheidenheit" und „tiefen Lebensauffassung" Kants endigt der Herausgeber sein Schlußwort. Jener Zweck des Neudrucks: in usum delphini scheint nun den Herausgeber zu einer eigenartigen Behandlung des Textes der drei Darstellungen veranlaßt zu haben. Er spricht sich im Vorwort über sein Verfahren hierbei aus, stellt dies jedoch nicht völlig so dar, wie es der Wirklichkeit entspricht.

Schon auf den ersten Blick muß es jedem Kenner auffallen, daß der Herausgeber mit dem Abdruck der Jachmannschen Schilderung beginnt, entgegen der üblichen Reihenfolge, in welcher die Biographie Borowskis den Anfang macht. Ist zwar auch gerade die Biographie Wasianskis die zuerst im Druck veröffentlichte, so sind doch alle drei Darstellungen unter dem besonderen Titel: „Ueber Immanuel Kant“ in drei Teilen mit der Reihenfolge: Borowski, Jachmann, Wasianski noch im Jahre 1804 erschienen. Diese Reihenfolge ist seither, und mit Recht auch aus inneren Gründen, beibehalten worden.

Der Herausgeber sagt, er habe „die Ursprungsschriften nahezu ganz unverändert gelassen und auch der Versuchung widerstanden, in erläuternden Anmerkungen die Ergebnisse der späteren Forschung bis auf die Gegenwart herab zu verwerten“. „Hier zog mir“, fährt er fort, „das Pietätsgefühl eine Grenze. Ich habe mich darauf beschränkt, der inzwischen veränderten Rechtschreibung und Zeichensetzung Rechnung zu tragen, sowie verschiedene, namentlich weniger gebräuchliche Fremdwörter sinngemäß zu verdeutschen!“ „Ganz fortgelassen“ hat der Herausgeber nach seiner Angabe nur die Vorreden der Verfasser und die Beilagen zu Borowskis Biographie bis auf die sechste (Katholische Universitäten in Beziehung auf Kantsche Philosophie).

Der Herausgeber hat aber nicht allein Orthographie und Interpunktion geändert, nicht allein die Vorreden und jene Beilagen fortgelassen. Er hat auch in den Darstellungen selbst längere Perioden, z. B. bei Jachmanns drittem und vierzehntem Brief, und die Mehrzahl der Anmerkungen bei Borowski nicht wieder abgedruckt. Er hat ferner bald hier bald da Worte unterdrückt, bald wieder einzelne deutsche Worte, also nicht nur Fremdwörter, teilweise ohne ersichtlichen Grund durch andere ersetzt, z. B. Seite 320 Kerzen statt Lichte. Alles, wo es ihm gerade paßte, um vielleicht nach seiner Meinung Ueberflüssiges fortzulassen, einen besseren Ausdruck zu wählen oder das Verständnis zu erleichtern. Thatsächlich aber wird dadurch vielfach der Sinn solcher Stellen verändert, z. B. Seite 10, letzte Zeile, über statt aber, Seite 53, Zeile 8 von unten, gedenken statt erwähnen, Seite 65, Zeile 5 von unten ist gleich vor glücklich ausgelassen, Seite 79, Zeile 7 von oben, betonte statt bekannte, Seite 88, Zeile 12 von unten fehlt frühen vor authentischen, Seite 90, Zeile 2 und 4 von oben, herrschte statt herrscht und hinstrebten statt hinstreben, Seite 128, Zeile 3 von oben, werden statt ist, Seite 304, letzte Zeile, Heranbringung statt Hervorbringung, Seite 313, Zeile 10 von oben fehlt angenehm vor und, Seite 412, letzte Zeile, Boden statt Lande.

Namentlich mit den Umstandswörtern und unbestimmten Zahlwörtern hat es dem Herausgeber beliebt willkürlich zu verfahren, so finden wir Seite 323, Zeile 7 von unten, oft statt bisweilen, Seite 324, Zeile 15 von oben ist zeitweise zugesetzt, Seite 338, Zeile 5 von oben fehlt beinahe, Seite 348, Zeile 7 von oben fehlt etwas, Seite 379, Zeile 7 von unten, aller statt mancher, Seite 380, Zeile 3

von oben ist wenigstens zugesetzt, Seite 403, Zeile 6 von oben, etwa statt von. Mit dem Wörtchen „ganz" steht der Herausgeber auf dem Kriegsfuß. Er hat es meist zu unterdrücken gesucht, so Seite 112, Zeile 12 von unten, Seite 123, Zeile 2 von oben, andererseits hat er es aber auch hinzugesetzt, so Seite 95, Zeile 4 von unten, und welch überflüssigen Gebrauch er davon in seinem eigenen Vorwort gemacht hat, ersieht man aus den oben mitgeteilten Stellen: „nahezu ganz unverändert", „ganz fortgelassen".

Um den Text der Darstellungen mehr der heutigen Schreibweise anzupassen, hat der Herausgeber nicht nur einzelne Ausdrücke geändert, er hat auch vielfach die Satzbildung nach dem heutigen Stil umgemodelt. Wenn man sich die Mühe machen wollte, den Abdruck Wort für Wort mit den Originalen zu vergleichen, würde man fast auf jeder Seite eine Veränderung bemerken und manchmal den Text kaum wiedererkennen. Daß bei diesem Bestreben, jene Biographien in einem Musterbuch neu aufzulegen, die Ursprünglichkeit der Darstellung, das Lebenswahre der Schilderung mit Worten, wie sie ein herzensfrisches, um Stilistik unbekümmertes Gefühl in die Feder diktiert hatte, nicht wenig gelitten hat, liegt auf der Hand. So ist einem guten Zweck jener vom Herausgeber selbst anerkannte Reiz der Biographien teilweise hingeopfert — unnötigerweise, da jene alte sorglose Schreibweise weder den Genuß der Lektüre gestört noch einen Einfluß auf den Stil des Lesers ausgeübt haben würde. Noch sei erwähnt, daß der Herausgeber manchmal in Klammern Zusätze gemacht hat, die nicht in die Zeit der Biographie fallen, z. B. Seite 112, aber als Zusätze des Herausgebers äußerlich nicht erkennbar sind, und daß er selbst augenscheinlich nicht wörtliche Aeußerungen Kants in Anführungszeichen gesetzt hat.

Eigentümlich ist, daß der Herausgeber von den acht Beilagen zu Borowskis Darstellung, die er übrigens in Abschnitte mit Inhaltsübersichten zergliedert hat, nur die nichts weiter als einige dürftige Nachrichten enthaltende und weitere Kreise herzlich wenig interessierende Mitteilung über die Verbreitung Kantischer Philosophie auf katholischen Universitäten und zwar mit der unrichtigen Begründung aufgenommen hat, daß Kant seinerzeit auf deren „Abdruck" besonderen Wert gelegt habe.

Gleich willkürlich ist aber auch die Behandlung der Fremdwörter. Wohl hat der Herausgeber viele Fremdwörter durch deutsche Worte ersetzt, nicht immer freilich durch solche mit gleichem Sinn, so Seite 347, Zeile 16 von oben, entworfen statt deponiert, und was man sich Seite 345 bei dem zu dem Worte Petechien in Klammern zugesetzten Worte Nervenfieber denken soll, mag ein Mediziner entscheiden. Aber wir finden noch eine Menge zum Teil recht ungebräuchlicher Fremdwörter, die der Herausgeber zu verdeutschen nicht für nötig gehalten, z. B. Seite 122, Zeile 14 von unten, Kanapee, Seite 137, Zeile 6 von oben, auxiliäres, Seite 145, Zeile 3 von oben, Eminenz, Seite 147, Zeile 12 von oben, soporösen, Seite 334, Zeile 5 von oben, Delikatesse, Seite 354, Zeile 10 von

unten, determinierte, Seite 370, Zeile 7 von unten, Gradation. Dann ist es auch wohl geschehen, daß der Herausgeber ein Fremdwort durch ein anderes (Seite 13, Zeile 9 von unten, praktische statt reelle) und sogar ein deutsches Wort durch ein Fremdwort (Seite 85, Zeile 6 von unten, Maximen statt Meinungen) ersetzt hat.

Anerkennen muß man die — freilich selbstverständliche — Arbeit des Herausgebers, daß er die vielen (ob alle?) Schreib- und Druckfehler der Originale verbessert hat.

Lag demnach dem Herausgeber nicht daran, den unveränderten Text zum Abdruck zu bringen, machte er sich nichts daraus, den Text in einen modernen Stil zurecht zu stutzen, was war es dann für ein „Pietätsgefühl", das ihm eine Grenze zog, die Ergebnisse späterer Forschung in erläuternden Anmerkungen zu verwerten. Ist es Pietät, daß der Herausgeber die Biographen nach wie vor Unrichtigkeiten sagen läßt, oder war er nicht Kant eine größere Pietät schuldig, die teilweise unverschuldet unrichtigen Angaben richtig zu stellen?! Das „Pietätsgefühl" war ein Wörtchen, das sich zur rechten Zeit einstellte. Würde der Herausgeber sich eingehender mit der Kant-Biographie beschäftigt, insbesondere auch die Zusätze etc. aus Wasianskis Handexemplar seiner Biographie gekannt haben, so würde er auch zu manchen Unrichtigkeiten (nicht allein in bloßen Daten), die übrigens zum Teil nur auf Druckfehlern beruhen dürften, Bemerkungen haben machen können und müssen. Er hätte dann insbesondere berichtigen müssen, daß die „Betrachtungen über das Fundament der Kräfte" nicht von Kant herrühren (Seite 185), daß Kant von einem Maler Werner nicht gemalt ist (Seite 200), daß der von Wasianski konstruierte Elasticitätsmesser der Luft nicht Elektrometer (infolge eines Druckfehlers), sondern Elaterometer hieß (Seite 392), und hätte Seite 319 nicht „berichtigen" müssen, daß Kant nur einen Schlafrock trug. Eine übrigens ziemlich unnötige bibliographische Anmerkung hat der Herausgeber doch, bei Borowskis Aufzählung von Kants Schriften, mit dem Hinweise auf die Akademie-Ausgabe von Kants Schriften gemacht.

Ein Neudruck der drei alten Kant-Biographien war gewiß wünschenswert. Hoffen wir auf die Herausgabe eines solchen durch jemand, der weniger „Pietätsgefühl" und mehr Sinn für historische Forschung besitzt!

A. W.

Samland, Pregel- und Frischingthal. Eine Landes- und Volkskunde von Prof. Dr. **Albert Zweck.** Mit 32 Abbildungen und 3 Plänen. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1902. — 8⁰, VIII und 160 Seiten. Eleg. geb. 5,50 Mk.

Karte von Ostpreußen. Unter Mitwirkung von Dr. F. Zühlke, Dr. A. Bludau und Prof. Dr. A. Zweck gezeichnet und gestochen von G. Sicker. Stuttgart, Hobbing & Büchle, 1902. — In 4 Blättern, Maßstab 1:300 000. — Preis 10 Mk., aufgezogen mit Stäben 18 Mk.

Wie man bei einem Gastmahle das vorzüglichste Gericht bis gegen das Ende hin aufzusparen pflegt, so bietet uns der Verlag von Hobbing & Büchle als Beschluß seiner groß angelegten, werthvollen Landes- und Volkskunde von Ostpreußen die Perle der Provinz, das herrliche Samland, in so vollendet schöner Ausstattung und so gediegener und ansprechender Bearbeitung dar, daß nach unserer Ueberzeugung das Buch allen Anforderungen entspricht: denen des prüfenden Gelehrten sowohl als des Unterhaltung und Belehrung zugleich suchenden Gebildeten und besonders auch des Touristen, dem der handliche Band sicher der willkommenste Reisebegleiter sein wird. Des Verfassers aus seinen früheren Arbeiten bereits bekannte Methode, überall selbst zu schauen und zu prüfen, bewährt sich hier auf's Neue, und die auf kleinem Raum zusammengedrängten Naturschönheiten bringen seine Gabe anmuthiger Schilderung zu schönster Entfaltung — wo nicht etwa Gregorovius und Passarge bereits so ansprechend skizzirt haben, daß er nichts Besseres thun konnte, als sie zu citiren. Sehr gut gelungen ist u. a. auch die bei aller Knappheit doch nichts Wesentliches vermissen lassende Schilderung Königsbergs auf Seite 144—146. Zuweilen nur hätte der Verfasser wohl etwas ausführlicher sein können; wenn er z. B. Seite 85 bei Juditten des dort begrabenen Memelers Schönherr Erwähnung thut, so hätte er auch dem daselbst geborenen Gottsched einige Worte widmen dürfen. Auf Seite 116 führt Verfasser, den Angaben folgend, einen Begräbnißplatz von „Stangenwalde“ auf der Kurischen Nehrung an; es wäre doch endlich an der Zeit, den, wenn ich nicht irre, von Dr. Schiefferdecker durch Verwechselung von „Latte“ mit „Stange“ begangenen Irrthum auszumerzen. Der Ort hieß nämlich „Lattenwalde“ (cf. „Erl. Prßn.“ IV, S. 270), noch früher „Lothenwalde“.

Die Karte von Ostpreußen giebt ein vorzügliches, klares oro- und hydrographisches Bild und zeichnet sich durch schöne Ausführung aus. Sie bildet eine werthvolle Ergänzung der Hobbing & Büchle'schen Landeskunde Ostpreußens und ist auch namentlich für Lehr- und Unterrichtszwecke besonders geeignet.

Memel, Mai 1902. Johs. Sembritzki.

Mittheilungen und Anhang.

Eine Bücherauction in der Königsberger Schlossbibliothek.

Aus den zur gelegentlichen Verwerthung in der Altpreuß. Monatsschr. zurückgelegten Papieren theilen wir das folgende Druckblatt mit, das wahrscheinlich als Beilage mit einer Nummer einer der hiesigen drei Zeitungen des Jahres 1768 (Hartungsche, Kantersche Zeitung und Intelligenzwerk) ausgegeben wurde.

Notificatorium.

Auf Allerhöchsten Königlichen Befehl, de Dato Königsberg, den 13. October 1766, und wiederholentlich den 19. September a. c. sollen in dem Atrio **der hiesigen Königlichen Schlossbibliothec,** Mittwochs den 12. October dieses Jahres, von 2 bis 4 Nachmittage, folgende Bücher und Sachen, durch öffentliche Licitation an die Meistbiethende, gegen so gleich zu erlegende baare Bezahlung, verkauft werden.

1) Bretkii Litthauische Postill, Königsberg 1591. 4to.
2) Hieron. Maletzkii Polnische Postill, fol.
3) Instruction der Kaufschulzen und Willkühr des Amtes Insterburg, Königsb. 1604. 4to.
4) Catechismus in Alt-Preußischer Sprache und dagegen das Deutsche, 1545. 4to.
5) Examen theologicum Philippi Melanthonis, in Polnischer Sprache, Königsb. 1566. 4to.
6) Polnische Kirchenordnung. von 1544, 4to.
7) Litthauischer Catechismus 1559. 8vo.
8) Maletzkii Polnischer Catechismus, Königsb. 1546. 8vo.
9) Verzeichniß und Gepräge der groben und kleinen Münzsorten, Leipzig. 1579. 4to mit vielen Figuren.
10) Jo. Behm refolutio virgarum, Wittenb. 1617. 4to

11) Eiusd. drey christliche Trauer- und Leichpredigten, Königsberg, 1619. 4to.
12) Samuel Fuchsii ſcripta academica in honorem diui Princ. Bor.-Brand. Regiom. 1625. 4to.
13) Receſſus ill. Princ. Alberti ſen. promulgatus parochis d. 27. Septembr. 1554. 4to.

Von vorstehenden ungebundenen Schriften, sind zum Theil mehrere Exemplare vorhanden, und einige unter denselben so selten, daß auch nur wenige solche jemals gesehen; zu deßen Beweiß man sich auf No. 3. 4. 7. 8. und 13. beziehet.

Hienächst werden zu gleicher Zeit einige in neuern Jahren gedruckte, noch ungebundene Bibeln, Gesangbücher, Catechismi, **Joh. Arends** wahres Christenthum, Lesebüchlein u. d. g. und endlich **funfzig Rieß**, festes Schreibpapier, als Maculatur in Rießen verkauft werden.

Sollte auch jemand auf ein completes Exemplar von allen und jeden bey hiesiger Königsbergischen Academie, vom Jahr 1703 bis 1768 vertheilten öffentlichen Schriften, als: Programm. Diſputat. Patente, Diplom. Gedichte etc. einen billigen Preiß biethen wollen: der kann solchen an dem benannten Tage gleichfals anzeigen, und die Allerhöchste Approbation deshalb erwarten; widrigenfals sollen diese letzt angezeigte Academische Schriften, denen Liebhabern, die nur einige Stücke davon zu besitzen wünschen, das Alphabet à 36 gl. u. einzelne Bogen à 2 gl. Poln. überlaßen werden. **Königsberg, Königl. Bibliothec,** den 24. Septembr. 1768.

Universitäts-Chronik 1902.

10. April. Med. I.-D. von **Hugo Bosin,** prakt. Arzt (aus Braunsberg, Ostpr.): Aus dem Königl. pathol.-anatom. Universitäts-Institut zu Königsberg i. Pr. Beitrag zur Aspergillusmycose der menschlichen Lunge. Kgsbg. Druck von Hugo Jaeger. (36 S. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Paul Eichholz,** prakt. Arzt (aus Tilsit): Aus der chirurgischen Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Experimentelle Untersuchungen über Epithelmetaplasie. Berlin. Druck von Schumacher. (60 S. m. 2 Taf. 8⁰).

11. April. Med. I.-D. von **Martin Behrend,** prakt. Arzt, Volontär-Assistent am Königl. patholog.-anatom. Univers.-Institut, (aus Königsberg i. Pr.): Aus dem Königl. hygienisch. Universitäts-Institut zu Königsberg i. Pr. Nachprüfung zweier neuer Methoden der Geisselfärbung bei Bakterien. Berlin. Druck von Edler & Krische. (31 S. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Adolf Krüger,** prakt. Arzt (aus Senftenberg-L.): Aus der Königl. Universitäts-Augenklinik zu Königsberg i. Pr. Zur Histologie der Kapselkatarakt. Kgsbg. Druck von Kümmel. (47 S. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Friedrich Wendt,** prakt. Arzt (aus Danzig): Aus dem Königl. hygienischen Universitäts-Institut zu Königsberg i. Pr. Nachprüfung der Weil'schen Methode zur Schnelldiagnose der Typhusbacillen. Kgsbg. Ebd. (55 S. 8⁰).

7\. Mai. . . . Lection. curs. quas . . . **Victorius Hinsberg** med. Dr. . . . „Ueber otogene Meningitis“ ad doc. facult. rite impetr. . . . habebit indicit Ludimarus Hermann. Med. Dr. Pr. P. O. ordinis Medic. h. t. Decanus. Regim. Boruss. Typis Kuemmelianis.

10\. Mai. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . ordo medic. viro illustrissimo **Friderico Bertholdo Loeffler.** Gerdavensi nunc a consiliis medicis et medico praeposito in regione Schubinensi qui per decem lustra artis medicae decus fuit summos in medicina chirurgia et arte obstetricia honores cum iuribus et privilegiis doctorem medicinae et chirurgiae ante hos quinquaginta annos d. X. Mens. Maii A. MDCCCLII collatos instaurat atque confirmat in cuius rei fidem solemne hoc diploma ei datum et sigillo ordinis medicorum maiori munitum est a Ludimaro Hermann Med. Dr. P. P. Ord. ordinis Med. h. t. Decanus. . . . Regim. Pruss. Ibid.

— — Phil. I.-D. von **Ludwig Bayer,** (aus Aachen): Beitrag zur pflanzenphysiologischen Bedeutung des Kupfers in der Bordeaux-Brühe. Kgsbg. Druck von Hugo Jaeger. (60 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Gustav Höstermann,** (aus Andernach am Rhein): Ueber die Einwirkung des Kochsalzes auf die Vegetation von Wiesengräsern. Merseburg, Bchdr. von Stollberg. (4 Bl. 64 S. 8⁰).

10\. Mai. Phil. I.-D. von **Alfred Lauffs,** (aus Elberfeld): Ueber einige physiologische Wirkungen des Perchlorats auf die Pflanze. Merseburg. Ebd. (3 Bl. 32 S. 8⁰).

12\. Mai. Med. I.-D. von **Hans Brochowski,** prakt. Arzt (aus Königsberg i Pr.): Aus dem Ambulatorium von Dr. Gerber, Privatdozenten für Otologie, Rhinologie und Laryngologie in Königsberg i. Pr. Ueber das Vorkommen des Skleroms in Ostpreussen nebst Mitteilung zweier neuer Fälle aus den Kreisen Oletzko und Friedland. Kgsbg. Druck von Krause & Ewerlin. (47 S. 8⁰).

17\. Mai. Med. I.-D. von **Kurt Boege,** prakt. Arzt (aus Marienwerder Westpr.): Aus dem Königl. anatom. Institut zu Königsberg i. Pr. No. 35. Zur Anatomie der Stirnhöhlen (Sinus frontales). Kgsbg. Hartung. Bchdr. (61 S. m. 1 Taf. 8⁰).

28\. Mai. Med. I.-D. von **Alfred Schröder,** prakt. Arzt (aus Schrödersfelde, Westpr.): Ueber Carbolgangrän und lokalen Carbolismus. Kgsbg. Druck von Kümmel. (46 S. 8⁰).

— — Acad. Alb. Regim. II. Coniectaneorum in Athenaeum fasciculus II Hermesianactis Leontii fragmentum continens. Quo orationes ad celebrandam diebus XI m. Martii XXI et XXIII m. Maii XXIII m. Junii memor. . . . Caelestini de Kowalewski, Jacobi Friderici de Rhod, Friderici de Groeben, Abeli Friderici de Groeben, Joannis Diterici de Tettav . . . die 31 m. Maii . . . publice habendas indicit **Arthurus Ludwich** P. P. O. Regim. ex offic. Hartungiana. (8 S. 4⁰).

— — Med. I.-D. von **Albrecht Zacharias,** prakt. Arzt (aus Königsberg i. Pr.): Aus der Königl. Poliklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten. Ueber Arzneiexantheme. Kgsbg. Druck von Hermann. (40 S. m. 1 Taf. 8⁰).

4\. Juni. Med. I.-D. von **Erwin Liek,** prakt. Arzt (aus Loebau, Westpr.): Aus dem Laboratorium der Kgl. chirurg. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Prof. Dr. Freiherr v. Eiselsberg. Ueber den Einfluss der arteriellen Hyperämie auf die Regeneration. Berlin. Druck von Schumacher. (1 Bl. 33 S. 8⁰).

20\. Juni. Phil. I.-D. von **Hugo Bauszus** (aus Angerapp): Die mittelenglische Romanze Sir Triamour mit einer Einleitung kritisch herausgegeben. I. Kgsbg. Druck von Leupold. (2 Bl. 60 S. 8⁰).



Zur Berichtigung von Halling's Artikel.

Altpr. Mon. XXXIX. Bd. 1. und 2. Hft. S. 127 und 130.

Herr Direktor Halling schreibt uns d. d. Memel 25. 4. 02 mit Bezug auf seinen Artikel „Ein Brief Argelanders“ in der Altpr. Mon. XXXIX, 127: „Wenn ich (in meinem Manuskr.) geschrieben haben sollte, daß der den Majestäten von der hiesigen Kaufmannschaft gegebene Ball den 11. Juni 1802[1]) stattfand, so ist das wohl mein oder des Stadtraths Forster Irrthum, dessen Stadtchronik ich benutzt habe. . . Jener Ball hat erst den **12.** Juni stattgefunden“.

In derselben und noch in einer andern Angelegenheit erhielten wir das folgende:

Berichtigung.

In seiner Mittheilung „Ein Brief Argelanders“ sagt Direktor Halling S. 127, der 1802 von der Memeler Kaufmannschaft den Majestäten gegebene Ball habe am **11.** Juni stattgefunden. In meiner 1900 erschienenen Geschichte Memels habe ich S. 261 den **12.** Juni dafür angegeben. Da nur eins von beiden richtig sein kann und ich den Vorwurf einer irrthümlichen Angabe nicht gern auf **mir** haften lassen möchte, so will ich hier zwei gewichtige Zeugen für mich anführen: Königin Luise und den Erbprinzen Friedrich Ludwig von Meklenburg-Schwerin. In dem von P. Bailleu herausgegebenen „Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Nebst ergänzenden fürstlichen Korrespondenzen“ (Bd. 75 der „Publ. a. d. K. Preuss. Staatsarchiven“, Leipzig 1900) befinden sich auf S. 531—537 Aufzeichnungen der Königin Luise über die Zusammenkunft in Memel 1802. Sie sagt darin:

> „Le **12.**, encore revue et exercice, où je fus aussi. L'Empereur fut fort content. — Après table, grande toilette pour le bal que les marchands donnèrent à l'Empereur et à nous. Il vint nous chercher et nous allâmes en voiture à la maison destinée pour la fête, elle était décorée extérieurement et un grand et bel arc de triomphe qu'il fallut passer pour y venir fit un joli effet le soir quand il fut illuminé. Le bal fut très animé“ u. s. w.

In dem Tagebuche des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Meklenburg-Schwerin aus den Jahren 1811—1813. Herausgegeben von Dr. Carl Schröder (Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

---

1) Es ist nicht anders zu lesen. R.

65. Jahrg. Schwerin 1900) befinden sich in der Einleitung S. 131—136 auch Tagebuchnotizen des Erbprinzen über die Zusammenkunft 1802. Darin heißt es:

„Le 11. — Le soir Leurs Majestées et aussi la reine ont été à cheval au Camp et puis se sont promenées en ville."

„ce 12. Juin. — le soir la fête de la bourgeoisie, savoir un bal dans une maison fort bien arrangée, et le soir la ville était illuminée."

Memel, 24. April 1902. J. Sembritzki.

Zur Berichtigung von Halling's Artikel.

Der Brief Argelanders ist, was H. zu erwähnen vergessen hat, dem Rathsarchiv zu Memel einverleibt. Bei einer Vergleichung des Abdrucks mit dem Original hat sich nun gezeigt, daß beide nicht ganz conform sind.

Halling hat:

„indem sich die Professoren dem Zuge anschlossen, von (denen) zweie, die in der Schlacht bei Belle-Alliance mitgefochten hatten, einer das eiserne Kreuz hatte, Hippel bei den braunen Husaren und Klebs unter der Infanterie, anführten".

Im Original steht aber deutlich:

„indem sich die Professoren dem Zuge anschlossen, den zweie, die in der Schlacht bei belle alliance mitgefochten hatten, einer der das eiserne Kreuz hatte, Hippel, bei den braunen Husaren, und Klebs unter der Infanterie, anführten".

Also zwei Studenten eröffneten den Zug. Hierbei wäre anzuführen, daß nach Hartung's Akadem. Erinnerungsbuch 1817—1844, S. 222, die Eröffner des Zuges v. Hippel und Buchholz hießen. Alfr. v. Auerwald's „Burschenfeier" als gleichzeitige Publikation dürfte wohl Authentisches bringen; sie konnte hierbei nicht eingesehen werden.

Memel, 5. Mai 1902. J. Sembritzki.

Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Altpreussische
Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XXXIX. Band. Der Provinzialblätter CV. Band.

Fünftes und sechstes Heft.

Juli — September 1902.

Königsberg in Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann.
(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)
1902.

Inhalt.

I. Abhandlungen. Seite.

Der Staatswirtschaftslehrer Christian Jakob Kraus und seine Beziehungen zu Adam Smith. Von Erich Kühn . . 325—370

Herzog Albrecht von Preußen und der Deutsche Orden. Von Paul Karge . . . . 371—485

Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. Mitgetheilt von Rudolf Reicke . . . . 486—502

II. Kritiken und Referate.

Sembritzki, Johannes: Memel im neunzehnten Jahrhundert. Festschrift zum 650jährigen Jubiläum der Stadt Memel. 1. August 1902. Mit einem lithographirten Plane. Memel. Druck und Verlag von F. W. Siebert. 1902. Von Georg Conrad 503

III. Mittheilungen und Anhang.

Urkunden und Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725). Von Georg Conrad . . . . 504—513

Universitäts-Chronik 1902 . . . . 514—515

Lyceum Hosianum in Braunsberg 515

Erklärungen 516

Der Staatswirtschaftslehrer Christian Jakob Kraus und seine Beziehungen zu Adam Smith.

Von

Erich Kühn.

Als der bekannte Romantiker, Schöngeist und Diplomat Varnhagen von Ense im Jahre 1811 den Freiherrn vom Stein besuchte, kam dieser während der Unterhaltung auf den 1807 zu Königsberg verstorbenen Professor der praktischen Philosophie Christian Jakob Kraus zu sprechen und verteidigte ihn eifrig gegen Angriffe, die jener Zeit gerade von Berlin aus gegen den Toten gemacht wurden. „In Berlin nämlich" — so erzählt Varnhagen in den Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens Bd. III Seite 176 — „gab damals Heinrich von Kleist deutsche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Wert von Kraus sehr herabsetzte und ihn blos für einen Adam Smith-Nachbeter erklärte, dessen Grundsätze, als den Gewerbefleiß zum Nachteil des Adels begünstigend, schon nicht mehr gelten sollten. Stein aber sagte von Kraus: „Der Mann hat mehr gethan, als diese Herren je vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Anbau durch ihn zugenommen, seine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und Gesetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideeen aufgestellt, so ist er dafür auch kein ruhmsüchtiger Sophist gewesen, und die einfache Wahrheit, klar und rein vorgetragen, und auf ihren richtigen Ausdruck gebracht, und Tausenden von Zuhörern erfolgreich mitgeteilt zu haben, ist ein größeres Verdienst, als durch Geschwätz und Paradoxieen Aufsehen erregt zu haben. Aber so verhält es sich nicht einmal: Kraus war kein Nachbeter. Kraus hatte eine unscheinbare, und doch geniale Persönlichkeit, die seine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Ein-

sichten, großer Anwendungen, und setzte uns durch sein unerwartetes Urteil oft in Erstaunen. Wenn er indeß sein A. B. C. vortrug, suchte er das B. nicht hinter das C. zu setzen und eine solche Neuerung als geistreich auszuschreien. Lesen Sie seine Schriften, klar und einfach ist da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht!"

Angesichts eines solchen Lobes, und noch dazu aus so berufenem Munde, erschien es uns der Mühe wert, auf das Leben und Wirken eines Mannes wie Kraus näher einzugehen und es in einer größeren Arbeit zu würdigen, zumal die Erinnerung an ihn, selbst in seinem Heimatlande Ostpreußen und an der Stätte seines Wirkens, Königsberg, schon so gut wie ausgestorben ist. Das Andenken aber an jene ereignisreiche Zeit, die Reformzeit Preußens nach Jena und Auerstädt, ist noch lebendig, und Namen, wie Schön, Schrötter, Auerswald, und wie die Mitarbeiter Steins alle hießen, sind jedem Preußen bekannt. So hoffen wir, uns einigen Dank zu erwerben, wenn wir nun Kraus der Vergessenheit wieder entreißen, Kraus, dem jene Vorkämpfer für Vorurteilslosigkeit, bürgerliche Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz zum größten Teil ihren Reichtum an neuen fruchttragenden Ideen verdanken, und der als ihr Lehrer und Freund einen unverkennbaren Einfluß auf die Gesetzgebung jener Tage ausgeübt hat.

Historische Urteile über ihn sind nur äußerst spärlich vorhanden. In Pertz: „Leben des Freiherrn vom Stein" Bd. II Seite 13, finden wir folgende Worte: „Kraus folgte der Lehre Adam Smith's; er stand in vielfacher Verbindung mit Geschäftsmännern, Landbesitzern, Handelstreibenden, hatte ein eindringendes scharfes Urteil und eine klare Darstellungsweise; der Ort seines Wirkens, eine Handelsstadt, welche mit England in lebhaftem Verkehr stand, der Mittelpunkt der Provinz Preußen, wo die meisten Beamten ihre Bildung erhielten, begünstigte das Eindringen seiner Grundsätze. Das thätigste Mitglied der Immediatkommission, Herr v. Schön, Herr v. Schrötter, der Regierungspräsident v. Auerswald, waren seine Schüler."

Ferner fanden wir Kraus noch kurz erwähnt in H. v. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19ten Jahrhundert, Teil I Seite 278. Es heißt da über Königsberg: „Hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten".

Zu erwähnen wäre noch eine Stelle aus G. F. Knapp: Die Bauernbefreiung etc. pag. 137, welche auch auf den Einfluß von Kraus zielt: „Merkwürdig, wie bei Schmalz, ebenso wie beim Herrn von Schön, die neue Lehre der wirtschaftlichen Freiheit, des Waltenlassens der Erwerbsinteressen von England her über Königsberg eindringend, so schnell Wurzel schlägt".

Und ferner noch eine Stelle desselben Buches pag. 156: „Bereits nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit erschien 1808 eine Schrift von Weber; es ist, wie es scheint, zum ersten Mal, daß ein Gelehrter in die Erörterung der schwierigen Fragen eintritt."

Diese Ansicht ist, wie wir gleich hervorheben wollen, ein Irrtum, denn schon geraume Zeit vor Aufhebung der Erbunterthänigkeit, nämlich in den Jahren 1799—1801 beschäftigte sich Kraus eingehend mit Ablösungsfragen, und 1802 erschien ein längerer Aufsatz von ihm über den gleichen Gegenstand, für den er sich übrigens schon lange vorher interessiert hatte.

„Die Königsberger Schule" wird noch in einer Arbeit von H. Ganz: Stein, Schön etc. erwähnt, ohne jedoch daß Kraus' Name dabei genannt würde.

Von dem nachhaltigen Einfluß Kraus' auf die Entwicklung mancher wichtigen Fragen, wie z. B. gerade der Aufhebung der Leibeigenschaft u. a. m., den wir ihm auf Grund unserer Arbeit werden zuerkennen müssen, ist bei den meisten dieser Urteile nur ganz andeutungsweise, bei Knapp, wie wir sahen, garnicht die Rede. Das richtigste Urteil über Kraus scheint uns in dem kürzlich erschienenen Buch von R. Steig: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, Berlin 1901 enthalten zu sein [Pag. 54, 86, 87 u. a.].

Denn hier wird zum ersten Male die außerordentlich nachhaltige Wirkung von Kraus' Lehrthätigkeit auf die preußische Beamtenschaft in ihrem ganzen Umfange dargestellt, ohne daß Kraus als Gelehrter zu gut dabei wegkäme. Im Kapitel „Die Fehde um Christian Jakob Kraus" werden die bei Varnhagen erwähnten Angriffe Adam Müllers behandelt.

Ueber das Leben Kraus', dessen Darstellung uns zuerst beschäftigte, schöpften wir das meiste aus dem 1819 erschienenen Werke von Johannes Voigt: Das Leben des Professor Christian Jakob Kraus. Und wo wir ohne Namensnennung citieren, entnehmen wir die Stellen dieser Biographie. Ferner wurden benutzt: Gottlieb Krause: Beiträge zum Leben von Christian Jakob Kraus, Hamann's Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth, Bd. 5—7.

Die Hoffnung, den Werken von Zeitgenossen Kraus', in erster Linie seiner Herausgeber, neue Gesichtspunkte zur Beurteilung entnehmen zu können, erwies sich als trügerisch. Die kürzlich von Rühl herausgegebenen Briefe an Stägemann etc. enthalten zwar Schreiben von Kraus aus den Jahren 1806 und 1807, doch sind sie vollkommen bedeutungslos. Ebenso findet sich nichts Wichtiges in Reicke: Briefwechsel Kants etc. Weder Hippel, noch Hoffmann, Hüllmann, Süvern, Scheffner, Wasianski oder Borowski, haben etwas nennenswertes über Kraus aufgezeichnet.

In den Memoiren des Ministers v. Schön findet sich Kraus' Name natürlich häufig erwähnt, doch auch hier wurde uns wesentlich Neues nicht geboten.

Die Hoffnung, etwas aus dem Nachlasse von Kraus zu entdecken, das bis dahin noch nicht gedruckt war, und einen Beitrag zu seinen Werken hätte liefern können, schien eine Zeit lang auch unerfüllt zu bleiben. Von Seiten der Familie v. Auerswald, an die wir uns wegen ungedruckter Briefe und Papiere wandten, wurde uns bedauerlicher Weise keine Antwort zuteil. Vielleicht sind andere Forscher glücklicher in dieser Beziehung.

So mußten wir denn unser Urteil über Kraus als Nationalökonom — auf dieses kommt es, wie aus der Arbeit hervorgehen wird, allein an, — vorderhand aus den nach seinem Tode herausgegebenen Werken bilden. Diese nachgelassenen Werke enthalten 6 Bände „Vermischte Schriften", erschienen zu Königsberg 1808—12, herausgegeben von Hans von Auerswald unter Beihilfe der Königsberger Professoren Hüllmann, Süvern, Herbart, Pörschke, und eine fünfbändige „Staatswirtschaft", erschienen ebenfalls zu Königsberg, 1808—1811. — Von der königlichen Bibliothek zu Berlin wurde uns die Abschrift eines Manuskriptes übersandt, das jedoch nichts Wesentliches enthielt. Damit wir später nicht mehr darauf zurückzukommen brauchen, wollen wir gleich hier feststellen, daß dieses Manuskript höchstwahrscheinlich ein Bruchstück von dem Koncept zu einer Vorlesung über Statistik ist. Es enthält nur Daten aus der Geschichte Dänemarks und Kurlands, und war für die Entwicklung unserer Arbeit nicht von Bedeutung.

Dagegen führte eine Anmerkung in den Schön'schen Memoiren, des Inhaltes, daß die Nachschriften zu Kraus' Vorlesungen noch vorhanden seien, auf eine Spur, die zu verfolgen wir für unsere Pflicht hielten. Und unsere Bemühungen in diesem Sinne waren von Erfolg gekrönt. Aus dem Nachlasse Schöns wurde uns eine Anzahl von Heften sofort bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und diese Hefte, die an und für sich schon äußerst wertvolles Material enthalten, haben es ermöglicht, Kraus in höherem Maße gerecht zu werden, als es sonst hätte geschehen können.

Um die Entstehung der Arbeit deutlich zu machen, habe ich zuerst ein Urteil über Kraus aus dem vorgefundenen Material entwickelt, und dann dieses an der Hand der gefundenen Schön'schen Nachschriften berichtigt.

Es bleibt mir noch übrig, allen denen meinen Dank auszusprechen, welche meine Arbeit gefördert und mich in meinen Bemühungen unterstützt haben. In erster Linie muß ich hier Herrn Professor Dr. A. Oncken nennen, der das Entstehen, Werden und Vollenden meiner Arbeit überwacht, mit unermüd-

licher Geduld mir die Wege gewiesen, Ordnung in das Ganze hineingebracht, und mich mit dem nötigen Material versehen hat. Wenn jemand, so verdanke ich in erster Linie ihm das Zustandekommen meiner Arbeit. Sodann muß ich den Verwaltern des Schön'schen Nachlasses besonders danken, die die Bedeutung meiner Arbeit durch die liebenswürdige Ueberlassung der Kolleghefte wesentlich erhöht haben. Danken muß ich ferner der Verwaltung der Kgl. Bibliothek zu Berlin, des Universitätsarchives zu Bonn, Herrn Geheimrat Böckh zu Charlottenburg, Herrn Bibliothekar Dr. Längin zu Bern, sowie den Herren Professoren Walzel, Woker und v. Mülinen zu Bern, welche alle mich mit Material, oder auch durch Rat und That wesentlich unterstützt haben. Desgleichen will ich noch zum Schlusse dem Urgroßneffen von Chr. J. Kraus, Herrn Professor Dr. G. Krause, besonders meinen verbindlichsten Dank aussprechen für seine mannigfachen Bemühungen und für die wertvollen Fingerzeige, die er mir in Bezug auf meine Arbeit gegeben hat.

Christian Jakob Kraus wurde am 20. Juli 1753 als ältester Sohn des Stadtchirurgus Kraus zu Osterode in Ostpreußen geboren. Seine Mutter war eine Tochter des dortigen Bürgermeisters Buchholz. Eine zarte und schonungsbedürftige Gesundheit, sowie die keineswegs glänzenden Verhältnisse seiner Eltern legten dem Knaben in seiner Jugend viel Entbehrungen auf. Schon mit vier Jahren begann sein äußerer Bildungsgang, denn seine Angehörigen, im übrigen angesehene und gebildete Leute, wollten frühzeitig der Geistesentwickelung des Kindes eine seinen vielverheißenden Anlagen entsprechende Richtung geben. Der stille, in sich gekehrte und gern grübelnde Knabe, bei dem sich bald ein eigentümlicher Forschertrieb bemerkbar gemacht haben soll, genoß zuerst den Unterricht seiner Mutter und wurde dann auf die städtische Schule geschickt.

Frühzeitig zeigte sich bei ihm eine besondere Liebe für Musik, die nach Kräften gepflegt wurde. Für die krankhafte Reizbarkeit und Empfindlichkeit seines schwächlichen Organis-

mus ist es bezeichnend, daß er beim Anhören von Mißtönen und Disharmonieen häufig in Thränen ausbrach. Aber neben dieser Nervosität, unter der Kraus bis an sein Lebensende litt, und die ihm eine geistige Produktion oft zur qualvollen Anstrengung machte, zeigte er einen erstaunlichen Fleiß und kaum aufzuhaltenden Lerneifer, sodaß er bald der Primus seiner Klasse wurde. Lieber, als mit den Spielen seiner Altersgenossen, zu denen er wohl auch nicht kräftig genug war, beschäftigte er sich mit Lesen und kaufte sich für sein kärgliches Taschengeld Lichte, um nachts heimlich arbeiten zu können, oder er schlich sich in Sommernächten aus dem Hause und studierte sogar beim Mondschein.

Dieser Uebereifer erschütterte seine Gesundheit immer mehr, und als er einmal in der Kirche die Passionsgeschichte vorlas — diese Auszeichnung wurde nur den fleißigsten Schülern zuteil —, wurde er derartig ergriffen, daß er mitten in seinem Vortrag ohnmächtig zusammenbrach. Infolge dieses Vorfalles gab er seinen anfänglich gefaßten Entschluß, Geistlicher zu werden, auf, da er sich nicht die nötige Selbstbeherrschung zutraute, die ihm zu diesem Amte erforderlich schien, und warf sich ausschließlich auf das Studium der alten Klassiker und fremden Sprachen. Eine schlichte, tiefinnerliche Religiosität blieb ihm aber bis zu seinem Tode eigen.

Da Kraus seine Jugendjahre in dem stillen Heimatsort gründlich ausgenutzt hatte, konnte er schon mit 17 Jahren, im Oktober des Jahres 1770, die Universität zu Königsberg beziehen. Er that es nicht mit stolzen Hoffnungen und großen Erwartungen, wie es wohl sonst bei jungen Studenten der Fall ist, sondern niedergeschlagen und noch in tiefer Trauer über den kurz vorher erfolgten Tod seiner Mutter.

In dem Königsberg, in das der junge Student nun einzog — noch ganz in seine gährende Gefühls- und Gedankenwelt versunken, aber doch schon an jede Materie mit prüfender Kritik herantretend, und an Fleiß, Wissen und Fähigkeiten den Durchschnitt wohl weit überragend —, in diesem Königsberg waren

es vornehmlich zwei Persönlichkeiten, die den wissensdurstigen Kraus in erster Linie anziehn mußten: Kant und Hamann. Und so sehen wir ihn auch nach dem Verlauf von zwei Jahren, die mit angestrengten philologischen und philosophischen Studien ausgefüllt waren, naturgemäß in der nächsten Nähe dieser beiden Männer, aus deren Schüler er bald ein Freund werden sollte.

Das Todesjahr seines Königsberger Oheims, des Schul- und Kirchenrates Buchholz, der bis dahin Kraus in mancher Hinsicht beeinflußt und gefördert hatte, das Jahr 1773, wurde entscheidend für die Bekanntschaft mit Kant. Dieser wurde einst in seinem Disputatorium durch die scharfsinnigen und wohldurchdachten Einwürfe, die Kraus ihm gemacht hatte, derart in Erstaunen gesetzt, daß er den jungen Studenten, der viel zu schüchtern war, um von selbst eine Begegnung mit Kant herbeizuführen, nach der Stunde in ein längeres Gespräch zog und sich sofort auf das Lebhafteste für ihn zu interessieren begann. Und dieses Interesse wuchs, je mehr sich Kant von dem Fleiß, den glücklichen Anlagen und dem durch und durch ehrenhaften Charakter überzeugte, wodurch sich Kraus auszeichnete.

Unter des Philosophen Anleitung arbeitete nun Kraus eifrig in seinen Fächern weiter und durfte sogar mit einem Schüler aus vornehmer Familie, dem er Privatunterricht gab, in Kants Haus ziehen. Er gab aber diese Stellung als Hofmeister bald auf, da ihm sein Zögling zu wenig Fortschritte machte, und er das ihm bezahlte Geld, wie er meinte, nicht umsonst einstecken wollte.

In dieser Zeit gab er auch jeden Kollegienbesuch auf und beschäftigte sich ausschließlich mit Privatstudien. Vielleicht sprach bei diesem Schritt sein ausgeprägter Hang zur Einsamkeit mit, oder er war sich allmählich seiner Fähigkeiten bewußt geworden, und das Wohlwollen Kants, das sein bis dahin kaum bemerkbares Selbstbewußtsein heben mußte, ermutigte ihn dabei. Halb und halb mochte er auch durch die originelle Bemerkung dazu veranlaßt sein, die einmal der Bediente seines Schülers machte. Dieser Diener, offenbar geweckter als sein Herr, hatte

seine ehrliche Verwunderung darüber ausgesprochen, daß soviele Studenten nach Königsberg kämen, um Kant zu hören, anstatt da zu lernen, wo auch Kant selbst gelernt hätte, — eine Bemerkung, die Kraus zu denken gab, und die er auf seine Art auslegte. Er versuchte es thatsächlich, da zu lernen, wo Kant gelernt hatte, nämlich in den Büchern.

Seine Eltern konnten ihn nur mangelhaft unterstützen, und seine schwierige pekuniäre Lage nötigte ihn wieder zum Stundengeben. Seine Bedrängnis wuchs. Obendrein war seine Gesundheit erschüttert, und so finden wir ihn 1775 krank und niedergeschlagen bei einem Bekannten in dem kleinen Städtchen Zinten. Einigen Trost gewährte ihm die briefliche Aussprache mit seinem Studienfreund Hans von Auerswald, der später als Staatsmann eine so bedeutende Rolle spielen sollte, und mit dem ihn bis zum Tode die aufrichtigste Zuneigung verband.

Sowie er etwas gekräftigt war, begann er mit ungeschwächtem Eifer wieder seine Studien in Königsberg. Auf Kants Rat beschäftigte er sich jetzt viel mit der höheren Mathematik, durch deren beste Lehrbücher er sich ohne Anleitung hindurch arbeitete. Freilich gab er später selbst zu, auf diese Weise viel Zeit verloren zu haben. Daneben nahm er noch englische Stunden und lernte, um rasch vorwärts zu kommen, ein englisches Lexikon auswendig, sodaß er in kurzer Zeit imstande war, selbst englischen Unterricht zu geben. Außerdem fand er noch Zeit, sich häufig mit Handwerkern aller Art in Gespräche einzulassen, die ihm über die verschiedenen Gewerbe bis ins kleinste Aufschluß geben sollten. Weder als Kind noch als Student kam Kraus zu einem Genuß des Lebens, und in späteren Jahren war seine Zeit nicht minder ausschließlich der Arbeit gewidmet.

Außer Kant war es, neben anderen damaligen Königsberger Größen, hauptsächlich Hamann, der auf Kraus' Bildungsgang einen bedeutenden Einfluß gewann, Hamann, der, wie Voigt schreibt, „junge, aufgeregte Köpfe so gerne um sich hatte“. Er lud den frühreifen Studenten oft zu sich ein, elektrisierte ihn

durch seine originelle Unterhaltung, las mit ihm viel Englisch und Italienisch, und lehrte ihn, wie Kraus später gerne hervorhob, das „Schreiben“, worunter wohl ein korrekter Stil zu verstehen ist. Obendrein hatte Kraus die ehrenvolle, aber schwierige Aufgabe, Hamanns Arbeiten anhören und kritisieren zu müssen, was bei dessen aufbrausendem Temperament oft nicht leicht gewesen sein muß, da Hamann Kraus' Kritik häufig zu milde fand und dann lospolterte. Doch schreckte dies Kraus durchaus nicht zurück, denn er war sich wohl bewußt, was er dem älteren Freunde an Anregung verdankte.

1776 wäre Kraus aus dem ihm nun lieb gewordenen Königsberger Kreise beinahe herausgerissen worden, denn auf Kants Bemühungen hin sollte er an das Basedowsche Philanthropnium zu Dessau kommen, doch zerschlug sich dieser Plan, und er blieb vorderhand, wo er war, doch immer noch war seine Lage eine sehr gedrückte. Im folgenden Jahre, 1777, fertigte er eine Uebersetzung von Arthur Youngs „Politischer Arithmetik“ an, „und begleitete sie mit Anmerkungen, die einem erfahrenen und denkenden Finanzminister Ehre gemacht haben würden,“ wie die Berliner Zeitung 1807 in einem Nachruf für Kraus bemerkte. Nun wurde er, natürlich wieder auf Kants Empfehlung hin, Hofmeister bei einem jungen Grafen Keyserling, der bei einem Oheim gleichen Namens in Königsberg lebte, und kam so endlich in bessere pekuniäre Verhältnisse. Die Würdigung seines Strebens und seines Charakters, die sich in der respektvollen Behandlung aussprach, die ihm von seiten der Verwandten seines Zöglings zuteil wurde, ferner anregende Unterhaltung mit geistreichen Gästen, und französische Lektüre machten ihm den Aufenthalt im gräflichen Hause in jeder Beziehung angenehm. Die bei seiner Konstitution nur zu erklärlichen hypochondrischen Anfälle, über die er sonst in seinen Briefen mit fast regelmäßiger Wiederholung klagte, machten sich in dieser Zeit weniger geltend, sein Lebensmut wuchs, und er begann die Vorarbeiten für eine Königsberger Professur, die ihm damals schon vor Augen geschwebt haben muß.

In dieser Zeit lernte er auch Mendelssohn kennen, der im Auftrage des Ministers Grafen Zedlitz in Königsberg war, um einen geeigneten Kandidaten für eine soeben frei gewordene Professur in Halle auszuwählen. Kant schlug Kraus vor, mit dem sich Mendelssohn mehrere Male in wissenschaftliche Gespräche einließ, doch mochte sich Kraus selbst noch nicht reif genug fühlen. Er beschloß aber auf Kants Rat wenigstens eine philosophische Abhandlung auszuarbeiten und dem Minister Zedlitz zu widmen, aber auch diesen Plan führte er nicht aus, da ihn andere Angelegenheiten in Anspruch nahmen.

1779 erfüllte er sich nämlich einen schon lange gehegten Wunsch und unternahm eine Reise nach Mitteldeutschland. Zuerst wandte er sich nach Berlin. Da er bald mit dem im Keyserlingschen Hause ersparten Gelde zu Ende war, mußte er hier vorläufig eine längere Station machen und nahm wieder eine Hofmeisterstelle an. Der dortige Aufenthalt war aber insofern nicht verloren für ihn, als er die persönliche Bekanntschaft des Ministers Zedlitz machte, der ihn mit großer Hochachtung behandelte. Ferner kam er hier mit Biester und Nikolai und, infolge seines Eintrittes in eine Freimaurerloge, mit vielen anderen Gelehrten und Staatsmännern in nahe Berührung.

Als er einige Ersparnisse gemacht hatte, ging er weiter nach Göttingen, von wo er „ein besseres Augenmaß in Sachen des Wissens“ mitzubringen hoffte. Hier spielte ihm wieder einmal seine Kränklichkeit einen Streich, und er mußte anfangs ganz zurückgezogen leben, ohne arbeiten zu können. Doch allmählich gewann er auch hier Freunde und hörte einige Vorlesungen, vornehmlich bei den Professoren Heyne und Schlözer, über klassische Philologie und Archäologie. Von Schlözer nahm er, wie er es selbst gestand, die Art des Docierens an, d. h. er brachte wie jener, die Sprache des täglichen Lebens auf das Katheder, was also bei den damaligen Professoren wohl noch eine Seltenheit war. Seine dortigen Lehrer flößten ihm eine große Vorliebe für Geschichte und antike Litteratur ein, und er

erinnerte sich ihrer stets mit aufrichtiger Dankbarkeit. Auch die Professoren setzten schon damals große Hoffnungen auf ihn, und er war ein gern gesehener Gast in ihren Kreisen. Eine charakteristische Anekdote wird aus jener Zeit erzählt: Als Kraus in einer Abendgesellschaft einmal äußerte, daß Kant in seinem Pult ein Werk[1]) liegen habe, welches den Philosophen gewiß noch einmal großen Angstschweiß kosten würde, meinten die anwesenden Herren unter großem Gelächter: Von einem Dilettanten in der Philosophie sei so etwas wohl schwerlich zu erwarten! „So geht es mit Prophezeiungen!" setzt Voigt hinzu, der dies Geschichtchen in seiner Biographie anführt.[2])

Im folgenden Frühjahr unternahm Kraus mit Bekannten eine Fußtour durch den Harz, dessen landschaftliche Schönheit tiefen Eindruck auf ihn machte, und im Herbst desselben Jahres trat er seine Rückreise nach Königsberg an. Denn dorthin wurde er nun nach dem Tode des Professors Christiani als Professor der praktischen Philosophie berufen neben Kant, der die Professur für Logik und Metaphysik bekleidete. Vermutlich hatte bei dieser Berufung auch wieder Kant seine Hand im Spiele. Kraus ließ sich auf der Rückreise in Halle die Magisterwürde geben, begrüßte flüchtig in Berlin die alten Freunde, in Elbing seinen dort lebenden Bruder, und kehrte dann nach Königsberg zurück, um im Frühjahr 1781 sein neues Amt anzutreten.

Während seines bisherigen Studien- und Entwickelungsganges hatte Kraus, wie Voigt schreibt, „in den Wissenschaften gefreibeutert, aber mit Geist . . . . . Er sammelte mit dem Gedanken, in seinem Geist einen Bau aufzurichten, von dessen Höhe aus er das ganze Gebiet menschlichen Wissens wollte überschauen können. Zu Grundstützen dieses Baues hatte er das Studium der Schriften des Altertums, die Geschichte und die Kenntnisse der alten Sprachen gelegt . . . . . Seine Kenntnisse waren nicht tote Massen, sondern er durchlebte die Wissen-

1) Es ist die Kritik der reinen Vernunft gemeint.
2) Voigt: Das Leben d. Prof. Ch. J. Kraus. pag. 87.

schaften . . . . . Seine leitende Idee war die Beförderung der menschlichen Kultur, die Entwickelung der Vernunft in dem Menschen, die allgemeine Bildung der Menschheit."[1])

Mit Recht konnte Voigt diese Worte niederschreiben, denn wie ernst es Kraus mit diesen Zielen war, beweist am besten die anläßlich seines Rektorates, ursprünglich lateinisch geschriebene Abhandlung „Ueber die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlecht." Die Bejahung der Frage, ob die Welt immer besseren Zuständen entgegenschreite, war für ihn geradezu „eine Lebensfrage", wie Roscher[2]) sagt. Kraus äußert sich hierüber in der erwähnten Abhandlung mit folgenden Worten: „Betrachten wir die moralische Einrichtung der menschlichen Natur, die, wie die Vernunft lehrt, offenbar auf die Vervollkommnung des einzelnen wie des Ganzen abzweckt, erwägen wir die, wie die Geschichte uns versichert, wirklich schon gemachten Fortschritte zu einem bessern Zustande, berücksichtigen wir endlich, wie neu unser Geschlecht ist in Vergleichung mit der unabsehlichen Dauer, welche ihm bevorsteht, und die Unmöglichkeit, daß die einmal erlangte Kultur im Ganzen wieder verschwinde, so scheint es nicht eine leere Hoffnung zu sein, daß die Verbesserung des geselligen Lebens unter den Menschen immer mehr zunehmen und auf der ganzen Erde, wie weit sie der Kultur empfänglich ist, sich verbreiten werde".[3]) An einer andern Stelle fährt er fort: „Die Pflicht verbeut uns mithin, die Hoffnung eines einstigen besseren Zustandes der Menschheit aufzugeben; es wird im Gegenteil Gebot für uns, diese Hoffnung auf alle Weise zu hegen und zu nähren, zumal da . . . . von ihrem Einfluß auf unser Pflichtgefühl und die Thätigkeit unseres Geistes der Erfolg unserer Bemühungen größtenteils abhängt und da überhaupt die innige Ueberzeugung, daß es möglich sei, durch unsere Bemühungen die Würde unserer Natur zu behaupten

1) Voigt, a. a. O. 94 ff.
2) W. Roscher: Gesch. der Nationalökonomie in Deutschland pag. 613.
3) Verm. Schriften IV 321.

und zu erhöhen, die Quelle aller Tugend ist."[1]) Allerdings scheint es ihm „ein gewagtes und unüberlegtes Unternehmen", bestimmen zu wollen, welchen Grad der Vollkommenheit die Menschen im Verlauf der Kultur erreichen könnten, doch in Bezug auf drei Stücke, nämlich Gerechtigkeit, Wohlhabenheit und Aufklärung, die seiner Ansicht nach die Hauptbedingungen für die Wohlfahrt der Menschen sind, scheint ihm die Welt unbestrittene Fortschritte gemacht zu haben. Das beweise die Geschichte. Die Behauptung, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, sei falsch, denn im Altertum habe es z. B. weder eine repräsentative Republik noch eine echte Monarchie gegeben. Erst nachträglich gemachte Erfindungen, wie die Buchdruckerkunst, bewiesen deutlich, wie jung unser Geschlecht noch auf der Erde sei.

Diese Grundideeen kennzeichnen Kraus' Verhältnis zu den Wissenschaften und ihren Aufgaben. Eigentümlich und bemerkenswert ist sein Standpunkt gegenüber der Philosophie. „Was ich von der Philosophie will und erwarte", soll er einmal geäußert haben, „ist . . . Besserung des Menschengeschlechtes, Reinigung des Gemütes." Sie mußte ihm stets mit einem praktischen Ziel verbunden sein, ohne dies nannte er sie ein müßiges Geschwätz. Sehr hart urteilte er über die Metaphysik, und unerträglich war es ihm, wenn man die ganze Philosophie in ein System einzwängen wollte und dieses womöglich nach dem Namen eines einzigen Mannes benannte, wie z. B. die „Kantische Philosophie". Diese selbst schätzte er sehr hoch und empfahl ihr Studium eifrig, doch warnte er davor, ohne die nötigen Vorkenntnisse mit metaphysischen Spekulationen die Zeit zu verlieren. „Solange daher Kant noch geistig lebte", schreibt einer der Herausgeber von Kraus' Werken, Staatsrat Süvern, „bildete er und Kraus gleichsam die beiden Pole für die Studien der Königsberger Universität, als einer gemeinschaftlichen Sphäre, indem jener, in den Tiefen des Geistes wohnend, das rein spe-

1) Verm. Schriften IV 326.

kulative, dieser, weit in der Außenwelt umher sein Auge werfend und ihre Erscheinungen philosophisch kombinierend, das realistisch-rationale Princip für sie repräsentierte. In den Studien der Universität aber brachte dies Verhältnis eine gewisse richtige Organisation und ein Gleichgewicht hervor, das sich erst bei Kants zunehmender Altersschwäche auflöste, sodaß von der Zeit an Kraus in Lehre und Ansehen ein unleugbares Uebergewicht auf derselben bekam und später hin auch behauptete."

Doch war Kraus sicherlich selbst ein Metaphysiker und zeigte sich als solcher vornehmlich in der 1786 erschienenen Abhandlung „Ueber den Pantheismus", und zwar „auf solche Weise", wie 1812 Professor Herbart in der Einleitung zum 5. Bande von Kraus' vermischten Schriften schrieb, „daß schwerlich einer unter den jetzt lebenden Philosophen ihm Tiefe des Denkens und Kenntnis der Gegenstände wird streitig machen wollen, ja es wird ein seltener Ruhm sein, wenn jemand bei eben soviel Tiefe so wenig Irrtümern wird gehuldigt haben." In einigen Punkten gab Herbart Kraus sogar den Vorzug vor Kant.

Kraus bevorzugte seit seiner Studienzeit die englischen Philosophen, weil man bei ihnen seiner Meinung nach die meiste Gründlichkeit, Gedankenfülle und Eleganz des Stiles fände. Seine Belesenheit war außergewöhnlich groß. Abgesehen von der Vertrautheit mit den zu seinen Studien nötigen Quellenschriftstellern, die Hand in Hand ging mit der Kenntnis der alten und der wichtigsten modernen Sprachen, beschäftigte er sich unausgesetzt mit der Lektüre der besten modernen und alten Autoren. Für letztere hegte er eine besondere Vorliebe und empfahl sie auch stets seinen Schülern. Mit ihnen beschäftigte er sich fast täglich, und häufig soll er sogar während des Essens einen griechischen Historiker studiert haben. Die Aeneis wußte er beinahe auswendig. Im übrigen waren es wieder die Engländer, die er als Schriftsteller besonders schätzte, und in seinen Briefen citiert und empfiehlt er eine große Anzahl von Autoren dieser Nationalität. Von deutschen Publicisten seiner Zeit war ihm Lessing sehr sympathisch, Herder am

wenigsten. Von den Franzosen bevorzugte er Montaigne, Rousseau und Montesquieu.

Wie aus einem Brief an Auerswald hervorgeht, las Kraus 1781 zuerst über Homer und Plato, daneben über Shakespeare, und über Politik. In späteren Jahren kamen dazu noch Collegia über Mathematik, Philosophie, allgemeine Encyklopädie, Geschichte, Statistik und, hauptsächlich vom Jahre 1791 bis zu seinem Tode 1807, über die verschiedenen Zweige der Cameralwissenschaften, — also ein ganz ungeheures Wissensgebiet, über das er sich verbreitete. Die Mathematik bildete eine Zeitlang sein Lieblingsfach, bis die Staatswissenschaften an ihre Stelle traten.

Sein Vortrag wurde als klar und originell gerühmt. Für gewöhnlich sprach er mit geschlossenen Augen, um sich nicht durch äußere Gegenstände von seinen Gedanken ablenken zu lassen. Auf sein Gedächtnis konnte er sich vollkommen verlassen, und es soll ihn fast nie getäuscht haben. Dank seiner Kombinationsgabe, wußte er den Zusammenhang der einzelnen Wissenschaften, sowie der geschichtlichen Ereignisse interessant nachzuweisen. Auf jedem der zahlreichen Gebiete, die den Stoff zu seinen Vorlesungen ausmachten, wurde ihm ein besonderer Vorzug nachgerühmt, auf allen aber der ungemeine Umfang und Reichtum seines Wissens. Alle seine Zeitgenossen und Schüler stimmen darin überein, daß er als Docent eine geradezu fascinierende Wirkung erzielte.

Es ist nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen Kraus' Vorlesungen bald zu den besuchtesten der Universität gehörten. Die Bewunderung und Verehrung seiner Zuhörer wuchs jährlich. Er verstand es allerdings auch vortrefflich, sich die dauernde Achtung seiner Schüler zu erwerben. Häufig besprach er nach den Stunden in zwangloser Weise, oft auch auf Spaziergängen, das eben Vorgetragene, und sobald er an jemand Interesse und Fleiß bemerkte, forderte er ihn auf, ihn zu besuchen, und unterstützte ihn in jeder Beziehung. Erwies sich ein auf diese Art Ausgezeichneter eines solchen Vertrauens

würdig, so konnte er sicher sein, an Kraus stets den aufrichtigsten Freund und Berater zu finden. Gerne verlieh er dann Bücher aus seiner Privatbibliothek, damit Jeder Lücken in seinem Wissen ausfüllen könne, und freute sich, wenn er bemerkte, daß dies wirklich geschah. Entnahm man jedoch nur Bücher, um sich bei ihm beliebt zu machen, und bemerkte er dies, — bei der Rückgabe pflegte er ein kleines Examen über das Gelesene anzustellen — so konnte seine Laune oft für Tage verdorben sein, da er eine solche Handlungsweise garnicht verstand. Oft machte er auch schlechte Erfahrungen insofern, als ihm die Bücher garnicht abgeliefert wurden, und er sie eventuell vom Antiquar zurückkaufen mußte, doch seine Gutmütigkeit bewog ihn immer wieder bald, zu seinem alten System zurückzukehren.

Am meisten verhaßt waren ihm Verlogenheit und Charlatanerie, wie er sich z. B. einmal die größte Mühe gab, einen Abenteurer, Baron Mortcinny, der 1784 ganz Deutschland durchzog, zu entlarven, und sogar eine Brochüre gegen ihn schrieb, zu der er mit großer Mühe Material sammelte. Wahrheit und Aufrichtigkeit waren die besten Empfehlungen, die ihm ein junger Mann bringen konnte. Sehr zahlreich sind die Fälle, in denen er seinen Schülern das Honorar erließ, wenn sie ihm ihre Dürftigkeit offen eingestanden. Niemals drängte er zur Bezahlung, und oft unterstützte er fähige Zuhörer mit größeren Geldsummen, oder nahm sie in sein Haus, wenn sie in Not geraten waren.

Seinen ehemaligen fleißigen Schülern blieb er noch derselbe Freund, wenn diese schon lange in Amt und Würden waren, und der Besuch von einem seiner früheren Studenten war für ihn stets eine große Freude. Für treu bewiesene Anhänglichkeit verzieh er seinen Freunden außerordentlich viel, selbst wohl den Mißbrauch seiner unbegrenzten Güte.

Man könnte sagen, daß Kraus einen wahren Kultus mit der Freundschaft betrieben habe. „Es giebt doch hienieden kein schöneres Glück, nächst der Rechtschaffenheit, als Freundschaft!“ schreibt er einmal an Auerswald, und in ihr fand er

thatsächlich seinen Trost und seine Erholung, da ihm eheliches Glück nicht beschieden war.

Seinen Freunden teilte er seine Sorgen und seine Freuden mit. Mit ihnen berät er seine Arbeiten, und ohne ihren Rat kann er nichts unternehmen. An ihnen und ihren Gedanken muß er im Austausch die eigenen Gedanken entzünden. Groß und aufrichtig ist sein Schmerz, wenn ihm einer seiner Bekannten genommen wird, rührend die zarte Sorge und Teilnahme, wenn ihnen ein Unfall zustößt. In der Bezeigung der Freundschaft offenbarte sich Kraus' Charakter in seiner ganzen, geradezu kindlichen Reinheit und Liebenswürdigkeit.

Obenan in der Reihe seiner Freunde steht natürlich Kant. Wie dieser sich schon früh des jungen, oft mit Not kämpfenden Studenten annahm, haben wir gesehn. Als nun Kraus glücklich Professor geworden und so der hauptsächlichsten Sorgen enthoben war, schlossen sie sich gegenseitig immer enger aneinander. Sehr oft war Kraus der einzige Tischgast bei Kant, und ihre Gespräche wurden für diesen ein solches Bedürfnis, daß er Kraus bat, alle Tage bei ihm zu speisen. Eine Zeitlang hatten sie sogar eine gemeinsame Oekonomie, machten häufig gemeinsame Spaziergänge, saßen in Gesellschaft nebeneinander und „beide" — schreibt Voigt — „von fast gleicher Körpergröße, gleich hager, waren sie nicht selten der Gegenstand der Bewunderung ihrer Mitbürger". Um seinen „trefflichen Vater Kant" nicht allein zu lassen, gab Kraus häufig seine ihm so nötigen Sommererholungsreisen auf das Gut seines Freundes Auerswald auf. Im Jahre 1786 übernahm er auf Kants eindringliche Bitte dessen Verteidigung gegen den Göttinger Professor Meiners, der Kant und seine Philosophie in einem Buche — „Grundriß der Geschichte der Weltweisheit" — herabgewürdigt hatte.

Im höheren Alter scheinen Differenzen zwischen den beiden Gelehrten stattgefunden zu haben, und sie sahen sich nicht so häufig wie früher. Aus welchen Gründen, ist nicht ganz aufgeklärt. Jedenfalls ließ, wie Voigt berichtet, Kraus eines Tages Kants berühmt gewordenen Diener Lampe wissen, er möge ihn

nicht mehr zu Kant zum Mittagessen bitten. Später näherten sie sich wieder einander und bewahrten sich bis zuletzt eine unverminderte gegenseitige Hochachtung, wenn auch Kraus sie vielleicht nicht so offen aussprach wie Kant. „Unter allen Menschen", soll dieser zu einem seiner Freunde geäußert haben, „die ich in meinem Leben gekannt habe, finde ich niemand mit solchen Talenten, alles zu fassen und alles zu lernen, und doch in jeder Sache als vortrefflich und ausgezeichnet dazustehen als unsern Professor Kraus. Er ist ein ganz einziger Mensch." Kraus dagegen erkannte es immer an und erklärte oft, daß er Kant und Hamann alles verdanke, und daß er ohne beide schwerlich das geworden wäre, was er sei. So oft er konnte, besuchte er den alternden Lehrer und war noch an dessen letztem Geburtstag zugegen. Ebenso ermahnte er alle Bekannten eifrig, den alten Philosophen nicht zu verlassen, wenn er auch nicht mehr soviel Unterhaltung bieten könnte wie früher. Man müsse niemals vergessen, was er geleistet habe.

„Für wenige", berichtet Voigt, „war die Nachricht von Kants Tod, auf welchen doch Kraus Kants immer zunehmende Hinfälligkeit längst vorbereitet hatte, eine so erschütternde, als für Kraus, und noch am Begräbnistage seines Freundes gab Kraus einen Beweis seines warmen freundschaftlichen Gefühls. Kants Freund Wasianski stellte ihm Kants Schwester vor, die er noch nicht kannte. Von tiefer Rührung ergriffen wollte er dem guten Mütterchen die Hand küssen; da sie es aber nicht zulassen wollte, sondern nach der seinigen griff, und Kraus sich ebenfalls weigerte, so fielen beide sich in die Arme und weinten um den hingestorbenen Freund und Bruder heiße Thränen."

Einen zweiten Freund, keinen Geringeren als Hamann, haben wir ebenfalls schon mehrfach erwähnt und über seine Beziehungen zu Kraus gesprochen. In einem Brief an Herder vom 14. August 1775 erwähnt Hamann Kraus zum ersten Mal und nennt ihn „ein großes Genie, philosophisches und mathematisches. Er brütet über Proben." Gleich darauf fügt er noch

einmal nachdrücklich hinzu: „Er ist ein großes Genie."[1]) — Hamanns Korrespondenz mit Kraus, die bis 1788 fortgesetzt wurde, ist im fünften, sechsten und siebenten Teil von Hamanns Schriften, Ausgabe von Fr. Roth, enthalten und kennzeichnet am besten die Intimität, welche zwischen beiden bestand. Hamanns Weggang von Königsberg war ein großer Verlust für Kraus, doch verfolgte er dessen Schicksale mit großer Teilnahme, wie er es ja bei allen Bekannten zu thun pflegte. Ueber ein ansehnliches Geschenk z. B., das jener erhielt, freute er sich „zum Erschrecken", wie er an Auerswald schreibt. Außerordentlich nahe ging ihm Hamanns Tod, der im Jahre 1788 erfolgte, und schmerzlich lange fühlte er die Lücke, die hiedurch in seinen Bekanntenkreis gerissen war. 1790 klagt er in einem Briefe: „Kants Kopf kann mir nicht Hamanns Herz ersetzen!"

Dafür sorgte er in der uneigennützigsten Weise für Hamanns Sohn, der später eine hochangesehene Stellung in Königsberg einnahm.

Am offensten und rückhaltlosesten sprach sich Kraus stets Auerswald gegenüber aus, sodaß der Briefwechsel mit diesem Freunde das beste Material zu seiner Charakteristik liefert. Die erste Begegnung mit Auerswald fällt noch in Kraus' Studentenzeit, in das Jahr 1774. Bis zu Kraus' Tode 1807, also über 30 Jahre, bestand diese seltene Freundschaft ungetrübt und unerschüttert fort. Mit dem geistvollen und gründlich gebildeten Auerswald tauschte Kraus gerne die höchsten Gedanken aus, die im Grunde einen Menschen bewegen können, denn er war sicher, immer bei ihm Verständnis zu finden. So schreibt er einmal, bei einem besonderen Anlaß, am 22. April 1792 an ihn: „Sie sind ein Verehrer der Religion; ich bin es auch . . . . . Brauche ich Ihnen zu sagen, daß nach meinen Begriffen Aufrichtigkeit und Lauterkeit die Grundlage und unerläßliche Bedingung aller Religion ist, deren Wesen in

1) Hamanns Schriften, herausg. von Friedrich Roth, Berlin 1824, Teil 5, pag. 157.

dem lebendigen und geläufigen Gedanken besteht, daß meine Seele jeden Augenblick durch und durch geschaut wird von ihm, von dem ich alle meine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln habe?"

Sehr bezeichnend für seinen offenen Charakter ist eine Stelle, in der er über seine Vaterlandsliebe spricht: „Da es mir nicht mitgegeben ist", schreibt er, „mein Vaterland aus Instinkt oder Gewöhnung, wie ein Schaf seine Trift und seinen Stall, lieben zu können, und da ich es doch so herzlich gerne lieben möchte, so ist mir jeder Zug, der mich irgend etwas Liebenswürdiges, d. h. Gerechtes und Vernünftiges, darin erblicken läßt, unaussprechlich angenehm."

Nur dürftige Kunde erhalten wir aus diesen Briefen von Kraus' Stellung zu den politischen Tagesereignissen und zur Politik überhaupt, doch lassen auch die wenigen Stellen seinen vorurteilsfreien Blick, sowie seinen warmen Patriotismus erkennen. Beim Tode Friedrichs des Großen und dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. schreibt er: „Um den alten König habe ich geweint eben nicht, denn ich kann über traurige Sachen nicht mehr weinen, vielleicht, weil ich schon zu viel in meinem Leben darüber geweint habe; nur Freundschaft, Wohlthätigkeit und Edelmut drücken mir noch öfters Thränen aus: aber sonderbare Vorstellungen über das Nichts des menschlichen Lebens, wie ich sie nicht leicht gehabt, weckte in mir des alten Königs Tod." „Unser jetziger König," fährt er später in demselben Briefe fort, „mag er doch immer nicht so groß werden, als es der vorige war, wenn er nur so gut bleibt, als er in den kurzen Tagen seiner Regierung sich schon gezeigt hat. Ach, Segen Gottes über ihn, wenn er einmal ein König der Preußen und nicht blos ein preußischer König zu sein sich entschließt! Und er hat es beschlossen und hat es erklärt! Ich habe einen Brief aus Berlin gelesen in Hamanns Hand, daß uns beiden die Hände zitterten, und Freudenthränen uns nicht fortlesen ließen. Nur vor Bösewichtern und Betrügern, die seine Gutmütigkeit mißbrauchen und ihn dadurch zu Menschenhaß entrüsten könnten,

wie weiland den großen Friedrich, möge unsern liebevollen Friedrich Wilhelm sein himmlischer Schutzgeist bewahren . . . . . Es ist unglaublich, mit welchem Eifer hier alles in Königsberg auf Anstalten zu Freudenbezeugungen losging, als auf einmal ein Kabinettsschreiben einlief und alle Anstalten verbat. Oh! so ein Schreiben sollte in Paris von Louis XVI. eingelaufen sein, die ganze Stadt würde taumeln vor Freude. Das thut Königsberg nicht, aber mit wahrer Rührung fragt einer den anderen: Haben Sie das Schreiben des Königs gelesen? Ist das nicht liebreich? — So spricht man und freut sich und wünscht je eher je lieber den guten König der Preußen zu sehen, unentschlossen, ob man aus Gehorsam alle Anstalten zu Freudenbezeugungen unterlassen oder aus Liebe den Befehl übertreten soll. Sie sehen wohl, auch ich bin etwas angesteckt; mag's doch . . . . .!"

Für den Eindruck, den der Zusammenbruch der französischen Monarchie und die Revolution auf Kraus machte, finden wir leider so gut wie gar keinen Beleg. In einem Briefe aus dem Jahre 1790 lesen wir nur: „Die Publica (mein liebes wiedergeborenes Frankreich ausgenommen) sind eben nicht so beschaffen, daß man daran gern und lebhaft Anteil nehmen könnte: will man also seine Anlage zum Mitgefühle nicht ganz erstarren und absterben lassen, so bleibt nichts übrig, als daß man, was an Publicis abgeht, doppelt durch Privata zu ersetzen suche."

Hier ist nur ganz leise das Einverständnis mit der Entwickelung der Dinge in Frankreich angedeutet. Voigt bemerkt aber ausdrücklich, daß Kraus mit voller Aufmerksamkeit die verschiedenen Phasen der Revolution verfolgt habe und fast zum Republikaner umgebildet sei. Bei seiner empfindlichen Gerechtigkeitsliebe und seiner Impulsivität wäre das ja erklärlich.

Aus dem zuletzt citierten Briefe spricht außerdem noch deutlich das Mißbehagen an den Verhältnissen im eigenen Vaterlande. Eine offene Kritik darüber schriftlich abzugeben, hielt Kraus aber nicht für geraten. 1796 schreibt er — immer an

Auerswald — über den Koalitionskrieg: „Wir thun beide wohl, in unseren Briefen nie an politische Sachen zu denken; aber das Einzige werden Sie mir erlauben zu behaupten, daß die Haupterfolge und das Schlußresultat des jetzigen erstaunlichen Krieges so beschaffen sind, wie sie ein gewöhnlicher Grad von Klugheit aus einer etwas genauen Kenntnis der menschlichen Natur . . . . . mit eben der Gewißheit, womit ein Astronom Sonnenfinsternisse berechnet, zum voraus hätte berechnen können . . . . . Wie gerne möchte ich einmal darüber mit Ihnen schwatzen, denn hier habe ich nicht einmal recht jemanden, der den mächtigen Unterschied zwischen sogenannten Urteilen, die eigentlich nichts als Aeußerungen von Begierden und Wünschen sind, und zwischen Urteilen, die nach Gründen in der Sache selbst abgewogen über Erfolge und Beschaffenheiten der Sache sprechen, unangesehen der Verhältnisse, worin diese Erfolge und Beschaffenheiten zu unsern Empfindungen und Begehrungen stehn mögen, auch nur fassen könnte.“ Ebenso wenig ist uns ein Urteil von Kraus über den preußisch-französischen Krieg und dessen Folgen für Preußen bekannt.

Die Vorsicht bei schriftlichen Aussprachen war in jener Zeit geboten, denn es war eine Zeit der „politischen Ketzermacherei“. Kraus hatte dies wohl erkannt und auch selbst erfahren, und hierüber konnte er sein Urteil nicht zurückhalten. 1795 schreibt er: „Ich glaube, daß die politische Ketzermacherei, die zum Herzeleid aller guten Menschen am Abende des philosophischen Jahrhunderts ihren Unfug treiben zu wollen droht, noch heilloser und tadelnswürdiger ist, als einst die kirchliche zur Zeit der dicksten Finsternis in der Mitternacht der päpstlichen Hierarchie gewesen!“

Zum Teil lag aber jene Vorsicht auch in Kraus' Charakter, der in seiner nervösen Aengstlichkeit soweit ging, daß er Briefe von Auerswald zurückerbat, um darin niedergelegte Urteile über Personen und Verhältnisse wieder vernichten zu können.

Auerswald, den Kraus einmal den einzigen von allen Freunden nennt, die ihm aus der schönsten Jahreszeit seines

Lebens geblieben wären, war aber auch derjenige, dem Kraus alle seine kleinen häuslichen Sorgen und Leiden anvertraute. Er mußte es jedesmal erfahren, wenn Kraus wieder einmal von seiner Hypochondrie heimgesucht wurde, oder sich krank fühlte. Und fast alljährlich wiederholten sich bei dem Bedauernswerten diese Anfälle von Ermattung und Niedergeschlagenheit, sodaß er in seiner Verzweiflung immer von seinem Freunde Trost erwartete.

Auerswald mußte Kraus dazu auffordern, einmal angefangene wissenschaftliche Arbeiten nicht fallen zu lassen. Bei Hindernissen mußte er neue Mittel und Wege ausfindig machen. Mit ihm wurde alles erörtert, was den einen oder den anderen interessieren konnte, und Bücher, die Kraus' Beifall hatten, mußte auch er lesen. Er war es endlich auch, der in der aufopferndsten Weise Kraus' wirtschaftliche Angelegenheiten ordnete. Kraus wußte nämlich nur schlecht mit Geld und Geldeswert umzugehen, doch machte er, sobald seine Kolleggelder reichlicher flossen, jährliche Ersparnisse und sammelte allmählich ein kleines Vermögen, das er seinen „Kummerschatz" nannte. Diesen Kummerschatz nun verwaltete Auerswald und sah strenge darauf, daß Kraus sich nicht durch seine Gutmütigkeit verleiten ließ, durch übergroße Ausgaben für seine Studenten und Zöglinge die festgesetzte jährliche Sparsumme zu verkleinern. Und es vergeht kaum ein Brief, in dem Kraus nicht Auerswald für seine Bemühungen mit den wärmsten Worten dankte.

Bei Auerswald verlebte Kraus für gewöhnlich auch seine Ferien. In der Familie seines Freundes, die ihn mit der sorgsamsten Pflege umgab, fand er die nötige Ruhe und Ausspannung seiner Kräfte. Müßig konnte er aber auch dann nicht sein, und zur Erholung beschäftigte er sich mit landwirtschaftlichen Fragen, disputierte nach Herzenslust mit seinem Freunde über wirtschaftliche und politische Angelegenheiten oder begleitete ihn auf seinen Gutsinspektionen. Und jedesmal denkt er mit Wehmut an die angenehme Zeit des Landaufenthaltes zurück, wenn die Ferien vorüber sind, und er in Königsberg wieder seine Lehrthätigkeit

aufgenommen hat. Seltsam mutet es uns an, wenn wir lesen, was dieser Mann, der vielen ein Muster an Fleiß und bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung wurde, einmal nach der Abreise von dem Gute an Auerswald schreibt: „Ich fühle in mir ein so hilfloses Sehnen, ohne daß ich weiß, wonach, und eine so weichmütige Scheu vor meiner mir sonst so lieben Arbeit, daß ich lieber schlafen als wachen möchte. Hoffentlich wird sich das bald geben, wenn ich erst nur wieder in Gang komme! Ich könnte Ihnen viel schreiben, wenn mich nicht die Furcht abhielte, daß Sie und ich beide uns nach drei Wochen über dasjenige wundern oder lachen würden, was ich jetzt schreibe. Wir sind Männer und sollen's sein, und müssen also, wenn uns einmal Weichmütigkeit anwandelt, geziemend schweigen, wäre es auch nur, weil wir in der Folge wünschten, geschwiegen zu haben."

Sehr niedergeschlagen war Kraus, wenn ihn, außer der schon erwähnten Rücksicht auf Kant, Amtsgeschäfte abhielten, seine gewohnte Ferienreise zu machen. „Zu Ihnen (Auerswald) zu kommen", schreibt er einmal bei einer solchen Gelegenheit, „wünscht Ihr Freund Kraus mit der wahren Inbrunst eines Liebenden, aber der schulgerechte Professor Kraus verbietet unerbittlich, die Amtspflicht, die hierzubleiben fordert, hintanzusetzen: und in Amtssachen gehorcht der Freund dem Professor, wie billig, obgleich es ihm hart genug ankommt'"

Aufrichtig war seine Freude, als er 1802 die gewisse Aussicht hatte, Auerswald für längere Zeit in Königsberg zu sehen, wohin dieser als Kammerpräsident kommen sollte. Doch sofort tauchte in Kraus die Befürchtung auf, daß sich sein Freund in dem neuen Wirkungskreis nicht wohl fühlen werde, und dieser Gedanke dämpfte stark seine Freude. Auch hegte er die Besorgnis, daß Auerswald an ihm, der durch Alter und Krankheit mitgenommen war, nicht mehr das finden würde, das er wohl erwartete.

Dieser langjährigen Freundschaft hat Auerswald durch die Veröffentlichung von Kraus' Briefen durch Joh. Voigt ein Denkmal gesetzt und das Andenken des ihm so teuren Freundes

durch die Sichtung und Herausgabe dessen nachgelassener Werke geehrt, die mit Hilfe von anderen auf seine Anregung geschah. Ob er damit wirklich seinem Ansehen einen Dienst erwiesen hat, ist eine Frage, die an gelegenerer Stelle erörtert werden soll.

Von Kraus' Beziehungen zu seinen anderen Königsberger Bekannten, wie z. B. dem Kriegsrat Scheffner, dem Kaufmann Müller, Pfarrer Fischer, Banquier Jakobi, dem Oberhofprediger Schulz u. A. mehr, können wir nur dasselbe sagen, was wir bei den schon angeführten Freunden betonten, nämlich, daß Kraus für sie alle, wenn sie einmal seine Zuneigung erworben hatten, liebevolle Aufmerksamkeit und Fürsorge, Anhänglichkeit an ihre Person und Teilnahme für ihre Schicksale bezeigte.

In den ersten Jahren seiner Professur bildete sich auch die feste Zeiteinteilung heraus, von der Kraus bis zu seinem Tode nur bei besonderen Anlässen abwich. Für gewöhnlich stand er um 5 Uhr auf, las im Sommer von 7 bis 11, im Winter von 8 bis 12 Uhr Kolleg, schlief nachmittags ein bis zwei Stunden, und machte einen regelmäßigen Spaziergang. Nachdem er seine Privatkollegs erledigt hatte, pflegte er noch zu arbeiten, und um 10 Uhr zu Bett zu gehen. Er gab wenig auf Aeußerlichkeiten und hatte einfache, sich gleichbleibende Bedürfnisse. Nur im Genuß von schwarzem Kaffee, den er während des Arbeitens trank, überschritt er oft das ihm zuträgliche Maß und steigerte dadurch naturgemäß seine Nervosität, konnte ihn sich aber nicht abgewöhnen. Jede Abweichung von seiner strengen Lebensweise hatte eine Störung seiner Gesundheit zur Folge; trotzdem versuchte er, in einem Sommer schon um 3 Uhr aufzustehen, mußte es aber bald wieder lassen. Ebenso wenig bekam es ihm, wenn er in der Nacht zu lange arbeitete. Gegen körperliche Schmerzen wandte er angestrengte Beschäftigung mit Mathematik und Differentialrechnungen an und kam dadurch meistens über sie hinweg. Zur Erholung las er englische oder antike Schriftsteller.

Obwohl also seine Arbeitsstunden den größten Teil des Tages einnahmen, ihm anfangs auch die Vorbereitung zu den

Vorlesungen, und später die Aufzeichnung seiner Vorträge viel Zeit kostete, beschäftigte er sich doch nebenbei mit mancherlei Angelegenheiten, die nicht unbedingt zu seiner Wissenschaft gehörten, ihr oft sogar fern lagen, die er aber, wenn sie einmal sein Interesse wach gerufen hatten, mit großer Gründlichkeit betrieb. Die Broschüre gegen den Abenteurer Mortcinny haben wir schon erwähnt. Ebenso die Kritik des Buches von Professor Meiners im Jahre 1786, die er nur aufs Kants Bitten und mit großer Mühe abfaßte, die aber doch so vortrefflich geriet, daß Kant davon im höchsten Maße befriedigt war. Kraus schrieb daran vom December 1786 bis zum März 1787. Infolge dieses Aufsatzes wurde er Mitarbeiter der Allgemeinen Jenaischen Litteraturzeitung, wenn er auch für dieses Blatt nicht sehr viel Beiträge geliefert hat. Im gleichen Jahre, 1786, hatte er auch ein Pamphlet über die preußischen Landesuniversitäten geschrieben, das den Beifall der Regierung fand. Für einen Bekannten verfaßte er einen ungedruckt gebliebenen Aufsatz über den Einfluß der Philosophie auf das Studium der Medizin. Ferner vertiefte er sich 1787, wieder anläßlich einer Bücherrecension, in das Studium der Zigeunersprache, von der er ein Wörterbuch anfertigen wollte. Deswegen besuchte er die Gefängnisse, eröffnete eine große Korrespondenz, ließ sich teure Litteratur darüber kommen und hatte zuletzt nicht nur Aerger und Zeitverlust davon, sondern sogar materiellen Schaden durch das Abhandenkommen von Büchern. Doch schreckten ihn solche Erfahrungen durchaus nicht davon ab, bei gebotener Gelegenheit wieder einen ähnlichen Eifer zu entwickeln. Im Jahre 1789 beschäftigte er sich eingehend mit einer heraldischen Frage, die ihn plötzlich gefesselt hatte, und zu deren Lösung er wieder viel Material zusammensuchte. Im selben Jahre führte er einen Briefwechsel mit F. H. Jacobi in Düsseldorf über Lessings Spinozismus. Ferner lieferte er eine Reihe von Recensionen über Bücher verschiedenen Inhalts, und obendrein war er seit 1781 zweiter, und von 1786 ab alleiniger Bibliothekar der Königsberger Ratsbibliothek.

In diese Jahre fallen nun außer den schon erwähnten Abhandlungen noch einige Aufsätze vorwiegend staatswirtschaftlichen und philosophischen Inhalts. Auf Bitten seines Freundes Jacobi schrieb Kraus 1786 im Interesse der Königsberger Kaufmannschaft anonym eine Auseinandersetzung über den Frachthandel von Königsberg und Elbing, die gegen Elbing gerichtet war und Königsberg zwar großen, ihm aber gar keinen Erfolg brachte. Im gleichen Jahre, das also verhältnismäßig fruchtbar zu nennen ist, entstand eine Abhandlung, welche gegen ein Gutachten des Geh. Finanzrates Struensee gerichtet war. Sie ist unter dem Titel „Ueber das Seesalzmonopol" Kraus' Schriften einverleibt. 1787 folgte die umfangreiche Recension des russischen Universalglossariums, dessen erster Band damals auf Anregung Katharinas von Rußland herausgegeben war. Die Fortsetzung dieses Werkes unterblieb infolge Kraus' aufsehenerregender Besprechung. 1788 wurde die Kritik des dritten Teils von Herders Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit begonnen. Dieser Aufsatz wurde aber nicht beendigt und erst nach Kraus' Tode unter dem Titel „Ueber den Pantheismus" veröffentlicht, da ihn bis dahin der Geheimrat Fr. H. Jacobi zurückbehalten hatte.

In der nun folgenden Zeit erlahmt Kraus' schriftstellerische Thätigkeit ganz, um erst einige Jahre vor seinem Tode wieder lebhafter zu werden.

Ein umfassendes, größeres Werk, in dem er etwa seine philosophisch-historischen Ideeen in einem System niedergelegt hätte, hat Kraus auch nicht in seinen späteren Lebensjahren geschaffen, und was er uns hinterlassen hat, sind nur kleine Aufsätze, abgesehen von den Aufzeichnungen seiner Vorlesungen. Eine derartige Unproduktivität bei einem Polyhistor, wie es Kraus zweifelsohne war, muß befremdend wirken, doch lassen sich mannigfache Gründe zu ihrer Erklärung anführen.

Bedeutungsvoll dabei war wohl Kraus' ganze Art zu denken. Schon in frühster Jugend gab er sich gerne langen Grübeleien hin. Es bildete sich bei ihm allmählich die Gewohnheit heraus,

jede Materie von allen nur möglichen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Er feilte und feilte an jedem Gedanken, bis am Ende nichts mehr übrig blieb. „Sein Geist war,“ wie sein Biograph Voigt sagt, „eigentlich immer beschäftigt im Einreißen, um aufzubauen, und im Aufbauen, um einzureißen.“ Er wollte mit seinen Schriften gewissermaßen nur fehlerlose Ideale vorlegen, entdeckte aber, wenn er eins gefunden zu haben glaubte, hinterdrein immer so viele Fehler an ihm, daß er wieder von neuem anfing. So kam es auch, daß er oft in wenigen Minuten vernichtete, was er vorher in einigen Stunden mühsam aufgezeichnet hatte. Die Hauptkunst des Autors bestehe im Ausstreichen, pflegte er selbst zu äußern. „Wahren Ruhm gestand er blos den Schriftstellern zu, die der Wissenschaft oder der Kunst reellen Zuwachs und wirkliche Erweiterung verschafften, denn er teilte mit Kant den Grundsatz, daß jeder, der mit Ehren über irgend einen Gegenstand schreiben wollte, diesen auch wirklich neu bereichern, neu beleuchten, überhaupt fruchtbar und originell behandeln und ihn in jeder Hinsicht weiter fördern müsse, als der Vorgänger gethan“. — „Diese Ideeen, verbunden, teils mit dem Streben, nur ganz vollendete, völlig neue und möglichst tadellose litterarische Erzeugnisse zu liefern, teils mit einem beständigen Mißtrauen gegen sich selbst, hielten ihn, aller Aufforderungen seiner Freunde ungeachtet, immer von der Autorschaft zurück“. Aengstliche Unsicherheit und die Furcht vor Urteilslosigkeit über die eigenen Fähigkeiten machten ihn außerordentlich vorsichtig. Ebenso mag die Bemerkung einiger seiner Freunde, daß er schwer verständlich sei und nur für ein kleines Publikum schreibe, seine Autorscheu noch vergrößert haben. Er selbst spricht übrigens einmal von den „stattlichsten Regensburger Reichstagsperioden“, die er in einer Arbeit anbringe, und in der That ist sein Stil, sogar in den Briefen, häufig langatmig und verwickelt, da er immer zuviel auf einmal sagen will und verschiedene Materien und Gesichtspunkte gern in einen Satz zusammendrängen möchte. Seine Furchtsamkeit und Achtung vor dem Leserkreis ging soweit, daß er einen druckreifen Auf-

satz 24 Jahre in seinem Pult bewahrte, ohne daß er sich zu seiner Veröffentlichung entschließen konnte.

Obendrein wurde Kraus die Produktion selbst ungeheuer schwer. Er klagt einmal, „daß seine ganze Seele erstarrt und verstockt“, sobald er sich hinsetze, um etwas niederzuschreiben, während ihm im Gespräch mit Freunden die Gedanken zuströmten. Er fürchtete sich oft förmlich, an eine Arbeit heranzugehen. Daher kostete ihn jede Produktion unglaublich viel Kraft und Zeit. Im März 1787 z. B. schrieb er an Auerswald: „Ich habe von Weihnachten an bis vorigen Sonntag neben vielen anderen Arbeiten eine endlich vollendet, die mir unbeschreiblich viel Mühe und durch die starke Anstrengung soviel Schleim in dem Magen gemacht hat, daß ich wirklich diese Woche einsitzen und asa foetida schlucken muß. Es ist eine Recension über Meiners Geschichte der Weltweisheit für die Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung . .“ Als er an der Recension des russischen Universalglossariums arbeitete, soll er sogar ohnmachtähnliche Anfälle gehabt haben, und ähnlich ging es ihm bei anderen Arbeiten.

Natürlich hingen diese von ihm schwer empfundenen Hemmnisse mit seiner Konstitution zusammen. Fast in jedem Jahre klagte er über Kränklichkeit, Nervosität und über sein „Unvermögen, zu arbeiten“ und mußte seine Freunde bitten, ihn zur Fortsetzung angefangener Arbeiten anzuspornen. Auerswald forderte ihn häufig auf, etwas für Kopf und Herz zu schreiben, was ihn einem größeren Publikum bekannt machte. Kraus antwortete darauf: „Ach ja doch! Etwas für Kopf und Herz schreiben, wenn man selbst keinen Kopf und Geist hat! Ihr armer praktischer Philosoph! Der ist dem Versauern noch näher, als Sie es sein können. Freilich sucht er sich zu ermannen; aber . . . er fängt an, in seinem Kopf und Herzen zur Miete zu wohnen, und fühlt seine Seele so matt, daß er an ihrer Wiedergenesung verzagt.“ Aehnliche Stellen finden sich häufig, denn Verstimmtheit, Niedergeschlagenheit, manchmal auch nur infolge von äußeren Anlässen, sowie Menschenscheu

und doch wieder Furcht vor Vereinsamung haben ihn eigentlich sein Leben lang nicht verlassen. Daß er bei solchen Seelenzuständen nicht schaffensfreudig arbeiten konnte, ist nur zu erklärlich. Obendrein mußte er allmählich mißtrauisch und zaghaft werden, sodaß er sich vielleicht häufig über seinen Gesundheitszustand getäuscht hat, wie es ja bei Hypochondern nicht selten ist.

Endlich spricht bei dieser ganzen Angelegenheit ein Moment mit, das erst später und im Zusammenhang mit dem Folgenden in das rechte Licht gerückt werden soll. Es ist Kraus' Bewußtsein der eigenen wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit, und ein gewisses Schuldbewußtsein angesichts der ihm zuteil werdenden Verehrung, die er als Ueberschätzung empfinden mußte. Weshalb und woher diese Annahme begründet ist, wird aus der Entwickelung dieser Arbeit hervorgehen.

Um das Jahr 1790 beginnt nun aber Kraus' Thätigkeit auf einem Gebiet, auf dem sein Wirken trotz allem seinem Vaterlande den größten Segen bringen sollte, und sein oft ausgesprochener Wunsch, nicht in toten Büchern, sondern in Männern fortzuleben, die ihm ihre Bildung verdankten, ging hiedurch in vollem Maße in Erfüllung: Es ist dies seine Thätigkeit als Lehrer der Staatswissenschaften.

Bezeichnend für die Ehrlichkeit und Gründlichkeit, mit der Kraus an jede Wissenschaft herantrat, ist die Thatsache, daß sein ganz allmählich erfolgender Uebergang zur Nationalökonomie hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß er bei seiner Uebersetzung von Youngs politischer Arithmetik zu wenig von dem Stoffe verstanden hatte, den er behandelte. Sein Eifer für die Fächer, in denen er später seine bedeutendsten Erfolge als Lehrer erzielte, war anfangs garnicht groß. Aber durch das Studium der hervorragendsten cameralistischen Werke seiner Zeit wuchs sein Geschmack an ihnen. Unter Vernachlässigung seiner bisherigen Lieblingsbeschäftigung, der Mathematik, warf er sich mehr und mehr auf die Nationalökonomie und ließ sich die ihm aufkommenden Zweifel von Landwirten, Forstmännern, Kaufleuten und Beamten lösen. Mannigfache landwirtschaftliche

Fragen wurden auf dem Gute seines Freundes Auerswald, also sozusagen an der Quelle, erörtert.

Im Jahre 1790 beschäftigte er sich eingehend mit Naturrecht und dem preußischen Gesetzbuch, was er, wie er bemerkte, für seine Amtspflicht hielt. Entscheidend wurde die Anwesenheit des Geh. Finanzrates Struensee, der 1791 längere Zeit in Königsberg weilte. Durch ihn wurde Kraus nun endgiltig auf Finanz- und Staatswissenschaften hingelenkt. „Seit 10 Jahren," schrieb er damals an Auerswald, „bin ich nun schon Professor der Moral und des Naturrechtes, und gleichwohl habe ich in dieser Zeit eher alles andere als meine Pflichtstudien bearbeitet." Doch diese von ihm selbst empfundenen Lücken füllte er bald aus. Jetzt schon beschäftigte ihn ein Plan, wie die Aufhebung der Leibeigenschaft ohne Ungerechtigkeit zu ermöglichen sei, ein Thema, das vielfach in seinen Briefen auftaucht, und das später von ihm in einem besonderen Aufsatz behandelt wurde.

1792 arbeitete er seine Vorlesungen über das Naturrecht aus, die er bis dahin meistens nach dem Koncept gehalten hatte, und 1794 beginnt er seine Vorlesungen über Landwirtschaft und Gewerbekunde. Immer klarer wurde es ihm, wie ungemein wichtig eine richtige Lehre der Nationalökonomie für den Staat wäre. Der Oberpräsident v. Schrötter, der schon lange der Unwissenheit der Cameralofficianten steuern wollte, stand dabei ganz auf seiner Seite, und auf seine Anregung hin verfaßte Kraus 1795 einen genau ausgearbeiteten Plan für das Studium der Cameralwissenschaften an der Universität Königsberg. Für seine Vorlesungen bearbeitete er die Theorieen der Staats-, Polizei- und Finanzwissenschaft. Bei dieser Gelegenheit schreibt er an Auerswald: „Adam Smith's Werk vom Nationalreichtum ist meine Hauptquelle. Gewiß ist dies Werk eins der wichtigsten und wohlthätigsten, was je geschrieben ist." Gleichzeitig empfiehlt er seinem Freunde die Garvesche Uebersetzung des Smith. „Es ist," fährt er im selben Briefe fort, „für uns Preußen dermalen das tiefere Studium der Staatswirtschaft nötiger wie sonst, wäre es auch nur, um die Projekte, die man zum Besten

unseres Nationalvermögens und unserer Staatseinnahme zur Schau stellt, richtig beurteilen zu können." Gleichzeitig entrüstet er sich über ein derartiges Projekt, spricht aber auch seine Freude aus, daß einer seiner Schüler, ein Graf Dohna-Wundlacken, sicher imstande wäre, „das ganze Blendwerk aufzudecken.'

Bezeichnend ist auch folgende Stelle aus einem Brief vom Dezember desselben Jahres, die einen anderen Grafen Dohna betrifft, dem Kraus staatswirtschaftliche Privatstunden erteilte. Es heißt darin: „So habe ich die herrlichste Gelegenheit, mich wegen so mancher Kränkung, die man mir durch angeschuldigte politische Ketzereien zugedacht gehabt, dadurch zu rächen, daß ich meinen Lehrling (Dohna) mit eben diesen Ketzereien auf unheilbare Art anstecke, der sie dann unter die politisch Rechtgläubigen als Apostel verbreiten wird."

Immer wieder arbeitete er seine verschiedenen cameralistischen Vorlesungen durch, und 1795 veranlaßten ihn seine Freunde, die von der verblüffenden Klarheit der neuen Smith'schen Ideeen begeistert waren, einen Auszug aus dem „wealth of nations" anzufertigen, um so das Verständnis für diese segensreichen Lehren in weiteren Kreisen zu verbreiten. Kraus machte sich an die Arbeit, brachte sie aber in diesem Jahre noch nicht fertig. Doch der zum ersten Male versuchte Vortrag der reinen Theorie der Staatswirtschaft, bei dem er sich auch auf Smith stützte, machte ihm große Freude.

Das Studium der Nationalökonomie wollte er nun immer mehr in Aufnahme bringen und stellte die Forderung, daß die Cameralofficianten in diesem Fach ein Examen bestehen sollten, bevor sie zu einem Amt zugelassen würden. Er selbst arbeitete für seine Vorlesungen eifrig an dem Ausbau seines staatswirtschaftlichen Systems, und gelegentlich entrüstete er sich selbst mit Humor über die „Dreistigkeit", mit der er seine bisherigen Anschauungen in der Nationalökonomie vorgetragen hätte.

Seine Vorlesungen über Mathematik beschränkte er bis auf das Notwendigste, um dafür Staatswirtschaft und Finanzwissen-

schaft über A. Smith zu docieren. Wie groß sein Ruf als Lehrer gerade in diesen Fächern wurde und welche Erfolge er hierin erzielte, geht am besten daraus hervor, daß viele Mitglieder der preußischen Aristokratie seine Zuhörer wurden. Das bis dahin in diesen Kreisen für das vornehmste geltende Studium der Jurisprudenz wurde durch das der Cameralwissenschaften verdrängt. Diese wurden beinahe zum Modestudium erhoben. Kraus selbst sprach einmal Auerswald seine Verwunderung darüber aus, daß „so viele Grafen“ in seinem Kolleg säßen.

1797 wollte er seinen Auszug aus Smith druckreif machen und konnte mit Genugthuung konstatieren, „daß ein so lehrreicher Kursus von sogenannten Kameralwissenschaften in ganz Deutschland nicht gelehrt worden sei, als hier (Königsberg) seit Jahr und Tag“. Im gleichen Jahre arbeitete er auch seine Hefte für Gewerbekunde aus.

Nur noch 10 Jahre waren Kraus beschieden, und in ihnen widmete er sich lediglich der Nationalökonomie, wenngleich er natürlich auch noch einige andere Vorlesungen hielt. Selbst in seinem Briefwechsel mit Auerswald beschränkte er sich eine Zeit lang, besonders in den Jahren 1799 bis 1802, fast ganz auf die Erörterung staatswirtschaftlicher Fragen.

Immer tiefer drang er in die Smith'schen Ideeen ein und machte sie sich völlig zu eigen. In diesem Sinne entstanden in jener Zeit einige Aufsätze cameralistischen Inhaltes, auf die wir später eingehen werden. Nachdem er 1800 Humes politische Essays übersetzt hatte, schrieb er 1801 die Abhandlungen „Ueber den Aufkauf“, „Ueber die Auflage auf die Weizenausfuhr“ und „Ueber das Verbot der Getreideausfuhr vom linken Rheinufer“. 1802 folgte der Aufsatz „Ueber die Aufhebung der Privatunterthänigkeit“, 1805 das „Gutachten über den Leinwandhandel in Preußen“, ferner die Abhandlungen „Ueber den inländischen Getreideverkehr“ und „Ueber Geldmangel in Berlin etc.“ 1806 endlich entstand noch ein Aufsatz „Ueber die Mittel zur Bezahlung der französischen Kriegsschuld“.

Diese letzte Arbeit wurde vielleicht mittelbar die Ursache zu Kraus' Tod, denn er hatte sich bei ihrer Abfassung wieder einmal stark überanstrengt, und sein Körper war nicht mehr imstande, viel auszuhalten. Denn schon seit Jahren klagte Kraus über ein Brustübel. Es war eine Verknöcherung der Lunge, aus der sich von Zeit zu Zeit kleine Stücke absonderten, die immer mit einem größeren Blutauswurf verbunden waren. Dieses wiederholte sich seit 1797 fast jedes Jahr, sodaß ihm damals schon sein Arzt ein nur noch kurzes Leben prophezeit hatte. Einige Monate vor seinem Tode sprach er scherzweise von dem „Steinbruch in seiner Brust". Er versuchte immer noch, seine Vorlesungen zu halten und seine Spaziergänge zu machen, doch seine Schmerzen wuchsen beständig und quälten ihn zuletzt in dem Grade, daß er selbst sein Ende sehnlichst herbeiwünschte.

Und der Tod ließ nicht mehr lange auf sich warten. Am 25. August 1807 starb Kraus im Alter von 54 Jahren und einem Monat.

Ueber Kraus' Bedeutung lauteten die Urteile seiner Schüler und Zeitgenossen — Kant an der Spitze — außerordentlich günstig, und als Dozent muß er thatsächlich eine ungewöhnliche Wirkung ausgeübt haben. Wir wollen nun untersuchen, wie weit diese Urteile Kraus' wissenschaftlicher Bedeutung entsprachen.

Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der Staatswissenschaften. Wenigstens hat er hier die greifbarsten Erfolge erzielt. Ohne diese wäre er auch als durch und durch sympathische Persönlichkeit infolge des erstaunlichen Fleißes, kraft dessen er sich aus ärmlichen Verhältnissen zu einem geachteten Gelehrten emporarbeitete, immerhin der Beachtung und Betrachtung würdig. Doch seine Thätigkeit als Nationalökonom ist geeignet, ihm, wenigstens in seiner Heimat, ein bleibendes Andenken zu sichern. Selbst wenn der Sturz Preußens nach Jena und Auerstädt nicht so schnell die Regierung zur Annahme und Anerkennung der von ihm mit vertretenen Reformideen geradezu

gezwungen hätte, so wären trotz allem die Unerschrockenheit und der Freimut hoch anzuerkennen, mit dem Kraus in Wort und Schrift Gedanken verbreitete, die in jener Zeit zwar nicht mehr unbekannt genannt werden konnten, die aber selten jemand so rückhaltlos auszusprechen wagte, da sie vom Staate häufig das Gegenteil von dem verlangten, was in der bisherigen Regierungspraxis üblich gewesen war.

Bewegungsfreiheit des einzelnen Staatsbürgers, Aufhebung der Feudallasten und der Leibeigenschaft, Handelsfreiheit und Agrarreformen — kurzum ein völliger Bruch mit dem alten System, das in einer schädlichen Bevormundung seitens der Behörden und in der überlebten Bevorzugung des Adels bestand —, das war es, was Kraus herbeigeführt sehen wollte. Er hatte die schwere Ungerechtigkeit erkannt, die darin lag, daß der Adel nach wie vor die Jahrhunderte alten Rechte ausübte, nachdem er sich seiner Pflichten größtenteils schon lange zu entledigen gewußt hatte. Und nicht etwa wie Möser, der die Entwicklung dieses Zustandes ebenfalls sehr genau übersah, unterließ es Kraus, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen, sondern er zog sie in vollstem Maße und fürchtete sich nicht, die Resultate seines Denkens in weitgehenden Forderungen offen auszusprechen. Solche Worte der Entrüstung, wie Kraus sie auf die zu seiner Zeit noch immer fortbestehende Leibeigenschaft anwandte, hatte vor ihm wohl noch niemand in Preußen zu finden gewußt und auszusprechen gewagt: „Bei unbefangenem Nachdenken“, schreibt er in seinem Aufsatze über die Aufhebung der Privatunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen, „muß es jedermann einleuchten, daß die herkömmliche Macht des Gutsherrn über die unfreien Eingeborenen seines Gutes nichts anderes ist, als ein Recht, Unrecht zu thun: denn so gewiß diese Macht ein Recht ist, weil der Staat sie bisher nicht nur gesetzlich anerkannt, sondern auch durch seine Gerichte geschützt hat, so gewiß sind auch die Handlungen, welche der Gutsherr vermöge dieses Rechts sich bisher gegen seine unfreien Leute erlauben durfte, wahre, zum Teil in unserm Gesetzbuch als Verbrechen verpönte

Beleidigungen, und folglich unrecht. Da nun der Staat zwar alle Rechte schützen, aber auch allem Unrecht wehren soll, so kann nur die Frage sein, welche von diesen beiden, in dem gegenwärtigen Fall, unvereinbaren Pflichten die dringendere und heiligere sei; und darauf ist die Antwort leicht. Schutz der Unschuldigen gegen Beleidigungen geht billig der Macht Unschuldige zu beleidigen, vor; und wer die Beibehaltung der letztern für billiger halten wollte, würde, sobald er sich auf Gründe einließe, seiner Vernunft oder seinem Gewissen widersprechen müssen."[1])

Auch in seinen Briefen finden wir dasselbe warmherzige Eintreten für die Sache der unterdrückten Bauern und Landarbeiter. „Unterthänigkeit", so lesen wir in einem Schreiben an Auerswald vom 15. Juli 1799, „Scharwerk, Vorspann, Amtspflichtigkeit —, wo diese herrschen, wo die größte Zahl der Menschen nicht sicher ist, der Früchte ihres Fleißes froh werden zu können, da ist's Hohn und Spott, von Sicherheit des Eigentums zu sprechen . . ."[2]) „Man nennt", fährt er an einer anderen Stelle fort, „das Verlangen des gemeinen Mannes, ein Eigentum zu haben, eine Sucht. Ist denn das Verlangen, was Sie und ich, und jeder Sterbliche, der nicht verrückt ist oder verrucht, haben, Eigentum zu besitzen, etwas anderes, als das Verlangen, was der gemeine Mann hat? ja diesem ist Eigentum noch nötiger, noch mehr zu wünschen, weil zwischen Nichts und Etwas ein unendlich wichtigerer Unterschied ist, als zwischen viel und mehr. Wenn das unschuldige, gerechte, löbliche Verlangen nach einigem Eigentum Sucht heißen soll, wie soll denn das Verlangen heißen, Eigentum auf Kosten jenes unschuldigen Verlangens armer Menschen zu erpressen oder unschuldige Menschen selbst mit ihren Kräften als Eigentum zu besitzen? — Mein Teuerster, ich fasse mich an den Kopf und muß vor Wehmut die Feder eine Weile weglegen."[3]) Noch schärfer klingt

1) Verm. Schr. I 200 f.
2) Verm. Schr. II 220 f.
3) Verm. Schr. II 229.

es, was wir an einer anderen Stelle über diesen Gegenstand finden, nämlich: „Der Hang des gemeinen Mannes, seine Söhne in die Städte gehen zu lassen, ist kein blinder Hang, sondern, so lange unsere Verfassung des platten Landes so bleibt, wie sie ist, ein vernünftiges Princip, das Gott und die Natur in ihn gelegt hat, wie Sie sogleich finden werden, wenn Sie sich auf einen Augenblick in so einen gemeinen Mann, als Vater, verwandeln; aber der Hang der gesetzgebenden Zwingherrnkaste, den gemeinen Mann an allem, wodurch er sich vor ihrer Patrimonial- und Domänenjustiz und vor ihren Gesindeordnungen und zwingherrlichen Vergeltungen retten will, mit Gewalt zu hindern, der stammt nicht von Gott, nicht von der Natur, nicht vom Interesse des Königs, nicht des Staates, sondern von der mit der Macht der Gesetzgebung und Justiz bewaffneten Selbstsucht.“[1])

Auch andere wichtige Agrarreformen lagen Kraus sehr am Herzen. So z. B. spricht er sich gegen den großen und unveräußerlichen Domänenbesitz aus, da durch ihn die Anlage von Kapital in Land gehindert würde. Statt der Pächter will er freie Besitzer, und statt der Leibeigenen Erbpächter. Ebenso verurteilt er die fideikommissarische Gebundenheit des Bodens. Die großen Latifundien will er in kleinere Güter zerschlagen, da die Besitzer mindergroßer Ländereien seiner Ansicht nach bessere Wirte seien. Zur Hebung der heimischen Landwirtschaft empfiehlt er die Einführung und Ausdehnung der Wollschafzucht. Zur Reform des landwirtschaftlichen Kreditwesens schreibt er am 24. Dezember 1801: „Allerdings läßt sich gegen die mit unserm Kreditsystem verbundene Verschwendungssucht und tiefere Verschuldung kein Mittel finden, als dadurch, daß demselben eine ganz andere Organisation gegeben, und vor allen Dingen, daß es auf die zwei Hauptgrundsätze zurückgeführt wird a) daß die von dem König oder Staat selbst (und nicht von der associierten Ritterschaft) gegründete Kreditkasse kein

1) Verm. Schr. II 233.

Geld anders als zu wirklichen Meliorationen des Bodens oder der Wirtschaft gebe, und b) daß sie zu diesem Zweck einem jeden Wirt, ja dem Köllmer und Bauer noch eher als dem Adeligen, Geld gebe. Nach diesem, beim ersten Anblick phantastisch aussehenden, obgleich höchst vernünftigen Plan, ist wahr und wahrhaftig in der unumschränktesten aller Monarchieen, Dänemark, ein Agrikulturkreditsystem eingeführt, welches, soweit ich es kenne, mir so vortrefflich scheint, daß unser Staat vielleicht nichts besseres thun könnte, als dasselbe, da es bereits eine fünfzehnjährige wohlthätige Erfahrung für sich hat, gerade nachzuahmen."[1])

Einen ähnlichen Vorschlag macht Kraus in seinem Aufsatz über „Geldmangel"[2]), in dem er es auch ausspricht, daß dem Staate der Wechsel der Personen, die die Güter besäßen, gleichgiltig sein könne. Es läge sogar eher in seinem Interesse, daß die Güter aus den Händen von schlechten Wirten an tüchtige und betriebsame Landwirte kämen, wenn nur der Aufkauf zum Wiederverkauf verhindert würde.

Der interessante Brief vom 15. Juli 1799, den wir schon erwähnten, giebt uns ferner noch Aufschluß über Kraus' Stellung zu dem in jener Zeit üblichen Monopolsystem. „Ueber das Zunftwesen" — schreibt er an Auerswald — „sind wir einverstanden, sowie über die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit der Monopolien. Wollte Gott, die Gewerbsmonopolien wären die einzigen oder die schädlichsten, so wollten wir wohl bald damit fertig werden; aber wer erlöst uns von der Welt von Monopolien, worunter das Land erliegt, von dem Monopol des Hazardspieles, Lotterie genannt, an, bis zum Monopol des Schweineschneidens und Bierfiedelns. Sagen dürfte ich Ihnen wohl, aber schreiben darf ich nicht, was für Monopole ich für die ärgsten und schädlichsten halte. Die Universitäten, die auch zu den Monopolien gehören, gebe ich Ihnen zuerst preis."[3])

1) Verm. Schr. II 253.
2) Verm. Schr. II 41.
3) Verm. Schr. II 238 f.

Speziell was die Zünfte anbetrifft, so wollte er sie „allmählich, durch Lösung eines Bandes nach dem andern, auf den Fuß von Privatsozietäten“[1]) zurückbringen. Den damals noch herrschenden Mühlenzwang nennt er ein „wahres Nationalleiden.“[2])

Wie sehr und aus welchen Gründen er ein Feind einer Regelung der Verhältnisse durch strenge Gesetze war, wo sich bei richtiger Freiheit alles von selbst geregelt hätte, geht aus folgenden Sätzen hervor, die wir dem Briefe vom 2. Januar 1799 entnehmen: „Weil es an Menschen fehlt, so ist eine Gesindeordnung, d. i. 1.) Dienstzwang, und 2.) Lohntaxe nötig, sagt man, und weil Dienstzwang und Lohntaxe stattfindet, fehlt es natürlich an Menschen, sagt die Vernunft: denn ewig wird es an der Ware fehlen, die man nicht nach ihrem vollen Wert, d. i. einem Teile nach garnicht, bezahlt; ewig wird es an Menschen fehlen, die umsonst arbeiten sollen, und $^1/_4$ seiner Arbeitszeit arbeitet ein Mensch umsonst, wenn er für $^4/_4$ dieser Arbeitszeit nur $^3/_4$ desjenigen Lohnes bekommt, den er bei ganz freier Konkurrenz von Seiten der Arbeiter sowohl als der Beschäftiger bekommen würde. Vom Unrecht soll garnicht die Rede sein (denn darüber läßt sich nicht reden), sondern nur vom Einmaleins, nur vom Zweck und vom Mittel zur Erreichung des Zweckes.“[3]) Sobald von Handwerkertaxen die Rede ist, die bei irgend einer Kammer ernstlich in Vorschlag gebracht waren, schreibt er als einzige Antwort ein spöttisches: „Ei, Roggen- und Weizentaxen?“ —[4])

Bezüglich des Getreidehandels ist er der Ansicht: „Preußen kann als Grundsatz die innere freie Einfuhr und Ausfuhr annehmen“[5]), d. h. er wollte, daß die hemmenden Schranken zwischen den einzelnen Provinzen endlich aufgehoben würden. Namentlich sollte das Getreideaufkaufverbot fallen. Die gleiche

1) Verm. Schr. II 210.
2) Verm. Schr. II 213 f.
3) II 164 f.
4) Verm. Schr. II 211.
5) Verm. Schr. II 174.

Freiheit sollte, wenn möglich, auch beim Handel mit anderen Erzeugnissen herrschen. Und beim Außenhandel will er die Ausfuhrverbote aufgehoben wissen, allein schon — speziell wieder beim Getreidehandel —, um nicht die Einfuhr zu hemmen.

Als Ideal schwebt ihm England vor, und die dortigen Zustände möchte er auch in Preußen hergestellt sehen. Hierüber schreibt er, natürlich wieder an Auerswald: „Ich sprach mit meinem braven v. Schön unter anderem . . . . . ., bis wir auf einen Satz kamen, den ich längst gemutmaßt, und von dem er sich durch die genauste Lokalkenntnis überzeugt hatte, daß nämlich der große Volkskörper, die dienende, arbeitende und landbauende Klasse in England ungleich weniger mit Abgaben belegt ist als in Preußen, selbst die Frohnen nicht einmal mitgerechnet. . . . . Dieser große Volkskörper ist die felsenfeste Basis der hohen Staatspyramide, von deren Spitze Pitt über alle andere Staatsgebäude hinwegsieht. Die unermeßlichen Taxen in England werden nach Verhältnis des Einkommens und Aufwands, nach der Regel der Gerechtigkeit und profitabelsten Staatswirtschaft, am stärksten von den Reichen und Großen, und so verhältnismäßig getragen, bis sie zuletzt fast ganz verschwinden. Vom Mühlenzwange und Umschüttegeld und Kornaccise und Brotaccise (zum Besten der Tabakskonsumtion), die alle zusammen das liebe Leben drücken, weiß man da nichts; Bier braut für sich, wer will, ohne alle Accise und ohne Privilegien, nur die Bierfabrikanten tragen Accise . . . ., aber statt der 100 accisbaren Artikel hier, giebt es in England kaum zehn. Daher und weil England eine Insel ist, giebt es dort keinen Thorschreiber und keinen Schlagbaum; Tag und Nacht fährt man durch alle Städte, ohne angehalten, ohne visitiert zu werden. Es giebt keine Domänen, keine Regalien, keine Kammern, keine Baukollegien, keine Frohnen, keine Gesindeordnung, obwohl scharfe Arbeitsordnungen . . . . Und, sehen Sie, gerade darin, daß so vielerlei schöne Dinge dort nicht sind, liegt der Grund, daß dort so viele noch weit schönere Dinge vorhanden sind. Wenn doch jemand das Schreiben des — — Adels, die Auf-

hebung der Wein- und anderer Accisefreiheiten zu Gunsten der Militärzulage betreffend, ins Englische übersetzte, die Britten würden sich wenigstens daraus überzeugen können, daß der preußische Staat, weit gefehlt, eine unumschränkte Monarchie zu sein, vielmehr, nach dem Urteile der Herren, die das preußische Staatsrecht am besten kennen müssen, eine obwohl etwas verschleierte Aristokratie ist, sowie die Britten aus andern Urkunden lernen könnten, daß unverschleiert diese Aristokratie als Bureaukratie das Land beherrscht.“[1])

Deutlich genug spricht aus diesen Zeilen das Wohlgefallen an den englischen Institutionen, aber ebenso deutlich die Verurteilung aller jener Schranken, deren ehemaliger Bestand uns heute beinahe unbegreiflich erscheint. Wie richtig übrigens Kraus' hier abgegebenes Urteil ist, und wie thatsächlich Engländer über das damalige Preußen dachten und sprachen, geht aus einem früheren Briefe hervor. Derselbe erwähnte v. Schön, ein Schüler von Kraus, hatte nämlich längere Studienreisen in England gemacht und seinem Lehrer über die von ihm dort gesammelten Erfahrungen berichtet. Kraus schreibt nun darüber an Auerswald: „Als v. Schön dem Arthur Young einmal eine gewiß sehr preußisch patriotische Beschreibung von unserer Domänenamtswirtschaft und Verfassung machte, konnte Young sich nicht halten: what barbarity, what barbarity! rief er einmal über das andere aus. Es war in meinen Augen ein Geniesprung, als ich mir einen preußischen Kriegsrat dichtete, der dem Minister Pitt ein Projekt zur Bereicherung des Staates oder zur Verbesserung der Finanzen durch Einführung des preußischen Domänenwesens in England vorlegte und empföhle; und siehe da! mein Traum ist kein Traum: es hat wirklich ein preußischer Kriegsrat, und einem noch kompetenteren Beurteiler, so etwas gesagt.“[2])

Der bittere Humor dieser Worte war für Preußen durchaus nicht schmeichelhaft, und Kraus blieb, wie wir schon gesehen

1) Verm. Schr. II 245 ff.
2) Verm. Schr. II 218 f.

haben, wegen seiner Gesinnungen nicht unangefeindet, doch durch die beschriebene Art und Weise, in der er sich rächte, daß er nämlich seine Schüler mit eben diesen Gesinnungen „unheilbar ansteckte", damit diese sie dann unter den „politisch Rechtgläubigen als Apostel verbreiteten", — durch diese Art und Weise hat er Preußen unschätzbare Dienste geleistet. Denn viele seiner Zuhörer, u. a. mehrere Grafen Dohna, sowie vor allen der letzthin mehrfach erwähnte v. Schön, rückten zu einflußreichen Staatsstellen empor und übertrugen Kraus' Reformideeen in die Praxis. In gewissem Sinne kann man auch Auerswald, von dem ja das gleiche gilt, einen Schüler von Kraus nennen, denn ohne Zweifel wurde er von diesem stark beeinflußt. Mit Recht konnte daher im Jahre 1810 einer der Herausgeber, Professor Hüllmann, in der Einleitung zum fünften Bande von Kraus' staatswirtschaftlichen Schriften über ihn schreiben: „Er hat nachdrücklicher als irgend ein Kathederlehrer in das bürgerliche Leben eingegriffen. Zufällig ist gewiß nicht das Zusammentreffen der neuesten wichtigen, von der vaterländischen Provinz des Verfassers ausgegangenen staatswirtschaftlichen Reformen, mit dem Eifer, womit Kraus viele Jahre in öffentlichen Vorlesungen, die wirksamer sind als Bücher, auf diese Reformen gedrungen hat." [1])

Vergleichen wir die hauptsächlichsten Edikte, welche den Grund zur Reorganisation des preußischen Staates legten, so finden wir in ihnen in der That so ziemlich alles enthalten, was Kraus angestrebt hatte, nämlich: die Veräußerung der königl. Domänen (Edikt vom 17. XII. 1808), Umwandlung der Immediateinsassen auf den preußischen Domänen in Eigentümer (Edikt vom 27. VII. 1808), den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit (Edikt vom 9. X. 1807); ferner regelte das Edikt vom 20. XI. 1810 den Vor- und Aufkauf in Kraus' Sinne. Desgleichen erfolgte die Aufhebung des Mühlenzwanges (Edikt vom

1) Staatsw. Schr. V, VII.

29. III. 1808) und die Aufhebung des Zunftzwanges in vielen Gewerben (Edikt vom 24 X. 1808). Das Edikt „wegen Aufhebung der Provinzialbinnenzölle, der Tabaksimpostgelder und der Goldzahlungen bei den Salzpreisen u. s. w.“ war schon am 26. XII. 1805 erlassen worden.

Die Regulierung des ländlichen Kreditsystems wurde ebenfalls auf dem Generallandtage zu Königsberg im Februar 1808 mit der von Kraus vorgeschlagenen Tendenz in Angriff genommen.

Bezeichnenderweise ist auch von den Herausgebern in Kraus' Werke eine Zusammenstellung aller dieser Edikte eingefügt.

Waren nun diese für jene Jahre in Preußen hypermodernen Ideen in Kraus selbständig und originell gereift?

Wir werden diese Frage sofort verneinen, doch viele seiner Zeitgenossen und auch die Herausgeber seiner Schriften haben wohl das Gegenteil geglaubt und ihn für den Schöpfer der meisten dieser Gedanken gehalten — ein Glaube, den wir nur mit der völligen Unkenntnis der ausländischen, speziell der englischen Fachlitteratur erklären können. Kraus ist thatsächlich nach dieser Richtung hin stark überschätzt worden; selbst wenn wir kein Zeugnis von ihm selbst hätten, daß dies in der That so ist, müßte uns allein seine viel besprochene Unproduktivität stutzig machen. Doch ohne weiter hierauf einzugehen, wollen wir gleich feststellen, daß wir viele Beweise dafür besitzen, daß Kraus auf staatswissenschaftlichem Gebiet sich selbst nur für einen Schüler der Engländer, speziell des Adam Smith, ansah, und daß spätere Nationalökonomen, wie z. B. Roscher, ihn nie von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet haben.

Wir hatten schon konstatiert, daß Kraus in jeder Weise die englischen Schriftsteller bevorzugte, und wie hoch er gerade Adam Smith schätzte, können wir am besten aus einer schon früher angeführten Briefstelle ersehen. Er spricht von seiner Bearbeitung der Theorieen der Staatswirtschaft und schreibt

dazu: „Adam Smith's Werk vom Nationalreichtum ist meine Hauptquelle. Gewiß ist dies Werk eins der wichtigsten und wohlthätigsten, was je geschrieben ist.“[1]) Aehnlich spricht er sich verschiedene Male aus. So lesen wir z. B. in No. 16 der staatswirtschaftlichen Bemerkungen: „Die Einheit oder das Maß des Tauschwertes, das Smith erfunden hat, ist so wichtig für die Staatswirtschaft, als die von Galiläi erfundene Einheit für Geschwindigkeit in der Physik. Und die Vorstellung, da man Arbeit als absoluten Wert und Grundmaß des Wertes aller Dinge ansieht, verhält sich zu der gewöhnlichen Vorstellung, da Geld als absoluter Wert und Grundmaß des Wertes von allen Dingen, auch von der Arbeit, angesehen wird, wie die Kopernikanische oder Newton'sche Astronomie zu der gemein-sinnlichen, nach welcher die Erde im Mittelpunkt der Welt steht, und Sonne und Sterne sich um sie herumdrehen.“[2])

Für andere Schriftsteller hat Kraus ein derartiges Lob nicht übrig.

Geradezu unzählig sind — in den Briefen und den staatswirtschaftlichen Bemerkungen hauptsächlich — die Stellen, an denen Kraus Smith's Name erwähnt, ihn zitiert oder sich auf ihn beruft. Ueberdies giebt er zu, daß er sich in seinen Vorlesungen eng an ihn anschließt, und wie eng, geht klar aus Folgendem hervor. Bei Gelegenheit der Aufzählung der ausgearbeiteten Konzepte zu seinen Kollegien schreibt er nämlich: „Meine Hefte bestehen . . . . . 4) in einem Auszug aus Adam Smith's Werk vom Nationalvermögen; und dann in einigen vor mehreren Jahren gemachten Anwendungen von Smith's Ideeen auf die drei Hauptgewerbeklassen, nämlich: Landwirtschaft, Kunstfleiß und Handel, sodaß aus beiden sich in meinem Kopf eine Staatswirtschaft zusammensetzt, die aus einem allgemeinen Teil und drei speziellen Teilen besteht; 5) in einer Finanzwissenschaft, die fast ganz ein Auszug aus Smith's letztem

1) Biographie 358.
2) Verm. Schr. II 102.

Bande ist, blos, daß in den Kapiteln von Domänen und Regalien umständliche Belehrungen über das, was bei uns stattfindet, eingeschaltet sind . . . ."[1]) Im gleichen Briefe fährt er fort: „Gewiß hat seit den Tagen des neuen Testamentes keine Schrift wohlthätigere Folgen gehabt, als diese (wealth of nations) haben wird, wenn sie erst in aller Köpfe, die mit Staatswirtschaftssachen zu thun haben, mehr verbreitet und tiefer eingedrungen sein wird."[2])

(Schluß folgt.)

1) Biographie 372.
2) Biographie 373.

Herzog Albrecht von Preussen
und
der Deutsche Orden.

Von

Paul Karge.

Den schwersten staatsmännischen Aufgaben stand der neue Herzog von Preußen, der bisherige Ordenshochmeister Markgraf Albrecht, gegenüber. Der ewige Friede von Krakau vom 8. April des Jahres 1525 hatte alle bestehenden Dinge umgekehrt und die altüberkommenen Traditionen unterbrochen. Im Innern und nach Außen, in Verfassung, Verwaltung, in der Stellung des Staats zur Kirche wie zu den Unterthanen des neuen evangelischen Herzogtums, in allen geistigen und wirtschaftlichen Fragen, besonders aber in den politischen Beziehungen zu den Nachbarmächten, mußten ganz neue Wege und Bahnen gefunden werden. Uns interessiert hier nur die Politik des neuen Herzogs.

Ein Glück, daß die historischen Revolutionen, die elementaren Wandlungen und Erschütterungen niemals so völlig überraschend kommen. Immer giebt es Uebergänge, Ansätze und Erscheinungen, die auf das Neue vorbereiten, welche der Zeitgenosse manchmal freilich kaum merkt, die aber dennoch ihre Wellenkreise ringsum ziehen. Wenn sich so auch in Preußen der Wechsel in Staat und Kirche, wie in der auswärtigen Politik des neuen Herzogs in der Not der letzten Jahre langsam vorbereitet hatte, so war seine Aufgabe immerhin noch schwer genug.

Das alte, in der Zeit der Anfänge des Ordensstaates in Preußen festbegründete staatsrechtliche Verhältnis zu Kaiser und

Reich war durch die polnische Lehnsnahme und Erbhuldigung abgebrochen. Das Hochgefühl, ein nahezu wie selbständiger Fürst des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu sein, mußte der vom Markgrafen Albrecht, dem „geborenen Fürsten", anfangs schwer ertragenen seelischen Depression, von nun an als polnischer Lehnsvasall zu gelten, weichen. Kein Wunder, daß es ihm innerlich überaus schwer fiel, in diesen Wandel sich einzuleben. Oder war es nur ein Versuch, den man macht, um Menschen und Dinge zu erproben und über seine eigene Stellung sich Gewißheit zu verschaffen, wenn er auf dem Wege von den Krakauer Feierlichkeiten nach Preußen seinem seit den Weihnachtstagen des Jahres 1524 am kaiserlichen Hofe in Spanien befindlichen Gesandten Georg von Klingenbeck den Auftrag giebt, die Belehnung mit Livland und den deutschen Gebieten des Ordens bei Kaiser Karl für ihn zu fordern, damit er „neben dem Besitz des Fürstentums Preußen auch ein Fürst des Reiches sein könnte"[1]). Klingenbeck sollte die Handlungsweise seines fürstlichen Herrn zu rechtfertigen versuchen, indem er die Not und beständige Gefahr, welche der Orden und Preußen, von allen Freunden und Bundesgenossen im Stich gelassen, während der letzten Jahre ertragen habe, vor Allem aber den drohenden gänzlichen Verlust des Landes an die Krone Polen, dem Kaiser wahr und plastisch vor die Augen führe, um ihn dann schließlich zu bitten, dem Herzog auch in Zukunft ein gnädiger Herr zu sein. Jedoch für den Fall, daß Klingenbeck Spanien bereits verlassen habe, wenn dieser Befehl ihn träfe, so sollte er Alles, den ganzen Verlauf der Dinge und den unerbittlichen Zwang, unter dem Albrecht habe handeln müssen, dem Vicekönig von Valencia, dem Markgrafen Johann, mitteilen, des Herzogs Bruder; der werde sich dann — wie er hoffe — der preußischen Wünsche und Forderungen beim Kaiser annehmen und ihre Erfüllung

1) Herzog Albrecht an Georg von Klingenbeck, Brieg, 1525 April 18. (St.-A. Königsberg, Ordensfoliant 46 [A 180] Bl. 217b—220b [Abschr.]).

erwirken.[1]) Im Sinne des Reichsrechtes war es ein eigenartiges Gebilde und Verhältnis, das Albrecht hier anstrebte, wenn er, selbst ein polnischer Lehnsvasall, über Fürsten und Stände des Reichs zu einem Lehnsherrn wieder werden wollte. In dem krausen Gewirre der brüchigen Reichsverfassung gab es indessen monströse Kombinationen genug, ein solcher Fall hätte schwerlich ohne Analogieen und Wiederholungen dagestanden. Bei Albrecht war es vielleicht nur ein Nachhall an seine Gedanken und stillen Hoffnungen aus den ersten Tagen der Friedensverhandlung,[2]) welche sein Bruder Georg und der Herzog Friedrich von Liegnitz mit dem König von Polen führten.

Wie würde jedoch der gerade von den Fragen der Weltpolitik wie innerspanischen Sorgen so ganz erfüllte junge kaiserliche Herr die Anträge Albrechts aufnehmen, welche Stellung würde er überhaupt zu den Vorgängen in Preußen nehmen: das war die Frage. Hätten auch alle die letzten Ordenshochmeister, welche seit den Tagen der Tannenberger Schlacht den schweren Entscheidungskampf gegen die würgende Polennot gefochten hatten, von einer allzu großen Hilfsbereitschaft und Anteilnahme, welche ihnen die Kaiser erwiesen, trotz des Titels „alle Zeit Mehrer des Reichs", den sie anspruchsvoll und klingend noch immer im Wappen führten, ein vieles schwerlich vermelden können, so lag in dem altüberkommenen Verhältnis staatsrechtlicher Zugehörigkeit zum heiligen römischen Reich doch etwas wie vom Zauber des Altererbten, eine ideale Macht, die man als Schild vor sich trug, so oft sie sich auch als

1) Klingenbeck war bereits auf der Rückreise begriffen, als dies Schreiben Albrechts ausging. Er hatte von Weihnachten 1524 bis zum 4. April 1525 etwa sich am Madrider Hofe aufgehalten. (Ueber seine Mission und ihren Inhalt vgl. E. Joachim, „Die Politik des letzten Hochmeisters von Preußen Albrecht von Brandenburg" III, 115—118 und No. 211, 214, 225, 226 und 235.)

2) Wir meinen hier Albrechts Antwort und Gegenvorschläge vom 9. April 1524 auf die ihm namens der beiden Fürsten durch Meinecke von Schierstädt gemachten Eröffnungen. Joachim, a. a. O. III, 104 und No. 166 und 167. — König Sigismund sollte Preußen mit Zustimmung des ganzen Ordens vom Reiche zu Lehen empfangen und es dann unter Wahrung der Session und anderer Freiheiten des Ordens im Reiche dem Hochmeister als Afterlehen überlassen.

Illusion erwiesen hatte. Großes Vertrauen, beim Kaiser auf eine gnädige und erfüllungsbereite Gesinnung zu stoßen, wird Albrecht übrigens kaum gehabt haben. Zur Genüge hatte er die ganze Interesselosigkeit Karls und seiner niederländisch-spanischen Staatsmänner für die Geschicke des Ordens während der letzten Jahre an seiner eigenen Person erfahren. Im Hinblick auf die österreichischen Erblande und die Türkengefahr, ebenso wie auf die Antagonie mit Frankreich, hatte ihnen an einem möglichst guten Benehmen mit Polen und an der Verhinderung der beständig drohenden französisch-polnischen Vereinigung bei weitem mehr gelegen, als an der Errettung der fern entlegenen und ihnen unbekannten preußischen Ordenslande.[1]) Den Einfluß Polens und seines Gesandten, des von der humanistischen Bildung seiner Zeit beseelten feinsinnigen und gewandten Bischofs Johannes Dantiscus — oder wie er mit seinem deutschen Namen eigentlich heißt, Johann von Hoeven-Flachsbinder — sollte der Herzog gleich bei Klingenbecks Rückkehr aus Spanien von neuem kennen lernen.[2])

Dazu kam, daß des Kaisers Urteil und Stellungnahme doch von der Haltung der deutschen Fürsten und ihren Einflüsterungen ganz erheblich abhängig war. Aber damit war auch sofort die Richtung gegeben, nach welcher er gravitieren würde. Er, der in burgundisch-spanischer Umgebung erzogen war, dem alles Verständnis für die aus der deutschen Gemüts- und Gewissenstiefe entsprungene Reformation und Glaubensreinigung fehlte, der bei aller Feindschaft mit Rom ein gläubiger Katholik war und auch aus politischen Gründen es bleiben mußte, würde den

1) Man denke an die den habsburgischen Interessen diametral entgegenlaufenden französisch-polnischen Heiratsverhandlungen des Jahres 1523 bei Przezdziecki, Jagiellonki Polskie w XVI. wieku, Krakau 1868 ff. I, 76 ff.

2) Das einzig Positive, das Klingenbeck am Madrider Hofe erreicht hatte, war die Ernennung des Hochmeisters zum kaiserlichen Pfalzgrafen. (vgl. Joachim III. 118. Joh. Voigt, Pr. Pr.-Bl. Bd. 1856 I. 410 ff.). Am 8. August 1525 ist das Privileg durch Sebastian Startz aus Ansbach dem H. Albrecht übersandt worden. (Startz an H. Albrecht. Onolzbach 1525 August 8.) Ueber Johannes Dantiscus vgl. Z. Celichowski, Jana Dantyszka poemat De nostrorum temporum calamitatibus silv. Posen 1902.

seinem Milieu und Ideenkreis näher stehenden katholischen deutschen Ständen und Fürsten bei weitem eher sein Ohr leihen, als seinen Gegnern und Widersachern, den Lutheranern, unter welche der neue Herzog jetzt gegangen war.

Was aber war von diesen bei Rom gebliebenen deutschen Fürsten für Albrecht zu erwarten? Da kam zuerst der Meister in deutschen und wälschen Landen mit seinen Gebietigern und den Kammerballeien in Betracht, an welchen sich auch der Meister in Livland in gewissem Sinne anschloß.

Nach allem, was Albrecht vom Jahre 1516 an von Dietrich von Kleen erfahren hatte, war dessen Feindschaft sicher. Jeglicher Mangel an Gemeinschaftsgefühl, Neigung zur Selbständigkeit auf eigene Hand, Opposition und brüske Taktlosigkeiten, die an offenen Ungehorsam grenzten, das waren die Symptome, zwischen welchen seine Haltung sich bewegt hatte.[1]) Die Annahme der Reformation durch Albrecht würde es völlig verschütten. Zu groß war der Altersunterschied zwischen ihnen beiden und die Differenz des Ideenkreises, der ihre Bildung und ihr Wesen begründet hatte. Mit diesem psychologischen Moment trifft aber noch ein lokales zusammen. Für die im Gemenge mit den geistlichen Fürstentümern, in der Pfaffengasse des Reichs oder in den habsburgischen Erblanden gelegenen Deutschordensgebiete wäre es verwundersam gewesen, wenn sie sich dem Vorbilde Albrechts angeschlossen und seine Glaubensänderung sowie die polnische Lehnsnahme gutgeheißen hätten. Ein unmittelbares Zeugnis aus höheren Ordenskreisen der deutschen Provinzen besitzen wir in der Anfrage des österreichischen Landkomthurs Jobst Truchseß von Wetzhausen, welche im Grunde nichts anderes als wie eine höfliche Absage war. Jobst Truchseß kennen wir sonst als einen jovialen Herrn, der tragische oder — wie man es nehmen will — drastische Lebensmomente mit eingeborenem Humor und einem wenig Satire zu

1) Joachim, a. a. O. I, 117 ff., II, 8 und 9, 59 ff. III, 10, 36, 44, 67 ff. 85/88, 92 ff.

behandeln weiß,[1]) den aber der Umschwung in Preußen bis in sein Innerstes erregte. Aus ritterlichem Taktgefühl wollte er indessen den ihm persönlich wohlgesinnten früheren Ordensoberen, den er noch dazu in letzter Zeit, ebenso wie dessen Bruder Wilhelm, in seinem Ordenshause am Stephansdom mehrfach zu Gaste bei sich gehabt hatte, nicht kränken, so schützte er denn lieber Zweifel und Ungewißheit vor, die er im Interesse des Ordens zu beseitigen bat. Durch einen namhaften Kaufmann aus Krakau, Karl Kutscher mit Namen, — so schreibt Jobst Truchseß am 18. April an Albrechts Sekretär, Georg Rudolf -- sei die Nachricht dem Wiener Regimente zugegangen, der Hochmeister solle sich mit der Krone Polen vertragen haben und plane nun, das Kreuz mitsamt dem Orden abzulegen, sich zu beweiben und das Ordensland Preußen als ein weltliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit in Zukunft zu regieren. „Der Orden soll damit gänzlich aus den Landen Preußen ausgetilgt worden sein". Welche Bestürzung und welchen Eindruck diese Meldung in den Kreisen der Wiener Regierung verursacht habe, das könne man daraus ersehen, daß er diese Zeitung wohl an die vier Male von verschiedenen Seiten, von kaiserlichen Hofräten oder andern Herren und Freunden zugeschickt erhalten habe, regelmäßig dazu von „Fluchreden" begleitet, weil der Hochmeister, „als ein Fürst des Reiches in diesem Vertrag das römische Reich ausgelassen habe". Allem Vermuten nach würde — wie seine Freunde meinten — der Herzog von Oesterreich in Uebereinstimmung mit den übrigen Fürsten und Herren die Ordensballeien und Häuser, welche in seinen Gebieten lägen, einziehen. Noch sei es ihm „so erschrecklich in seinem Herzen", daß er solche Gerüchte kaum glauben könne. Georg Rudolf möge ihm Aufklärung und Gewißheit geben.[2])

1) Wir denken hier an ein köstliches Intermezzo, das Jobst Truchseß mit dem Markgrafen Wilhelm hatte. In unserer Geschichte des „Markgrafen-Erzbischofs Wilhelm" erfolgt darüber näheres.

2) Jobst Truchseß von Wetzhausen an den herzoglichen Sekretär Georg Rudolf, Wien 1525 April 18. (Staatsarchiv Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 4).

Für die Gespanntheit der Situation zwischen dem Herzog und Orden ist es bezeichnend, daß ein jeglicher Schriftenwechsel, jeder Gedankenaustausch und unmittelbare Verkehr zwischen ihnen von nun an aufhört. Wie mit einem Schlage sind alle offiziellen Beziehungen zwischen ihnen abgebrochen. Nur durch Mittelpersonen verkehrt man noch, nur durch sie teilen die Gegner sich ihre Anklagen und Beschwerden mit, und zwar immer in feindlich gesinntem, spitzen Ton. Einer von jenen Kanälen, durch welchen die Deutschherren ihren Grimm gegen den Abtrünnigen zu seiner Kenntnis lanzierten, war Markgraf Kasimir, der älteste Bruder des Herzogs. Mit dem ihm eigenen scharfen Wirklichkeitssinne hatte der aus politischen Gründen, aus Rücksichtnahme auf Kaiser und Pabst wie auf die geistliche Nachbarschaft und den schwäbischen Bund, nicht zum Geringsten aber wegen der in seinen eigenen Landen noch ungeklärten Lehrmeinung gegenüber den kirchlichen Neuerungen eine Stellung nach außen eingenommen, die es seinen Zeitgenossen schwer machte, seinen wahren Standpunkt zu erkennen.[1]) Dietrich von Kleen und seine Gebietiger und Räte müssen vielleicht noch gehofft haben, bei ihm ein offenes Ohr zu finden. Ueberdies aber hatten sie hier die Gewähr, daß ihre Reden, welche an dieser Stelle geäußert wurden, auch zu Albrechts Kenntnis kamen. So waren denn am 6. November des Jahres 1525 Herr Wolfgang von Bibra, Komthur zu Mergentheim, und der Ordenskanzler Balthasar Dörelen in offizieller Mission vom Deutschmeister Kleen erschienen, um aus der Rechtfertigung gegen die Vorwürfe, welche der Herzog in einigen

1) Ueber die Haltung des Markgrafen Kasimir zur Reformation besitzen wir jetzt in der fleißigen und auf umfassenden archivalischen Studien aufgebauten Erlanger Dissertation Dr. K. Schornbaums, „Die Stellung des M. Kasimir von Brandenburg zur reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524—1527“ (Nürnberg 1900) eine authentische Darstellung. Die einschlägigen Kapitel der Breslauer Dissertation von Max Thomas, „M. Kasimir im Bauernkriege“ (Gotha 1897), die wesentlich nur auf der gedruckten Litteratur beruhen, ohne indessen auch diese völlig heranzuziehen, erhalten durch Schornbaums Arbeit mannigfache Berichtigungen.



Schreiben an befreundete Fürstlichkeiten[1]) oder privaten Verteidigungsschriften, gegen den Deutschmeister Kleen unter anderm erhoben hatte, zum Angriff gegen den Gegner vorzugehen.

Die 7000 Gulden, die Albrecht nach längerem Feilschen und Handeln dem Deutschmeister seiner Zeit förmlich abgerungen hatte,[2]) bildeten den Ausgangspunkt für ihre Werbung. Wie alle Fürsten und Herren, Bankiers und Handelshäuser, welche dem Hochmeister einst im polnischen Krieg oder in der finanziellen Not der folgenden Jahre Dienste geleistet oder Kredit gewährt, jetzt nach dem Wandel der Dinge gleich Gläubigern, die ihre Darlehne in Gefahr sehen, den Herzog von allen Seiten um Rückzahlung oder Erstattung der Kosten bestürmten, so auch Dietrich von Kleen. Das Geld sei nicht für den Zweck, zu dem es die Deutschherren gegeben hätten — für die Kompromißverhandlungen — nein, im Gegenteil für einen Akt verwandt, der allen Ordensstatuten entgegenlaufe, indem der Hochmeister ohne Wissen, Willen und Beirat des deutschen und livländischen Meisters das Ordenskleid und Kreuz von sich gethan und sich als ein weltlicher und erblicher Herzog unter die Krone Polen begeben habe. „Merklicher Schimpf, Nachteil und Schaden" sei dadurch dem Orden entstanden. Kasimir werde es entschuldigen müssen, wenn der Orden sich gegen solchen Abfall wende. Doch werde man in dem kommenden Kampf darauf achten, daß dem „löblichen kurfürstlichen Hause zu Brandenburg", als solchem, kein Nachteil noch Verkleinerung durch ihre Aktion entstehe; wie sie nicht minder bemüht sein würden, des Markgrafen Albrecht „fürstliche Person" zu schonen, wenn es sich füge und anginge oder mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre ver-

1) Mit Kasimirs Einwilligung hatte Albrecht „keine öffentliche Verantwortung zu thun" beschlossen, als bis er wisse, wessen die Deutschherren ihn beschuldigten (M. Kasimir an H. Albrecht 1526 April 13.) Albrechts erste und offizielle Verteidigungsschrift „Christliche Verantwortung . . ." (lat. u. deutsch) ist als Antwort auf die vom Orden gegen ihn auf dem Reichstag zu Speyer vorgebrachten Beschwerden am 29. Oktober 1526 erschienen.

2) Vgl. Joachim, a. a. O. III, 10, 67 ff.

einbar sei. Kurz und lakonisch genug war Kasimirs Antwort auf diese Drohung, in welcher er mit Recht einen versteckten Angriff gegen sich selber sah, da er die Dinge in Preußen genehmigt hatte und, trotz seiner nachträglichen schweren Bedenken und Einwendungen, nun einmal an erster Stelle unter den Lehnserben im ewigen Frieden stand. Was seinen Bruder betreffe, so könne er im Augenblick keine ausführliche Auskuft geben. Doch möchte der Orden versichert sein, daß Albrecht seine Handlung, und das, was er noch vorhabe, „als ein frommer, löblicher Fürst wohl zu verantworten wisse". Die Beschwerde Kleens, Albrecht habe ohne seinen Rat die Säkularisierung vorgenommen, wolle er auf sich beruhen lassen. Ohne Zweifel werde Albrecht sofort darauf erwidern, sobald diese Angriffe nur zu seiner Kenntnis gekommen wären. So etwa hat Kasimirs Antwort gelautet. Die Ordensherren durften, wenn sie es noch gehofft hatten, bei ihm auf keine Unterstützung rechnen. Noch am selben Tage teilt er seinem Bruder, dem er „alle Zeit freundlichen Willen zu erzeigen geneigt sei," die Ereignisse der letzten Stunden mit, welche diesen aufs höchste interessieren mussten, weil sie ihm einen Einblick in die künftige Haltung und die geheimen Pläne des Ordens verschafften.[1])

Uebrigens waren schon vordem Warnungsrufe hin und wieder bei ihm eingelaufen. So hatte bereits am 8. August des Jahres der Nürnberger Bürger und frühere Musterschreiber, Sebastian Startz[2]) zu berichten gewußt, die vom Adel wären zum Teil recht „spitzig" darauf, daß Albrecht das Ordenskleid abgelegt habe. Doch seien es schließlich nur die dem päbstlichen Stuhle treu gebliebenen, die so sprächen. Der Herzog werde indessen gut thun, die von ihm ausgegebene Erklärung und

1) Werbung der Gesandten des Deutschmeisters, des Komthurs Wolfgang von Bibra und des Ordenskanzlers Balthasar Dörlen an M. Kasimir und dessen Antwort, Onolzbach November 6. M. Kasimir an H. Albrecht, Onolzbach 1525, November 6. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A. 3.)

2) Bei Joachim (a. a. O. III, 75, 79 ff.) tritt er als Musterschreiber auf während ihn Schornbaum einen Nürnberger Bürger (a. a. O.) nennt.

Rechtfertigung[1]) einer Reihe hervorragender Persönlickeiten aus der Mitte der Ritterschaft und des Fürstenstandes zur Beschwichtigung der Gemüter zuzusenden.[2]) Auch Herr Johann von Schwarzenberg, des Markgrafen Kasimir Geheimer Rat und Hofmeister, hatte im Anschluß an dessen Eröffnungen vom 6. November einen ähnlichen Rat gegeben. Die benachbarte deutsche Ordensprovinz wäre dem Herzog „etwas widerwärtig“ und suche alle Hebel gegen ihn in Bewegung zu setzen, wie Albrecht sicher schon wissen werde. Schwarzenbergs Zeugnis verdiente Gehör. Er, der frühere Stimmführer der Majorität am Reichsregiment, der etwas von dem kühnen evangelischen Mute eines Ulrich von Hutten besaß, wußte aus den Tagen seiner Bamberger Hofmeisterschaft, wie es um die Herzen der Prälaten und geistlichen Herren bestellt war, zugleich aber unterhielt er auch engste Fühlung mit den verschiedenen Ritterschaften.[3]) Mit dem Glückwunsch zur Annahme der reinen, lauteren Lehre und der Weltlichwerdung der preußischen Ordenslande, Ereignissen, welche ihm der alle Zeit gut unterrichtete, eifrig evangelische Obersekretär des Markgrafen Kasimir, Georg Vogler, schon am 18. April erzählt hatte, verband der Freiherr das Anerbieten seiner Dienste gegen die in sicherer Aussicht stehenden Machenschaften und Intriguen des Ordens. Besonders scheint er dabei an den nahe bevorstehenden Reichstag zu Augsburg gedacht zu haben.[4])

1) Eine monographische Studie über Albrechts Rechtfertigungsschreiben, ihre Verfasser und verschiedenen Redaktionen wäre eine interessante und dankbare Aufgabe, auf die wir hier hinweisen möchten. Sie würde zugleich einen Beitrag zur Geschichte der humanistischen Staats- und Streitschriftenlitteratur jener Periode bilden.

2) Sebastian Startz an H. Albrecht, Onolzbach 1525 August 8. (St.-A. Königsberg. Ebenda A. 4.)

3) Ueber Johann von Schwarzenberg, vgl. neben den allgemeinen Werken (Ranke, Janssen, Egelhaaf, Bezold, Jörg u. s. w.) insbesondere E. Hermann, Freiherr zu Schwarzenberg. 1841. L. Weisel, Hans Frhr. zu Schwarzenberg. Grünberg 1878. R. Philippi, Freiherr Johann von Schwarzenberg in Preußen, (Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins I, 45 ff., Danzig 1880) und Schornbaum a. a. O.

4) Johann von Schwarzenberg an H. Albrecht 1525 November 7. Georg Vogler (noch) an den HM. Albrecht 1525 April 18. (Ebenda.)

Ueberhaupt werden Schwarzenberg und sein fürstlicher Herr über die Neugestaltung der Dinge in Preußen, über die erforderlichen Reformen in der Gesetzgebung sowie über die Frage, wie man den Orden abzuwehren, häufig mit einander verhandelt haben.[1]) Sollte der Freiherr einmal doch als Minister und Ratgeber Albrechts nach Preußen gehen, während Kasimir andererseits im Hinblick auf seine politische Lage und ganze Haltung durch die dortigen Vorgänge im höchsten Maße berührt war. Zu seiner Richtung paßt es, der Rücksichtnahme auf Kaiser und Papst, zu seiner zuwartenden und vermittelnden Stellung, zu seinen verschiedenen Erlassen und Maßnahmen gegenüber der Reformation, wenn er sich wegen der preußischen Frage nicht exponieren will, oder die Vorschläge Albrechts: das brüderliche Bündniß zwischen Franken und Preußen sowie die Teilnahme an dem Artikel, welcher ihn und die Markgrafen Georg und Johann zur Aufrechterhaltung des ewigen Friedens gegen alle Gegner und Widersacher heranziehen will, auf jeden Fall ablehnt,[2]) oder wenn ihm die Nennung seines Namens im Krakauer Friedenstraktate als Lehnserben und an erster Stelle aus politischen Gründen peinlich und unbequem ist. Höchstens wünschte er sich unter dem Gesamttitel der „Erben des Markgrafen Friedrich" aufgeführt zu sehen.[3])" Sogar auf die Zu-

1) Um so wahrscheinlicher, als Albrecht schon im Juni des Jahres 1525 den Freiherrn gebeten hatte, nach Preußen zu kommen, um seinen Rat bei der Neueinrichtung des Landes zu hören, und da seine Reise einen beständigen Gegenstand des preußisch-fränkischen Schriftenwechsels bis zu Schwarzenbergs Ankunft im Juni 1526 bildet. (Vergl. Philippi, a. a. O.)

2) Kredenz und Instruktion der beiden Markgrafen Kasimir und Georg für ihre Räte Christoph Schenk zu Tauttenberg und Johann Kohl, beider Rechte Doktor, zum Königsberger Bartholomäi-Landtag, Hof 1525 August 1. (Geschr. von Dr. Kohl.) M. Kasimir an H. Albrecht, Hof 1525 August 3. Christoph Gattenhofer an Bischof Polenz von Samland, 1525 September 2. Christoph Schenk zu Tauttenberg und Dr. Kohl an H. Albrecht [Königsberg] 1525 September 22. M. Kasimir an H. Albrecht, Onolzbach 1525 Oktober 26. (St.-A. Königsberg.)

3) M. Kasimir an H. Albrecht, Onolzbach 1526 Januar 19. Ders. an dens., Onolzbach 1526 Februar 3. Ders. an dens., Ansbach 1526 April 16. (Ebenda.)

stimmung seines Bruders Georg, der diesen Frieden mit Herzog Friedrich von Liegnitz zusammen vermittelt hatte, beruft er sich, wenn gleich auch Georg selber nur gegen die ersten Artikel, vermutlich von Kasimir angestiftet, seine Bedenken mit der Begründung nachträglich erhebt, er habe sich ihre Gefährlichkeit bei den Verhandlungen nicht genug vergegenwärtigt. Im Grunde glich seine Lage genau der Kasimirs. Denn auch er hatte wegen seiner schlesischen Fürstentümer, wegen Oppelns und Ratibors, auf Kaiser Karl und dessen Statthalter, den Erzherzog Ferdinand, gewisse Rücksichten zu nehmen.

Durch dies Hineingezogenwerden in die preußischen Wirren hatten die beiden Markgrafen natürlich das größte Interesse daran, auf Alles zu horchen und Obacht zu geben, was gegen den Herzog umging. Sie warnen ihn: der Krakauer Vertrag und Albrechts Handlung sei nicht allein der päbstlichen Heiligkeit, sondern auch kaiserlicher Majestät, Kurfürsten, Fürsten und andern Ständen des Reichs, aber zuförderst den Herren vom Deutschen Orden und gemeinem Adel deutscher Nation zuwider: „Niemand weiß, was Jedermann mit der Zeit dagegen vornehmen oder handeln mag.“[1]) Im Uebrigen raten sie ihm seinen eigenen Vertreter, am besten seinen Kanzler Michael Spielberger, Lizentiat der Rechte, der ja schon im Reiche wäre, auf den kommenden Reichstag nach Speier zu senden, damit er den Orden belausche, ihm wehre und seinen Herrn auf der Stelle verteidige. In seiner Eigenschaft als kaiserlicher Reichstagskommissar könne Kasimir für seinen Bruder zu seinem Bedauern unmöglich öffentlich

(Albrecht unterhandelt wirklich wegen Abänderung des Krakauer Vertrages). Ders. an dens., Ansbach 1526. April 14. Ders. an dens., Plassenburg 1526 April 23. Derselbe an König Sigismund I. von Polen, Plassenburg 1526 April 23. (Hat den Vortrag noch nicht unterzeichnen können, weil er nicht weiß, ob er die kaiserliche Genehmigung erhält. Sein Bruder Johann Albrecht weilt noch beim Kaiser in Spanien mit dringlicher Werbung.)

1) M. Kasimir an H. Albrecht, Ansbach 1526 Januar 19. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. A. 3.)

eintreten, ohne aus seiner Rolle zu fallen oder bei den Gegnern sich verdächtig zu machen.[1])

Anfangs April des Jahres sprach Spielberger übrigens selbst in Ansbach beim Markgrafen Kasimir vor — ein Besuch, dem wir eine Fülle von Nachrichten und Anregungen verdanken. Der Markgraf lud ihn am 8. des Monats zum Frühstück zu sich ein, um dann hinterher die schwebenden Fragen in seinem Geheimstüblein unter vier Augen mit ihm durchzusprechen. Der für den nächsten Reichstag sicher in Aussicht stehende Angriff des Deutschen Ordens und Adels, sowie die Art der Beantwortung nahmen natürlich einen breiten Raum in ihrer Unterhaltung ein. Noch unmittelbar unter dem Eindruck ihres Gesprächs, noch am Abend desselben Tages, teilt uns Spielberger den Niederschlag ihrer Beratungen mit. Am besten schien es beiden, wenn Spielberger, der in München und am Rhein in persönlichen Erbschaftsangelegenheiten zu thun hatte, sich nach Speier begebe, und dort, nicht etwa in offiziellem Auftrage Albrechts, sondern wie von ungefähr, aus Neugier scheinbar zu den Verhandlungen möglichst regelmäßig hinaufgehe und, falls der Orden mit seinen Klagen käme, als treugesinnter Diener seines Herrn wie aus sich selbst heraus für ihn das Wort ergreife. Sogar den Entwurf seiner Rede, die er dabei zu halten gedachte, legt er bereits dem Herzog vor. In gedrängter historischer Uebersicht sucht er die Ereignisse seit dem Jahre 1519, die wir uns nur zu vergegenwärtigen brauchen, seinen Hörern plastisch vorzuführen. Gegen den Orden tritt er in schärfster Abwehr in die Schranken. Nur das Erstaunen darüber, daß der Adel der wahren Gründe, welche den Herzog zum Frieden mit Polen zwangen, scheinbar so wenig sich zu erinnern wisse, — oder vielmehr nur nicht wolle — habe ihn zum Sprechen getrieben. Was während des Krieges, was während der vier beschwerlichen Stillstandsjahre geschehen sei, das gehe auf Albrechts eigene Initiative zurück. Nicht nur sein

1.) Ders. an dens., Ansbach 1526 Januar 18. Ders. an dens., Speier 1526 Juni 5. (Ebenda.)

Kammergut habe er daran gegeben, auch Leib und Leben habe er gewagt. Was aber habe der Deutsche Orden dem gegenüber eingesetzt? Ebenso wie das Nürnberger Reichsregiment, wie Kaiser und Pabst, die deutschen Fürsten, Preußen ohne Hülfe gelassen hätten, so hätten auch die deutschen Ordensherren mitsamt dem deutschen Adel, trotz alles Drängens und Flehens der Markgräflichen, von Albrecht sich abgewandt, um ihre Sonderziele zu verfolgen. Wenn Albrecht nicht von seinen eigenen Unterthanen, die keinen Krieg mehr wünschten, habe vertrieben werden oder nicht das Aeußerste mitansehen wollen, daß Preußen „grausamlich von den Polen überzogen und die Deutschherren ganz aus dem Lande getrieben würden", so habe er sich, von allen Seiten im Stich gelassen, wie er es damals gewesen sei, der Krone Polen beugen müssen. Denn grösser als der Orden zu glauben scheine, sei die Gefahr gewesen, daß das Deutschtum, „das teutsche Gezung" in kürzester Zeit aus Preußen vertilgt worden wäre. Ein Entscheidungskampf zweier feindlich gesinnter Nationen sei es gewesen. In dieser furchtbaren Lage, in seiner Vereinzelung habe er den Frieden schließen müssen, wie er ihn nur irgend habe bekommen können. Für die deutsche Nation sei es doch immerhin besser, wenn ein deutscher Fürst das Land besäße, als wenn die deutsche völkische Art, Kultur und Sprache daraus vertrieben wären und der Pole herrsche. So könnte noch manches Grafen-, Herrn- oder Edelmannskind beim preußischen Herzog Dienste finden, was sonst ausgeschlossen wäre. Nur den verwandtschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Markgrafen und König Sigismund beständen, sei das Zustandekommen des Friedens letzten Endes zu verdanken. Sonst würden der König und die Herren der Krone, welche bereits mit Raubtiergier nach dem Lande schielten, um es unter ihre Freunde zu verteilen, niemals den Friedensvertrag unterzeichnet haben.

So etwa hatte Spielberger sprechen wollen, nicht als Abgesandter des Herzogs, sondern aus eigenem Antrieb, aus der Dankbarkeit seines Herzens gegen einen gnädigen Herrn, sozu-

sagen als ein freiwilliger Diplomat. Selbstverständlich würde Albrecht auch offiziell zu antworten wissen, sobald ihm jene Klagen und Angriffe nur bekannt geworden seien. Die deutsche Nation solle es noch genugsam erfahren, daß der Deutsche Orden und Adel an dem Wandel in Preußen letzten Endes schuldig wäre, weil er nicht helfen wollte. Dem Herzog aber verspricht Spielberger die zuerwartende Klageschrift des deutschen Meisters und seiner Gebietiger umgehend zuzusenden. Gut sei es, wenn dem Angriff der Gegner sofort ein Gegenhieb folge, damit der Eindruck ihrer Rede nicht in den Gemütern Wurzel fasse. Zum Schluß bestätigt Spielberger Kasimirs Weigerung mit der Begründung, er wolle sich nicht „parteiisch“ machen.[1])

Und wirklich treffen wir Albrechts früheren Kanzler in Speier an.[2]) Sein Vorschlag, den ja auch Kasimir teilte, muß Albrechts Beifall gefunden haben. Ein schlauer, glücklicher Streich war ihm noch so nebenher gelungen. Von dem Drucke der Streitschrift, welche der Deutschmeister in einer Auflage von 600 Exemplaren gegen Albrecht hatte ausgehen lassen, kaufte er dem Buchführer, der 200 von ihnen vertreiben sollte, ohne erkannt zu werden, 150 ab, um sie auf der Stelle zu vernichten. Spielberger ist natürlich nicht wenig stolz darauf, daß er den Herzog durch seinen Einfall bei der öffentlichen Meinung vor einer ungerechten und schiefen Beurteilung bewahrt habe.

Aber noch interessantere Nachrichten bekommen wir bei dieser Gelegenheit zu hören. Kleen hatte die Streitschrift Anfangs nämlich handschriftlich verbreiten wollen und sie bereits an alle Fürstenhöfe und Botschaften mit dem Ersuchen verschickt, sie öffentlich vor allem Hofgesinde zu verlesen. Erst, nachdem eine Reihe von Fürsten, darunter insbesondere Kurfürst

1) Dr. Michael Spielberger an M. Albrecht, Onolzbach 1526 April 8. (St.-A. Königsberg H. B.-A. A. 4.) Ders. an dens., Onolzbach 1526 April 9. (Ebenda.)

2) Er erschien dort offiziell als Vertreter der Grafen Johann Georg und Joachim von Anhalt, vgl. W. Friedensburg, Reichstag zu Speier 1526 N. 31, Anm. 1.

Johann von Sachsen und Landgraf Philipp, sich dessen geweigert hatten, entschloß er sich, die Schrift in Druck zu geben, um ihr auf diesem Wege die erwünschte grössere Verbreitung zu sichern. Kasimirs Hof war vor der Sendung verschont geblieben, — wie Spielberger meint, weil Kleen inzwischen erfahren habe, daß kein Fürst den Inhalt habe publizieren wollen, oder — wie wir jetzt wissen, — weil er nach Bibras und Dörelens Sendung einen solchen Versuch für zwecklos hielt.

Ausserdem aber hatte Spielberger noch eine Gegenschrift verfasst, welche wir auch besitzen, an Erzherzog Ferdinand, sämtliche geistliche und weltliche Kurfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen, Freie Ritter, den gemeinen Adel deutscher Nation und andere Stände des heiligen Reichs gerichtet. Eine kurze Bitte und Warnung war es, vor Albrechts endgültiger Verantwortung in keine Machenschaften sich wider ihn einzulassen, noch solche seitens der Unterthanen zu dulden.[1]) Gegenüber den langatmigen und in furchtbarer Breite ausgesponnenen Staatsschriften jener Tage hat Spielbergers Schriftstück den Vorzug gedrungener Kürze, wohl weil es im leichten Gewande mehr einer Gelegenheitsschrift einhergehen will und den feierlichen Ballast des Deduktionen- und Juristenstiles darum meidet. Kurfürst Johann, Landgraf Philipp, Herzog Ernst von Lüneburg, Graf Georg von Wertheim,[2]) Freund und Gesinnungsgnosse von Männern wie Ulrich von Hutten und Schwarzenberg, Graf Ulrich von Helfenstein, Graf Berthold von Henneberg hatten den Kanzler dabei unterstützt. An Kasimirs Widerstand scheiterte aber die Publikation. Er fürchtete nämlich, dass der Meister durch den Spielbergerschen Entwurf zu einer noch schärferen Gegenschrift herausgefordert würde und dass so ein lauter litterarischer Kampf entstände, welcher ihm seine eigene Stellung, die Aufrechterhaltung der von ihm nach außen beobachteten Neutralität

1) Deutscher Entwurf der Spielbergerschen Gegendeduktion bei seinem Schreiben vom 2. August 1526. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. A 4.)

2) Schornbaum, a. a. O. 61 ff.

erschwere. Die preußische Frage und Albrechts Glaubensänderung würden überdies schon bei Artikel 26 der Nürnberger Propositionen aufgerollt werden, welcher den in Albrechts Hochmeisterzeit noch zurückgehenden Antrag behandle, daß die Ordenshäuser in Apulien und andern Ländern ihm direkt unterstellt werden sollten. Albrecht möge es sich ganz besonders angelegen sein lassen, mit den noch in Preussen befindlichen Ordensbrüdern in Güte auseinander zu kommen oder noch besser, sie an sich zu fesseln. Eine solche friedliche Lösung und die darin zum Ausdruck kommende Solidarität der Interessen werde in Speier Eindruck machen und eine gefährliche Waffe dem deutschen Adel und Orden aus den Händen winden.[1])

Hatten sich kurz nach dem Frieden die Stimmen der Warner noch nicht so gedrängt, weil alle Fürsten und Ritterschaften in ganz Deutschland fast während jener Monate ihre Gedanken und Kräfte auf die Bewältigung der unter dem Bürger- und Bauernstande ausgebrochenen sozialen und kirchlichen Revolution zu lenken hatten, so begannen sie sich indessen bedenklich zu mehren, seitdem der schwäbische Bund und die ihm Zugewandten den Sieg errungen und die Prälaten wieder in ihren Besitzstand eingesetzt hatten, seitdem die Verfechter des Pabsttums sich zu geheimem Einvernehmen und Bündnissen zusammenschlossen. Mußte nicht auch auf die Herren vom Deutschen Orden, wie wir von der katholischen Partei im Allgemeinen sicher wissen, die Nachricht von dem Dessauer Tage ermutigend wirken, wo die Säulen Roms, die Kurfürsten Albrecht von Mainz und sein Bruder Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, sowie die Herzöge Erich und Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel am 19. Juli des Jahres 1527 sich zum Kampf gegen Luther und dessen Anhänger vereinigt hatten? Oder als sie gar von den Tagen von Halle und Leipzig hörten, als sie dann ferner um die Wende des Jahres in ihrer

1) Dr. Michael Spielberger an H. Albrecht, Speier 1526 August 2. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. A 4.)

nächsten Nähe jener Prälatenversammlung in Mainz beiwohnen konnten, welche die Macht und Gewalt der römischen Hierarchie wieder zur alten unbestrittenen Höhe führen wollte. Zu Exekutoren der dort gegen Luther und die Evangelischen gefaßten Beschlüsse sollten ja die herzoglichen Brüder Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Herzog von Kleve, die vier Kurfürsten Mainz, Köln, Trier und Brandenburg, die Fürsten von Braunschweig und Herzog Georg von Sachsen verordnet werden.[1]) Bei sämtlichen Fürsten durften die Ordensherren auf Sympathien rechnen. Nach Breslau blickten sie ferner voll von Hoffnungen, als König Ferdinand, Herzog Georg und Kurfürst Joachim im Mai des Jahres 1527 dort zusammenkamen.[2]) Ein neuer Anreiz, ihren Rachegedanken und Machenschaften nun freien Lauf zu lassen, ergab sich überhaupt aus der allgemeinen politischen Lage vom Herbst des Jahres. Der Bauern- und Bürgerkrieg war schon im Hochsommer so gut wie beendet worden. Der Kaiser jedoch, in dem sie mit richtiger Witterung ihren Schutzherrn und Gönner erkannten, stand seit der Schlacht von Pavia und der Gefangennahme seines Rivalen auf dem Höhepunkt seiner Macht. In seinen Händen schienen die Geschicke der Welt zu liegen.

---

1) Vgl. Ranke, deutsche Gesch. II 227/228 u. 247. Seidenbaum, das Dessauer Bündnis vom 26. Juni 1525 und der Mainzer Ratschlag vom J. 1525. (Zeitschr. für die historische Theologie Bd. 17.) Hilar Schwarz, Landgraf Philipp von Hessen und die Packschen Händel. (Historische Studien Heft 13) Leipzig 1884 S. 6 ff. W. Friedensburg. Zur Vorgeschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses der Evangelischen 1525/26. Marburg 1884 S. 1 ff. W. Friedensburg, der Reichstag zu Speier 1526. Berlin 1887. Stoy, Erste Bündnisbestrebungen evangelischer Stände. Jena 1888. Christoph von Taubenheim an H. Albrecht, [Köln a. d. Spree?] 1525 Juli 6. (berichtet von der bevorstehenden Dessauer Zusammenkunft der Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, der Herzöge Erich und Heinrich von Braunschweig, auch Herzog Georgs von Sachsen. „Was Ir. Churf. u. f. g. daselbst guts vorhaben werden, ist noch in der Feder, doch halde ich, man wird es woll erfaren, und ich glaube, Martinus Luther werde auch im spill sein".) (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 4.) — Auch der Regensburger Konvent vom Juni 1524 gehört in diese Reihe, wenn er auch noch vor Albrechts Uebertritt fällt. Auf ihm waren besonders die Prälaten vertreten. (Ranke, a. a. O. II, 158 ff u. Stoy, a. a. O. 8.)

2) Vgl. vorige Anm.

Das war der gegebene Moment, um ihre Interessen zu wahren. In den letzten Tagen des Jahres teilt Graf Albrecht von Mansfeld, einer der eifrigsten Bekenner des Luthertums, in seinem auch sonst noch interessanten Schreiben dem Herzog warnend mit, von einem Freunde soeben gehört zu haben, daß „etliche" Reiter und Kriegsvolk würben, um gegen Preußen zu ziehen und den deutschen Orden, der „auf Fürsten, Grafen und Adel ganzer deutscher Nation gestiftet" sei, dort wieder herzustellen. Die Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum — so behaupte der Orden — schade dem ganzen Adel und sei ein Schlag für ihn, den man rächen müsse. Schon dreimal hätte man — so fährt Graf Albrecht in seiner Erzählung fort — sich zur Beschlußfassung über den Zug, den man gegen Preußen plane, zusammengefunden, ohne indessen zum Ziel zu kommen. „Ganz wider das göttliche Wort" — wie der evangelisch begeisterte Mansfeld erhärtet — wäre der Orden und mehr auf die Erhaltung des Leibes, denn des Gewissens bedacht.[1]) Ebenso weist der kurfürstlich-brandenburgische Rat, Ritter Christoph von Taubenheim, der mit dem Kanzler Sebastian Stublinger zusammen der preußischen Glaubensänderung, im geheimen Gegensatz zu ihrem Herrn, das wärmste Interesse entgegenbrachte[2]) im höchsten Vertrauen am 29. März des folgenden Jahres auf alle die Praktiken hin, die gegenwärtig wider den Herzog auf der Bahn seien. Eike von Reppichau, des Herzogs

1) Antwort des Grafen Mansfeld auf Albrechts Schreiben aus Königsberg vom „29. November jetziger Jahrzahl" (1525). Das Schreiben ist also, falls kein Schreibfehler vorliegt, noch vor Schluß dieses Jahres ausgegangen. Auf der Rückseite befindet sich freilich, von der Hand des Sekretärs Erhard Heckelmann, als Datumsvermerk die Angabe: Mittwoch nach Trinitatis 1526 = 30. Mai. Das müßte also der Tag des Eingangs gewesen sein. Aber wahrscheinlich liegt hier ein Irrtum der Datierung vor, da kaum anzunehmen ist, daß ein Brief von Sachsen her bis Preußen volle fünf Monate unterwegs gewesen sein kann.

2) Christoph von Taubenheim und Dr. Sebastian Stublinger an H. Albrecht Köln a. d. Spree 1525 Mai 9. (Wünschen dem Herzog zum Krakauer Frieden und der Glaubensänderung Glück.) (St. A. Königsberg.)

Diener, werde bei seiner Rückkehr mündlich mehr berichten. Befremdend sei es für ihn vor allem, daß gerade diejenigen, welche Albrecht früher mit Freundschaft und Gnaden überhäuft habe, nun an der Spitze dieser Treibereien ständen.[1])

Ja, wenn Herzog Albrecht noch an der feindlichen Gesinnung des Ordens und der Entrüstung, welche in katholischen Kreisen in diesen Monaten gegen ihn ganz allgemein war, einen Augenblick lang hätte zweifeln wollen, so lehrten ihn doch zwei neue Schreiben seines Bruders aus Franken den wahren Stand der Dinge. Es war die Stimmung von Speier, wie sie unter den Gegnern verbreitet war, welche Kasimir hier — zum Teil im eigenen Interesse, um vor der Anteilnahme an den Bündnisplänen der Evangelischen zu warnen — gegen ihn zum Ausdruck brachte. Die Nachrichten fielen für Albrecht um so schwerer ins Gewicht, als sie die Stellungnahme des Kaisers und seines Bruders Ferdinand, des Reichsstatthalters, zum ersten Mal in glaubwürdiger Fassung ihm wiedergaben. Bernhard, Bischof von Trient, der Vertraute des Erzherzogs[2]), war Kasimirs Gewährsmann gewesen. In knappen und ungeschminkten Worten hatte er dem betroffenen Markgrafen, seinem Mitkommissar am Reichstag, vertraulich zugeraunt, der Kaiser wäre mit Albrechts Glaubensänderung und der Ablegung von Kreuz und Ordenskleid über die Maßen unzufrieden, vor allem aber zürne er ihm wegen seiner Heirat mit der Tochter König Friedrichs von Dänemark, seines Feindes. Der Orden suche bereits, wie Kasimir hinzufügt, diese Stimmung für seine Zwecke auszubeuten, er sei aller Orten an der Arbeit. Albrecht möge auf Gegenmittel sinnen, um sein Land und seine Unterthanen vor Ueberfall und Schaden zu be-

1) Christoph von Taubenheim an H. Albrecht, Berlin 1526 März 29. „Dan es seint ir vil in worten, die gern etwas boses kegen e. g. handeln und vornehmen wolten, und ßonderlich Meuterrey zwischen Poln und e. g. zu machen. Doch got wirdt es nach seinem willen woll orden und schicken. (St. A. Königsberg.)

2) W. Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1526. Berlin 1887. S. 202.

wahren.[1]) Man sieht, wovon in Speier und in den Ordenskreisen gesprochen wurde. Schlimmeres hätte dem Herzog ja kaum eröffnet werden können, das klang nach Krieg und Angriff. Am 28. Dezember setzt Kasimir seine Warnungen fort. Ueberall sei das Gerücht verbreitet und man spreche davon in allen politisch beteiligten Kreisen, Albrecht solle sich den Plänen der Gegner, dem Gotha-Torgauer Bunde angeschlossen haben. Aufs wärmste rät er dem Bruder ab, nicht solchen Angriffsstoff den Widersachern darzubieten. Im Gegenteil, er möge darnach streben, wie er den Kaiser begütigen könne und sich bei ihm entschuldigen. Denn auch in der preußischen Frage stehe eine Lösung zu erwarten, wenn man die Gelegenheit nur am Schopfe fassen wolle: König Ferdinand und Sigismund von Polen würden in nächster Zeit zusammentreffen. Man fühlt es dem fürstlichen Schreiber nach: bewegliche Sorge um seine persönliche Stellung und um das Schicksal des Bruders geht durch die Zeilen, die in nervöser Hast und Erregung geschrieben sind.[2])

Und wirklich sehen wir Ordensagenten und Sendlinge überall auftreten, am kaiserlichen Hofe in Spanien, in Rom, an allen größeren und kleineren katholischen deutschen Höfen begegnen wir ihren Missionen.[3]) So mancher Fluch und schlimme Verwünschung mag in der derben und volkstümlichen Sprache jener Zeit, welche bis in das fürstliche Gemach, selbst in den Rat der hohen Prälaten hineindrang, gegen den neuen Herzog von Preußen damals ausgestoßen worden sein. Uebertrieben auch manchmal die Zeitungen und umlaufenden Gerüchte, malten die Berichterstatter um des Eindrucks willen, um sich selber wichtiger zu machen, auch oftmals grau in grau, oder kam es auch vor, daß die Mücke des ersten Erzählers im Munde des zweiten

1) M. Kasimir an H. Albrecht, Speier 1526 Juni 6. (St.-A. Königsberg. H. B. A. A 3.)

2) Ders. an dens., 1526 Dezember 28. (Ebenda.)

3) Alle Korrespondenten des Herzogs (M. Kasimir, M. Gumprecht, Graf Albrecht von Mansfeld, Albrechts früherer Kanzler Michael Spielberger, Christoph von Taubenheim) berichten um die Wende von 1525 auf 1526 von einer ausgedehnten geheimen Thätigkeit des Ordens.

gleich zum Elephanten wurde, mag Manches auch in das Gebiet des Klatsches fallen, Manches der Phantasie entsprungen sein, soviel ist trotz allem unzweifelhaft sicher, daß die Deutschherren wenigstens die beste Ansicht hatten, Albrecht zu vertreiben und Preußen wieder in Besitz zu nehmen: wofern es nur nach ihrem Willen gegangen wäre.

Neben dem Kaiser besaß der Orden aber die stärkste Stütze am römischen Papst. Wir wissen, wie Klemens VII., der, als Kardinal Julius Medici Ghibelline und Freund des Kaisers gewesen war,[1]) später jedoch als Papst, auf die Bahnen Julius II. gedrängt, zum Anhänger des italienischen Gleichgewichts und der Unabhängigkeit wurde, bis der Sacco di Roma — oder, wie sein Geheimsekretär Sadoleto sagt — „der Zorn und die Strenge Gottes" hereinbrach,[2]) schon vor der Glaubensänderung den Gang der Dinge in Preußen und Albrechts Verhalten mit wachsendem Argwohn verfolgte.[3]) In den Tagen der Katastrophe nahm dieser Austausch von Bekundungen des Seelenschmerzes, von Betrübnis und Klagen, von Befürchtungen und Verwünschungen, die gegen den abtrünnigen Fürsten gerichtet waren, zwischen den Vertretern des apostolischen Stuhles in Deutschland und den kurialen Kreisen natürlich immer mehr zu. Der päpstliche Nuntius, Kardinal Lorenzo Campeggi, war unablässig darum bemüht, dem Kardinal von Capua, Nikolaus von Schönberg, welcher dank seiner deutschen Geburt als Kenner der dortigen Verhältnisse galt und den man um sein Urteil an der Kurie häufig zu befragen pflegte, sowie insbesondere dem päpstlichen Geheimsekretär, Jakobo Sadoleto, dem feinsinnigen Stilisten und humanistisch hochgebildeten Manne, dem die klassischen Bilder mittelalterlicher Priestergröße beständig vor Augen standen und der in dem Jammer der Gegenwart

1) Ranke, Deutsche Geschichte II, 268—270 u. Römische Päbste I, 64 ff.

2) J. Burckhardt, die Kultur der Renaissance in Italien. I (8) (Leipzig 1901) S. 134.

3) Joachim a. a. O. III, 64, 91—93. Unter Leo X. und Hadrian VI. war er Ordensprotektor gewesen.

nur das Andämmern einer neuen Morgenröte, die nahende Läuterung der Seelen mit prophetischem Seherblick voraussah,[1]) Nachricht und Aufklärung über die neuesten unwiederbringlichen Verluste in Deutschland zu geben.[2]) Immer schlimmer verfalle der Hochmeister dem Luthertum, so schreibt Campeggi am 22. August des Jahres 1524 an Kapua. Und am 1. Dezember klagt seine päpstliche Heiligkeit selbst durch die Hand des großen Sprachkünstlers: „Nicht genug, daß wir schon durch allzu schwere Sorgen um unsere geliebte Heerde erdrückt werden, die wir vor der Befleckung und Berührung mit einer so verderblichen Pest immun und verschont erhalten möchten. Nein, vermehrt wird unser Schmerz und unser Kummer durch ein unbeschreibbares Erstaunen über unsern geliebten Sohn, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, welchen wir mit einzigartiger

1) Vgl. Burckhardt a. a. O., S. 134.

2) Campeggi an Kardinal Nikolaus von Schönberg von Capua, Wien 1525 August 22. Balan, Monumenta Reformat. Lutheranae 1521—1525. Regensburg 1884 S. 364. Ders. an Jacobo Sadoleto, Wien 1524 September 32 (ebenda No. 167 S. 370 u. H. Ehrenberg, Italienische Beiträge zur Gesch. der Provinz Ostpreußen. Königsberg 1895 No 9 S. 4.) Ders. an dens., Wien 1524 November 4 (Balan, a. a. O. No. 177 S. 392) ders. an dens., Wien 1524 Nov. 4 (Balan, a. a. O. No. 177 S. 392.) Ders. an dens., Wien 1524 November 17 (Balan, a. a. O. No. 179 S. 394 ff.). Klemens VII. an Campeggi, Rom 1524 Dezember 1 (Balan, a. a. O. No. 1813 400/1.) Campeggi an Sadoleto, Ofen 1524 Dezember 29 (Balan, a. a. O. No. 184 S. 405/6) u. Ehrenberg a. a. O. No. 10 S. 4/5.) Ders. an dens., Ofen 1525 Januar 22 (Balan a. a. O. 187, S. 412 ff.) Ders. an dens., Ofen 1525 Februar 8. (Balan a. a. O. No 192 S. 425 u. Ehrenberg, a. a. O. No. 11 S. 5/6.) Ders. an dens., Ofen 1525 April 13 (Ehrenberg a. a. O. No. 12 S 6.) Andrea di Burgio an Sadoleto Ofen 1525 April 26 (Balan a. a. O. 203 S. 441.) Campeggi an Sandoleto, Ofen 1525 April 26 (Balan a. a. O. No. 204 S. 442 ff.) Ders. an dens., Ofen 1525 Mai 8 (ebenda 206 S. 448 ff u. Ehrenberg, a. a. O. 13 S. 7.) König Sigismund an Klemens VII. Krakau 1525 Mai 21 (Balan, a. a. O. 212 S. 462/3.) Campeggi an Sandoleto. Ofen 1525 Mai 26 (Balan, a. a. O. No. 214 S. 464/5.) Ders. an dens., Stuhlweißenburg 1525 Juni 18 (Ehrenberg a. a. O. No. 14 S. 7/8.) Breve Klemens VII. an König Sigismund, Rom 1525 Juli 20. (geschr. von Sandoleto) (Balan, Mon. saec. XVI. 1885 No. 123 S. 165/167.) Girolamo Rorario an Sandoleto, Marienburg 1526 April 11 (Balan a. a. O. 357—359). Ueber Rorario vgl. Friedensburg, Nuntiaturberichte I, XLVI u. s. w. und Balan, a. a. O.

Liebe und väterlichem Wohlwollen immer umfangen haben.“ Resignation und Hoffnungslosigkeit — „der Hochmeister Albrecht ist der verdammten lutherischen Sekte anhängig geworden und für immer verloren“ — wechseln mit Haß und Grimm, dem papalen Zorn, dem Anathema und der Aufforderung, gegen den Bischof Polenz von Samland den General-Auditor der päpstlichen Kammer seines Amtes walten zu lassen. Aber bald übertönt der Schrei nach Genugthuung, Rache und Strafe alle andern Gefühle: „Ich kann mir nicht ausdenken, wie der Kaiser und die ganze deutsche Nation diese That des Königs von Polen und des Hochmeisters werden ertragen und dulden können“ oder der aus tiefster Entrüstung kommende, schmerzliche Ruf, der auf dasselbe Thema gestimmt ist: „Alle Feinde des Glaubens und der Kirche jubeln und geraten über Preußen in Entzücken.“

Kein Wunder, daß die Agenten und Abgesandten des Ordens in Rom alle Thore offen fanden. Am 21. Januar des Jahres 1526 erfolgt denn auch schon die erste offizielle Kundgebung des Papstes gegen den Abtrünnigen zu Gunsten des Ordens. Es sind zugleich die Anfänge einer inneren Neuorganisation. Kleen und die übrigen Ordensbrüder werden ermächtigt, für die Wahl eines neuen Hochmeisters in ein Kapitel zusammenzutreten.[1]) Am 31. des Monats spricht Klemens dem Deutschmeister sodann sein tiefstes Beileid und seinen Seelenschmerz über den Abfall des früheren Hochmeisters aus, des treulosen fränkischen Markgrafen, vor dessen Bestrebungen, den Orden zu vernichten, er in drohendem, halb väterlichen Tone warnt. Der Deutschmeister möchte mit dem ihm anhängenden Reste der Ordensbrüder beim katholischen Glauben bleiben und über die Mittel beraten, wie die lutherische Pest und ihre Folgen abzuwenden seien.[2]) Die Bestätigung der neuen Reformen im Orden erfolgt am 24. Januar des folgenden Jahres, indem der

1) Ed. Gaston Graf von Pettenegg, Die Urkunden des Deutsch-Ordens-Centralarchivs zu Wien I No. 2340 S. 616. (Prag und Leipzig 1887).

2) Ebenda No. 2341 S. 616.

Papst „aus väterlicher Fürsorge“ für denselben dem ältesten Landkomthur in Deutschland die Macht und Gewalt einräumt, den jedesmal gewählten Deutschmeister zu bestätigen, wie dies bisher durch den Hochmeister geschehen sei.[1])

Ein Gradmesser für die Stimmung der Kurie gegen den Herzog und seine Brüder war die Behandlung ihrer auf das Deutschordenshaus in Rom gerichteten Wünsche und Forderungen. Das Haus mit seinen Dependenzen und liegenden Gründen, welche in ältesten Zeiten wahrscheinlich bei Santa Maria in Domnica, dann im Borgo von' St. Peter und schliesslich auf altem Orsinischen Boden diesseits der Tiber im Stadtteil Regola lagen, hatte einstmals glänzende Tage gesehen. Stattliche deutsche Rittergestalten, welche dem schwarzen Kreuz alle Ehre machten, waren auf Pilgerfahrten oder im Dienste des Ordens dort eingekehrt. Kluge, geschäftsgewandte, oft hochgebildete Prokuratoren, geistliche Herren und Agenten, die in Italien studiert, hatten ihr Heim da aufgeschlagen. In diesem Hause war eine Diplomatenschule großgezogen, wie sie kein weltlicher Großstaat vollendeter aufweisen konnte. Und welche erlauchten Männer hat es erst zu Gast gesehen? Fürsten, Grafen und adliche Herren aus aller Herren Länder, am meisten natürlich aus dem heiligen römischen Reich, Bischöfe und Kardinäle, päpstliche Kammerherren, der Meister des Johanniter-Ordens auf Rhodos, zugleich aber auch die Scharen der kleineren Geister an der Kurie in ihrer bunt zusammengewürfelten Nationalität, die Kurtisanen, Kopisten und Schreiber — wie Ulrich von Hutten sie spöttisch nennt — waren drei Jahrhunderte lang dort aus- und eingegangen. Zugleich aber war dies Haus auch eine Quelle der Bildung, des Geschmacks, der Kulturberührung geworden, deren Rinnsale langsam und schier unmerklich manchmal, nach den fern entlegenen Ordenslanden sich ergossen. Von hier aus waren die ersten Symptome und Zeugen der neuen klassischen Zeit, des Humanismus und der Renaissance,

1) Ebenda No. 2343 S. 616.

nach Preußen und Livland vorgedrungen.[1]) Die Prokuratoren und geistlichen Herren, welche der diplomatische Dienst an der Kurie in dies Haus geführt, hatten die ersten schüchternen Keime nach dem fernen Norden verpflanzt, wenn sie als Domherrn oder Bischöfe den südlichen Himmel und die Campagna mit den grauen Regentagen und der nordischen Winterkälte wieder eintauschen mußten. Ja bis in den Orient, bis nach Arabien und Indien haben die Fäden geführt, welche dies Haus vermittelt hat.[2]) Hier trafen und durchsetzten sich zwei verschiedene Welten, hier liefen die politischen Fäden und Strebungen, Kulturelemente und Geistesrichtungen des ewigen Roms und Italiens mit den Charakterzügen des in ferner Abgeschlossenheit nach langen Kämpfen glücklich durchgedrungenen norddeutschen Volkstums zusammen. Die Geschichte dieses Hauses und ihrer Bewohner zu schreiben, wäre der Mühe wert, — ein wunderbares Stück Kulturgeschichte. Doch müßte der Autor bis auf den Grund der beiden Welten sehen, ihre verschiedenen Bestandteile und heterogenen Sphären zu messen wissen und das Wesen der einen wechselsweise an der Eigenart der anderen abheben; er müßte den spröden Quellenstoff, wie diplomatische Noten und Schreiben ihn leider darbieten, mit künstlerischer Schaffenskraft beleben.[3])

1) G. Voigt, Laurentius Blumenau, Geschäftsträger und Geschichtsschreiber des Deutschen Ritterordens. (N. Pr. Pr.-Bl. Bd. 28. 1859. S. 242 ff.) Schon Blumenaus Vorgänger Jodocus Hohenstein, später Bischof von Oesel, war vom italienischen Humanismus und der Wiederbelebung des klassischen Altertums berührt worden. Er schreibt eine ausgesprochene Humanistenhand. Wahrscheinlich lassen diese Fäden sich aber noch weiter zurückverfolgen. Auch der Rigaer Erzbischof Johann Blankenfeld gehört in diese Reihe.

2) Ordensprokurator Peter Wormditt an Hm., Rom 1406 Juli 4. (St.-A. Königsberg. Ordensbriefarchiv.)

3) Auch die durch die sogenannten Nationalstiftungen der Deutschen gegebenen Berührungspunkte müssten hierbei berücksichtigt werden, vgl. de Waal, die Nationalstiftungen des deutschen Volkes in Rom, Frankfurt 1880. Kerschbaumer, Geschichte des deutschen Nationalhospizes Anima in Rom, Wien 1888. Das Brüderschaftsbuch der S. Maria dell'Anima. Rom 1875. Franz Nagl und Alois Lang, Mitteilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes

Aber auch schlimme Tage sind über das Ordenshaus hinweggegangen. Die Geschicke Roms und des Ordens spiegeln sich gleichsam in seiner Geschichte wieder. Der Kampf der römischen Adelsparteien, der Colonnas und Orsinis, der Ghibellinen und Welfen, tritt uns förmlich vor Augen, wenn wir an die Verlegung des Ordenssitzes aus der Gegend von St. Peter, aus dem Borgo, der alten Leonischen Stadt, dem Trastevere, nach der Regola auf die andere Seite der Tiber mehr in die Mitte der Stadt nach der heutigen Piazza Farnese und der Via di Mascherone denken. Ueberhaupt müssen wir von den gewohnten Vorstellungen absehen, die wir mit dem klassischen Rom oder dem eines Julius II., eines Sixtus V., mit dem modernen etwa verbinden, wenn es sich um das mittelalterliche handelt. Eine Ruinenstadt war es, die Hügel wüst und kahl, in den Thälern spärliche Siedelungen, auf den mit Moos bedeckten Trümmerhaufen sah man Ziegen und Schafe weiden. Dazwischen aber, Alles weithin überragend, erhoben sich grotesk und unschön die festverschanzten Trutzburgen des römischen Adels, aus dem unerschöpflichen Materiale der klassischen Bauten und Monumente, die in den Kalkofen wandern mußten, aufgeführt.[1]) In diese Umgebung, nach Santa Maria in Domnica in die Gegend des Lateran, wo die Päpste bis zur Uebersiedelung nach Avignon Residenz hielten, müssen wir uns das erste Ordenshaus versetzen.[2])

S. Maria dell'Anima in Rom. Rom 1899 (Röm. Quartalschrift, 12. Supplementheft). H. Freytag, Preußen und das deutsche Nationalhospiz. — (Zeitschrift des Westpreuß. Geschichtsvereins. Heft 42, S. 71ff.) Danzig 1900. de Waal, der Campo Santo der Deutschen zu Rom, Freiburg 1896.

1) Vgl. F. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter. V, 640 ff. VI, 47 ff u. 694 ff. Ranke, Gesch. der Päpste I, 307 ff.

2) Santa Maria in Domnica, eine der ältesten Kirchen Roms, dicht am Arco di Dolabella gelegen, war dem Orden im 13. Jahrhundert von den Päpsten mit allen Pertinenzen und Einkünften geschenkt worden. Nach ihrer Uebersiedelung nach Avignon wurde der Besitz jedoch sofort durch den Kardinal-Diakon von S. Agata bestritten, wie aus einem römischen Notariatsinstrument vom 24. Juni 1313 hervorgeht. Des päpstlichen unmittelbaren Schutzes beraubt, verlor der D. Ordensprokurator Johannes Leonardi de Mercato den Prozeß trotz seiner Berufung auf den ungestörten hundertjährigen Besitz. (St.-A.

Nach ihrer Rückkehr sehen wir den Orden ihnen nach dem Vatikan in den Borgo von St. Peter folgen. Indessen gaben die Prokuratoren das neue Haus gern käuflich ab, als Papst Innocenz VII. es für die Zwecke der von ihm erneuerten römischen Universität verwenden wollte.[1]) Die Gegend war weit entlegen und überdies ein beliebter Schauplatz für die Schlachten des römischen Adels. Doch ließ der Tod des Papstes den Verkauf in der Schwebe, und — bezeichnend für die römischen Verhältnisse des Mittelalters: schon nach zwanzig Jahren war der Bau, welchen die Prokuratoren und Ordensherren inzwischen verlassen hatten, völlig Ruine; die römischen „Sackleute" hatten weidlich mitgeholfen, ihn abzutragen. Es hätte großer Summen bedurft, ihn wiederherzustellen, so daß man sich lieber nach einem andern Hause umsah. Im Frühling des Jahres 1431 bot sich dann wirklich die Gelegenheit dar, in einer bequemer gelegenen Stadtgegend, in der Region Arenulä oder — wie sie heute heißt — Regola, sich von Neuem anzusiedeln. Nach dem heutigen Straßenbilde von Rom würden diese Gründe zwischen der Via di Mascherone und der della Catena, zwischen dem Palazzo Farnese und dem Palazzo Spada liegen. Ein Schicksalsspiel, daß es altes Orsinisches Besitztum war, das man hier an sich brachte, welches die Wittwe des einst so mächtigen Welfenführers Paul Orsini, eine geborene Sanguigni, erst vor wenigen Jahren an einen päpstlichen Protonotar, einen Deutschen, der gleichfalls dem Orden gedient, veräußert hatte. Hieher siedelte nun der neue Prokurator Kaspar Wandofen „aus dem Schlosse" über.[2]) Es ist das Haus, welches

Königsberg, Urkk. 101, 4. Diese Urkunde fehlt bei Strehlke, Tabulae Ordinis Theutonici Berlin 1869 und ist noch ungedruckt.)

1) O. Prokurator Peter Wormdit an Hm., Rom [1407 März 26] (St.-A. Königsberg) und Gregorovius a. a. O. VI, 569 u. 666.

2) O. Prokurator Johannes Tiergart an Hm., Rom. 1424 Mai 12. Ders. an dens., Rom 1424 Dezember 15. Hm. an Prokurator, Marienburg 1425 Februar 8. O. Prokurator Kaspar Wandofen an Hm., Rom 1429 gegen Mitte April. O. Prokurator an Hm., Rom 1431 Juli 6. Ders. an dens., 1431 Juli 24. Notariatsinstrument über den Verkauf des Twergschen Hauses an den Orden.

später den Gegenstand des Kampfes zwischen Herzog Albrecht und dem Orden gebildet hat.

Wir wollen nur noch kurz die Zeiten streifen, die es im Ordensbesitz erlebt hat. Mit dem Niedergange der päpstlichen Macht und dem rapiden Sittenverfall in der ewigen Stadt währeud des 15. Jahrhunderts — Momenten, welchen ganz ähnliche Erscheinungen auch in Preußen und Livland auf politischem und ethischem Gebiet parallel gehen — sank natürlich auch das Milieu im Innern des Hauses. Die beständigen polnischen Kriege, vor Allem aber der 13jährige Städtekrieg, hatten nicht nur die Stellung des Ordens verschoben, sondern auch einen Sturz der Ordensfinanzen herbeigeführt, dessen Rückwirkungen bis in das Ordenshaus nach Rom zu spüren waren. Ein ewiges Klagen der Prokuratoren über Mangel an Geld, der für sie um so fühlbarer war, als gerade die römische kuriale Luft recht große Summen verschlang, tönt uns in immer neuen Versionen aus ihm entgegen. Jahre lang stand es dann wieder leer; der preußische Krieg nahm alle Mittel und Nerven rücksichtslos in Anspruch. Gelegentlich wurde es dazu durch die italienischen Wirren selbst in Mitleidenschaft gezogen, durch die ewigen Kriege der Päpste und die Kämpfe zwischen dem römischen Adel.[1]) Ordnung und Aufsicht begannen zu fehlen, an den Gebäuden zehrten Wetter und Wind; schon sah man verschiedene zugehörige Gründe in fremde Hände übergehen, ähnlich, wie es mit den Ordenshäusern

Rom 1431 Juli 28. (St.-A. Königsberg. Urkk. 101, No. 19.) Arnold, Repertorium Germanicum I (Berlin 1897) 1431 Oktober 1 (No. 1694). Das Notariatsinstrument über den Verkauf des Besitztums an Herman Twerg vom 25. Februar 1424 im St.-A. Königsberg, ebenso die andern archivalischen Stücke. Welches Haus unter dem bei Pettenegg, a. a. O. unter dem 19. Februar 1430 (S. 449 No. 1863) angeführten Deutschordenshause zu verstehen ist, müssen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen. Der Prokurator Kaspar Wandofen hatte bis zu dem Abschluß des Kaufgeschäftes in einem Mietshause gewohnt, etwa in dem sogenannten „Schloß"?

1) So berichtet der Prokurator im Jahre 1413, daß er bei der Eroberung Roms durch den König Ladislaus von Neapel alles Geldes, Silbers, der Pferde und Kleinodien beraubt sei. (O. Prokurator an Hm., Rom 1413 Juli 13.). (St.-A. Königsberg. Ordensbriefarchiv.)

von Viterbo und Montefiascone der Fall gewesen war.[1]) Sogar die Prokuratoren sind von Eigenmächtigkeiten und Ueberschreitungen der Ordensregel nicht freizusprechen. Wie, wenn sie die Dependenzen und Nebenräume zu ihrer Selbsterhaltung, ihrem Vorteil nutzten und in Emphyteuse gäben? So ward aus dem stillen Pallast ein lärmvolles Mietshaus. Wer den höchsten Preis zahlte, dem standen die Thore offen. Ein Heer von kleinen Leuten und Abenteurern ergoß sich nun über die Stufen und Dielen,[2]) welche einst von den eisenklirrenden Tritten deutscher Ritter erzittert waren. Selbst Kurtisanen, Hetären und Buhlerinnen, deren es in Rom nicht wenige gab, sollen jetzt Einlaß gefunden haben.[3]) Gesang und Orgien durchtobten das Haus, es war wie umgewandelt. Bald aber zog eine neue Gefahr für dasselbe herauf, als der Kardinal Alexander Farnese, der spätere Paul III., vom Pabste Julius angestachelt, auf seinem Grund und Boden, der an die Ordensgründe anstieß, seinen später viel bewunderten Palast errichten wollte und dem Ordenshause Licht und Luft damit zu nehmen drohte.[4]) Wir haben es sonst vermieden, auf die Begegnungen der deutschen Herren in ihrer römischen Siedelung mit italienischen Berühmtheiten näher einzugehen. Hier drängt es sich aber uns fast gewaltsam auf. Denn welch ein Bild, wenn wir den Ordensprokurator, den späteren Erz-

1) O. Prokurator an Hm., Rom 1431 August 20. Jodokus Hohenstein, O. P. und Bischof von Oesel an Hm., Mantua 1459 Juli 22. (Ebenda.)

2) Als Beleg für diese Periode des Hauses sei eine Verschreibung Blankenfelds für den deutschen Schuster Stephan und seine Tochter Margarethe aus dem Jahr 1516 angeführt. (St.-A. Königsberg.)

3) Burckhardt u. Geyger, a. a. O. II. 324 ff.

4) O. Sollicitator Johann Christmann an Hm., Rom 1516 Mai 27 (Christmann bezieht sich auf das Sangallosche Modell, das er persönlich gesehen hat und welches bei den Verhandlungen als Beweismaterial vorlag.) und O. Prokurator, Bischof Johann von Reval an Hm., Rom 1516 November 16. Aus einer von Blankenfeld mitgegebenen Skizze, läßt sich die Lage des Ordenshauses genau bestimmen. Im April bis 17. Mai 1511 haben grössere Umbauten im Ordenspalaste stattgefunden, wie aus einer Zahlung des Ordensprokurators Johann von Kitscher an den römischen „murator et laborator" Peter von Binago hervorgeht. (St.-A. Königsberg, Urkk. 101, 30.)

bischof von Riga Johann Blankenfeld, den Berliner Bürgermeisterssohn, und seinen Sollicitator Christmann wegen des farnesischen Planes in eifrigstem Gespräch nicht nur mit dem Generalprotektor des Ordens, dem Kardinal Medici, dem späteren Klemens VII., sondern auch mit dem leitenden ersten Baukünstler, dem jüngeren Antonio da Sangallo, uns denken.[1]) Oder, wenn wir uns ferner vergegenwärtigen wollen, daß ihnen beiden und noch mehr den beiden jüngeren Brüdern des Hochmeisters, welche in Kurzem im Ordenshause wohnen sollten, häufig Gelegenheit ward, hier oder drüben im Vatikan alle die Koryphäen der Periode, welche den Stempel ihr aufgedrückt haben, Raffael Santi, der damals an St. Peter baute — Bramante war soeben gestorben — Michelangelo, der Sangallos Werk am Palazzo Farnese mit verbessernder Hand später fortführte, Baldassare Peruzzi, nicht zu vergessen die Heroen der Poesie und der Wissenschaften, Ariost[2]), Pietro Bembo, Jakopo Sadoleto, Baldassare Castiglione, Raffaels Freund, den berühmten Verfasser des Cortegiano, Favio Calvi von Ravenna, den Sonderling und Neupythagoräer, Paolo Giovio oder wie sie alle heißen mögen, zu sehen und mit ihnen zu verkehren. Die trockenen Geschäftsberichte, die wir aus diesen Jahren haben, sagen darüber natürlich nichts. Aber unabweisbar ist es, daß die deutschen Herren die Wege dieser Männer haben kreuzen müssen. Im Uebrigen ging die Gefahr dies Mal noch leidlich vorüber, Dank der Vermittlung Julius Medicis.

So etwa fanden die Markgrafen Johann Albrecht und Gumprecht, zwei jüngere Brüder des Hochmeisters, das Ordenshaus vor, als sie vom Markgrafen Kasimir im Herbst 1518 nach

1) Ueber den Palazzo Farnese und den jüngeren Antonio da Sangallo s. Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom III, 3. S. 419. und im Allgemeinen, Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien.

2) Ariost war in den Jahren 1509 bis 1513 dreimal in Rom; im Karneval 1519 wurden seine Suppositi, 1520 der Negromante in Pabst Leos X. Gegenwart aufgeführt (Fernow, Leben Lodovico Ariostos 67—78, 113).

Rom geschickt wurden, um in päbstliche Dienste zu treten und Fortune zu machen.[1])

Viel besser wird das Milieu der Bewohner indessen wohl kaum geworden sein, selbst wenn man annehmen will, daß die schlimmsten Auswüchse vor ihrer Ankunft beseitigt worden sind.[2]) Mit dem leichten Sinne der Jugend, der fränkischen Enge entrückt, und in dem Gefühl des Ungebundenseins, der Freiheit von der bevormundenden, lastenden Hand des ältesten Bruders, stürzten die jungen Herren sich selber gern in das römische Leben und Treiben, dem sie dabei wohl mehr die äußeren sinnlichen Seiten, nicht die geistigen abgewannen, welche seit Nikolaus V. Tagen in seltsamer Mischung mit den Anzeichen sittlichen Niederganges jenen ungeheuren Aufschwung nahmen. Bekannt ist dann, wie der Hochmeister in seiner finanziellen Not den römischen Besitz verkaufen will, und sein Konflikt mit seinen Brüdern. Kasimir stand natürlich auf ihrer Seite, deren Partei er schon im eigenen Interesse vertrat, weil das römische Haus eine für ihn finanziell bequeme Unterkunft jenen beiden bot. Harte Worte sind zwischen den Brüdern deswegen gewechselt worden. Schon damals meinte man nämlich in Albrechts Drängen Symptome des Abfalls zu sehen: so lag der Gedanke und die Furcht vor dem kühnen, gewaltthätigen Wittenberger Mönch wie ein Alb auf allen katholischen Kreisen. Albrecht gedächte wohl nicht viel Handlung mehr in Rom bei

1) M. Johann Albrecht an Hm., 1518 Oktober 2. (Erinnert ihn, im Augenblick seiner Abreise nach Rom, an die versprochene jährliche Beihülfe.) (St.-A. Königsberg.)

2) Die Markgrafen bewohnten von dem ganzen Komplex, der nach einem Einnahme- und Ausgabeverzeichnis für die Jahre 1518—1522 siebzehn Häuser oder bewohnbare Räume umfaßte, drei, in welcher sie starke bauliche Veränderungen scheinbar vorgenommen haben. Von den übrigen „accasemente“ waren fünf damals unbewohnt. Noch immer bilden die Damen einen starken Prozentsatz unter den Mietsparteien. Eine Madonna Elisabeth, eine alia Theutonica, eine Madonna Fikarda werden uns genannt, wobei noch in mehreren Fällen die Namen der Mieter fehlen. (St.-A. Königsberg, Ordensbriefarchiv 1522. C. 379. Ordensprokurator Dr. Busch an Hm., Rom 1522 Januar 1—2 und Ordensfoliant 55.)

der römischen Kirche vorzunehmen, so würden die beiden Brüder — wie Kasimir schreibt — mit Mißtrauen tagtäglich gefragt. Zudem aber konnte er nun dem Hochmeister die Vorwürfe zurückgeben, die er wegen des Markgrafen Wilhelm sich vordem hatte sagen lassen müssen.[1]) Und wirklich gelang es den beiden Römern — Kasimir hat seine Hand natürlich auch dabei im Spiele gehabt — durch ihre größere Nähe, durch wiederholte Verehrungen und sogenannte Ergötzlichkeiten — in moderner Sprache würde man das einen hohen Orden mit Brillanten nennen — bei den Kurialen und Advokaten Albrechts Plan zu Fall zu bringen. In dieser Verfassung erlebte das römische Haus, oder, wie es in den letzten Jahren mit Vorliebe genannt zu werden pflegte: das „markgräfliche" Haus[2]) den Krakauer Frieden.

Auf den ersten Blick schien es damit fast herrenlos geworden, ohne sichern Besitzer schwebte es gleichsam wie in der Luft. Kein Wunder, daß die verschiedenen Parteien, die nahe Anrechte zu haben glaubten, ihre Ansprüche geltend machten. Die Reste des Ordens meldeten sich,[3]) aber auch die Markgrafen hätten es gar zu gern in ihrem Besitz gesehen. Daneben schielte noch der Kardinal von Capua, Nikolaus von Schönberg, begehrlich nach ihm hin: er hatte dem Hochmeister einst durch Vermittlung seines famosen Bruders Dietrich Geld geliehen, für das er sich nun schadlos halten wollte.[4]) Das Haus war sozu-

1) M. Kasimir an Hm. Albrecht, Ansbach 1519 November 19. Statthalter und Räte zu Ansbach an M. Kasimir, 1522 August 10. M. Johann Albrecht an Hm. Albrecht, Rom 1524 März 12. (St.-A. Königsberg, Ordensbriefarchiv.) Im Uebrigen Joachim a. a. O. II, 63, 124 ff. III, 23—24. 115.

2) O. Prokurator Dr. Busch an Hm., Rom 1523 Juli 6 (Ordensfoliant 55).

3) Schon seit einiger Zeit hatten sie, Unrat witternd, in der Person des Sollicitators Christmann, sich einen eigenen Prokurator bestellt.

4) Bereits seit 1519 besaß er die Vollmacht von Albrecht, den römischen Besitz, nebst den Gütern in Viterbo und Montefiaskone für den Orden zu verkaufen, (quoddam dicte ordinis palatium seu domum situm in Urbe prope domum reverendissimi domini Cardinalis Farnese in loco dicto alla Cathena intra suos confines etiam latius specificandum et designandum ac omnes et singulas alias domos (!) et possessiones quascunque Romae, Viterbii et Montisflasconensis

sagen ein Beutestück aus der Konkursmasse des deutschen Ordens geworden, um das nun die Kurie schmunzelnd die Beteiligten würfeln ließ.

Nur die brandenburgischen Bemühungen wollen wir hier berühren. Bereits hatte Kasimir durch Ritter Schenk von Tautten berg und Dr. Kohl die römische Frage angeschnitten. Glaubhaft sei ihm berichtet worden — natürlich durch seine in Rom befindlichen Brüder — daß der Papst in seinem Verdruß über Albrechts Abfall das Ordenshaus mitsamt den übrigen Besitzungen, die in der Nähe lägen, dem Herzog absprechen und als verfallen einziehen werde. Es sei eine Frage der Ehre für das Haus Brandenburg, die auch der materiellen Seite nicht entbehre. Die beiden jungen Herren ließen daher den Herzog dringend bitten, ihnen den römischen Hof zu übertragen und diesen Besitzwechsel durch eine Cession und Schenkungsurkunde „in der besten Form" zu bestätigen. Sie würden dann das ihre thun, um in den Besitz des Hauses zu gelangen. Bei ihrer Vertrauensstellung zum Papst hätten sie noch die meiste Aussicht auf einen Erfolg, während es sonst dem Hause Brandenburg sicher aus den Händen gehe. Wie hoch würde ihr Geschlecht vor allen andern Kurfürsten und Fürsten mit einer eigenen Residenz, einer „ehrlichen Behausung" in Rom dastehen, wenn ein deutscher Kaiser oder König einmal seinen Hof dort wieder halte.[1]) Durch diesen Appell an den alten nationalen Traum der Deutschen, dessen Erfüllung freilich die letzten Male mehr einer Komödie glich, und den Hinweis auf das Ansehen ihres Hauses dann

---

existentes et ad prefatum Illustrissimum dominum ac suos fratres ordinis quovismodo spectantes . . ., — so heißt es in der Vollmacht vom 26. Dezember 1519. (St.-A. Königsberg, Urkundenarchiv 101, 32).

1) Instruktion auf Tauttenberg und Dr. Kohl, Hof 1525 August 1, geschr. von Dr. Kohl. Kasimir polemisiert darin zugleich gegen Albrechts Neigung, die Forderungen des Kardinals von Capua, durch das Ordenshaus zu befriedigen, da ihm dieser Gläubiger sonst an der Kurie unablässige Velleitäten bereiten konnte. M. Gumprecht an M. Kasimir, Rom 1525 November 17. M. Kasimir an H. Albrecht, Ansbach 1526 Februar 2. (Sta.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A. 3.)

meint Kasimir das solchen Gedanken zugängliche und leicht empfängliche Herz des preußischen Bruders zu bestricken.

Und warum sollte der nicht den Brüdern ihren Wunsch erfüllen? Wir sehen bei dieser Gelegenheit, wie Fälschungen entstanden sind, ohne daß man freilich so leichten Kaufes ihnen immer nachkommen kann. Kasimir meinte gewiss recht schlau und sicher dabei zu Werke zu gehen. Auf seine Veranlassung hin musste Albrecht nämlich die Schenkungsurkunde zurückdatieren, auf den 3. Dezember 1524, auf die Zeit seiner Hochmeisterschaft. Auch wäre es wünschenswert — so hatte Kasimir vorgeschlagen — wenn einige Herren die Urkunde mit ihrem früheren Gebietertitel unterzeichneten. Markgraf Gumprecht sollte sie dann der Kurie überreichen, nachdem sein Bruder Johann Albrecht inzwischen an den kaiserlichen Hof gegangen war, um für die fränkischen und preußischen Interessen dort zu wirken.[1]) Indeß, die Kurialen zeigten sich doch gewitzter, als Kasimir vermutet hatte. Sie durchschauten seinen Plan sofort. Die Fälschung lag auch

1) M. Kasimir an H. Albrecht, Ansbach 1525 Oktober 26. Die Ausfertigung der Urkunde hat sehr viel Schwierigkeiten und Schriftenwechsel veranlaßt, bis man sie in Text und Form glaubwürdig genug gemacht zu haben meinte: ein Zeichen der Zeit, wie sehr die Kenntnis der Kurialien abgenommen hatte. Der erste und letzte Entwurf stammen aus Kasimirs Kanzlei, wie die Wasserzeichen des Papiers beweisen. Eine aus befreundeter geistlicher Feder stammende zweite Redaktion (Ordensbriefarchiv, noch nicht datiert, A. B. II, 150) hatte keine Billigung gefunden. In Preussen lag die Sache in Christoph Gattenhofers Händen, der das Datum einfügte und die Unterschriften erfand. Auf dem Exemplar des Entwurfs, das dem Schreiben vom 26. Oktober beiliegt, sehen wir noch heute seine halb ernstgemeinten, halb spielenden chronologischen und stilistischen Uebungen. Melchior von Rabensteins Bambergensis, Georg Klingenbecks und Gattenhofers Herbipolensis Namen mussten herhalten, um die Farce möglichst glaubwürdig zu machen. In jenem Schreiben vom 26. Oktober 1525 giebt Kasimir wohl auf Grund der Ratschläge seiner Beiräte in kurialen Dingen, Joseph Feierabend u. s. w., die ausführlichsten Weisungen über die Form der Ausfertigung, die Zahl der Exemplare, ihre Verbreitung in Deutschland und Polen und über ihre Insinuierung bei der Kurie. Michael Spielberger an H. Albrecht, 1526 April 8. Ders. an dens., 1526 April 9. M. Kasimir an H. Albrecht, Speier 1526 Juni 5. Urkundenarchiv 101, 35. Ordensbriefarchiv 1524 Dezember 3 (IV. 14. 12) u. 1524 (II 150). Der irrtümliche Zweifel Joachims, a. a. O. III, 115 Anm. findet so seine Lösung.

zu offen zu Tage. Gumprecht selber hatte kein allzu großes Vertrauen zu der Sache, er äußerte sich von vornherein recht resigniert. In Sachen des Ordens unternähme Papst Klemens nichts ohne den Rat, ohne Wissen und Willen des Kardinals von Capua, und wenn der erst etwas davon wisse, dann sei es so gut wie in ganz Rom bekannt und käme auch sicher zu den Ohren der Ordensagenten, die so wie so schon auf der Lauer lägen.[1]) Der einzige Weg, auf dem man vielleicht noch etwas erreichen könnte, sei die Auswirkung einer Fürschrift Kaiser Karls, und diese Sache läge bereits in Johann Albrechts Händen. Bei der Aussprache, welche Markgraf Gumprecht mit dem Papste bald darauf hatte — wir besitzen noch heute den Bericht über sie — wich Klemens aus. Doch war es bedenklich, dass er bereits auf die Klagen und Gegenvorstellungen des Ordens verwies, die an ihn gelangt seien. Gumprecht berichtet, die Ordensleute hätten in Rom erzählt und damit renommiert, sie würden Leib und Gut daran setzen, um dem Orden alles wieder zurückzubringen, was Albrecht ihm entfremdet habe, natürlich auch Preussen.[2]) Dass Klemens die fränkischen Markgrafen nicht eher zurückgewiesen hat,[3]) hing wohl mit der allgemeinen politischen Konstellation zusammen, seiner Gegenstellung gegen den Kaiser in jenen Jahren und der Einwirkung von politischen Gesichtspunkten auf sein Verhalten und seine Maßregeln in den religiösen Fragen. Durch jene ward er öfter

1) M. Gumprecht an Kasimir, Rom 1525 November 17. M. Kasimir an H. Albrecht, Ansbach 1526 April 14. Ders. an dens., Ansbach 1526 Januar 19. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A. 3.)

2) M. Gumprecht an M. Kasimir, Rom 1526 Januar 8. Dabei seine Bittschrift und das Protokoll der Unterredung. M. Kasimir an H. Albrecht, Ansbach 1526 Februar 2. (Ebenda A. 3.)

3) Bis zu seinem Lebensende hing Kasimir diesen Gedanken nach. Mit M. Georg, der an dieser Sache kein innerliches Interesse nahm, erlahmte indessen der Widerstand gegen die Ordensagenten bei der Kurie. Aber auch Albrecht war noch immer bemüht, das römische Haus zu retten, wie seine Schreiben vom 19. Januar 1526 und vom 27. Juni 1528 an seinen römischen Sollicitator Dietrich von Reden zeigen (St.-A. Königsberg, Ostpreuss. Foliant 8 Bl. 1—3). v. Pettenegg a. a. O. S. 1619 No. 2356.

zu einem Geschehenlassen und stillen Zusehen, ja zu einer gewissen Begünstigung gezwungen, wo er sonst vom Standpunkt der Kirche aus mit dem Anathema hätte dreinfahren mögen. Eines der ersten Unterpfänder der im Jahre 1529 zwischen ihnen erfolgten Annäherung, die dann in Bologna besiegelt wurde, war die Absage an die Brandenburger. Der frische Wind und die schärfere Tonart, die Tramontana, die mit Walter von Kronberg in die Agitation des Ordens gekommen war, haben freilich auch hier ein Teil dazu beigetragen. Am 23. August, noch vor dem Tag von Bologna, bestätigte Klemens den vom Administrator des Hochmeisteramts ernannten Statthalter der Ballei Longobardien Dietrich von Haslach zum Administrator der Ordensbesitzungen in Rom wie im Kirchenstaate.[1]) Mit dem Traum auf die römische Residenz war es für die Markgrafen für immer zu Ende.

II.

Inzwischen hatte auch das kaiserliche Kammergericht, um nicht zu sagen, der Kaiser das entscheidende Wort gesprochen. Wir wissen nicht, was Dietrich von Kleen dazu bewogen hat, auf jenem Kapitelstage zu Mergentheim am 24. Dezember des Jahres 1526 sein Meisteramt niederzulegen. War es wirklich sein Alter, wie die Ordenschronisten versichern,[2]) oder haben auch seelische Gründe, vielleicht religiöser Natur, bei ihm mitgewirkt? Waren es am Ende seine Gebietiger und Ordensbrüder sogar, welche dem alternden Herrn den Gedanken nahe legten? Aehnlich, wie es wenige Jahre später der ehrwürdigen Gestalt des greisen Meisters in Livland Walter von Plettenberg widerfuhr?[3]) Walthers von Kronberg Wahl, des

1) Ueber die politischen und diplomatischen Beziehungen zwischen Kaiser und Papst in diesen Jahren vgl. übrigens W. Friedensburgs Ausführungen in seiner Einleitung zu den Nuntiaturberichten I, XLVII.

2) Venator, Geschichte des deutschen Ritterordens. Nürnberg 1680. S. 239/40.

3) 1533, nach dem Bündnis von Wenden vom 1. April, das der Mehrzahl seiner Ordensherren und den mit ihnen im Einvernehmen stehenden

früheren Komthurs von Frankfurt, eines Mannes in der Vollkraft seiner Jahre, der elastische Initiative mit zäher Nachhaltigkeit verband, brachte neues Leben in die Ordenssache. Insbesondere war er gewählt, weil er durch seine Thätigkeit als Vertreter Kleens auf den letzten Reichsversammlungen alle Persönlichkeiten und Verhältnisse kannte, mit denen man im Interesse des Ordens zu rechnen hatte.[1]) Gute Gelegenheit gab es nun wegen der Konfirmation und Regalien, wegen der schuldigen Eidesleistung an den Hof Kaiser Karls zu ziehen, der seit dem Reichstag zu Worms in Spanien weilte, und dort seine Klagen und Wünsche vorzutragen. Nicht umsonst trafen sie da mit Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel zusammen, der wegen seines Bruders Erich, des früheren Komthurs zu Memel, bis auf den Grund seiner Seele dem neuen Herzog von Preußen gram war. Vielleicht hat auch Pfalzgraf Friedrich, der in jenen Monaten ebenfalls beim Kaiser weilte, ihre Partei gehalten.[2]) Von Herzog Heinrich können wir ohne allen weiteren Beweis annehmen, daß er, einmal als treu ergebener Katholik, als Glaubenseiferer, wie er sich überall zu erkennen gab, dann aber auch aus persönlichen und dynastischen Gründen alles aufgeboten haben wird, um im Sinne des Ordens schüren zu helfen. Bei Friedrich dagegen waren es andere Motive wieder, welche mitspielten, wenn er sich des Ordens annahm: Sein Bemühen, sich wieder die Gunst des Kaisers zu erwerben, zugleich aber auch seine ganze Richtung, welche, in kirchlichen Dingen nicht im geringsten extrem, politisch jedoch nationale

Bischöfen stracks zuwider war. Näheres darüber wird unsere Biographie des Markgrafen und Erzbischofs Wilhelm von Riga bringen, die in den nächsten Monaten erscheint.

1) W. Friedensburg. Der Reichstag zu Speier 1526. Berlin 1887. S. 208 Anm. 4.

2) Ueber H. Heinrich in Spanien vgl. Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation II, 347; über Pfalzgraf Friedrichs dortigen Aufenthalt s. Friedensburg a. a. O. 117 Anm. 1 u. 123 ff und Michael Spielberger an H. Albrecht, Ansbach 1526 April 8 (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 4).

und zentralistische Färbungen hatte, so daß er den Schritt des Hochmeisters Albrecht, wenn auch mit weniger Pathos und Entrüstung, als Herzog Heinrich als eine sträfliche Entfremdung alten Reichsgutes verurteilt haben wird.[1]) Kein Wunder, daß der Orden, zumal bei der Weltanschauung des Kaisers, dessen zarter Körper ganz von Willensenergie und dem Gedanken, der Schirmherr einer einigen katholischen Kirche zu sein, durchdrungen war, sowie bei der Richtung seiner Räte und Staatsmänner, der burgundisch-spanischen sowohl wie der deutschen, von jenen Fürsten, welche die Vorgänge selber bezeugen konnten, aufs wärmste unterstützt, sein Ziel erreichte. Am 6. Dezember des Jahres 1527 erging von Burgos in Kastilien aus, der zweiten Hauptstadt des früheren Königtums, ein offenes Mandat an den Deutschmeister Kronberg, in welchem Karl aus „römisch-kaiserlicher Macht“ und als „oberster Beschirmer der heiligen christlichen Kirche“, den Deutschmeister zum Administrator des Hochmeisteramts ernannte. Seinem „Orden möge er zu Trost, Zuflucht und gutem Ebenbilde vorgehen“ und in diesem Sinne ihn regieren. Er erkannte ihn ferner als Reichsfürsten an, alle übrigen Ordensgebietiger, so auch der Meister in Livland, sollten ihm Gehorsam leisten und ihn, genau so wie den wirklichen Hochmeister betrachten. Scharfe Worte fielen bei dieser Gelegenheit natürlich gegen Albrecht. Er habe sich des Hochmeisteramtes „unwürdig gemacht und entschlagen, dadurch, daß er das Ordenskleid abgelegt, die Lande Preußen in Weltlichkeit gezogen, von der Krone Polen für sich und seine Erben zu Lehen empfangen, dazu nachgehends sich beweibt und in weltlichen Stand begeben habe“ — so heißt es in dem Mandat, welches an alle „Kurfürsten, Fürsten, geistliche und weltliche Prälaten, Grafen, Freie, Herren, Ritter, Knechte, Vögte, Amtleute, Pfleger, Bürgermeister, Schultheißen, Richter, Räte und Gemeinden und sonst an alle andern des Reiches Unterthanen

1) Ueber Pfalzgraf Friedrichs Richtung s. Friedensburg a. a. O. 118 ff. u. 504.

und Getreue", kurz an die weiteste Oeffentlichkeit gerichtet war. Albrechts Veränderung sei nicht anders einzuschätzen, als wenn er mit Tode abgegangen wäre und das Hochmeisteramt dem Kaiser anheimgefallen sei.[1])

Der einmal ins Rollen gebrachte Stein lief weiter. Wir wollen nur andeuten, da es sich um Bekanntes handelt. Sicherlich steht es in innerem Zusammenhange mit dem Vorgang im kastilischen Burgos, wenn das Eßlinger Reichsregiment den livländischen Meister am 24. Dezember desselben Jahres als „Glied und Verwandten des Reichs" und gleich dem Administrator des Hochmeisteramts als Reichsfürsten anerkennt und ihm die Regalien erteilt.[2]) Ein weiteres Glied in der Kette ist dann die häufig erwähnte und mehrfach beschriebene feierliche Belehnung Kronbergs auf dem Reichstag zu Augsburg vor den Augen aller Welt am 26. Juli des Jahres 1530.[3]) Im Sinne des Reichsrechts kam die Reichsunmittelbarkeit in dieser Zeremonie zum Ausdruck. Lange Verhandlungen in den verschiedenen Kurien und Ausschüssen, sowie vor der Vollversammlung, ferner der alle Augen auf sich lenkende Streit Georgs von Klingenbeck, des Vertreters des Herzogs, mit dem Gesandten des Meisters, waren dem Akte voraufgegangen, und bedenklich war es, — aber sofort zu verstehen, wenn wir den Gang der Reichstagsverhandlungen und die Stellung und Stärke der Parteien zu einander überschauen, daß Karl seinen Willen bei der Majorität der Stände durchsetzen konnte. Ein Teil seines religiösen Programms, das er sich in Barcelona gesteckt hatte, war in dieser Zeremonie

1) Auszug bei Venator, a. a. O. 242 u. 243. Ein gedrucktes Exemplar des Mandats, im St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 1. Es ist von Karl, seinem Deutschen Vizekanzler Propst Mercklein von Waldkirch und Alexander Schweiß unterfertigt.

2) O. Harnack, Livland als Glied des deutschen Reichs. (Preuß. Jahrb. 1891 S. 385.) Abschrift des Mandats im St.-A. Königsberg bei dem Schreiben des M. Wilhelm an H. Albrecht, Ronneburg 1537 Mai 20. Die Gesandten des livländischen Ordens in Eßlingen waren der Bischof Hermann von Kurland und der Sekretär Friedrich Schneeberg gewesen.

3) Venator, a. a. O. 243 u. ff.

gewissermaßen zum Ausdruck gelangt.[1]) Der Orden konnte sich rühmen, auf dem ersten Reichstag, den sein kaiserlicher Herr nach langer Abwesenheit in Spanien und Italien, siegreich, im engsten Bunde mit dem Papst, noch umstrahlt von dem mystischen Glanze der Kaiserkrönung, auf deutschem Boden gehalten hatte, jene Bewegung, den leidigen deutschen Drang zur Selbstständigkeit auf eigene Hand, zu Ende geführt zu haben, die der heißeste Wunsch der Deutschherren seit langen Jahrzehnten war. Nicht nur das Hochmeisteramt, auch die preußischen Lande wurden ihm, sozusagen, in partibus infidelium zugesprochen.[2]) Mit dem alten offiziellen Gepränge war der Akt gefeiert worden, an dem auch der Meister in Livland durch seinen Revaler Hauskomthur Dietrich von Paland teilnahm. Zu gleicher Zeit war an Albrecht die gemessene Aufforderung ergangen, das nach der Behauptung des Ordens usurpierte Land an Kronberg zurückzugeben und sich bis zu einer bestimmten Frist bei Strafe der Acht im Nichterscheinungsfalle vor dem kaiserlichen Kammergericht zu stellen.[3]) Genügend bekannt ist dann, wie Albrecht am 19. Januar des Jahres 1532 wirklich dem Banne verfiel und damit vom Kammergericht im Namen des Kaisers „aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt, sein Leben, Hab und Gut dem Administrator, auch sonst allermenniglichen erlaubt,“ d. h. freigegeben wurde. Es war noch ganz die alte, furchtbar klingende juristische Gewaltssprache aus jenen Tagen der Reichsverfassung, da solche Mandate noch Jedermann bis ins innerste Mark erschauern machten. Wohl waren die alten volkstümlichen Formeln des Reichsrechtes, die wundersamen Symbole mit ihrer poetischen Tiefsinnigkeit, deren konkreter Ausdruck dem naiven Rechtsverständnis unserer Vorfahren die innere Bedeutung des Aktes versinnbildlicht hat, trotz des neuen

1) Ranke. Deutsche Gesch. II, 228.

2) Venator, a. a. O. 244—248.

3) Poenal-Mandat und Citation H. Albrechts vor das Kammergericht, Augsburg 1530 November 14, bei Dogiel, Codex diplom. Regni Poloniae IV, 269/271.

Verfahrens und des römisch-kanonischen Rechtssystems dieselben geblieben,[1]) nur ihre Wirkung auf die Gemüter hatte sich verändert. Jeder solle den Ordensmeister — so heißt es in dem Mandate weiter — nach besten Kräften unterstützen, sobald er den kaiserlichen Machtbrief vorzeigen werde, und nicht verziehen, noch sich entschuldigen. Schwerste Ungnade, Strafe und Buße habe der zu erleiden, welcher sich dem Mandate nicht füge. „Was an des Geächteten Leib, Habe oder Gut vorgenommen und gehandelt werde, das solle mit nichten wider des Kaisers geheiligte Majestät, noch gegen das heilige Reich, noch sonst Jemand gefrevelt, verhandelt, noch verwirkt gelten. Doch wer den „Aechter" beschirme und schütze, wer ihn in irgend einer Form begünstige, der verfalle gleich ihm der Acht." Am 27. August des folgenden Jahres fand eine Erneuerung dieses Mandates statt mit verändertem Wortlaut an manchen Stellen, aber dem gleichen Inhalt dem Sinne nach. Gleichzeitig wurde der Herzog zum letzten Mal aufgefordert, binnen 90 Tagen vor dem Kammergericht in Speier zu erscheinen. Daneben finden sich auch noch gelegentlich einige Verschärfungen vor, so die bekannte Formel, die sich an Jedermann wendet, „sein Leib, Hab und Güter, wo sie betreten werden möchten, zu Wasser oder Land aufzuhalten, anzugreifen, niederzulegen, zu bekümmern und fürderlichs Rechtens darum gegen ihn zu verhelfen"[2]). Selbst gegen die Stände des Herzogtums, die ihren Herrn und neuen Herzog nicht verlassen wollten, wurde wegen sträflichen Ungehorsams und dieser ihrer Widerspänstigkeit zufolge Kronbergs Klage ein Pönalmandat am 6. Juli des Jahres 1534 vom Kammergericht erlassen, wofern sie nicht bis zum 18. Dezember des Jahres als letzten Termins, dem neuen Hochmeister in Mergentheim gehuldigt hätten. In allen größeren Städten des Reichs, in Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Hamburg, Leipzig, Berlin,

1) Ueber die noch in diesen Prozessen erscheinende Rechtssymbolik vgl. Grimm, Rechtsaltertümer IV, 109 ff.

2) Beide Drucke im St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A. 1.

Frankfurt an der Oder, Stettin und Frankfurt am Main, ja, wenn irgend möglich, auch in Danzig und Elbing sogar, die nach der Fiction des Kammergerichts noch immer zum römischen Reiche gehörten, sollte die Citation öffentlich angeschlagen und verkündet werden.[1]) Im folgenden Jahre scheint die Acht denn auch wirklich gegen die preußischen Stände ausgesprochen zu sein. Am 17. April des Jahres schreibt der Speierer Prokurator des Hauses Brandenburg, das Urteil würde vermutlich bald in contumaciam gefällt werden, da kein preußischer Unterthan in der angegebenen Frist erschienen sei. Am 5. des Monats wäre bereits auf das bekannte Rufen in alle vier Winde, diese alte wunderbare Symbolie, erkannt worden.[2])

Die Worte klingen zwar drohend genug; aber bis zur Erfüllung und Verwirklichung derselben war es noch eine gute Strecke Weges. Die einst so scharf geschliffenen Waffen des Reichsrechtes waren bei dem traurigen Tiefstand der Reichsverfassung inzwischen stumpf geworden. Indeß, wer wollte es vorher wissen, ob aus diesem Gemisch von Donner und Wetterleuchten etwa durch unvorhergesehene oder unglückliche Verwickelungen nicht doch noch Kampf und Krieg entstehen könne, oder ob schließlich nichts anderes herauskommen würde, als eine beständige Beunruhigung der Seele, eine nervöse dunkle Furcht vor der Zukunft, ein Geister- und Gespenstersehen, von dem der Geächtete gleichsam beständig verfolgt wurde? Vielleicht traf nur die Drohung ein, welche Kaiser Karl und das Kammergericht freilich in anderem Sinne konkret und handgreiflich, gemeint hatten, wenn sie den Herzog „aus dem Frieden in den Unfrieden zu stoßen" drohten. Alles hing davon ab, ob der Kaiser gewillt sein werde, die Konsequenzen aus diesem Prozeß zu ziehen, wie die Ordensgesandten

1) Exekutorial-Pönal-Mandat des kaiserl. Kammergerichts an die preußischen Stände, Speier 1534 Juli 6. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 1.) Johann Wüst, Advokat und Prokurator am Kammergericht, an H. Albrecht, Speier 1534 August 23 (ebenda).

2) Prokurator Johann Helfmann an H. Albrecht, Speier 1535 April 17 (ebenda).

natürlich erhofften, und worauf sie bereits in Spanien, viel mehr aber noch beim Kammergericht und bei den ihnen befreundeten deutschen Fürsten und Ständen hingesteuert hatten. Wir sahen bereits, wie wenig Verständniß Karl für diese entlegenen Gebiete und für die Erhaltung des Deutschtums dort besaß. Um den ihm nahe stehenden Fürsten und Gleichgesinnten gefällig zu sein, deren Unterstützung er für seine weltumspannenden Pläne gebrauchte, aus religiöser Tendenz und der Absicht, welche er geäussert haben soll, als er Spanien verließ und nach Italien und Deutschland zog: „um die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen" und die Lutheraner auszurotten[1]), hat er jenen Schritt gethan. Selbst zu den Waffen zu greifen, gegen dasselbe Land, welchem Kaiser und Päpste einst die Pilgerscharen zu Kampf und Sieg, zu harter Kulturarbeit zugeführt hatten, dieser Gedanke lag ihm schon um Polens willen fern.

Immer näher rückten die Türken, die Erbfeinde der Christenheit, den habsburgischen Erblanden. Die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn gegenüber seinem Schützling Zapolya, der ihm bequemer gewesen wäre, gab der Großherr rächen zu wollen vor. Noch stand die Belagerung Wiens wie ein Warnungszeichen in aller Gedächtnis. Ja, auch Polen schien, im Geheimen wenigstens, den Gegenkönig Zapolya, des Königs Sigismund Schwager, zu begünstigen. Die Zusammenballung der österreichisch-spanischen Macht und die Vereinigung Ungarns, Böhmens und Oesterreichs in der Person und Hand König Ferdinands drückten auf Polens Grenzen. Ueberhaupt verwand man es in Polen nur schwer, die beiden benachbarten Reiche, welche ein Jahrhundert lang im Besitze des Hauses Jagiello gewesen waren, von nun an in deutschen Händen sehen zu müssen. Sozusagen mit bittersüßem Gesicht mußten die leitenden polnischen Kreise sich in das Unvermeidliche fügen.[2]) Die

1) Ranke, Deutsche Geschichte II. 228.

2) Mission König Sigismunds auf Szydłowiecki an König Ferdinand, Krakau 1527 Februar 24. (Acta Tomiciana IX. 49.)

Szene aus dem Schlosse zu Valladolid vom 29. April des Jahres 1527, als Kaiser Karl dem polnischen Gesandten Dantiscus absichtlich den Rücken zuwandte, hat ihren faktischen Hintergrund. Die Besorgnis des Kaisers und seiner Staatsmänner vor polnischen Machenschaften auf Böhmen und Ungarn war nicht so gänzlich unbegründet.[1] Doch um seines Bruders willen, um die natürlichen Reibungsflächen zwischen Oesterreich und seinen Nachbarn nicht zu vermehren, durfte Karl es mit der Krone Polen nicht verschütten.

Zu der allgemeinen politischen Rivalität und den nationalen Antipathien, welche in den Beziehungen zwischen Oesterreich und Polen bald mehr, bald minder sich fühlbar machten, kamen indessen noch andere Differenzen und Streitigkeiten hinzu, welche an dem durch die bekannten Familienverbindungen aufgespeicherten Kapitale der Freundschaft zehrten. Da war es einmal die Barische Frage, welche die Gemüter trennte, der Kampf um das neapolitanische Erbteil der polnischen Königin Bona Sforza, einer echten Virago im italienischen Sinne, welcher in jungen Jahren bereits ein schmeichelnder Hofpoet vorher gesagt hatte, sie sei geboren, um über Männer zu herrschen.[2] Von der heißblütigen, nach der Herrschaft strebenden, fast manngleichen Italienerin temperamentvoll geführt, hat dieser Streit nicht selten die Beziehungen Polens zu Kaiser Karl auf Wochen und Monate hinaus getrübt. Erst mit ihrem Aufbruch in ihr schöneres Heimatland, im Februar des Jahres 1556, nachdem sie mit ihrem Sohn, dem neuen König, vollends verfallen war und keine Bethätigung mehr für ihren Ehrgeiz hatte, schwand dieser Grund zu diplomatischen Schwierigkeiten.

1) Dantiscus an König Sigismund, Valladolid 1527 Mai 6. (ebenda IX. 155.)

2) J. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien Seite 115 und Przezdziecki, Jagiellonki polskie w. XVI. w. I, 55 ff. 74 ff. II, 17 ff. und 215 ff. III, 115 ff. V, 3 ff. auf Grund der Acta Tomiciana IV—XI, sowie polnischer und Wiener Archivalien. Aus den Acta Tom. vergl. besonders die Berichte des polnischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Johannes Dantiscus und seine Schreiben an Bona (Bd. IV—XI).

Aber noch näher wurden die Interessen Polens durch den späteren ungarischen Thronstreit mit dem Hause Habsburg und König Ferdinand berührt. Auch hier war es wieder die Königin Bona, welche die Feuer schürte. Daß ihre Lieblingstochter Isabella, die erstgeborene, seit 1539 Gemahlin des Prätendenten Johann Zapolya, auf die sich das italienische Blut der Mutter am meisten vererbt und in deren Gestalt und Geistesanlagen Bona ihr Ebenbild sah, mitsamt ihrem Enkel Johann Sigismund das Schicksal der Verbannten und Vertriebenen teilte, daß sie ins „Elend“ hatten gehen müssen, das konnte die empfindsame lebhafte Wälsche, die Mutter in ihr, nicht verwinden.[1]) Aus dem ungarischen Thronstreit floß auch einer der Gründe für den Zwist der beiden königlichen Ehegatten her. Denn während Sigismund das ihm lieb und bequem gewordene gewohnte Verhältnis zum Hause Habsburg nicht aufgeben wollte, drängte die Königin in ihrer energischen, temperamentvollen Art mit allen Gegenmitteln nach Frankreich und zum Sultan hin, den natürlichen Bundesgenossen ihrer Tochter Isabella[2]). Die Politik der Wiener Hofburg und des Kaisers mußte daher mit aller diplomatischen Kunst verfahren, um ihre Herrschaftsziele in Ungarn durchzusetzen, ohne es indessen zum völligen Bruch mit Polen kommen zu lassen, indem sie dem König die Wage gegen seine Gemahlin hielt und an anderen Stellen Schwierigkeiten zu machen vermied.

Nur kurz erwähnen wollen wir hier die österreichischen Ansprüche auf Masovien, welche dem polnischen König und seinen Räten stets einen Stich ins Herz versetzten, wenn Kaiser Karl und Ferdinand mit diesen Prätensionen kamen. Als ob

1) Przezdziecki, a. a. O. I, 63, 76—82, 92 ff. II, 17 ff. V S. III ff. Fessler, Gesch. von Ungarn VI, 500 ff. von Buchholtz, Gesch. Ferdinands I. Bd. III, 145 ff. Kürzlich ist (Budapest, 1901) von Andreas Verress eine Biographie der Königin Isabella (Izabella Kiralyne 1519—1559) in den Magyer törteneti eletrajzok (Ungarische historische Biographie) erschienen, welche diese Wirren schildert und demnächst auch in polnischer Uebersetzung erscheinen wird.

2) Przezdziecki-Szujski, a. a. O. V. S. IV.

das Erbe ihrer masovischen Stammmutter Cimburga einen ganz besonderen Anreiz auf beide geübt hätte, an die sie doch schon, vor Allem den Kaiser selbst ein eigenartiges Vermächtnis tagtäglich gemahnte, die starke Habsburgische Unterlippe, in welcher die masovische Piastin ihr Geschlecht und ihr Blut, ihren Typus bis in die fernsten Generationen des Hauses Habsburg nachhaltig durchgesetzt hat[1]. Im Grunde wird das Hervorkehren und die Wiederbelebung der masovischen Ansprüche von Seiten der Habsburger aber nichts anderes gewesen sein, als ein Gegenzug und ein Aequivalent gegen die beständigen Querelen Bonas um Bari und König Sigismunds Forderung der schlesischen Fürstentümer Auschwitz und Zator[2].

Auch die Zugehörigkeit Danzigs und Elbings zur Krone hat einen latenten Konflikt zwischen ihr und den Habsburgern hervorgerufen. Kaiser Karl und das Kammergericht schienen mit ihren Gedanken noch tief in der Vergangenheit zu leben, wenn sie in gewissen Zeitabschnitten an beide Städte Mandate und Verhaltungsbefehle erließen, ganz als ob das heilige römische Reich es verstanden hätte, diese beiden Centren des östlichen Handelsverkehrs sich zu erhalten. Man scheint bereits zu verschiedenen Malen in Polen geglaubt zu haben — so z. B. im Jahre 1548, als gleichzeitig auch die Wogen des Streites um Preussen hoch gingen — daß der Kaiser, der Sieger von Mühlberg, sich mit Anschlägen auf Danzig und Elbing und weiter auf das Herzogtum beschäftige. Dringende Warnungsrufe gelangten von überall her auf den

1) Przezdziecki, a. a. O. I, 54. Ottokar Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, Berlin 1898, S. 402—405.

2) Instruktion Königs Sigismund auf Christoph Szydłowiecki, Grosskanzler der Krone Polen, an den neuerwählten König Ferdinand von Böhmen, Krakau 1527 Februar 24 (Acta Tomic. IX, 47—52). Dantiscus an König Sigismund, Valladolid 1527 Mai 6 (ebenda IX, 157) ferner X, 296 u. s. w. Bdetr. Auschwitz und Zator vgl. Tomicki und Szydłowiecki an H. Albrecht, Petrikau 1527 Januar 24 (ebenda X, 6 u. 7, wo aber das Datum fehlt). — Ueber die Grundlagen des Streites zwischen Polen und Böhmen um Auschwitz und Zator vgl. Grünhagen u. Markgraf, Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens II, 577—622.

Reichstag nach Petrikau. So hatten hebräische Handelsleute, welche in den polnischen und littauischen Städten zahlreich saßen und weit herum kamen, zu berichten gewußt, daß Karl mit den Herzögen von Pommern wegen freien Passes für Kriegsvolk und Proviant nach Pomerellen und Preußen in Verhandlung stehe. Die Räte und Großen der Krone rieten bereits zu einem Bündnis mit den Woiwoden der Wallachei und dem türkischen Sultan.[1])

In diesen Kreis der politischen Mißverständnisse zwischen den beiden Nachbarreichen gehörtauch die preußische Frage, die nachhaltigste und längste unter ihnen, die uns hier eben beschäftigt.

Ja, selbst die Momente und Bindelinien, welche als Brücke zwischen den Häusern Jagiello und Habsburg gedacht waren und die der alternde Sigismund in schwerem Kampf mit seiner Gemahlin glücklich durchgesetzt hatte, die dynastischen Allianzen schlugen ins Gegenteil um und wurden der Grund zu mancher Verstimmung. Denn zwischen der ersten Gattin des Sohnes, der „schönen Elisabeth", einer Tochter König Ferdinands und ihrem jungen Gemahl, dem polnischen Thronfolger, stand, die beiden trennend und den Sohn beherrschend, seine eigene Mutter.[2]) Unter dem Zwiespalt dieser Ehe litt das ganze Land und nicht zuletzt die Beziehungen zum Hause Oesterreich.[3])

1) Scriptores Rerum Polonicarum I, ed. J. Szujski. Przypisy do dyaryusza sejmu piotrk. 1548 S. 286. Im Uebrigen Acta Tom. IX, 32 ff., 156, 187. 254 (verschiedene Berichte des Dantiscus). Karl V. an das Kammergericht, Valladolid 1527 Mai 21 (ebenda IX, 187 u. 188.)

2) „Die Verbindung mit dem Kaiserhause war seit Langem das Ziel der heißesten Wünsche Sigismunds I" sagt Joseph Szujski bei Przezdzieki, a. a. O. III, 101, 164, V S. XXX—XXXIV. Die Verlobungsabrede hatte schon 1530 stattgefunden.

3) Przezdziecki V S. XXXV ff. (Die Briefe des Sekretärs der Elisabeth Marsupini an König Ferdinand.) Karge, Kurbrandenburg und Polen. Die polnische Nachfolge und preussische Mitbelehnung 1548—1563 in Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte XI, 111 ff. Nach zweijähriger Ehe starb bereits die junge unglückliche Fürstin an dem damaligen Erbübel des Hauses Habsburg, der Epilepsie, am 15. Juni 1545.

3) Vgl. den von Szujski nach Archivalien des Haus-, Hof- und Staatsarchives zu Wien mitgeteilten Schriftwechsel Marsupinis mit Ferdinand und

Nicht viel anders stellt sich das Bild der dritten Ehe Sigismunds Augusts in ihren Nachwirkungen auf das Verhältnis zu Karl und Ferdinand. Nach kurzer und glücklicher Ehe mit Barbara Radziwil, die ihm nur durch den Lärm und den Ansturm seiner polnischen Stände vergällt wurde, war er wieder zu der Verbindung mit dem Hause Oesterreich zurückgekehrt, und hatte im Jahre 1553 sich mit einer Schwester seiner ersten Gemahlin, der soeben verwitweten Herzogin Katharina von Mantua, vermählt.[1]) Diesmal aber war es die Königin-Mutter nicht, von deren unheilvollem Einfluss er sich inzwischen befreit hatte, welche ihn von seiner dritten Gattin trennte, sondern eine unüberwindliche Abneigung gegen sie. Vom König völlig verlassen, war sie zum Schluß aus dem Lande gezogen, das ihr keine zweite Heimat bot. Die unausbleiblichen Reibungen und Mißhelligkeiten eines solchen Verhältnisses hatten dem Verkehr der beiden Häuser bereits ihre Signatur gegeben, noch als die Königin im Lande weilte, nach ihrer Entfernung an den Wiener Hof erkaltete dann auch der letzte Rest der anfänglichen Intimität der dynastischen Eamilienbziehungen zu einander. König Ferdinand und sein Sohn Maximilian mußten taktvoll an sich halten und Dynastie und Staat zu trennen wissen, um nicht persönlichen Stimmungen nachzugeben und die dynastische Disharmonie, die ihr Verhältniß zum letzten Jagiellonen nun einmal vergiftet hatte, auf das politische Gebiet und auf die allgemeinen Verhältnisse zu übertragen. Bei der Empfindsamkeit und schweren Behandlungsweise des mit dem Alter noch mißtrauischer werdenden Königs Sigismund August traf jeder Anstoss, jede Forderung auf eine starke Resonanz bei ihm, die augenblicklich widerhallte und gleichsam ihre Tonwellen weitergab, auch auf seine Politik hinüber.

wiederum Ferdinands mit Sigismund I. (Przezdziecki, V. Dodatki II, 23 ff.) Instruktion K. Karls für Adam Carolus, Sekretär und Rat des römischen Königs, 1544 April 30. (Ebenda V S. XLIX ff.).

1) Lachowicz, Listy Sigmunta do Mikołaja Radziwiłła. Wilno 1842. Górnicki, Dzieje w Koronic polskiej 59 ff. Przezdziecki, a.a.O. II, 3 ff. u. 22 ff.

2) Lachowicz, a. a. O. 61/63. Przezdziecki, a. a. O. II, 3 ff. 29/33, 215 ff.

Wollten die Habsburger ihn und ihre geheimen Hoffnungen nicht aus den Händen lassen, so mußten sie bemüht sein, diese Spannung durch ein Nachgeben an anderen Stellen zu parallysieren. Das ist denn auch der preussischen Frage und Herzog Albrecht zu gut gekommen.

Für das gegenseitige Ringen der verschiedenen politischen Parteien am polnischen Hofe im Hinblick auf Oesterreich sind die dynastischen Allianzen besonders bezeichnend, an welche man unter dem vorwiegenden Einfluß Bonas und ihrer Günstlinge, des Kastellans Opalinski, welcher zugleich ihr Geliebter war, und des Erzbischofs Gamrat von Gnesen in Krakau und Wilna dachte. Bis auf die Werbung des Pfalzgrafen Friedrich[2]) verfolgten sie unter Bonas Aegide sämmtlich eine ausgesprochen antihabsburgische Tendenz, sie wollte sich in ihnen ein neues Gegengewicht gegen den ihr persönlich, wegen Bari verhaßten Kaiser und gegen Ferdinand, den späteren Gegner ihrer ungarischen Tochter[3]) schaffen. Frankreich und König Franz, dessen zweiten Sohn, wenn nicht ihn selbst man mit der Prinzessin Hedwig, der Tochter von Sigismunds erster Gemahlin Barbara Zapolya vermählen wollte, spielten eine Hauptrolle in ihren Plänen.[4]) Dieselbe Tendenz lag der Absicht zu Grunde, Hedwig, welche im Jahre 1535 Gemahlin des Kurfürsten Joachim II von Brandenburg wurde, — auch die Rigaer Stände hatten für Markgraf Wilhelm an sie gedacht[5]) — mit dem jungen König Gustav Wasa von Schweden zu vermählen.[6]) Wenn zu Gunsten dieses Entwurfs von polnischer Seite die Hoffnung geäußert wurde, in dem jungen Wasa einen

1) Przezdziecki, a. a. O. III, 116 u. 127.

2) Ebenda V S. XIII.

3) Die Vermählung Isabellas mit Johann Zapolya fand 1539 statt.

4) Przezdziecki, I, 76 ff. Acta Tom. IX, 21 u. 22 u. Charrière Négociations de la France dans le Levant I, 149 u, Anm. (Paris 1848).

5) Darüber in der demnächst erscheinenden Biographie des Markgrafen Wilhelm.

6) Acta Tomic IX, 22. König Sigismund an König Johann von Ungarn, 1527.

Bundesgenossen gegen Moskau zu gewinnen,[1]) so hat man im Stillen dabei doch zugleich an die Habsburger gedacht, welche in Preußen und Polen schon damals in dem Verdacht einer geheimen Verbindung mit dem russischen Großfürsten standen.[2]) Ebenso gehört die wegen derselben Prinzessin mit den Herzögen von Bayern geführte Verhandlung hieher.[3]) Auch diese fühlten sich in jenen Jahren durch den massiven Druck der habsburgischen Hausmacht beengt und wurden Rivalen Ferdinands bei der Bewerbung um die römische Königskrone. Erst, als der Einfluß Bonas gebrochen war, hörte das Schielen nach Frankreich und nach den übrigen Gegnern Habsburg auf. Die späteren Ehen der polnischen Königstochter — schon die kurbrandenburgische war zum Teil sein Werk — hat fast sämtlich Herzog Albrecht vermittelt, der sich, freilich nicht ohne Eigennutz, als ein unermüdlicher Freiwerber für seine Verwandten erwies. Er wußte, daß er aus diesen Bemühungen und den durch ihn zu Wege gebrachten dynastischen Allianzen seinen Vorteil zöge und verstand es geschickt, sie mit hohen Zinsen für seine Zwecke bei der Krone Polen zu belasten[4]).

---

1) Ebenda.

2) Die Friedensvermittelung zwischen Polen und Moskau, welche die beiden Habsburger 1526 übernommen hatten, (vgl. Karamsin, Gesch. Rußlands VII, 114—117; Herbersteins Rerum Moscoviticarum Commentarii S. 99 ff. u. Selbstbiographie) gaben den Anlaß zu diesem Verdacht. Vgl. den Riesenbericht des Johannes Dantiscus an König Sigismund, Valladolid, 1527 August 17 (Acta Tom. IX, 263.) H. Albrechts Werbung durch Eicke von Reppichau an den König von Polen, 1527 Oktober (ebenda IX, 313) und Sigismunds Antwort, Radom 1527 November 7 (ebenda IX, 325—327). Die Mission Stephan Klimschitz 1530 hat den Verdacht vermehrt.

3) Ihr Anfang fällt in das Jahr 1528. K. A. von Muffat, Korrespondenz und Aktenstücke zur Geschichte der politischen Verhältnisse der Herzöge von Bayern zu König Johann von Ungarn. München 1857 S. 55 ff. H. Dalton, Lasciana. Berlin 1898 S. 133, 191—192, 248. Acta Tom. IX, 54 ff. u. Bd. X.

4) Ueber diese Thätigkeit Albrechts, welche die größte Wirkung auf die Politik der östlichen und nördlichen Mächte in der Folge ausgeübt hat, ein anderes Mal.

Um so gefährlicher aber waren solche Schwankungen der polnischen Politik vom Standpunkt der Habsburger aus betrachtet, als alle ihre Gegner und Widersacher nur auf den Augenblick lauerten, da die persönliche Strömung der Königin wieder an die Oberfläche und zu Einfluß kam. Mochte auch Sigismund — man darf es wohl annehmen — mit gutem Gewissen wiederholt versichern, daß er an allen den Machenschaften gegen Kaiser Karl und König Ferdinand seinerseits ganz unbeteiligt sei, so hätte er doch für eine gewisse Partei an seinem Hofe die Garantie nicht übernehmen können. Wie durch ein unsichtbares, geheimes Band wurden alle Feinde des Hauses Habsburg zusammengehalten, so verschieden auch die Gründe ihrer Gegnerschaft im Einzelfalle waren. Nicht als ob diese Fäden auf einmal gesponnen wären und in einem bestimmten Moment planmäßig zu einem festen Gewebe sich verdichtet hätten, um den Gegner mit einem Schlage niederzudrücken. Zum Glück für die Habsburger traten sie oft genug zu verschiedenen Zeiten, und außerdem dann noch oft als bloße Symptome und Neigungen zu gemeinsamem Handeln auf, wie Wasserblasen, die, eine nach der andern, an der Luft zergehen. Den König Franz von Frankreich und den ungarischen Prätendenten,[1]) dann wieder die nordischen Mächte Schweden und Dänemark,[2]) König Heinrich VIII. von England,[3]) den türkischen Großherrn[4]) sowie den Woiwoden der Wallachei,[5]) gelegentlich auch wohl den Papst und Venedig, von deutschen Fürsten die baierischen Herzöge, und einige Jahre später die Religionsverwandten des Schmalkaldener Bundes, vor

1) Ueber das Bündnis der Könige Franz und Johann s. Charrière, a. a. O. 147—176.

2) Für den Gedanken einer Allianz mit Dänemark und Schweden vgl. Acta Tom. IX, 21—22, 311.

3) Das englisch-französische Bündnis in polnischer Beleuchtung s. Acta Tom. X, 46.

4) Der Plan, die Türkei gegen Karl und Ferdinand ins Feld zu führen, taucht in Polen öfters auf s. Acta Tom. X, 3 ff.

5) Das polnisch-wallachische Bündnis vom J. 1529 s. Acta Tom. X, 10.

Allem Sachsen und Hessen,[1]) die Evangelischen in der Schweiz, ferner die Mitglieder des Fürstenbundes, Kurfürst Moritz und Markgraf Johann und Kurfürst Friedrich von der Pfalz,[2]) sehen wir in Beziehungen zur Krone Polen treten. Nicht immer war es aktiv beteiligt, aber umworben wurde es von diesen Fürsten und Mächten, welche einen Bundesgenossen gegen das habsburgische Machtsystem in ihm zu gewinnen hofften, und häufig genug glaubten Karl und Ferdinand sich zu der Annahme berechtigt, daß es ihren Feinden und Widersachern thatsächlich näher stehe als ihnen.

Die jüngere polnische Generation war die eigentliche Trägerin dieser Habsburg feindlichen Richtung. Auch hier wieder trifft die aus dem Jungbrunnen aller Kultur und Wissenschaften aus Italien gekommene und im Lande gepflegte freiere humanistische Geistesrichtung, als deren Vertreterin wir die Königin Bona gewissermaßen betrachten können, mit der aus dem deutschen Gemüt entsprungenen und durch die immanente Kraft deutscher Geistesschärfe genährte Reformbewegung zusammen. Männer, wie Johann Laski und sein Bruder Hieronymus, der rührige Agent und Feldherr des Prätendenten Zapolya, welche diesen modernen Zug bis ins Herz des Zarenreiches, bis nach Moskau in die Kreise Maxim Greks, jenes frei gerichteten, hochgebildeten Griechen wie der italienischen Renaissancebaumeister, welche an der Zarenfeste, am Kreml, bauten, trugen[3]), nicht minder die Zugehörigen des Trzecieskischen

1) Otto Winkelmann, Der schmalkaldische Bund 1530—1532 und der Nürnberger Religionsfriede, Straßburg 1892 S. 71—78, 82, 160 ff. 211 ff. v. Buchholtz, a. a. O. Bd. III u. 10.

2) J. Voigt, Der Fürstenbund gegen K. Karl V. in Raumer's Histor. Taschenbuch, 3. F. 8. Jahrg. (1857) 23 u. 176. H. Kiewning, H. Albrechts von Preußen u. Markgraf Joachims von Brandenburg Anteil am Fürstenbund gegen Karl V. 1547—1550. Königsberg 1889 S. 16 ff.

3) Vgl. Johann Laski an Bonifaz Amerbach, (den Baseler Freund und Buchdrucker des Erasmus), Krakau 1527 März 30 Dalton, Lasciana 102 u. 103. Ueber Amerbach vgl. Burckhardt-Biedermann, Woltmanns Werk über Holbein u. s. w. Ueber die Bedeutung Maxim Greks für Moskau und seine

Freundeskreises in Krakau und ihre Anhänger im Lande, in Großpolen die Górkas — kurz die Mehrzahl der Neugläubigen, Reformierte und Lutheraner — stellen sich als Gegner Habsburgs dar. Erst zu den Zeiten Kaiser Maxmilians II., der diesen Kreisen des polnischen Adels und der polnischen Intelligenz durch seine Glaubensrichtung näher stand, haben die Linien dieser Parteistellung sich verschoben, ohne zur völligen Klarheit freilich zu kommen, da nationale Instinkte und Antipathieen sich wieder zwischenmischten. Wir hoffen dieser so eigenartigen, weit und in die Tiefen reichenden Verquickung kultureller und politischer Berührungen und Fäden in einem ausführlichen Bilde noch einmal nachzugehen.

Durch diese verschiedenen Komplikationen war nun den Habsburgern eine natürliche Schranke in ihren Beziehungen zur Krone Polen gesetzt. Die mehrmals zum Zerreißen straff gespannten Saiten mußten vorsichtig gelockert werden, um nicht den Einsatz zu verlieren, der in den späteren Zeiten der preußischen Frage ganz besonders hoch und kostbar war — es handelte sich nämlich um die Nachfolge Habsburgs in Polen. Ueberdies aber hätte der König als Lehnsherr über das Herzogtum seinen Lehnsvasallen in seinen Schutz und Schirm nehmen müssen.[1]) Auf dem Reichstag zu Speier des Jahres 1544 hat es der polnische Gesandte Mißkowski sogar einmal ganz offen ausgesprochen und es dem Kanzler Granvella bei den Verhandlungen über die Aufhebung der Acht und die Belehnung des neuen Meisters direkt ins Gesicht gesagt: „Wer den Herzog von Preußen schmäht, den kann auch der König von Polen nicht

---

Thätigkeit und Schicksale als Bibelübersetzer dort, giebt es eine ganze Litteratur. Wir wollen nur auf die betreffenden Partieen bei Pypin und Porfyrjew hinweisen. (Пыпинъ, Исторія русской литературы — soeben erscheint die zweite Ausgabe — u. Порфирьевъ, Исторія древней русской словесности S. 263 ff.). Die Werke Maxims des Griechen sind 1859—1862 herausgegeben. Ueber die polnische Reformation vgl. die beiden Werke von Ljubowitsch, Исторія польской реформацій (Warschau 1883) und начало катол. реакцыи. (Warschau 1900).

1) von Buchholtz, a. a. O. Bd. I, 344 ff.

ehren."[1]) Die Interessen Polens und Preußens deckten sich trotz mancher andern Differenz, die auf politischem wie religiösem Gebiet zwischen ihnen bestand, dem Kaiser und den Machenschaften des Ordens gegenüber. Aber eine weitere Frage war es, ob nicht der Kaiser andere, ihm und dem römischen Glauben ergebene Fürsten anreizen würde oder ihnen nach ihrem Willen und behilflich wäre, ohne selbst dabei hervorzutreten, wenn sie sich anschickten, Preußen wieder unter ihre Hand zu bringen und von den Ketzern zu befreien. Selbst wenn der Kaiser sich auch hier wegen der Möglichkeit, es mit Polen zu verderben, Beschränkungen auferlegen mußte, so barg seine Gegenstellung doch immer große Gefahren für Albrecht in sich.

Weite Fäden waren es, zwischen denen das Herzogtum Preußen mitten inne lag. Nicht nur der persönliche Drang und die Neigung Albrechts, hohe Politik zu treiben und wie ein Gernegroß phantastischen Plänen und weiten Zielen nachzustreben, die zu dem Umfang seines Landes in keinem Verhältnis standen, vielmehr seine Lage an und für sich, das Mitteninliegen zwischen den verschiedenen Weltsystemen und Geistesrichtungen, zwischen der germanischen und slavischen Welt, zwischen den weltumspannenden Plänen Habsburgs und der unvermeidlichen Reaktion seiner Gegner, nicht zu vergessen die Antagonien der

---

1) Bericht des preußischen Gesandten Ahasverus Brant über seine Thätigkeit am Speierer Reichstag des Jahres 1544, Ende Juni (St.-A. Königsberg Herzogl Briefarchiv Ha.) Auch dem Papst gegenüber hat Polen diesen Standpunkt stets vertreten. Vgl. Erzbischof Johannes Laski von Gnesen an H. Albrecht, Gnesen 1525 Oktober 28. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B. 2. und H. Albrechts Antwort an Laski vom Dezember 1525 (St.-A. Königsberg Ostpreuß. Fol. 46—49.) Vgl. Acta Tom. VII S. 257—258 und 282—286. Wir kommen auf diesen Schriftenwechsel zwischen Laski nnd H. Albrecht noch in unserer „Politischen Korrespondenz H. Albrechts mit Polen" zurück. Beinahe noch nachdrücklicher bringt König Sigismund selbst das Verhältniß in seinem Schreiben an den Erzbischof Blankenfeld von Riga vom 7. September 1526 zum Ausdruck: Er habe kein Interesse daran, was in Preußen gegen den Orden und den apostolischen Stuhl geändert wäre und würde den Herzog mit seiner ganzen Macht schützen, wenn dieser wegen seines Verhältnisses zur Krone Polen angegriffen würde.

alten und neuen Kirche, das alles hat ihn geradezu gezwungen, nach allen Seiten, nach Norden und Süden, nach Osten und Westen, hier bis Blois und Paris, dort bis nach Moskau, ferner nach Kopenhagen und Stockholm und gleichzeitig wieder bis nach Tergovist, der Hauptstadt des Woiwoden der Wallachai seine Hände auszustrecken. Seine scheinbar gefährdete Stellung bedingte den Kreis einer solchen umfassenden Thätigkeit; ja schon gegen Polen war es ratsam, sich noch ein zweites Eisen im Feuer zu halten.

Noch niemals ist die Stellung und Persönlichkeit des Herzogs unter diesem Gesichtswinkel geschildert und von diesem Hintergrunde abgehoben worden. Und dennoch hat das Verhältnis zwischen Polen und dem Kaiser, hinter welchem er immer die Deutscherren sah, sowie die Frage, wie er sich am besten zwischen diesen grossen Machtpotenzen einrichten könne, sein ganzes Leben beherrscht. Jeder Akkord, wie auch immer er zwischen den Häusern Jagiello und Habsburg angeschlagen werden mag, klingt in ihm nach. Jede Verschlechterung der jeweiligen Beziehungen versetzt ihn in Furcht und Angst und bei ihrer Besserung fällt ihm eine Last von seiner Seele. Ueberall hat er Kanäle und Quellen, aus denen er seine Nachrichten schöpft, und aller Orten Agenten, die sie ihm zutragen. Nichts ist ihm unwichtig. Bei dem kleinsten Ereignis, das sich zwischen den beiden Reichen abspielt, ermißt er, kalkuliert und rechnet er, welche Folgen es für sein Herzogtum haben werde und wie er ihnen begegne, falls sie schädlich sind. Bei dem Gegensatze der beider Häuser und seiner politisch verschiedenen Stellung zu ihnen den richtigen Weg zu finden, war durchaus nicht immer leicht. In ruhigen Zeiten ergab die Entscheidung der Alternative sich natürlich noch eher, als in den Kriegsperioden, wenn beide Teile, wie z. B. im ungarischen Thronstreit in entgegengesetztem Sinne auf ihn einszuwirken suchten und ihre Forderungen an ihn stellten. Da galt es denn äußerst diplomatisch und vorsichtig zu Werke zu gehen, um Niemanden ganz zu verletzen. Bei dem geringsten Mißgriff hatte Albrecht sofort den Rück-

schlag in der preußischen Frage zu verspüren. Entweder wurde der Kaiser dringlicher und der Orden sofort lauter in seinen Demonstrationen, oder Polen lauer in seiner Abwehr. Wir haben nur andeuten wollen; die näheren Ausführungen werden wir an anderer Stelle bringen müssen.

Herzog Albrechts Verhalten und sein Sichhineinmischen in die Fragen der damaligen Weltpolitik sind nur zu verstehen, wenn man sein Verhältnis zum Kaiser und Orden — beide Begriffe sind häufig gleichbedeutend für ihn — in Anschlag bringt. Nach dem jeweiligen Augenmaß, mit dem er ihre vermeintlichen Pläne und Umtriebe sieht, stellt er seine Maßnahmen ein. Sein Verhältnis zu ihnen bildet den Grund und den Angelpunkt für seine gesamte Politik. Ihm ordnet sich alles Uebrige unter. Von hier aus kommen die Reflexe zu Stande, welche seine Haltung den Fürsten und Ständen des römischen Reichs wie der polnischen Krone gegenüber bestimmen. Wir wollen hier nur die Rückwirkung im Hinblick auf Polen berühren; die zu den deutschen Fürsten hinüberführenden Fäden werden von befreundeter Seite geschildert werden.

Insbesondere gab ihm sein Verhältnis zu Kaiser und Orden ein vortreffliches Mittel an die Hand, um auf die Richtung seines Lehnsherrn und der Krone einen Einfluß zu gewinnen, der mehr als merkwürdig ist, bisher aber kaum geahnt wurde. Gleichsam Hebel und Werkzeug war es, mittelst dessen er seinen Willen und seine politische Richtung in Polen durchzusetzen suchte. Nur Dank der beständigen Hinweisungen auf diese Gefahr hat er vor Allem sich erst die Möglichkeit und freie Hand zu seiner deutschen Politik, dem Festhalten an den nationalen Tendenzen und Ueberlieferungen bei Polen erwirkt. Durch seine unablässigen Warnungsrufe sucht er die Aufmerksamkeit und die Blicke der polnischen Staatsmänner von andern Vorgängen, die noch ganz im Geheimen bleiben sollten, von den Verhandlungen abzulenken, die er im Augenblick mit den deutschen Religionsverwandten pflegte, oder er suchte die Krone mit ihrer Hilfe auch einmal ganz in die Irre zu

führen. Kaiser und Orden wurden ihm Vorwand und Auskunftsmittel für seine Verbindungen mit den deutschen Fürsten, die er König und Krone ohne dieses Beschönigungsmittel sonst nicht hätte ahnen lassen dürfen. Ohne das Schreckgespenst, das die Gestalten des Kaisers und des Deutschmeisters trug, hätte er den Verträgen und Bündnissen mit den deutschen Religionsverwandten auf keinen Fall beitreten dürfen, nachdem er sich einmal im Krakauer Frieden gewisser Kennzeichen seiner Souverainetät, darunter auch des Rechts, ohne Einwilligung der Krone Polen Bündnisse mit fremden Fürsten einzugehen, begeben hatte. Allein dem Vorhandensein dieser Gegner hat er die nahe Stellung zur Krone Polen häufig zu verdanken, welcher er mit Hülfe seiner besonderen Freunde, des Großkanzlers Szydłowiecki und später durch die in den Kreisen des Ritterstandes und unter den weltlichen Senatsmitgliedern gewaltig wachsende Anhängerschaft des Evangeliums die in seinem Interesse liegende Richtung zu geben suchte. Durch seine Warnungsrufe, die er nach Polen hinübergab, manchmal noch eindringlicher und in besorgterem Tone, wenn es in seinem Iuteresse lag, als wie sie ihm zu Ohren gekommen waren, war er vor Allem bemüht, den schon damals schwerfälligen Apparat der polnischen Defensionsverhältnisse vorwärts zuschieben und „in das ewig tobende Meer" der polnischen Reichstage glättendes Oel zu gießen. Sehr häufig, ja, in den meisten Fällen waren seine Warnungen ächt und wirklich gemeint, mitunter haben sie ihm aber auch nur als Vorwand gedient, unter dessen Deckung er von einem Zwange, den ihm sein neues Verhältnis zu Polen auferlegte, befreien wollte. So hob er z. B. die angeblich schwere Gefahr, die vom Kaiser und Orden drohte, regelmäßig mit Erfolg hervor, wenn die Krone ihn drängte, die preußischen Völker für die polnischen Kriegsschauplätze im Süden und Osten des Reichs ihr zur Verfügung zu stellen: Er dürfe — so hieße es dann beinahe jedes Mal — sein eigenes Land nicht entblößen, sondern müsse dessen Grenzen, die sich in höchster Gefahr befänden, verteidigen.

Albrecht hatte ja gar kein Interesse daran, die Krone und seinen Lehnsherrn von allen Gefahren und Beschwernissen, vom Tataren, Türken, Wallachen und Moskowiter, gänzlich befreit zu sehen, sie hätte dann nur ihre Vollgewalt ihn um so rücksichtsloser fühlen lassen. Schon gleich in den Jahren 1527 und 1528 spielt dieses Moment eine Rolle, als König Sigismund zufolge der Bitten des Königs Johann ihn gern gegen Ferdinand von Oesterreich ins Feld geschickt hätte.[1])

Begreiflich, daß gerade nach Siegen Kaiser Karls oder in Momenten, da die habsburgische Hausmacht durch glückliche Verhandlungen und Friedensverträge in mächtigem Aufschwung begriffen war, die Warnungsrufe sich mehrten und Albrecht geschäftiger und beweglicher denn sonst durch seine Agenten und Freunde in Polen alle Hebel in Bewegung setzte. Natürlich hatte der Orden die Konstellation sofort benutzt, weil der Kaiser seine Hände frei zu haben schien, um mit Waffengewalt in die preußische Frage einzugreifen und sein kaiserliches Wort, das er gegen den Geächteten verpfändet hatte, zu erfüllen. Es war ein ewiges Spiel zwischen Wellenberg und Wellenthal, Bewegung und Ruhe lösten sich in dem Gang der Ereignisse ab.

Bevor man noch auf dem Reichstag zu Speier im Jahre 1526 die Waffen in Gestalt von juristischen Deduktionen und scharfen Reichstagsreden gekreuzt hatte, hatte bereits das eigenartige Wechselspiel zwischen Albrecht und der Krone schon begonnen, das manchmal auch zur Komödie wird. Bereits im Frühling des Jahres hatte Albrecht sich erboten, alle Meldungen und bedrohlichen Nachrichten, die er über Intriguen und Machenschaften gegen Preußen und Polen oder über militärische Rüstungen aus Deutschland und Livland erhalte, dem Könige und seinen leitenden Staatsmännern, insbesondere den ihm befreundeten Großkanzler Christoph Szydłowiecki — beide nannten einander sich mit dem vertraulichen Du und Brüder — unverzüglich mitzuteilen. Der König hatte mit größtem Dank

1) Acta Tom. X 3 u. s. w.

dies Anerbieten damals angenommen und zugleich den Eifer Albrechts um die Wohlfahrt des Landes gerühmt, ohne vielleicht zu ahnen, welche geheimen Pläne der dabei verfolge. Ja, er forderte seinen Neffen sogar aus sich selbst heraus zu verschiedenen Malen auf, alle Zeitungen, welche er über die deutschen Vorgänge, vor Allem aber über die dortigen Kriegsbewegungen erhalte, besonders wenn sie den deutschen Orden beträfen, möglichst vollständig und mit eiliger Post ihm zuzusenden. Sprach man doch selbst in Polen von den Umtrieben des deutschen Ordens und blickte gespannt und besorgt auf die Werbungen des Herzogs Erich von Braunschweig, des früheren Memeler Komthurs, sowie auf dessen vermeintliche Absicht, nach Livland zu segeln, um in Gemeinschaft mit dem Meister Plettenberg Preußen dem deutschen Orden zurückzugewinnen.[2]) Allen Ernstes wurde an das Defensionswerk gedacht und verschiedene Persönlichkeiten aus der polnischen Beamtenhierarchie ausersehen, welche die höheren Kommandostellen einnehmen sollten, falls die Feinde thatsächlich nahten. Der königliche Anteil Preußen, wie die Weichsellande offiziell genannt wurden, schien den polnischen Staatsmännern bei seiner Lage als Grenzprovinz besonders gefährdet, da er den ersten Ansturm der Gegner erfahren werde. Diesen Provinzen galten daher die Verteidigungspläne und Versuche zur Gegenrüstung auch in erster Linie.[2])

---

1) H. Albrecht an Szydłowiecki, 1526 Januar 28. H. Albrecht an König Sigismund, 1526 März 5 u. s. w. (St.-A. Königsberg, Ostpreuß. Fol. 48, S. 59 ff.) König Sigismund an H. Albrecht, Marienburg 1526 März 9. Ders. an dens. Marienburg 1526 März 25. (In den Acta Tom. X No. 303 S. 292, fälschlich ins Jahr 1528 gesetzt.) Ders. an dens., Marienburg 1526 April 16 u. s. w. Ueber diesen Schriftwechsel wird unsere „Politische Korrespondenz H. Albrechts mit Polen" später Näheres bringen.

2) Jaroslaus Laski an H. Albrecht, Marienburg 1526 März 22. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B. 2.) Johann Wiescwiński, Kastellan von Płock, an H. Albrecht, Danzig 1526 April 24 und Szydłowiecki an H. Albrecht, Danzig 1526 Juni 13 (ebenda die Originale). Johann Sambocki an H. Albrecht, Krakau 1527 Mai (ebenda).

3) Szydłowiecki an H. Albrecht, Danzig 1526 Juni 20. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B 2 Original.) König Sigismund an H. Albrecht,

Inzwischen hatte der Orden die Dinge auf dem Reichstag zu Speier ins Rollen gebracht. Michael Spielbergers Widerstand, des früheren preußischen Kanzlers, der unter der Maske eines Vertreters der Grafen von Anhalt erschienen war,[1]) war gänzlich umsonst gewesen. Ein Glück, daß die Interessen Preußens und Polens in diesem Falle sich deckten. Der Großkanzler Szydłowiecki hat es dem Herzog wiederholt versichert, der König werde ihn gegen die kaiserlichen Mandate in seinen Schutz nehmen und es schon jetzt an nichts fehlen lassen.[2]) Auch Albrechts Verantwortung, welche er durch seine Räte gegen die Beschuldigungen des Deutschmeisters hatte entwerfen lassen, fand in Polen Billigung; in einer Sitzung des zahlreich versammelten Senats war sie öffentlich verlesen worden und auf keinen Widerspruch gestoßen, wenigstens nicht bei den Laienmitgliedern: von den Geistlichen wolle er lieber schweigen, schreibt Szydłowiecki, indem er uns eine ganze Perspektive auf die Anfänge der Reformation in Polen mit dieser Bemerkung eröffnet.[3])

Wie Georg von Klingenbecks Mission nach Polen im März des Jahres 1526 der scheinbar drohenden Doppelaktion des Herzogs Erich und des Ordens in Deutschland und Livland galt[4]), so betraf auch Eike von Reppichaus Sendung im Frühling des folgenden Jahres zum Teil dieselbe Gefahr[5]). Sogar in

---

Krakau 1527 Februar 28 (Acta Tom. IX, No. 57, S. 56/57). (Dankt für die Mitteilungen über die Anschläge des Ordensmeisters und des Herzogs von Braunschweig, der König hat alle Zugänge und westlichen Pässe schließen lassen und erwartet weitere Meldungen, falls der Herzog von Praktiken gegen Polen hört.)

1) Vgl. W. Friedensburg, Reichstag zu Speier, S. 317, Anm. 1.

2) z. B. Szydłowiecki an H. Albrecht, Neustadt Korczin 1529 April 28 (Acta Tom. XI, 131/2).

3) Szydłowiecki an H. Albrecht, Krakau 1527 Februar 27 (Acta Tom. IX, No. 56, S. 55/56). Vgl. ebenda VIII, 145—147 und Любовичъ, Исторія русской реформацiи S. 10 ff.

4) Kredenz auf Klingenbeck, 1526 Januar 28 u. s. w. (St.-A. Königsberg, Ostpreuß. Fol. 48, S. 59 u. s. w.) Ueber diese Mission an anderer Stelle Näheres.

5) Vizekanzler Bischof Tomicki an H. Albrecht, Krakau 1527 Februar 28. (Acta Tom. IX No. 69, S. 64/65. Hier aber ohne Datum.) Instruktion des

Olmütz auf dem Verhandlungstage zwischen den beiden ungarischen Prätendenten, zwischen den Gegenkönigen Ferdinand und Johann, zu welchem der König von Polen seinen Großkanzler und den Bischof von Płock entsandt hatte, ward auch der preußischen Frage gedacht, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen[2]). Schon taucht in diesen Tagen, wie eine Erinnerung an den großen Allianzplan Kaiser Maximilians, an Schnitzenpaumer und den Tag von Lübeck ein ganz eigenartiger Gedanke auf und eine neue politische Kombination wird ventiliert, der wir noch öfter begegnen werden. Mehr ein Phantasiegebilde war es noch, halb ein Produkt der Furcht und Besorgnis, halb aber auch aus schlauer Berechnung heraus entstanden, wenn Albrecht vor den Augen seines königlichen Oheims Konturen zeichnet und entstehen lässt, so furchtbar drohend, wie die: er fürchte, die Feinde der Krone Polen, Türken, Tataren, Moskowiter und Deutschherren könnten gemeinsame Sache miteinander machen und in einem bestimmten Moment planmäßig Polen und Preußen überrennen[3]). Lag dieser Warnung auch nur der geringste Anhalt zu Grunde, so war Gefahr für Polen in Verzug[4]). Ja beinahe schien man dort schon selbst an solche Möglichkeiten zu glauben, wie wir daraus schließen dürfen, wenn ein so gut unterrichteter Agent, wie Nikolaus von Nibschütz, der bei seiner nahen Stellung zum polnischen Hofe die dortigen Stimmungen und Meinungen genaue kennen mußte, ganz ernsthaft von einem solchen Bündnisse spricht[5]).

Herzogs auf Reppichau (ebenda S. 311/314) Szydłowiecki an H. Albrecht Bolemow 1527 November 3. (St.-A. Königsberg, Original.) H. Albrecht an König Sigismund, Ortelsburg 1527 November 29. (Acta Tom. X, No. 4, Seite 7/9.)

2) Vizekanzler Bischof Tomicki an H. Albrecht, Krakau 1527 Februar 28. (Acta Tom. IX, No. 69, S. 64/65. Hier aber ohne Datum.)

3) Sydłowiecki an H. Albrecht, Krakau 1527 Mai 24. (St.-A. Königsberg Original. Ders. an dens., Krakau 1527 Juli (ebenda).

4) Sydłowiecki an H. Albrecht, Krakau 1529 September 10. (Acta Tom. XI, 262—265.)

5) Nikolaus Nipschütz an H. Albrecht, Petrikau 1527 Dezember 19. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv H.)

Man kann es deutlich sehen, wie diese verschiedenen Nachrichten, die von ringsum kamen, auf Sigismund wirkten. Ihr täglicher Eingang und das beständige Gespräch, das sie bildeten, hielt ihn ununterbrochen in Spannung. Das Halbdunkel gerade, das derartige Zeitungen lieben, reizt, dem phantastischen Spiel der Gedanken immer breiteren Raum zu geben, bis die Furcht vor der nahen Gefahr sich ins Ungemessene steigert. Zumal, wenn König Sigismund seinen Blick auf das übrige Europa lenkte, wo Krieg und Unruhen überall herrschten, so können wir ihm glauben, wenn er unter dem Einfluß von Herzog Albrechts Gespensterfurcht in gewissen Momenten den Feind bereits vor den Thoren und an den Grenzen des polnischen Reiches wähnte. Nach Schluß des polnischen Landtags sollte, wie er dem preußischen Neffen schreibt, das Defensionswerk im königlichen Anteil Preußen mit allem Nachdruck und unverzüglich in Angriff genommen werden [1]). Herzog Albrecht aber hatte seinen Zweck erreicht. Wenn die Nachricht von seinem Anschluß an die Gotha-Torgauer Bundesgenossen oder wenige Jahre nachher von seiner Verbindung mit den Schmalkaldenern [2]) nach Polen käme, so würde die Krone für sich nun selber eine Sicherung darin sehen und Albrecht gewähren lassen. Die natürliche Opposition der katholischen Geistlichkeit gegen den Bund des polnischen Lehnsvasallen mit den deutschen evangelischen Fürsten und Städten würde vor dem Druck der politischen Wirklichkeit verschwinden müssen. Das später noch sichtbarer werdende

---

1) König Sigismund an H. Albrecht, Petrikau 1527 Dezember 18 (Acta Tom. X Nr. 13 S. 14–15).

2) Für die in den Tagen des Schmalkaldener Bundes ähnlichen Erscheinungen vgl. die Mission Georgs von Kunheim und Hermanns von Landwüst auf den polnischen Nikolai-Reichstag zu Krakau und die Antwort des Königs, 1532 Januar 8 — c. 25; ferner den Bericht der beiden über ihre Ausrichtung, Königsberg 1532 Februar; die geheime und offene Instruction für Georg von Kunheim, Hauptmann auf Tapiau, an den König von Polen, 1532 April 14 und des Königs zweite Antwort, 1532 nach April 14. (Alle Stücke im St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv H — V. 39. 2 und 3.)

Einvernehmen der polnischen Könige mit den protestantischen Ständen Deutschlands, das unter dem letzten Jagiellonen schon ganz offenkundig ist, um aber erst in den Anfangszeiten des streng katholischen Batori einen gewissen Höhepunkt zu erreichen, geht so in seinen ersten Anbahnungen bis auf die Jahre unmittelbar nach dem Krakauer Frieden zurück. Auf solchem Wege suchte sich Albrecht das zu sichern, was er in jenem Frieden verloren hatte: die Zugehörigkeit zum deutschen Reich. Eines geschickten und feinen Kalkuls hat es mitunter bedurft, um die bedrohten Zusammenhänge mit der alten ererbten, nationalen Kultur und dem frischen, belebenden Zuge der deutschen Geistesbewegung, die geistigen Imponderabilien deutschen Volkstums wenigstens, sich und seinen Landen zu erhalten. Man kann die politische Haltung Albrechts und sein Wesen nur verstehen, wenn man seine Doppelstellung nach Polen und Deutschland hin in Anschlag bringt. Beide Richtungen wirken auf einander ein, fast Zug um Zug wird die eine von der andern beeinflußt. Daß Albrecht, als polnischer Lehnsvasall, trotz der argwöhnischen Blicke und Bemühungen, mit welchen ihn gewisse einflußreiche Kreise der Krone beständig verfolgten, sich und dem Lande die deutsche Integrität bewahrte, hat er nur dem Doppelspiel der Fäden, die er zog — entweder beide zusammen oder einen gegen den andern — zu verdanken. Wie ein Strom aus verschiedenen Bächen sich bildet, so fließen auch hier die beiden Läufe und Richtungen untrennbar in einander. Das Auge vermag den Unterschied der verschiedenen Gewässer in der Ferne nicht mehr wahrzunehmen, desto deutlicher aber heben sie sich dafür in der Nähe ab. Es hat einen eigenen Reiz, dies Widerspiel, dies unablässige Zusammen- und Entgegenfließen, das Sichdurchsetzen zu betrachten.

III.

Wir haben die erste Phase der preußischen Frage hier nur skizzieren wollen, um die Umrisse festzulegen, welche das Bild

von diesen Vorgängen auch in Zukunft immer wieder zeigt. Neben der Alternative, die auf Polen und Deutschland weist, kommt für Preußen indessen noch sein Verhältnis zu den nordischen Mächten als überaus wichtig und in gewissen Momenten Ausschlag gebend in Betracht. Nicht daß es sich hier um ein neues System, um ganz anders geartete Beziehungen gehandelt hätte; es war beinahe dieselbe Kombination, nur mit dem Unterschied, daß die Beleuchtung hier von einer andern Seite kommt. Denn selbst die starke Eigentendenz der nordischen Mächte ward in den Weltgegensatz der Häuser Habsburg und Valois hineingezogen. Während der letzte Unionskönig, der vertriebene Christian II., des Kaisers Schwager, seine Stütze naturgemäß beim Hause Habsburg sucht, so schließt sein Neffe und Gegner, König Friedrich, sich den Gegenmächten an. Selbst in die Lübischen Wirren und die Grafenfehde greifen die großen Gegensätze, wenn auch nur mittelbar, ein. Albrecht mußte nun auch in diesem Kreise von Freund und Feind seine Aufstellung nehmen. Kein Wunder, daß er den alten Bundesgenossen, der vom Kaiser und den Niederlanden unterstützt, die neue Ordnung der nordischen Dinge bedrohte, verließ und gänzlich von ihm abrückte. In dem System der beiden Könige Friedrich und Gustav Wasa lag eine der sichersten Garantien für Preußen. Besonders in Dänemark meinte er den Schlüssel zu seiner eigenen Stellung zu sehen. Erreichten des Kaisers Schwager und seine Hintermänner, unter welche er sicher die Braunschweiger, wie die Deutschherren rechnete, ihre geheimen Pläne, so war seine Flanke offen und Preußen im höchsten Maße bedroht. Wenn er daher den dänischen Statusquo zu erhalten suchte, so verteidigte er nur sich selbst. Wir wissen, daß er unmittelbar unter dem Eindruck des Einfalls Christians in Norwegen den mit König Friedrich bereits bestehenden dynastischen Bund im August des Jahres 1532 durch eine politische Allianz noch enger knüpfte und eine Konvention einging, durch die er sich gegen seinen Schwiegervater und dessen Reich zu einer Hilfsaktion verpflichtete. Ueber Dänemark ward

so das Band zwischen Preußen und den Schmalkaldener Freunden geschlungen[1]).

Der Tod König Friedrichs am 10. April des Jahres 1533 und der Kampf, welchen Lübeck und Wullenweber gegen Dänemark heraufbeschworen, die sogenannte Grafenfehde, hatten für Albrecht natürlich neue Unruhen im Gefolge; um so mehr, als in demselben Moment sein jüngerer Bruder in Livland, der Markgraf-Koadjutor Wilhelm von Riga, den er auf Ansuchen der Rigaer Stände gegen den Orden glücklich dorthin gebracht hatte, in die Oeselsche Katastrophe verwickelt wurde. Zweifelsohne haben die Gegner Preußens im Osten und Westen mit einander im Einvernehmen gestanden. So soll der livländische Orden Lübeck gegen den Herzog Christian, König Friedrichs Sohn, begünstigt haben, während die Stadt trotz ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses Albrechts Gegner und Widersacher in Livland, den Bischof Buxhöwden, die Ordensherren und die übrigen Anhänger Roms — die alten katholischen Stände im Lande — unterstützte[2]). Der Anblick der Dinge lässt jedes Bedenken schwinden, wenn man noch daran zweifeln wollte, daß hier ein gegenseitiges Einverständnis und gemeinsame Operationen vorgelegen haben. Kein Wunder, daß Albrecht hinter diesem Bund zwischen Lübeck und dem livländischen Orden, den Orden in Deutschland, ja selbst den Kaiser wieder als Schreckgespenst sah. Denn daß Karl mit ihnen im Bunde wäre und alle die Feinde Dänemarks und des preußischen Herzogstums zum Angriff erst ermutigt habe, das war ihm seit der Erklärung der Acht gewiß.

Indeß, als ob Albrecht überhaupt keine Ruhe und Frieden finden sollte, so schien seine Lage mit dem Jahre 1535 noch weit bedenklicher zu werden, seitdem der Pfalzgraf Friedrich sich mit der Tochter des alten Dänischen Königs, der hinter Sonder-

---

1) Vergl. D. Schäfer, Dänische Geschichte IV, 198. Lohmeyer, Herzog Albrecht von Preußen, Danzig 1890, S. 22 und 23.

2) Alle näheren Erläuterungen wird mein „Markgraf Wilhelm" bringen.

burgs festen Mauern gefangen saß, des Kaisers Nichte, vermählt hatte, und Christians II. gesammte Prätensionen auf seinen Schild erhob. Mochte auch einmal Johann von Wese, der frühere Erzbischof von Lund, einer der rührigsten Agenten des Kaisers, dem preußischen Gesandten die Versicherung geben, Karl bemühe sich Frieden zu stiften und den Pfalzgrafen mitsammt den deutschen Ordensherren von ihren gemeinsamen Plänen abzubringen,[1]) oder Herzog Barnim XI. von Pommern-Stettin an König Sigismund schreiben, ihm sei von keinen Anschlägen des deutschen Ordens gegen Polen und dessen Verwandte bekannt,[2]) so standen jeder einzelnen beruhigenden Meldung doch immer zehn andere alarmierend gegenüber. Ja, sie gingen sogar soweit, den Kaiser direkt der Mitwisserschaft um die Pläne jener zu beschuldigen.

Aber vor allem ward Albrechts Verdacht noch dadurch genährt, daß Karl und die geistlichen Fürsten allen Bemühungen Polens um Aufhebung der preußischen Acht sowie den Gesuchen und Anstrengungen der den Brandenburgern durch Erbvereinigung verwandten Fürstenhäuser, insbesondere des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen Philipp, welchen sich außerdem noch die übrigen Schmalkaldener in Albrechts Jnteresse zugesellten, ein striktes Nein entgegensetzte.[3])

Die Situation war in der That den Gegnern Preußens und Polens günstig und zu Intriguen verlockend, wenn man bedenkt, daß in denselben Monaten, da in Dänemark die Grafenfehde spielte, in Livland der Markgraf-Koadjutor gegen die alten Stände unterlag, gleichzeitig auch dem Lehnsherrn Preußens, dem König von Polen, durch einen langwierigen

1) Ueber Wese vgl. Lanz, Korrespondenz K. Karls V. Bd. II, 49. Peter Opaliński an König Sigismund, 1535 Januar-Februar. (St.-A. Königsberg Herzogl. Briefarchiv B 2 und H.) Opaliński an dens., 1536 Mai 20. (ebenda).

2) Vizekanzler Bischof Johann Chojeński von Przemysl an H. Albrecht, Wilna 1535 Mai 3. (St.-A. Königsberg Herzogl. Briefarchiv B 2).

3) König Sigismund an H. Albrecht, Wilna 1534 März 20. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B 1.) Ders. an dens., Wilna 1534 April 11. Ders. an dens., Wilna 1536 April 25. (ebenda).

Krieg mit Moskau die Hände gebunden waren. Die Annahme, daß von den Deutschherren her über Kaiser Karl, die Grafen Christoph von Oldenburg und Johann von Hoya, die beiden Condottiere im lübisch-dänischen Krieg, über Buxshöwden und den livländischen Orden ferner Fäden und Bindelinien bis nach Moskau reichten, lag in diesen Wochen sozusagen in der Luft und all zu nahe, als daß die Agenten Albrechts, die er überall in seinen Diensten hatte, auf diesen Gedanken nicht hätten kommen und ihn für ihre Kombinationen verwenden sollen.[1]) Gerüchte gingen um, daß Pfalzgraf Friedrich und der deutsche Orden mit Hilfe des Kaisers und der Niederlande — Herzog Heinrich von Braunschweig soll auch in diesem Einverständnis gewesen sein — ungeachtet des Hamburger Friedens vom Januar des Jahres 1536[2]) die dänische Frage von Neuem aufrollen wollten, um darnach auch Preußen an sich zu bringen. Der Orden sollte nach diesen Gerüchten dort wieder hergestellt und Pfalzgraf Friedrichs Bruder Wolfgang Hochmeister werden.[3])

Unablässig waren Albrechts Spione und Agenten an der Arbeit. Seit dem Ende des Jahres 1537 lauteten alle ihre Berichte wieder auf nahen Krieg und Gefahr. Diesmal schienen die Angriffspläne sogar von Livland auszugehen; denn unter dem

---

1) Nikolaus von Nibschütz an H. Albrecht, Wilna 1534 August 28. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv H.) Vizekanzler Tomicki und Johann Chojeński an H. Albrecht, Krakau 1535, September 26 (ebenda B 2). Chojeński an H. Albrecht, Wilna 1535, November 16. König Sigismund an H. Albrecht, Wilna 1536 März 3 (ebenda B 1). Legation des Königs von Polen für Peter Opaliński an den Kaiser und den römischen König betreffend die Anschläge des Deutschordens und des Pfalzgrafen Friedrich gegen Polen und Preußen, 1535, Januar-Februar, ebenda B 2). Chojeński an H. Albrecht, Wilna 1536, März 3. König Sigismund an H. Albrecht, Wilna 1536, März 29. Antwort des Königs auf die Werbung der herzoglichen Gesandten Nikolaus von Nibschütz und Johann Lohmüller, 1536, Juni 6. Opaliński an König Sigismund, 1536, Mai 20. (Ebenda B 1 und B 2.)

2) Vgl. D. Schäfer, a. a. O. IV, 304.

3) Graf Wilhelm von Henneberg an H. Albrecht, Masfeld 1536 August 6. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv A 2.) König Sigismund an H. Albrecht, Wilna 1536 September 3. (Ebenda B 1.)

Vorwand, einen von Moskau beabsichtigten Ueberfall abzuwenden, warb der livländische Meister überall Reiter und Knechte an, die — wie Albrecht und Wilhelm meinten — doch nur die eine Bestimmung hätten, gegen sie beide ins Feld zu ziehen.[1]) Die Situation schien in der That bedenklich zu werden und um so schärfer horchten sie beide auf, als sie erfuhren, daß Meister Brüggeney mit Walter von Kronberg zusammen beim Kaiser, in den Niederlanden, ferner bei allen deutschen katholischen Fürsten gegen Preußen schüre.[2]) Ja, durch die Heirat der zweiten Tochter des gefangenen Christians II., der verwitweten Herzogin von Mailand, mit Herzog Franz von Lothringen, war noch ein neuer Gegner seit dem Jahre 1541 zu den alten hinzugekommen, den Albrecht als besonders rührigen Agitator fürchtet. In allen Zeitungen aus diesen Tagen werden Pfalz und Lothringen immer neben einander als die gefährlichsten Widersacher Polens und Preußens nächst dem deutschen Orden, in dem er natürlich den treibendenKeil sah, aufgeführt.

Ob dieser Bund und das Einvernehmen der Gegner wirklich so bestanden hat, wie Albrecht es sich dachte, die Frage wollen wir hier unerörtert lassen; wir wollen vielmehr die Dinge hier nur mit dem Augenmaß Albrechts sehen.. Bindende Bündnisverträge haben sicherlich nicht vorgelegen, aber auf allen Reichsversammlungen, Landtagen und sonstigen Zusammenkünften haben sie ihre Gedanken unter einander ausgetauscht, sich in mächtigen Männerzorn dabei hineingeredet und wider den Geächteten sich verbrüdert und sich zugeschworen, zum Sprunge bereit zu sein, bis einmal der richtige Augenblick käme. Aus der Entfernung gesehen, mußte der Anblick solcher beständigen Machenschaften und Debatten in der Seele des von ihnen Betroffenen und Gefährdeten ohne Zweifel den Eindruck erwecken, als ob er einer festgeschlossenen Allianz

---

1) M. Wilhelm an H. Albrecht, Ronneburg 1538 Dezember 15. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. D.) König Sigismund an H. Albrecht, Krakau 1539 März 5. Ders. an dens., Krakau 1539 Mai 6. (Ebenda B 1.)

2) H. M. Walter von Kronberg an den Kaiser, Mergentheim 1537 Oktober 31. (Lanz, a. a. O. II, 278—279.)

von Gegnern und Widersachern gegenüber stehe. Kein Wunder, daß Albrecht unter solchen Umständen seinerseits ebenso wieder bemüht war, die Fäden zu den ihm freundlichen Mächten enger zu knüpfen, indem er bei den beiden Königen von Polen, besonders bei dem ihm geistig näher stehenden jungen Thronfolger, ferner bei Dänemark und Schweden, wie bei den deutschen Religionsverwandten, selbst bis nach Frankreich hin seine Gegenminen legte. [1]) In diese Jahre fällt zugleich die Erneuerung der alten Verträge Preußens mit Schweden und Dänemark, an der auch Polen teilnahm. Preußisches und dänisches Drängen zusammen haben ferner die alten Verhandlungen zwischen den Häusern Jagiello und Valois wegen Begründung einer engen dynastischen Allianz von Neuem auf die Bahn gebracht. [2])

1) Schon im Sommer des Jahres 1537 hat Albrecht gelegentlich seiner Anwesenheit in Dänemark bei der Krönung seines Schwagers Christians III., gleichzeitig im Auftrag Polens, nach dieser Richtung gewirkt. Johannes Chojeński an H. Albrecht, Krakau 1537 Juli 10. Graf Lukas Górka, Woiwode von Posen, und Graf Andreas Górka, Kastellan von Posen und Generalkapitän von Großpolen an H. Albrecht, Posen 1537 Juli 18. König Sigismund an H. Albrecht, Woinicz 1537 Juli 19. Ders. an dens., Lemberg 1537 September 10. Daneben haben H. Albrecht und König Sigismund aber auch zwischen König Christian III. und Pfalzgraf Friedrich und den Kaiser andererseits im Sinne des Friedens zu vermitteln gesucht König Sigismund an H. Albrecht, Krakau 1537 Oktober 8. Derselbe an denselben, Krakau 1539 Dezember 20. Vizekanzler Bischof Samuel Maciejowski an H. Albrecht, Krakau 1539 Dezember 20. K. Sigismund an H. Albrecht, Krakau 1540 April 19. Ders. an dens., Wilna 1540 Juni 5. Maciejowski an H. Albrecht, Wilna 1540 Juni 5. Ders. an dens., Wilna 1540 Juni 18. H. Albrecht an K. Sigismund, 1542 August 10. K. Sigismund an H. Albrecht, Krakau 1543 April 13. Ders. an dens., Niepolomice 1543 August 15. H. Albrecht an K. Sigismund, Königsberg 1543 Oktober 28 und 29. K. Sigismund an H. Albrecht, Wielowieś 1543 November 11. H. Albrecht an K. Sigismund, Königsberg 1543 November 30. K. Sigismund an H. Albrecht, Wielowieś 1543 Dezember 15. Maciejowski an dens., 1543 Dezember 15. Ders. an dens., 1543 Dezember 17. K. Sigismund an K. Kaiser, 1543 Dezember 17 (fehlt bei Lauz, a. a. O.). Ders. an H. Albrecht, 1543 Dezember 17. Maciejowski an H. Albrecht, Petrikau 1544 Januar 23. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv B 1 und 2.)

2) Es handelt sich um die geplante Vermählung des jungen Sigismund II. August mit einer Tochter Kg. Franz I. Georg Lucke an Graf Andreas Górka, Kopenhagen 1537 September 14. Górka an H. Albrecht. Posen 1537 Dezember 3.

Der Reichstag zu Speier vom Jahre 1544 hat dem Herzog neue Sorgen und große Enttäuschungen verursacht. Nicht allein, daß man nicht die so lange erhoffte, endliche Aufhebung der Acht zu erreichen vermochte, die angesichts der politischen Lage des Kaisers, der allgemeinen Gefährdung der ganzen burgundisch-österreichischen Macht vorher so gut wie sicher geschienen hatte,[1]) im Gegenteil, Kaiser Karl hatte den Nachfolger Kronbergs, den Deutschmeister Wolfgang von Milchlingen am Nachmittag des 5. Mai mit der Hochmeisterwürde und den preußischen Landen belehnt, als ob er noch garnichts vergeben und vergessen hätte. Alle Gegenbemühungen des polnischen Gesandten Miszkowski, sowie des rührigen preußischen Vertreters Ahasverus Brant, welchen die Gesandten Sachsens, Hessens, Kurbrandenburgs, sowie der ansbachische Statthalter Friedrich von Knobelsdorf sich anschlossen, waren bei allen Instanzen, bei Kaiser Karl, König Ferdinand und Granvella umsonst gewesen. Als man den römischen König wegen dieser Lehnserteilung interpellierte, wies er mit freundlichster Miene auf den fast einmütigen Willen der in Speier versammelten Reichsstände hin, denen er sich fügen müsse und die er auf keinen Fall verletzen dürfe, da er ihrer guten Meinung im Augenblick mehr denn je benötigt sei. Ferdinand hat mit dieser Berufung auf die deutschen Fürsten und Stände unleugbar das richtige getroffen, wenn er unter ihnen — wie er es that — die katholische Majorität verstand. Als Brant, der preussische Gesandte, einmal mit dem kurbrandenburgischen Hofmarschall von Schlick von Köln an der Spree nach Berlin ritt und beide über dies und jenes, über politische sowie religiöse Tagesfragen, auch über die preußische Acht und deren Aufhebung sich mit einander unterhielten, da that Herr von Schlick, dem die

---

Górka an Lucke, Posen Dezember 3. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. B. 2.) K. Christian III. an H. Albrecht, Kopenhagen 1541 Mai 6. (Ebenda F.) H. Albrecht an Georg Lucke, Domnau 1541 September 5 (betr. den Einschluß der beiderseitigen Verwandten in die dänisch-französische Allianz). (Ebenda Konzepte. H. — III, 37. 89.)

1) Ranke, Deutsche Geschichte IV, 287.

Stimmungen und Strömungen unter den Fürsten gut bekannt waren, die bezeichnende Aeußerung: „es hätte den Papisten das Herz brechen wollen, wenn die Acht aufgehoben wäre“.[1])

Ein Lichtblick war es für Albrecht freilich, ein glückliches Omen im Ungemach, gewissermaßen ein Hoffnungsstrahl, an welchen seine Phantasie sich klammern konnte, wenn bei dem Lehnsakte, welchem der Kaiser, König Ferdinand, die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen, Brandenburg, Trier und Mainz beiwohnten — nur Landgraf Philipp war wegen seiner Differenzen mit dem Deutschmeister fern geblieben — ein Unfall vorkam, der in Albrechts Augen eine gute Vorbedeutung hatte. Die Tribüne nämlich, auf welcher die Belehnung Milchlingens stattfinden sollte, war zu leicht gebaut gewesen und wäre beinahe zusammengebrochen. In der Verwirrung des Augenblicks schlug die rote Lehnsfahne, deren Träger infolge der heftigen Erschütterung einen Moment lang die Gewalt über sie verlor, dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg um den Kopf, so daß er nach ihr greifen mußte, um sich von ihr zu befreien. In diesem belanglosen Vorgang erblickte auch er ein glückliches Omen: Preußen werde bei Brandenburg bleiben, denn er habe ja alle drei Fahnen berührt, so ließ er sich gleich nach dem Lehnsakt vernehmen.[2])

Zu diesem Mißerfolg in Sachen der Acht war aber noch ein anderer, harter Schlag hinzugekommen. Dänemark war für Preußen in Speier verloren gegangen unter Bedingungen, die für den Herzog kränkend und bedenklich waren. Wenn Albrecht in den Jahren zuvor mit aller Kraft bei Polen und den ihm befreundeten deutschen Fürsten im Sinne eines endlichen Friedens zwischen König Christian III. und dem Kaiser beständig geworben hatte, so war sein Gedanke dabei natürlich der

1) Brants Gesandtschaftsbericht über seine Werbung bei Kurbrandenburg, Kursachsen und auf dem Reichstag zu Nürnberg vom Januar bis April 1543. (1543, Ende April). (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv Ha.)

2) Ahasverus von Brant an H. Albrecht, Speier 1544 Ende Juni. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv Ha.)

gewesen, daß er und sein Land in den Frieden, dessen Zustandekommen er unter dieser Bedingung im eigenen Interesse dringend wünschte, aufgenommen würden. Auf diesem Umwege hoffte er endlich aus der Acht zu kommen. Wiederholt hat er seinen dänischen Schwager an die Erfüllung dieser Bedingung gemahnt, in der er gewissermaßen die Probe für die Aufrichtigkeit der Freundschaft Christians sah. Wie aber erstaunte er, als er vernahm, daß der König ihm für alle seine Mühen, sein ewiges Drängen bei Polen, das die Vermittlung zwischen den beiden Parteien übernehmen sollte, beim Friedensschlusse mit Karl am 23. Mai des Jahres damit gedankt hatte, daß er auf des Kaisers Forderung, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Preußen vom Friedensschlusse auszunehmen, einging und den Schwager und Bundesgenossen, der ihm in seinen Anfängen mit großen Selbstopfern, mit Schiffen, Munition und Mannschaft, beigesprungen war, nun unbekümmert im Stiche ließ.[1]) Der Glaube an die natürliche Brustwehr, die in Gestalt des mit ihm verbündeten dänischen Reichs seinem Herzogtum sich bisher vorgelagert hatte, war stark erschüttert worden. Fraglich war es für ihn hinfort, ob er die Kombination, an die er sich gewöhnt hatte: in Dänemark den Schlüssel zu seiner eigenen Stellung zu sehen, in seine politischen Berechnungen auch noch in Zukunft einstellen dürfe.

Wie alles eng zusammenhing: Die Depression des Kaisers war auch den Gegnern Albrechts fühlbar geworden und unter dem Druck derselben hatten sie in Speier mehr als sonst im Geheimen und unter der Hand intriguiert. Vor allem war es

---

1) D. Schäfer, Gesch. Dänemarks IV, 461 ff., 482. In den Frieden als solchen waren Preußen und Livland zwar aufgenommen. Форстенъ, Балтійскій вопросъ въ XVI и XVII ст. I, 1 ff. (St. Petersburg 1893.) A. von Druffel, Briefe und Akten zur Gesch. des 16. Jahrhunders. 4 Bände. Das preußisch-dänische Bündnis vom Jahre 1532 war nach mehrjährigen Verhandlungen noch im Jahre 1542 auf weitere 10 Jahre verlängert worden. Auch an einen Abschluß mit Schweden, im Anschluß an die dänisch-schwedische Allianz von Brömsebro (Schäfer, a. a. O. IV, 488) hat Albrecht gedacht. H. Albrecht an K. Christian III. von Dänemark, Königsberg 1543 Dezember 27. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte F.)

bekannt geworden, daß Pfalzgraf Friedrich mit dem neuen Hochmeister viel verkehrt und stundenlange Zwiesprachen mit ihm gehalten hatte. Nach dem Berichte Brants, des preußischen Gesandten, sollen sich beide aufs engste verbrüdert und das Abkommen auf gegenseitige Hülfe getroffen haben. Der Orden soll sich verpflichtet haben, dem Pfalzgrafen Dänemark gewinnen zu helfen, während Friedrich seinerseits wieder dem Meister bei der Einnahme Preußens behilflich zu sein und zur Hand zu gehen versprach.[1]) Aehnlich wußte auch Brant im folgenden Frühjahr vom Wormser Reichstage zu melden, zwischen dem Pfalzgrafen-Kurfürsten und dem neuen deutschen Meister sei die „Freundschaft und Liebe so groß und hitzig“, daß sie ihre Herbergen dicht bei einander hätten und oft zusammen kämen. „Gute und ehrliche Leute“, wie er sagt — wohl die Vertreter Kursachsens und Hessens, deren Treue und Aufopferung er nicht genug rühmen kann — hätten ihn gewarnt, gute Obacht zu geben, damit man ihm nicht ein „verdecktes Banket“ bereite.[2])

Gegen den Schluß des Reichstags ließen sich freilich die Dinge ein wenig friedlicher an. Vertraulich hatte sich Brant an die in Worms befindlichen Gesandten Sachsens, Hessens und Dänemarks, auch an den bekannten Straßburger Staatsmann Jakob Sturm mit der Frage gewandt, ob sie vielleicht von den Umtrieben des deutschen und Johanniterordens, des Pfalzgrafen-Kurfürsten oder des Herzogs Franz von Lothringen gegen den Herzog von Preußen etwas wüßten. Sie hatten indessen den Fragesteller zu beruhigen versucht. Selbst zugestanden, daß es dem Kaiser geglückt sei, durch den Frieden von Crespy vom 14. September des vorigen Jahres und die Trennung Frankreichs vom Türken die Hände frei zu bekommen, so möchten sie doch einen Angriff auf Preußen in diesem Augenblick so

---

1) Ahasverus von Brant's Rezeß über die Speierer Handlung vom 4. Januar bis 4. Juni 1544, Königsberg 1544 Juni. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv Ha.)

2) Ders. an H. Albrecht, Worms 1545, Februar 22. (Ebenda.)

gut wie für ausgeschlossen halten. Denn sogar für einen römischen Kaiser wäre es eine Kunst, zwei gewaltige Könige, wie Polen und Dänemark gleichzeitig zu bekriegen. Pfalzgraf Friedrich und Lothringen säßen außerdem bis über die Ohren in Schulden. Zur Zeit der unruhigste Kopf in dem Reigen der Gegner Preußens sei Herzog Heinrich von Braunschweig, der „gern daran wollte, wenn er könnte". Immerhin aber wäre es gut, wenn man Vorsicht und Obacht übte.[1])

Die scheinbar schlimmste Krisis indessen sollte erst mit den Wirren des Schmalkaldener Krieges über Albrecht kommen. Die innern Zusammenhänge zwischen dem großen Konflikt, der Deutschland zerriß, den die Welt umspannenden Gegensätzen und dem speziellen Kampf um Preußen, der „preußischen Frage", sind wieder deutlich zu erkennen. Je drohender die Lage in Deutschland wurde, desto voller erschien auch die Luft mit Nachrichten und Warnungsrufen gesättigt, die auf Preußen gingen und zu erzählen wußten, wie der Orden in Deutschland und Livland mitsamt seinen Bundesgenossen, dem Pfalzgrafen Friedrich, Burgund, dem Herzog Adolf von Holstein, welcher die soeben verwitwete zweite Tochter König Christians heiraten würde, unter stiller Konnivenz des Kaisers Rüstungen und Werbungen zu einem Rachezug gegen Preußen und Polen betrieben.[2]) Denn nicht allein auf die protestierenden Stände im Reich sei es abgesehen, auch über Albrecht und seine Lande sollten die Wellen hinweggehen. Daß man in Preußen, in der ungeheuern Erregung dieser Tage solche Gerüchte glaubte und sie so lange nach Polen hinübergab, bis man auch dort ihnen Gehör und Aufmerken schenkte, wird Niemanden Wunder nehmen.[3])

1) Ahasverus von Brant an H. Albrecht, Worms 1545 April 22. (ebenda).

2) Ebenda. Fast alle aus diesen Tagen stammenden Zeitungen und Schriftenwechsel enthalten ähnliche Warnungen und Berichte.

3) Vizekanzler Samuel Maciejowski an H. Albrecht, Krakau 1546 Februar 25. (die Preußen drohenden Gefahren betr.) K. Sigismund an dens., Krakau 1546 Juni 22. (bestätigt den Empfang von Schreiben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen). Ders. an

Schon am 20. Januar des Jahres 1546, unmittelbar nach der Heimkehr von seiner deutschen Reise, auf welcher Albrecht die Dinge aus nächster Nähe betrachtet hatte, weiß er dem König von solchen feindlichen Plänen des Ordens gegen Preußen und von seinen Umtrieben beim Kaiser, welchen die Ordensherren wegen Masoviens gegen Polen aufzuhetzen suchten, zu berichten.[1]) Die Deutschherren ließen nichts unversucht, wie er sich in Deutschland selber habe überzeugen können, um Preußen, den königlichen Anteil sowie das Herzogtum, bis auf den Grund zu beunruhigen. Der Kaiser soll ihnen sogar um Masoviens und anderer Ansprüche willen Unterstützung zugesagt haben, so schreibt er am 26. Januar des Jahres 1546 an den polnischen Vizekanzler Maciejowski.[2]) Polen und seinen Anverwandten drohe die größte Gefahr. Als ob sogar von der See ein Angriff seitens des Ordens oder dessen Helfershelfern, vielleicht von Lübeck, zu erwarten stände, so empfiehlt er eine Kriegsflotte auszurüsten und die Befestigungswerke von Danzig für eine Belagerung in Stand

---

dens., Krakau 1546 August 17. Maciejowski an dens., Krakau 1546 August 18. Graf Johannes Tarnowski an dens., Połaniec 1546 August 20. Maciejowski an dens., Krakau 1547 Februar 24. Ders. an dens., Krakau 1547 März 5. K. Sigismund an dens., Lobzow 1547 Mai 31. (Antwortet auf die Aufforderung des Herzogs, im Hinblick auf die deutschen Vorgänge Vorkehrungen zum Schutze Preußens zu treffen und für die Befreiung des Kurfürsten Johann Friedrich zu wirken. Sigismund hat bereits gelegentlich der Abordnung des Woiwoden von Sieradz, Stanislaus Laski, an Kaiser Karl und König Ferdinand Schritte zur Vermittelung des Friedens gethan.) Ders. an dens., Petrikau 1547 Juli 17. Sogar der Gedanke einer Zusammenkunft und persönlichen Intervention des jungen Königs Sigismund II. August bei Kaiser Karl wurde erwogen, wie aus Maciejowskis Schreiben vom 18. Juli 1547 hervorgeht. Ferner K. Sigismund II. August an H. Albrecht, Wilna 1547 August 7. Ders. an dens., Wilna 1547 August 10. Maciejowski an dens., Petrikau 1547 August 16. (Die persönliche Intervention des jungen Königs wird wegen der Entfernung des Kaisers von den polnischen Grenzen aufgegeben). Ders. an dens., Wilna 1547 August 23. Ders. an dens., Petrikau 1547 August 25. Ders. an dens., Petrikau 1547 September 7. und September 25. (Sämtliche Stücke im St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv B 1 u. B 2.)

1) H. Albrecht an König Sigismund, 1546 Januar 20. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv Konzepte B.)

2) Ders. an Maciejowski, 1546 Januar 26. (Ebenda).

zu setzen.[1]) Am 20. Mai spinnt er diese Fäden weiter fort: der Orden lasse nicht davon ab, täglich neue Feindseligkeiten gegen ihn und Polen zu erregen.[2])

Zugleich aber hatte er auf Veranlassung der deutschen Religionsverwandten direkt oder durch die Hand einiger ihm befreundeten Großen der Krone, der Posener Górkas oder durch den Krakauer Kastellan, Grafen Tarnowski, deren religiöse Sympathien zum Kurfürsten von Sachsen und Landgraf Philipp hinübergingen und welche bereits seit geraumer Zeit mit diesen Fürsten in Schriftenwechsel standen, auf König Sigismund einzuwirken gesucht, auf daß er in Preußens und Polens Interesse die Vermittlung zwischen dem Kaiser und den deutschen Protestanten übernehme[4].) Denn wenn der Kaiser siege, so drohten der Krone sowohl als auch dem Herzogtum die ärgsten Verwickelungen, wenn nicht geradezu Kampf und Krieg. Der Orden und dessen Gesinnungsgenossen und Helfershelfer würden die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen, um in den Kaiser zu dringen, bis sie endlich ihn dazu gebracht hätten, seine siegreichen Fahnen über den Weichselstrom bis nach Preußen zu tragen. Gegen Ende November — nach Zehmens Heimkehr vom Kaiser,[3]) als Herzog Moritz im Bunde mit König Ferdinand die kursächischen Lande soeben überzogen hatte und die Lage des protestantischen Heeres im Lager zu Gingen unhaltbar geworden war — wiederholte Albrecht seinen Antrag beim polnischen König.[4])

Seine größte Hoffnung hatte er dabei auf den polnischen Thronfolger, den jungen König Sigismund August, gesetzt,

1) Ders. an die beiden Könige von Polen, 1546 Mai 20.—21. (Ebenda).

2) H. Albrecht an K. Sigismund, 1546 Mai 21. (St.-A. Königsberg. Herzogl Briefarchiv Konzepte B.) K. Sigismund an H. Albrecht, Krakau 1546 Juni 22. (Ebenda B. 1). H. Albrecht an die Górkas, 1546 Juli 21. (Ebenda B 2). Ders. an K. Sigismund, 1546 Juli 25.

3) R. Fischer, Achatius von Zehmen, Woywode von Marienburg. (Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 36, 196 ff. Danzig 1897.)

4) H. Albrecht an K. Sigismund II. August, Hohenstein 1546 November 30. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte B.)

welcher bei seiner Jugend sich vielleicht noch von ihm leiten und gewinnen ließe. Hinter ihn steckte er sich, um seinen Vermittlungsplan beim alten König durchzusetzen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem jungen Herrn im Frühling des Jahres sucht er in ihm Sympathieen für die bedrohten deutschen Religionsverwandten zu erwecken, er möchte in ihrem Interesse „bei seinem Herrn und Vater unterbauen, damit der König durch Niemand sich gegen sie bewegen lasse".[1]) Dem jungen Vetter gegenüber, den man für das Evangelium und die reformierte Lehre Calvins so gut wie gewonnen glaubte, meinte Albrecht auch von den tiefer liegenden religiösen Motiven des deutschen Krieges offen sprechen zu dürfen. Als er im Juli des Jahres 1546 ihm in geheimer Mission von den umfassenden Rüstungen des Kaisers gegen die Schmalkaldener Mitteilung macht, da führt er dem jüngeren Freunde in längerer Beweisführung vor, wie den Plänen Karls nur die eine Absicht zu Grunde liege, „das allein selig machende Wort zu tilgen und zu dämpfen, in welchem doch nicht Schwerter und Gewalt, sondern die göttliche Schrift Richter sein sollte".[2])

Bis in das Ende des Jahres 1545 reichen diese Bemühungen Albrechts bei Polen zurück. Wenn auch sicher nicht mehr von dem alten Herrn, der geistig und körperlich nur noch Ruine war und beständig getragen werden mußte, so hatte er doch von dem jungen König, dem ihm religiös und persönlich nahe stehenden Thronfolger, der noch schneller, energischer Entschlüsse fähig schien, Unterstützung und Hilfe für sich und die deutschen Religionsverwandten zu erhalten gehofft. Ihm sucht er daher die dringende Notwendigkeit der von ihm in Vorschlag gebrachten Abwehrmaßregeln darzulegen und ihn für sie zu gewinnen. Um die Wende des Jahres 1545 auf 1546 werden beider Sorgen dann gleichzeitig durch das „geschwinde Vor-

1) Memorial, was H. Albrecht bei seiner Anwesenheit in Wilna mit dem jungen König von Polen handeln solle. (Ebenda. Konzepte H.)

2) Geheime Instruktion H. Albrechts für Kaspar von Lehndorf an den jungen König, 1546 Juli 8—9. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte H.)

haben" Herzog Albrechts von Mecklenburg, das er auf Livland und Dänemark im Schilde führen sollte, überaus lebhaft in Anspruch genommen. Hinter dem unruhigen Treiben des Mecklenburgers, mit welchem die wendischen Städte, vor allem Lübeck, ferner die alten Gewalten in Livland, der Meister und die Bischöfe, angeblich in geheimem Einvernehmen standen, meinten beide den Kaiser und hinter dem wieder den Deutschmeister Milchlingen die Drähte ziehen zu sehen. Es wäre die höchste Zeit, daß die Fäden zwischen Polen und Dänemark und ihren Verwandten dieser Liga der Gegner gegenüber wieder enger gesponnen würden.[1])

Der Grund, aus dem man in Polen und Preußen seit der Mitte des Jahres 1546 noch mehr sich bedroht und gefährdet fühlte, lag in dem Anblick der deutschen Rüstungen und der wichtigen Rolle, welche der „vermeinte erwählte deutsche Meister" — wie Albrecht Milchlingen nennt — im kaiserlichen Heere spielte. Gänzlich ausgeschlossen schien es, daß Milchlingen nur aus Uneigennützigkeit einige hundert Pferde zu den kaiserlichen Truppen habe stoßen lassen. Durch das Verdienst, das er sich um den Kaiser auf diese Weise erwerbe, hoffe er ihn für sich gnädig zu stimmen und Unterstützung und Heeresmacht von ihm zu erlangen, um den lange geplanten Anschlag auf Preußen und Polen hindurchzuführen. Ein eigenartiges Zusammentreffen war es in der That gewesen, daß die Ordensvölker gerade an demselben Tage, an welchem Kaiser Karl die Reichsacht gegen die beiden Häupter der deutschen Protestanten, gegen Kursachsen und Hessen, — am 20. Juli 1546 — ausgesprochen hatte, in Regensburg unter den ersten Truppen, die ihm zuzogen, zu ihm gestoßen waren.[2]) Ja, wie Albrecht dem

1) Memorial für die Antwort H. Albrechts auf die durch Fabian v. Zehmen überbrachte Werbung des jungen Königs-Großfürsten Sigismund II. August, Pr. Holland 1546 Januar 7—8. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. Konzepte H.) Instruktion H. Albrechts für Kaspar von Lehndorf an den jungen König von Polen, 1546 Februar 19. (Ebenda).

2) Ranke, Deutsche Geschichte IV, 422.

jungen Könige zu versichern weiß, habe der Meister bereits bestimmte Zusagen nach dieser Richtung von Seiten Karls erhalten. Welche Gefahr den preußischen Landen, Masovien und der ganzen Krone dadurch erwachse, liege auf der Hand und brauche nicht weiter erörtert zu werden. Der junge König möge daher seinen Vater dafür zu gewinnen suchen, daß Albrecht die Erlaubnis erhalte, die in seinen Verträgen mit den deutschen Religionsverwandten stipulierte Hilfe von einigen leichten Reiterregimentern, „hussarischen Pferden", — zunächst brauchten es ja nur 1000 Mann zu sein — den bedrängten deutschen Fürsten zu Gut in Polen anzuwerben. Wie Albrecht in Sachen der Religion zu dem jungen königlichen Freunde ganz offen gesprochen hatte, so unterließ er es auch nicht, auf die politischen Vorteile hinzuweisen, welche Polen sich schaffen werde, wenn es mit den deutschen Fürsten sich verbinde. In vorsichtig verhüllter Form, gleichsam tastend, macht er dem jugendlichen Freunde einen regelrechten Allianzantrag, indem er sich zum Sprecher der bedrohten Religionsverwandten aufwirft. Denn Sigismund August werde — so etwa führt er ihm aus — die protestantischen Fürsten der löblichen Krone und sich selbst dadurch so zugethan machen, daß man im Falle der Not, wenn nicht geradezu mehr, so doch eine ebenso große Hilfe, Trost und Beistand dort zu erwarten habe, — eine Aussicht übrigens, welche angesichts der geschwinden Zeitläufte seinem Ermessen nach seitens Polens gar nicht von der Hand zu weisen sei. Er hoffe bestimmt, daß der junge König eine Zusage ihm geben werde, und übernehme es gern, den deutschen Fürsten die hochherzigen Entschlüsse desselben rühmend mitzuteilen und sie in gebührendes Licht zu stellen. Uebrigens zweifle er keinen Augenblick lang daran, daß sie auf der Stelle zu entsprechenden Gegenleistungen bereit sein und „sich hinwiederum erzeigen würden".[1]) Ganz wie Graf Albrecht von Mansfeld

1) Geheime Instruktion H. Albrechts für Kaspar von Lehndorf an den jungen König, 1546 Juli 8—9. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte H.)

gegen Ende des Jahres 1525 zu ihm gesprochen hatte und auch von ihm verstanden war,[1] so bemühte er sich nun ebenso zu seinem jungen polnischen Vetter zu reden in der stillen Hoffnung, auch bei ihm auf ein ähnliches Verständnis zu stoßen.

Beinahe gleichlautend, in einigen Punkten nur noch deutlicher und offenherziger, sind die Werbungen gehalten, welche er in denselben Tagen an die ihm besonders befreundeten polnischen Herren, die ihm im Glauben nahe stehenden Grafen Andreas Górka, Kastellan von Posen und den kleinpolnischen Großhetman und Krakauer Kastellan Johannes Tarnowski, sowie an den angesehenen polnischen Obersten und Söldnerführer Kaczkowski sandte. Während Andreas Górka das mächtige Haupt der Neugläubigen in Großpolen war, so stand Tarnowski in Kleinpolen, wo das reformierte Bekenntnis überwog, an ihrer Spitze. Bei ihnen appelliert er noch bei weitem offener, als er es schon bei dem jungen König gethan hatte, an die Glaubensgemeinschaft, die sie den deutschen evangelischen Fürsten bis auf den Grund ihrer Seelen verbinde. Wisse er doch, wie sehr sie allen Evangelischen im heiligen römischen Reiche und dem lieben Worte Gottes geneigt und zugethan wären, und sei überzeugt, sie würden beim König wie auch sonst überall Alles aufwenden, auf daß Albrecht jene Kriegsvölker in Polen werben und außer Landes führen dürfe. Die fürstlichen Freunde würden ein solches Entgegenkommen den polnischen Herren hoch anrechnen und es für immer ihnen zu danken wissen. Ebenso, wie mit Kaczkowski, solle man auch mit Bernhard von Prittwitz, einem andern polnischen Reiterführer, und falls Kaczkowski ablehne, an seiner Statt mit dem Herrn Krotowski unterhandeln.[2] Genehmige der König die Reiterwerbung, so solle man ferner

1) Graf Albrecht von Mansfeld an H. Albrecht, 1525 Ende Dezember (Ebenda A 4).

2) Geheime Instruktion H. Albrechts für Alexander von Kurzbach und Albrecht Truchseß an den Posener Kastellan Andreas Górka und Kaczkowski; auf Hans von Rauter an den Grafen Tarnowski und Prittwitz, 1546 Juli 8—9. (St.-A. Königsberg, H. B. A., Konzepte H.)

mit Gabriel Tarło, dem früheren Hófmeister der verstorbenen Königin Elisabeth und Johannes Lanskoronski, welche beide ebenfalls der neuen Kirche angehörten,[1]) — Lanskoronski bekannte sich zu der reformierten Richtung Calwins — Unterhandlungen pflegen. Uebrigens thäte man gut, mit Tarło, der zu den intimsten Vertrauten des Herzogs in Polen gehörte, in jedem Falle, ob der König wolle oder nicht, in derselben Weise wie mit Górka und Tarnowski über die Defensionsfrage und wegen der Werbung der leichten Reiterei für Deutschland Rücksprache zu nehmen. Im Großfürstentum Littauen müsse man sich außerdem des Großmarschalls Nikolaus Radziwil, welcher dem Herzog wie dem Evangelium gewogen wäre, versichern. In jeder Beziehung sind diese Weisungen bemerkenswert. Sie dienen den Hoffnungen, welche Albrecht mitsamt den Schmalkaldenern auf die polnischen Glaubensfreunde, insbesondere auf die Persönlichkeit des jungen Königs, setzten, wie für die religiösen Parteiverhältnisse des Landes selbst als Illustration.

Die Hoffnungsseligen hatten jedoch ihre Rechnung ohne den alten König und dessen geistliche Umgebung, ohne die Bischöfe, gemacht. Der Einfluß der hohen katholischen Geistlichkeit war bei ihm doch weit mächtiger, als die gelegentlichen Anspielungen eines Tarnowski, Andreas Górka oder Tarło. Schon seine erste Antwort war dehnbar genug gewesen und hatte die größten Zweifel erregt. In seiner Werbung an den jungen König beklagt sich Herzog Albrecht bitter über die Zweideutigkeit und Zurückhaltung, welche sie sich sichtbar auferlege: sie verschleiere des Königs Gemüt und Meinung viel mehr, als daß sie dieselben enthülle. Unmöglich könne Albrecht einen solchen Bescheid seinen fürstlichen Freunden nach Deutschland schreiben. Denn, wenn er es thäte, so würde sein Inhalt der Antwort, welche der junge König ihm bei ihrer Zusammenkunft in Wilna seiner Zeit gegeben und die er natürlich sofort nach Deutschland gemeldet habe, diametral

1) Vgl. Dalton, Lasciana 358.

entgegenlaufen. Sicherlich würde des „Königs Glimpf“ in hohem Maße dadurch geschmälert werden, ja zugleich auch allerlei Schwermütigkeit bei den befreundeten deutschen Fürsten entstehen. Der junge Herr sei gewiß über die Richtung und Absicht seines Vaters besser unterrichtet und im Stande, Albrechts Gesandten mitzuteilen, was er den deutschen Religionsverwandten hinsichtlich der Haltung und Entscheidung seines Vaters, sowie der Hoffnungen, welche sie auf ihn setzen dürften, mitteilen könne. Albrecht zweifle keinen Augenblick daran, daß der alte König alle Dinge bedenken und die politische Situation sich vergegenwärtigen werde, damit er die deutschen Fürsten „nach Gelegenheit jetziger geschwinder Welt“ an der Hand behalte und sich ihrer im Falle der Not zu getrösten haben möchte.

Was half es, daß Tarnowski und Górka ihre Zustimmung gaben?[1]) Als man sich endlich seitens der polnischen Regierung zu einem äußerst vorsichtigen und tastenden Versuch im Sinne des Friedens zu vermitteln entschloß, da war es bereits zu spät: die feindlichen Geschwader des Kaisers und der evangelischen Fürsten standen schon in voller Rüstung an der Donau und in Sachsen zu vernichtendem Bruderkrieg einander gegenüber.

In dem Verlauf dieses Waffenganges lag auch für Albrecht eine gewichtige Entscheidung. Unterlagen Kaiser und Orden, so hatte jenes drohende Wort vom Unfrieden, in den er gestoßen werden sollte, seine Wirkung verloren. Jedoch, wenn sie siegten und es dem Orden glücklich gelang, den vom Kaiser auf Sicht erhaltenen Wechsel einzulösen? Wenn Sachsen, Hessen und Pommern unter die Obmacht des Kaisers kamen, so versagte zugleich auch der Schutz, den Kurbrandenburg bot:

---

1) H. Albrecht an Graf Johann Tarnowski, 1546 Juli 28. (St.-A. Königsberg, H. B.-A., Konzepte B 2.) Memorial H. Albrechts für Kaspar Kaczkowski an Graf Górka, 1546 August 4—6 und 7. (Ebenda Konzepte H.) Górka hatte durch Kaczkowski natürlich auch die bedenklichen Seiten der Reiterwerbung in Polen berühren lassen — Erörterungen, die Albrecht in seinem Schreiben vom 14. August zu entkräften sucht. (Ebenda, Konzepte B 2.)

Die preußisch-polnischen Grenzen lagen dann dem Orden und seinen Helfershelfern offen. Dazu kam, daß seit Speier die dänische Flankendeckung und der Stützpunkt, welchen Preußen dort früher immer gehabt hatte, nicht unerheblich erschüttert waren. Denn Christian IV. würde die Schmalkaldener sicher ebenso im Stiche lassen und dem deutschen Glaubenskrieg gegenüber strikte Neutralität beobachten, wie sie den Bündnisfall im Hinblick auf den dänisch-französischen Krieg des Jahres 1543 gegen die Niederlande und den Kaiser nicht hatten anerkennen wollen.[1]) Nichts vermochte den dänischen König aus seiner Zurückhaltung herauszulocken, kein Werben und Bitten Albrechts, kein Appellieren an die zwischen den Häusern Holstein-Dänemark und Kurbrandenburg-Preußen bestehenden nahen Verwandtschaftsbande, ebenso wenig die dringlichsten Warnungen vor den Anschlägen des Pfalzgrafen Friedrich.[2])

Aber noch eine andere Gefahr schien in diesen Jahren für Polen heraufzuziehen und Preußen mitzubetreffen: das so drohend nahe Bündnis zwischen Moskau und dem Kaiser, welches die Umklammerung Polens und Preußens vervollständigt hätte, ähnlich jener Bewegung, wie sie einst Kaiser Maximilian in Gedanken hatte. Es waren die Tage, da Hans Schlitte, der viel besprochene Goslarer Kaufmann, Abenteurer und freiwillige Diplomat sein Wesen trieb, indem er neben dem Waffengerät und den Rüstungen, die er zum Verkaufe feilbot, phantastische Bündnispläne als zweiten Handelsartikel in seinem Verlage führte.[3]) Aus der Entfernung gesehen, in dem Halbdunkel, in

1) D. Schäfer, a. a. O, IV, 460.

2) Instruktion H. Albrechts für seinen Gesandten Klaus von Gadendorf an K. Christian III. von Dänemark, 1546 Dezember 11. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. Konzepte H.) Memorial für Klaus von Gadendorf, 1547 Januar. (St.-A. Königsberg. Geh. Registrand 81). vergl. H. Kiewning, H. Albrecht von Preußen und M. Johann von Brandenburg Anteil am Fürstenbund gegen Karl V., Königsberg 1889, S. 7.) Memorial auf Hans von Werden d. J. an K. Christian III., 1549 Januar 17. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte H.)

3) Unbekannt in der Schlitte-Litteratur ist das Empfehlungsschreiben H. Albrechts von Preußen an den Großfürsten von Moskau vom 26. Juni 1546

welchem sich solche Verhandlungen abzuspielen pflegen, durch den Reflex, den sie warfen, erschienen die Dinge in Polen und Preußen natürlich größer und um vieles ernsthafter, als sie in Wirklichkeit waren. Der Schluß, daß hinter dem Goslarer Aventurier die Deutschherren ständen, lag zu nahe, als daß er nicht überall Glauben fand. Ganz Preußen und Polen gerieten ob dieser neuen Gefahr in Erregung.[1]) Das Defensionswerk wurde wirklich in Angriff genommen und das Aufgebot des polnischen Adels erlassen, trotz der schlimmen Lage der Reichsfinanzen und der alles lähmenden Krankheit des Königs: so glaubte man sich gefährdet.

Inzwischen aber waren die Würfel in Deutschland bereits gefallen und Albrechts stille Befürchtungen in vollstem Umfange in Erfüllung gegangen. Nichts schien nach der Mühlberger Schlacht vom 24. April des Jahres 1547 den Siegeszug des Kaisers über die Oder und Weichsel mehr aufzuhalten. Aller natürlichen Schutzwehren, die Preußen früher gehabt hatte: Dänemarks, der deutschen Religionsverwandten, besonders Sachsens und Hessens, war es durch die Niederlage Johann Friedrichs und der am Landgrafen Philipp vom Herzog Alba begangenen Verräterei be-

---

geblieben, in welchem er den negociator Johannes Schlitte, welcher negotiorum suorum mercimoniorumque honestorum causa nach Moskau reisen will oder seine Vertreter (procurator oder factor) dem Großfürsten empfiehlt. Es wäre höchst interessant zu wissen, ob Schlitte seine Bündnispläne dem Herzog verraten und anvertraut hat, mit welchen Albrecht Polen dann nur geängstigt hätte, um seine eigenen Ziele besser zu erreichen. Ueber Hans Schlitte vgl. Faber im Preußischen Archiv III. 1—30. Fiedler, Versuch der Vereinigung der russischen und römischen Kirche. Schirren, Livländische Quellen aus schwedischen Archiven. Winkler, Die Hansa. Форстенъ, Акты и письма къ исторіи балтійскаго вопроса въ XVI и XVII ст. I, 95—113 (St. Petersburg 1889). Щербачевъ, Датскій Архивъ. Матеріалы по исторіи древней Россіи, хранящіеся въ Копенгагенѣ. No. 32 S. 15 u. S. 288—297.

1) Bericht Johann Kreytzens über seine Mission in Wilna, 1548 April 12. Christoph Konarski an H. Albrecht, Stuhm 1548 März 31. K. Sigismund II. August an dens., Wilna 1548 April 6. und Albrechts Anwort, 1548 April [c. 20]. (St.-A. Königsberg, H. B.-A. Konzepte H. u. B. 1 u. 2.) H. Albrecht an K. Sigismund II. August, 1548 September 8. Ders. an dens., Königsberg 1548 September 14. (Ebenda Konzepte B.) Kg. Sigismund II. August an H. Albrecht, Radom 1548 September 25. (Ebenda B. 1.)

raubt. Es waren böse Wochen, welche fast an die würgende Not des polnischen Krieges und an die vier letzten Jahre vor dem ewigen Frieden gemahnten. Wie giftige Schwaden die schlagenden Wetter im Innern der Erde ankündigen, so schwirrte es in diesen Tagen schlimmer denn je um Albrecht herum von Prophezeiungen nahenden Unglücks, von Warnungsrufen und Nachrichten über den drohenden Sturm, der über Preußen hinwegfahren werde, weil es den Feinden des Kaisers Hülfe geleistet.[1] Mit beispielloser Geschäftigkeit war Albrecht bemüht, sein Land und seine Person vor der Rache des Kaisers zu retten. Alle Register zog er, alle Mittel und Wege waren ihm Recht. Wie er auf der einen Seite seine bescheidenen Kräfte sämmellte und zum Kriege tüchtig machte, wie er Polen zu gleichen Schritten drängte und im Geheimen mit den noch verschont gebliebenen Freunden im deutschen Reiche, ferner mit König Christian von Dänemark engere Fühlung suchte, so war er doch gleichzeitig auch nach der andern Seite bemüht, auf friedlichem Wege den Zorn und die Rachegedanken des Kaisers zu beschwichtigen. Den täglich sich steigernden Umtrieben und Machenschaften Milchlingens und seiner Ordensherren, welche durch ihre Beteiligung an der Mühlberger Schlacht beim Kaiser in gefährlich hoher Gunst im Augenblick standen, meinte er durch eine Intervention des polnischen Königs bei Karl und Ferdinand vorzubeugen.

Eigenartige Gedanken schossen dabei in Albrechts Gehirn empor. Wie, wenn man des Ordens Feindschaft und seine Ansprüche durch das Angebot einer grösseren Entschädigungssumme befriedige? Albrechts Gesandte, Hans von Rauter und Ahasverus von Brant, sollten den beiden Königen sowie den einflußreichsten Großen der Krone diesen Vorschlag unterbreiten. Seines Erachtens wäre es dringend nötig, zumal bei der schweren politischen Konstellation nach der Schlacht von Mühlberg, „die Wege zu suchen, daß einmal des vielen Praktizierens wider diese Lande ein Ende sein möchte“. Der König möge kein Mittel unversucht

1) Kiewning a. a. O. 7.

lassen und wenn es nicht anders geschehen könnte, den Frieden erkaufen oder, falls mit Geld nichts auszurichten sei, auf andere Wege gedenken, wie man den Orden und das römische Reich zur Ruhe brächte. Als eines der Mittel, welches zur Abwehr vortrefflich geeignet sei, empfiehlt er die von ihm schon öfter erörterte Belehnung der sämtlichen Markgrafen von Neuem. Selbst die Not des Augenblicks sucht er so geschickt zu benutzen, um auf die Erfüllung seiner alten Forderung, gegen deren Gewährung die Krone bisher sich immer gesperrt hatte, hinzudrängen.

Die alten Träume und Hoffnungen erwachen von Neuem in seiner Seele, wie aus der Versenkung steigen sie wieder empor. Nur zu sehr hatte er sie in seinem Herzensschrein bislang bewahren müssen. In diesem Moment aber hielt er mitsammt seinem Kanzler, Johann von Kreytzen, die Zeit für gekommen, da man sie ungestraft von Neuem wieder hervorkehren dürfe. Mit dem diplomatischen Geschick, das ihm unbestreitbar eigen, versucht er durch diesen Schachzug sogar die Not des Augenblicks seinen Zwecken dienstbar zu machen. Hatten die trüben und traurigen Erfahrungen der Jugend einen so gewandten Politiker und Staatsmann aus ihm gemacht, daß er mit Situationen und Dingen förmlich spielte, oder war es die politisch geschulte Hand seines Kanzlers, eines hervorragend tüchtigen Mannes, der es wohl verdient, unter die besten Staatsmänner des 16. Jahrhunderts gerechnet zu werden, die ihn auch in diesem Falle wieder leitete? Die nachhaltige Zähigkeit jedoch, welche wir auch sonst an Albrechts Charakter beobachten können, mit welcher er den ihm lieb gewordenen Gedanken wohl zu verbergen, aber nimmer zu vergessen weiß, weist auf Albrechts eigenen Anteil und seine Initiative hin, so sehr auch die Ausführung auf Rechnung Kreytzens kommen mag. Es war derselbe Gedanke, nur in etwas veränderter Form, den er unmittelbar nach dem Krakauer Frieden schon unter dem Herzen trug, auf welche Weise er trotz der polnischen Lehnsnahme ein deutscher Reichsfürst bleiben könne, der wieder in ihm aufsteigt und gerade an der gefährdeten Lage Polens neue

Nahrung findet. Seine Gesandten Rauter und Brant sollten den polnischen Herren an die Hand geben und die Frage in Anregung bringen, ob es nicht eine glückliche Lösung und ein Mittel zum Frieden wäre, wenn man Neigung zeige, Preußen wieder enger an das deutsche Reich zu knüpfen, indem man ihm die Lehen ließe, welche Albrecht dann wieder als Afterlehen zurück erhalte; oder wenn man sich Kaiser und Reich gegenüber zu einem Dienst erböte, zu einer militärischen Hülfsaktion, im Fall der Gefahr; ja man könnte vielleicht den Orden sogar mit Geld abfinden. Preußen und Albrecht hätten aus solchen Zugeständnissen großen politischen Gewinn gezogen, während die Krone die Leidtragende gewesen wäre und den Erfolg der letzten Kriege so gut wie aufgegeben hätte. Falls die polnischen Herren — so fahren die Weisungen Albrechts fort — ihn und das vom Kaiser ihm zugeschriebene Bündnis mit den deutschen Glaubensverwandten für die Gefahr, in welcher Polen augenblicklich zu schweben scheine, bei der Verhandlung verantwortlich machen wollten, so sollten die beiden Gesandten gegen solche Unterstellungen energisch protestieren. Denn wenn auch Albrecht, was er keineswegs leugnen wolle, während der letzten Monate mit den deutschen Fürsten und Städten in einem gewissen Verkehr und Gedankenaustausch gestanden habe, so sei derselbe in der That ganz unbedenklich, ja belangloser Art gewesen; durchaus nicht auf der Basis eines Geheimbundes, sondern auf Grund der vom Kaiser selbst bestätigten Erbeinigungsverträge habe er stattgefunden. Wahr sei es zwar, dass er der Augsburger Konfession sich angeschlossen und sie unterschrieben habe, aber dieser Schritt bestätige noch keineswegs die Richtigkeit der vom Kaiser aufgestellten Behauptungen[1]. Man sieht, wie es dem Herzog schwer fiel, selbst in so gefahrvollen Augenblicken, wie dem gegenwärtigen, den geistlichen

1) H. Albrechts Instruktion für Johann von Rauter und Ahasverus von Brant an die beiden Könige von Polen, die geistlichen und weltlichen Großen, 1548 [Januar]. St. A. Königsberg. (H. B. A. Konzepte H.)

Herren in Polen seine Beziehungen zu den deutschen Religionsverwandten in einem so harmlosen Licht erscheinen zu lassen, auf daß sie ihn mit Einwürfen und ihrem Widerspruch verschonten. Die evangelisch gesinnte Schlachta und die der neuen Lehre ergebenen weltlichen Großen, die mit Kursachsen und Hessen ihrerseits wieder in Verkehr gestanden hatten, waren in solchen Momenten Albrechts Bundesgenossen.

Im Ernst hat Kaiser Karl wohl nie daran gedacht — selbst nicht einmal in den Tagen nach dem Mühlberger Siege — etwa persönlich Preußen anzugreifen, um die Exekution der Acht zu vollziehen. Wir sahen bereits, wie die Rücksichtnahme, welche das östereichisch-habsburgische Haus aus verschiedensten Gründen auf Polen zu nehmen hatte, ihn daran gehindert hätten; ganz abgesehen von dem gräflich-städtischen Sieg bei Drakenborg, der die Erkenntnis ihm brachte, daß die völlige Niederwerfung der norddeutschen Städte und Landgebiete, welche die notwendige Vorbedingung zu einem Feldzug gegen Preußen gewesen wäre, ganz andere Streitkräfte erfordert haben würde, als wie sie ihm nach seines Bruders Abzug nach Böhmen zur Verfügung standen.[1]) Daß er jedoch, zumal in gewissen Momenten, mit dem Gedanken spielte, auch wenn derselbe nur dazu dienen sollte, den deutschen Orden, welcher an der Donau sowohl wie bei Mühlberg ihm große Dienste geleistet, durch Vorspiegelungen und Wacherhaltung seiner alten Hoffnungen bei guter Laune zu halten, das zeigt die Bedingung des freien Durchzuges, welche er den Herzögen Barnim und Philipp von Pommern bei ihrer Unterwerfung auferlegte. Bis in die letzten Maschen und Adern des über die ganze Welt verzweigten politischen Gewebes, das Kaiser Karl in seinen Händen hielt, konnte Albrecht natürlich nicht sehen, geschweige denn mit der Schärfe und dem tiefen Einblick sie erfassen, der uns Nachlebenden heute möglich ist. Der Sieg desselben, die Mühlberger Schlacht und die Gefangennahme der Albrecht so nahe be-

1) Ranke, a. a. O. IV, 539.

freundeten beiden Bundesgenossen, der Führer und Häupter der Schmalkaldener, drückte auf ihn wie ein schwerer Alb. Gleichsam wie ein Gespenst, das ihm beständig im Nacken saß, erschien ihm überall der Orden. Mit dem ganzen beweglichen Spiel seiner Phantasie gruben sich seine Gedanken förmlich in die Bilder des Grauens und Schreckens ein. Das spärlichere Fließen der Nachrichtenquellen, das gerade in diesen Tagen, da ein Jeder mit sich beschäftigt war, natürlich erscheint, begünstigte solche Visionen. Schon sah er bereits die „fremden mörderischen Nationen, die ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei bestätigen wollen“, im Geiste sich über sein Land ergießen. Schon glaubt er sich halb in Albas Händen unter des Spaniers hartem Wirklichkeitssinne, welchen die deutsche Biederkeit und leidige Ideologie nicht begreifen will und wälsche Falschheit nennt. Von Albas kalten, scharfen Augen, wie sie uns Anthonis Mor gezeichnet hat, meint er sich ununterbrochen verfolgt und schon nahezu von dem gleichen Geschick ereilt, welches die beiden deutschen Fürsten betroffen hatte.

In dieser quälenden Seelennot unter dem Eindruck der Schlacht von Mühlberg hat sich Albrecht natürlich von Neuem an Polen gewandt — wir berührten das schon — um bei ihm Schutz und Beistand gegen Kaiser und Orden zu erhalten. Besonders den jungen König hatte er sich als seinen Vertrauensmann ausersehen, den er für sich zu gewinnen hoffte, damit er die Klagen und die überaus dringlichen preußischen Anliegen dem alten Könige sowie den übrigen leitenden Stellen der Krone unterbreite. Der neue Reichstag zu Petrikau, welcher um die Wende des Jahres 1547 auf 1548 tagte, bot ihm die beste Gelegenheit, auf die umfassenden Pläne der deutschen Gegner hinzuweisen. Seine Gesandten Hans von Rauter und Ahasverus von Brant sollten das Treiben des deutschen und livländischen Ordensmeisters und ihrer „Adhärenten,“ das durch die Mühlberger Schlacht an Gefährlichkeit gewonnen hatte, in möglichst grellen Farben malen. Insbesondere hatten sie die Weisung, sich an den jungen Herrn zu halten, weil der alte König bei seinem

„löblichen, herrlichen, obliegenden Alter" — wie Albrecht euphemistisch und diplomatisch sich ausdrückt — „aus Schwachheit solchen Händeln nicht mehr nachdenken könne" und man von der größeren Entschlußfähigkeit des jüngeren Mannes im Hinblick auf das Defensionswerk bei weitem mehr zu erwarten habe. In der geschäftigen Betriebsamkeit, welche Albrecht in diesen Wochen entwickelt, in dem lebhaft flackernden Spiel der Gedanken verrät und spiegelt sich die Erregung seiner Seele. Wie ein Ertrinkender greift er nach allen Mitteln, mögen sie auch noch so absurd und phantastisch sein. Wie, wenn man den Moskowiter, mit welchem Polen zur Zeit ja in Frieden lebe, dazu veranlassen könnte — bis zu solchem Vorschlag versteigt er sich — eine Diversion gegen Livland zu machen, damit der Orden an der Offensive gegen Preußen verhindert werde. Ebenso möge man der Rüstung und beständigen Bewachung der Küste, sowie der Befestigung Danzigs, Memels und Ragnits ohne Verzug sein Augenmerk widmen, da es scheinbar nicht ausgeschlossen sei, daß ein kombinierter Angriff der Feinde von der Land- und Wasserseite her zugleich erfolge. Nicht minder werde es von Nutzen sein, wenn Polen sich mit den Grafen Albrecht von Mansfeld und Christoph von Oldenburg, die gegenwärtig im Stift von Bremen lägen, ins Benehmen setze, um sie für einen Einfall in das Herzogtum Braunschweig zu gewinnen, falls Herzog Heinrich d. J. sich gegen Preußen gebrauchen lasse. Auch mit den Herzögen von Lüneburg, mit welchen Albrecht befreundet sei und die er als zuverlässig kenne, ferner mit den Herzögen Heinrich und Magnus von Mecklenburg, sowie dem Bischoff von Münster möge man in Unterhandlung treten, auf daß sie die Erlaubnis gäben, in ihren Ländern Truppen für Preußen und Polen zu werben. Ebenso müsse man mit den Städten Braunschweig und Magdeburg rechtzeitig eine Vereinbarung wegen Passes und der Beförderung der etwa geworbenen Truppen treffen. Hans von Heydeck, Wolf Heydecks Sohn, sowie die alten Söldnerführer aus dem Heere des früheren Kurfürsten von Sachsen, Georg von Kreytzen und Wolf von

Wernsdorf, solle man mit ihren Truppen an sich bringen. Bereits entwirft er einen Feldzugsplan für beide Kriegsschauplätze, für den Krieg gegen Livland und auf der andern Seite gegen den Angriff und Einfall der Feinde im Westen, die aus der Mark vermutlich hervorbrechen würden. Mit Türken, Moskowitern und Tataren müsse die Krone in diesem Moment, da Kaiser und Orden drohten, in Ruhe und Frieden zu kommen suchen. Schließlich giebt er den Rat, durch die Vermittlung des Türken sich außerdem der Hilfe Frankreichs zu versichern.[1])

Indessen hatte sich Albrecht doch von dem Einfluß, den er dem jungen Herrn beimaß, eine falsche Vorstellung gemacht. Trotz seiner Verwendungen war die Antwort, welche die preußischen Gesandten erhielten, stumpf und bot das Gegenteil von Ermutigung.[2]) Interessanter als dieser officielle Verkehr der Diplomatie ist Albrechts privater Gedankenaustausch mit einigen ihm nahe befreundeten polnischen Großen. Die Schreiben des Grafen Johann Tarnowski ziehen am meisten die Blicke auf sich, weil er mit der denkbar größten Offenherzigkeit über das Treiben und das zeitweise völlige Versagen der Regierungsgewalten spricht. Durch das Uebergewicht der Hosius und Genossen, seiner kirchlichen Widersacher, im Stillen ägriert, hatte er seinem Herzen schon öfter gegen Albrecht Luft gemacht, der so die geheimsten Arkana des polnischen Verwaltungsbetriebes sowie der Krakauer Hofgesellschaft erfuhr.[3]) Der Anblick des unentwirrbaren Durcheinander, das bei der momentanen Kriegsgefahr die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können, ließ Tarnowskis kritischen Ader mehr, denn je die Zügel schießen. Wie er den beiden Gesandten Albrechts

---

1) Geheime Instruktion für die preußischen Gesandten Rauter und Brant an den jungen König, [1548 Januar] und das schon oben angeführte Memorial (St.-A. Könisberg, Herzogl. Briefarchiv. Konzepte H.).

2) Sigismunds II. August Antwort, Petrikau 1548 Februar 3. (Ebenda B 1.)

3) Graf Johann Tarnowski an H. Albrecht, Wiewiorka 1542 März 10. Ders. an dens., 1542 [Ende Dezember]. Ders. an dens., Warschau 1545 Juli 16. Besonders aber: Ders. an dens., Sandomir 1546 Mai 17 (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv B 2).

versichert, wüßten sämtliche Stände der Krone genau, was der Deutschmeister gegen Preußen im Schilde führe. So habe er z. B. ein Schreiben bekommen, in welchem ein vertrauter Freund von ihm die von dem Meister geworbenen Reiter und Knechte weit höher beziffere — auf 6000 — als die preußischen Gesandten in den Sitzungen des Reichstags angegeben hätten. Ja, wie man sage, machten Herzog Heinrich von Braunschweig und Markgraf Hans von Brandenburg - Küstrin gemeinsame Sache mit dem Orden gegen Polen und Preußen. Wie sähe es dem gegenüber aber in Polen aus? Um mit dem Könige anzufangen, so wäre derselbe ein altersschwacher Greis und in seine Kindheit wieder zurückgefallen; er höre und spreche nicht mehr viel, und wenn er wirklich noch etwas anordne, so gelte es eben so viel, als wenn es zu den Winden gesprochen wäre. Der junge König bestrebe sich zwar nach Kräften, um diesen trostlosen Zuständen zu steuern; aber bei jedem Schritte habe er mühsam mit den Regenten zu kämpfen, die natürlich ihre Macht nicht aus den Händen geben wollten.[1])

Albrechts innere Erregung und sein dunkles Ahnen widriger Ereignisse sind schon rein äußerlich an der hohen Zahl der Legationen zu erkennen, welche er in diesem Jahre wie in nervöser Hast nach Polen schickt. Denn noch bevor Rauter und Brant aus Petrikau heimgekehrt waren, entsendet er schon wieder — in den ersten Tagen des Februar — einen seiner vertrautesten Räte, den Hauptmann von Tapiau Christoph von Kreytzen, des Kanzlers Bruder, mit beinahe gleich lautenden Werbungen an beide Majestäten, den Grafen Tarnowski, an den Vicekanzler Bischof Maciejowski und den Posener Kastellan Andreas Górka. Von Polen aus sollte Kreytzen dann weiter nach Deutschland gehen[2]). Besonders sollte Kreytzen dem jungen König Albrechts

1) Bericht der Gesandten H. Albrechts, Rauter und Brant, über ihre Verhandlung auf dem Reichstag zu Petrikau, 1548, Februar. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv H).

2) Kredenz und Instruktion für Christoph von Kreytzen an die genanten Herren, Königsberg 1548 Februar 3 (Ebenda Konzepte H).

geheime Sorgen noch einmal anvertrauen. Er werde gewiß der Eröffnungen Rauters und Brants über die „geschwinden, sorglichen und gefährlichen Praktiken und das Vorhaben des Deutschmeisters wider Preußen“ vom Reichstag von Petrikau her im Gedächtnis haben und sich der Gesuche und Bitten erinnern, welche Albrecht daran geknüpft habe. Inzwischen aber seien ihm neue, noch schlimmere Nachrichten zugegangen, welche er der Krone Polen warnungsweise mitzuteilen sich verpflichtet fühle. Von Leuten, die des Meisters Händel kennen, sei ihm nämlich bestimmt versichert worden, daß seine Anschläge dahin gingen: sobald das kaiserliche Heer die Städte Magdeburg, Bremen und andere sächsische Orte erobert hätte, die Herzöge von Pommern mit Gewalt zu überziehen, falls kein Vertrag mit ihnen zu Stande käme. Gleichviel jedoch, ob sie sich unterwürfen oder nicht, so wäre man gewillt, den Zug mit Gewalt auf Danzig zu nehmen, um diese wichtige und reiche Handelsstadt, den Brückenkopf sozusagen nach Polen und Preußen, in Besitz zu nehmen. Der Deutschmeister würde mitsamt den Hansestädten und Lübeck dem Kaiser seine Unterstützung leihen. Ja, dank der Lübischen Bereitwilligkeit trieben die Gegner durch die Person Claus Hermleins ihre Praktiken bereits in Danzig, indem sie dem dortigen Rate hohe Hoffnungen zu erwecken suchten, Danzig solle freie Reichsstadt werden und für die gesammten östlichen Lande das Stapel- und Niederlagsrecht erhalten. Selbst Lübeck solle seine Einwilligung schon dazu gegeben haben, um dem Meister so den Weg zu ebnen. Aus Livland seien demselben ferner 4000 Pferde vom dortigen Orden und den Bischöfen versprochen worden, so daß er mit seinen 3000 Reitern zusammen über 7000 Pferde, das Fußvolk ungerechnet, verfüge. Die Werbungen seien schon überall im Gange. Der Kaiser habe von den Kriegskosten 50000 Gulden übernommen. Der livländische Ordenskomthur Philipp von der Brüggen und der Sekretär Matthias wären zehn Meilen von Augsburg ab mit dem Deutschmeister Milchlingen zu einer langen Besprechung zusammen getroffen, und hätten dort den gemeinsamen Kriegsplan fest-

gelegt. Der sofortige Beginn von ernsthaften Gegenrüstungen sei unerläßlich. Vor Allem aber müsse man den Plänen des Meisters und Lübecks in Danzig entgegenarbeiten und die Stadt gegen einen Angriff vom Wasser, wie vom Lande her in guten Verteidigungszustand setzen. Denn wenn man dem Feinde nicht bei Zeiten energisch wehre, so erwachse zugleich für die Krone eine große Gefahr, an welche der König denken möge; denn Preußen allein sei natürlich nicht im Stande, eine solche Gewalt zu bekämpfen und aufzuhalten. Ueberdies empfehle es sich, wenn der König für Polen und Littauen den Befehl, für Preußen aber die Erlaubnis gebe, die Pässe und Zufahrtswege nach Livland zu verlegen.

Zum Schluß kommt Albrecht noch auf die Angriffe und Aeußerungen zu sprechen, welche auf dem polnischen Reichstag gegen ihn gefallen waren; es scheine ja fast, als wenn eine gewisse Partei, die freilich immer animos gegen ihn gewesen sei, den deutschen Orden lieber, denn den Herzog in Preußen zum Nachbarn habe. Dem Herzog wären solche Worte tief ins Gemüt gegangen, zumal er keinem einzigen Stande der Krone Grund noch Ursache zu solchen Bemerkungen gegeben zu haben glaube. Der junge König möge den Männern, die so gewerbsmäßig Verläumdung trieben, nur die historischen Thatsachen vor Augen führen, wie das König-Großfürstentum vor dem ewigen Frieden von Krakau und der Begründung des Herzogtums zu Zeiten des deutschen Ordens kaum jemals Ruhe und Frieden gehabt hätte. Es klingt fast naiv aus dem Munde eines früheren Hochmeisters, welcher selber anderthalb Jahrzehnte nichts anderes gethan, wenn er sagt: so lange der Orden bestanden, habe er stets bei Kaiser und Papst gegen Polen agiert und Pläne geschmiedet. Lebhaft bedaure er, daß die Herren der Krone sich so wenig ihrerSchutzversprechungen erinnerten. Denn falls die Feinde siegten, würden sämtliche Landgebiete, auf welche das römische Reich und der Kaiser Ansprüche erhöben, von der polnischen Krone getrennt werden. Ob da der Herzog nicht ein besserer und verhältnismäßig bequemer Nachbar sei? Falls

der junge König und die andern Herren es wünschten, die Werbung gern vor den alten Herrn gebracht zu sehen, so möchte Kreytzen ihn um seine Vermittelung bitten[1]).

Unablässig gingen die preußischen Missionen hin und her. Am 25. Februar brach Kaspar von Lehndorf an die Herzöge Barnim XI. und Philipp I. von Pommern auf, zugleich war er mit Aufträgen an Markgraf Johann von Küstrin versehen, um neue Zeitungen einzuholen und diese drei Fürsten um Unterstützung mit Rat und That unter dem Versprechen der Gegenleistung zu ersuchen.[2]) Dem Markgrafen Johann gegenüber appelliert Herzog Albrecht besonders noch an die Blutsverwandtschaft und das gemeinsame Interesse, welches die brandenburgischen Vettern an den Geschicken Preußens nehmen müßten, und bittet ihn, auf dem Augsburger Reichstag allen Machenschaften, welche gegen Preußen gerichtet wären, beim Kaiser, dem römischen König, sowie bei allen übrigen Fürsten und Ständen entgegenzuwirken. Solche Bemühungen würden dem Markgrafen auch bei der Krone Polen Ruhm und Anerkennung einbringen. Für den Fall, daß Preußen wirklich mit Krieg überzogen werde, so hoffe er sicher, daß Markgraf Johann, durch dessen Gebiet eine wichtige Straße nach Preußen ginge, der erb- und altväterlichen Verträge sich erinnere und im Interesse der Krone, des Herzogs und nicht zum letzten der anwartenden Erben der ganzen Herrschaft Brandenburg zum Gedeihen und Aufwachs mit Rat und That durch Werbungen und Vorschub beitragen werde. Diese Mission des jungen Lehndorf hat gewissermaßen die Grundlagen zu jenem Bündnis Albrechts mit dem Markgrafen Johann und den übrigen evangelischen Fürsten des Reichs gelegt, welches die Uebermacht des Kaisers endlich brach.

Inzwischen aber war auch die Antwort, welche der junge

1) Geheimes Memorial für Christoph von Kreytzen an den jungen König u. s. w. 1548 Februar 5 (St. A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv Konzepte H.)

2) Memorial H. Albrechts für seinen Kämmerer Kaspar von Lehndorf an die Herzöge Barnim XI. und Philipp I. von Pommern, 1548 [Februar 25] und an Markgraf Johann, [von dems. Tage]. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. Konzepte H.)

König dem Tapiauer Hauptmann am 16. des Monats in Sandomir gegeben hatte, am Königsberger Hoflager bekannt geworden. Einleitend hatte der junge Herr seinen Dank für die überaus wichtigen Mitteilungen ausgesprochen. Obwohl er mit seinem Vater, dem alten Könige, und dem ganzen Senate erst unlängst auf dem Reichstag zu Petrikau wegen der Sicherheit des Reiches wider seine Feinde Rats gepflogen habe, so habe er es doch nach einer Besprechung mit den Senatoren, die in seinem Gefolge wären, für unerläßlich gehalten, den König noch einmal an die Notwendigkeit der Rüstungen und Defensionsmaßregeln sowie wegen der rechtzeitigen Ernennung von Truppenführern zu mahnen. Persönlich würde er nicht unterlassen, an den littauisch-livländischen Grenzen im Interesse der Sicherheit Preußens alle Vorsorge zu tragen. Er befinde sich soeben auf dem Wege nach Wilna, wo er alle nötigen Anordnungen unverzüglich treffen werde. Sogar gegen die Verhaftung der livländischen Boten und Kundschafter und gegen die vom Herzog in Vorschlag gebrachte Entwaffnung der nach dorthin durchziehenden Kriegsvölker fand er nichts einzuwenden, wenngleich er die letzte Entscheidung in dieser schwierigen, völkerrechtlichen Frage lieber seinem Vater überlassen möchte. Der Herzog möge überhaupt versichert sein, daß er — der junge Herr — bei dem tiefen Gefühl der Freundschaft, das er gegen Albrecht hege, für Preußens Unantastbarkeit und Wohlergehen mit allen Mitteln sorgen werde, wofern der Herzog gleichfalls bereit sei, mit Rat und That und seiner ganzen Persönlichkeit für das gemeinsame Wohl der Krone einzutreten.[1]) Wenige Tage darnach gelangte auch schon das Verzeichnis der angenommenen Hauptleute in Albrechts Hände. Die Frage der preußischen Kriegsanleihe,

1) Kredenz und Antwort des jungen Königs für Christoph von Kreytzen an H. Albrecht, Sandomir 1548 Februar 16. (St.-A. Königsberg Registrand 81) vgl. Kiewning a. a. O. 9. — Wir behalten hier absichtlich das Hineinspielen der Bündnisfrage, der verschiedenen Heiratsverhandlungen sowie der Stellung des Herzogs zu der Ehe des jungen Sigismund August mit Barbara Radziwil und die übrigen mehr innern Angelegenheiten Polens unserer späteren Publikation vor.

des „Nervs des Krieges", befand sich freilich noch in der Schwebe, wie der polnische Vizekanzler am 22. d. Mg. schreibt.[1]

Aber nicht genug der beiden Legationen, welche Albrecht soeben erst hintereinander an Sigismund August abgeschickt hatte, am 24. März sendet er sogar seinen nächsten Berater, seinen Kanzler Johann von Kreytzen, in dessen Händen alle Fäden der preußischen Politik zusammenliefen, nach Wilna ab. Warnungen, Vorschläge und Bitten bezüglich der Städte Danzig, Thorn und Elbing, welche durch die Pläne und Umtriebe des Deutschmeisters hart bedroht seien, bildeten zum Teil den Inhalt seiner Werbung. Daneben aber hatte er noch mancherlei Anderes vorzubringen, in erster Linie sollte Kreytzen ein völliges Einvernehmen in der Politik zwischen Preußen und dem jungen König herstellen. Keinem anderen wie dem Kanzler, welcher in die geheimsten Gedanken des Herzogs eingeweiht war, konnte Albrecht einen derartigen Auftrag anvertrauen. Gerade Johann Kreytzens Sendung stempelt dieselbe zu einem hochwichtigen diplomatischen Akte. Am meisten interessiert uns hier die vermeintliche Gefahr vom Orden her und die wider sie vorgeschlagenen Abwehrmaßregeln. Besonders hat er an Danzigs Haltung, dem er nach der anfänglichen Freundschaft seit der Grafenfehde gram ist, viel zu tadeln. Hart an den Thoren der Stadt läge das Hospital St. Elisabeth mit seinen festen Gebäuden und weiten Gründen, sowie noch andere aus Stein erbaute Häuser, welche leicht zu Schlupfwinkeln und bequemen Angriffspunkten für die anrückenden Feinde werden könnten und dadurch die Wehrhaftigkeit der Danziger Befestigungswerke herabsetzten. Daneben zeige die Stadt dieselbe Physiognomie wie die gesamten preußischen Lande polnischen Anteils: höchste Nachlässigkeit und Geringschätzung der drohenden Gefahr. Nichts sei in einem rechten Verteidigungszustande. Man thue gerade so, als ob man nicht das Mindeste zu fürchten habe. Vom jungen König erhoffe

1) Vizekanzler Samuel Maciejowski an H. Albrecht, Przedborz 1548 Februar 22. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv B 2.)

er Abstellung aller dieser Mißstände. Aus der Antwort, welche die herzoglichen Gesandten aus Petrikau mitgebracht hätten, habe Albrecht zu seiner großen Genugthuung gesehen, daß der alte König an die benachbarten Fürsten und Städte Bevollmächtigte zu schicken plane, um sie an die „Verträge, Nachbarschaft und Verwandtnis" zu erinnern, welche zwischen ihnen und Polen beständen. Ratsam würde es sein, wenn man den schon einmal geäußerten Vorschlag Albrechts, den er „aus treuem guten Herzen" gethan habe, erfülle und Herrn Achatius von Zehmen nach Pommern, Mecklenburg und Brandenburg und, welche Fürsten man sonst noch beschicken wolle, nach Dänemark, Lübeck und zu den andern See- und Hansastädten aber Herrn Hans von Werden schicke. Beide Männer wären bei den Abschlüssen der mit diesen Ländern und Stadtgemeinden bestehenden Verträge in hervorragendem Maße beteiligt gewesen, seien dort bekannt und gewährten durch ihre Persönlichkeiten die besten Garantieen für einen Erfolg bei ihren Missionen. Sigismund August möge diesen Vorschlag an seinen Vater bringen und ihn befürworten. Aus der Antwort, welche er auf des Herzogs Anregung hin den beiden preußischen Gesandten wegen der Verteidigung des Landes in Petrikau gegeben, habe Albrecht mit Freuden und zu seiner innern Beruhigung gesehen, daß der junge König fest entschlossen sei, die Krone und ihre „Verwandten" vor jeder Gefahr zu beschützen. Albrecht hoffe daher auf seine Hilfe, um die bei den Truppenwerbungen in Polen entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen.[1])

Der diplomatische Dienst arbeitete ununterbrochen, Kuriere und Gesandte gingen hin und her. Kaum hatte am 4. April ein königlicher Kurier das herzogliche Hoflager, mit neuen Warnungen, Bitten und Mahnungen seitens Albrechts natürlich ver-

---

1) Kredenz und Instruktion H. Albrechts für seinen Kanzler Johann von Kreytzen an den jungen König von Polen. [Tilsit] 1548 [März 24.]. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv, Konzepte B u. H.)

sehen,[1]) verlassen, als er am 11. des Monats schon wieder verschiedene Alarmsignale nach Litthauen und Polen hinüber gab, welche ein aus Deutschland heimgekehrter polnischer Edelmann ihm übermittelt hatte.[2]) Am 12. bringt sodann Johann von Kreytzen die am 5. des Monats in Wilna empfangene Antwort ein. Auf die Anregungen wegen Danzigs und wegen der übrigen Mängel im königlichen Anteil Preußen hatte der junge Sigismund August die bestimmtesten Zusicherungen auf schnellste Beseitigung gegeben, denn schon seien von ihm und dem alten König dahin gehende Anordnungen getroffen worden. Dem Vorschlag Albrechts jedoch, der an und für sich recht nützlich sei, die Herren von Zehmen und Werden an die befreundeten Höfe und Städte abzuschicken, vermöge man leider nicht mehr nachzukommen, weil beide Herren auf dem Reichstag zu Petrikau für andere Missionen, „da mehr daran gelegen", in Aussicht genommen wären und bereits auf dem Wege nach Danzig seien, um den dortigen Gang der Verteidigungsmaßnahmen zu beschleunigen. Polnische Herren habe man unmöglich dorthin schicken können, weil die Stadt mit Mißtrauen auf sie blicke und ihre Ratschläge nur passiven Widerstand gefunden hätten. Nach Pommern und an die brandenburgischen Markgrafen wäre schon inzwischen der junge Konarski[3]) abgegangen, dessen Weisungen im Sinne der herzoglichen Vorschläge gehalten wären. Konarski hatte bereits seine Instruktion für Kurfürst Joachim von Brandenburg und an den Markgrafen Johann von Küstrin, wegen der Hilfe, welche beide Fürsten Polen und Preußen gegen den scheinbar so drohenden Angriff des Ordens gewähren sollten, am 31. März dem Herzog zur Begutachtung und Kenntnis-

---

1) Kredenz H. Albrechts auf den königlichen Kurier Heinza, Königsberg 1548 April 4. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B u. H.)

2) Jakob Zczinowski, H. Albrecht an K. Sigismund II. August, 1548 April 11. (Konzepte B). Als Grund für den Schmalkaldener Krieg giebt Albrecht hier die Sucht des Kaisers, Deutschland unter sein Joch und seine Tyrannei zu bringen, an.

3) Kreytzen spricht in seinem Bericht irrig vom jungen „Kostki".

nahme eingesandt.[1]) Mit Mecklenburg dagegen zu verhandeln, erübrige sich, weil man mit den dortigen Herzögen keine Verträge habe. Bei Kreytzens Abschiedsaudienz am 5. April kam man dann noch einmal auf das Verhältnis zwischen Moskau und Livland — die augenblicklich in Friedensverhandlungen mit einander standen — und seine Rückwirkung auf Polen und Preußen, sowie auf die „Praktiken" Schlittes zu sprechen, die, wie man sieht, dem jungen König viel zu denken gaben.[2])

Aber schon am 16. April ergeht eine neue Mahnung nach Wilna. Mit seiner Beileidskundgebung zum Tode des alten Königs verbindet Albrecht nochmals die dringende Bitte, die Gelegenheit wahrzunehmen, um Zehmens und Werdens Mission nach Dänemark und an die befreundeten deutschen Fürsten durchzuführen. Er sähe sich genötigt, auf seinen Vorschlag von Neuem zurückzukommen, da er überzeugt wäre, daß beide der überaus schwierigen Aufgabe besser gewachsen seien, als irgend welche anderen Herren.[3]) Außerdem aber ist es wieder das Sicherheitsgefühl, welches die westpreußischen Stände nach dem Bericht seiner Räte auf dem Landtag zu Marienburg zur Schau getragen hätten, über welches er sich — am 27. April — bei dem jungen König beklagt, indem er dabei noch einmal auf die von Stunde zu Stunde drohender werdende politische Lage hinweist.[4])

Fast sämtliche Räte Albrechts sind in diesen Wochen auf diplomatischen Missionen unterweges. Am 4. Mai sehen wir Ahasverus von Brant an den Woiwoden von Sieradz, Stanisłaus Laski gehen, welcher soeben vom Reichstag zu Augsburg zurückgekehrt war. Er sollte ihm Mitteilung machen, was er in

---

1) Christoph Konarski an H. Albrecht, Stuhm 1548 März 31. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv 2).

2) Bericht des preußischen Kanzlers Johann von Kreytzen über seine Verhandlungen in Wilna und des jungen Königs Antwort vom 5. April 1548, April 12. (Ebenda, Konzepte H. u. B. 2.)

3) H. Albrecht an K. Sigismund II. August, Königsberg 1548 April 16. (Ebenda B. 2).

4) Ders. an dens., 1548 April 27. (Ebenda).

Deutschland ausgerichtet habe. Aus einem Briefe der Königin Bona habe Albrecht bisher nur soviel in Erfahrung gebracht, daß wiederum nur ein Stillstand und die Suspension der Acht auf ein Jahr erwirkt worden sei. Albrecht würde dem Woiwoden dankbar sein, wenn er ihm, soviel er darüber berichten könne, die Stimmung des Kaisers und des Königs Ferdinand, welche sie gegen den jungen König von Polen und seine Gemahlin, sowie gegen die Krone hegten, schildern möchte. Vor Allem aber sollte sich Brant nach dem Deutschmeister, seiner Stellung zum Kaiser und nach dem Ansehen, das er bei den einzelnen Reichsfürsten genieße, nach den zwischen ihm und Laski geführten Reichstagsdebatten dabei erkundigen und aufs genaueste ferner festzustellen suchen, was er für eine Persönlichkeit wäre, „ob wohl vernünftig und geschickt", welche Kurfürsten und Fürsten auf seiner Seite ständen und was er für Praktiken treibe, ob er in Werbung stehe und durch wen? Auch sollte er Laski fragen, wie es mit den Herzögen von Pommern, dem Grafen von Mansfeld, Magdeburg, Bremen und den Seestädten stehe, was in Sachen der Religion und wegen des Bundes, oder sonst noch etwa auf dem Reichstag beschlossen worden sei: gleichviel ob es Preußen, Polen, das Kurhaus Brandenburg, Sachsen, das römische Reich oder Frankreich, den gefangenen Kurfürsten und den Landgrafen Philipp oder auch Würtemberg angehe, ob es die Stellung des Kaisers zu den deutschen Fürsten betreffe, denn das Alles zu wissen, habe für Albrecht und die Richtung, die er einschlagen müsse, Wert. So intensiv und umfassend beschäftigte sich sein Geist unter dem Druck des Augenblicks mit allen schwebenden Fragen.[1])

Laskis Antwort vom 11. Mai enthält eine Reihe von hochinteressanten Momenten, wenn sie auch Albrechts Spannung und seine geheimen Befürchtungen nur zum geringsten Teile beseitigt haben wird. Wir sind auf die zwischen Polen und der

1) Memorial H. Albrechts für Ahasverus von Brant an Stanislaus Laski, 1548 Mai 4. (Ebenda Konzepte B. u. H.)

kaiserlichen Regierung spielende Verhandlungsreihe wegen der Aufhebung der preußischen Acht hier nur andeutungsweise eingegangen.[1]) Wie ein roter Faden hat sich diese Frage aber durch den diplomatischen Verkehr und Notenwechsel der beiden Häuser Jagiello und Habsburg seit dem Speierer Reichstag des Jahres 1526 hindurchgezogen, sie hat — man möchte fast sagen — den Einschlag oder den eisernen Bestand bei allen Missionen gebildet.[2]) Gewöhnlich haben sich diese Erörterungen in der feierlich-würdigen Pracht der fürstlichen Audienzstuben abgespielt; die Kanzleien breiteten dann ihre amtlichen, geheimnisvollen Schleier über sie und hüteten sie ängstlich vor dem Lärm des Marktes, so daß der draußen Stehende den jeweiligen Stand der Dinge nur dunkel ahnen konnte. Nur wenn ein Reichstag tagte, in Polen oder Deutschland, wurden diese Weiterungen aus den fürstlichen Kabinetten und Kanzleien an den Tag gezogen und die Oeffentlichkeit bekam von ihnen zu hören. Auf den, der ihre Geschichte treibt, wirkt diese Fehde infolge der ewigen Wiederholungen leicht ermüdend, sie gewinnt etwas Typisches an sich, so daß man schließlich nur noch ein Interesse daran hat, gewisse Höhepunkte wie die der Jahre 1530, 1532, 1544 oder 1548 festzulegen. In den Anfängen dieser preußischen Frage hatte König Ferdinand einmal dem polnischen König ausweichend sagen lassen, nicht er, noch sein Bruder, der Kaiser, sondern das Kammergericht hätten die Acht nach rechtlichem Prozeß über den abtrünnigen Herzog und dessen Unterthanen ausgesprochen. Es stehe weder in seiner noch seines Bruders Macht, „das was das Recht wirke und darin erkannt werde, aufzuheben oder abzuthun".[2]) Dennoch war es

1) Vgl. Dogiel, Codex dipl. regni Poloniae IV, 269 ff. Lengnick, Gesch. der preuß. Lande I, 296 ff. II, 2 ff. 24 ff. Eichhorn, Stanislaus Hosius I, 90 ff. (Mainz 1854). F. D. Haeberlin, Umständliche Teutsche Reichshistorie Bd. 11 u. 12 u. Neueste Teutsche Reichsgeschichte, Halle 1747 ff. Bd. I ff. (die einzelnen Darstellungen der Reichstage). Gelegentlich auch Baczko, Gesch. Preußens IV S. 192. (Königsberg 1795).

2) K. Ferdinand an Joachim von Malzan, seinen Gesandten in Polen, Wien 1533 April 23. (St.-A. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv A. 1).



trotzdem später möglich, daß der Kaiser unter dem Druck der verwickelten politischen Verhältnisse wiederholt die Acht, wenn auch zwar immer nur auf ein Jahr, suspendierte.[1])

Angesichts der vermeintlich großen Gefahr hatte man in Augsburg im Jahre 1548 alles daran gesetzt, um die Angelegenheit endlich aus der Welt zu schaffen. Indess, der Zeitpunkt war schlecht gewählt, wie Laski sagt: „Der Kaiser sei schon zuvor ein gewaltiger Herr gewesen, aber nie gewaltiger denn jetzt". Des Herzogs Diener, Albrecht Truchseß, werde imstande sein, diese Beobachtung aus seiner eigenen Erfahrung heraus zu bestätigen. Zwar habe der Kaiser nur im freundlichsten Tone von König Sigismund gesprochen und seiner stets als „seines lieben Bruders und Vaters" gedacht. Aber die Herren und Fürsten, die hinter ihm ständen, der Reichsrat — wie Laski ihn nennt — denke anders, in ihm sei der eigentliche Mittelpunkt der Agitation gegen Polen und Preußen zu suchen. Wir gewinnen hier einen Einblick in die Stellung der einzelnen deutschen Fürsten und Stände zur preußisch-polnischen Frage. Dem Einfluß des Kaisers allein möchte Laski die Erhaltung des Friedens zuschreiben, während die Kurfürstenkurie sowie die Fürsten- und Grafenbank mit großer Majorität beschlossen habe, Oberste anzunehmen und Reiter und Knechte zu werben, um den Meister und Orden von Reiches wegen bei seinem Zuge gegen Preußen zu unterstützen. In derselben Tendenz sei auch der Vorschlag gemacht, mit dem Moskowiter sich zu verbinden und ihm offiziell Subsidien zu zahlen, auf daß er Polen angriffe. Die Geistlichkeit und der Adel wären es hauptsächlich, welche den Kaiser drängten und ihn an seine Eide, die er geschworen habe, mahnten. Unaufhörlich würde ihm vorgehalten, wie Preußen ein Hospital aller Fürsten, Grafen, Herren und derer vom Adel deutscher Nation gewesen sei, die man zu Hochmeistern und Komturen gemacht, oder mit andern Aemtern versehen habe. Die Entfremdung der Lande sei eine

1) Vgl. Dogiel, Lengnick, Baczko, J. Voigt, Albrecht Alcibiades u. s. w.

Schmach und ein merklicher Schaden für das ganze Reich. Wenn es nicht anders sein könnte: habe man sie mit dem Schwert verloren, so müsse man sie auch damit wieder zurückgewinnen. Was hülfe es dem gegenüber, wenn die beiden weltlichen Kurfürsten, Kurbrandenburg und Pfalz, sich freundlicher zeigten, oder wenn Markgraf Albrecht für Preußen spräche, sie würden durch die Majorität der Geistlichkeit und der übrigen Gegner an die Wand gedrückt. Die übrigen Fürsten und Stände wären fast alle auf Seiten von Meister und Orden; Milchlingen solle den kaiserlichen Räten und andern 30000 Kronen geschenkt haben, um sie auf seine Seite zu ziehen. Wenn es auch sonst noch verschiedene gäbe, welche dem König von Polen und der Krone nicht ungewogen seien, so würden sie doch zu einem Teile durch den Sieg des Kaisers, andererseits wieder „durch Gift und Gaben", etliche auch durch gute Worte im entgegengesetzten Sinne beeinflußt. Von der Mehrzahl der Stände — es war die katholische Majorität — bekäme man kaum etwas anderes zu hören, als ein unaufhörliches Fordern der preußischen Lande. Man sieht, wo Laski hinaus will und kann es verstehen, warum die Krone Polen Annäherung bei den deutschen Protestanten suchte. Wenn dennoch zum Schluß — fährt Laski fort — ein Kompromiß und der Gedanke eines friedlichen Ausgleichs in den Reichstagsberatungen durchgedrungen wäre, so sei das allein dem Kaiser und seiner augenblicklichen Machtfülle zu verdanken, durch die er die übrigen Fürsten sich gefügig mache.[1])

Kaum heimgekehrt, mußte Brant von Neuem nach Polen reiten, diesmal nach Krakau zum neuen König. Hatten die Eröffnungen Laskis die politische Situation auch noch nicht ganz geklärt, so hatten sie doch ein neues Moment enthüllt und in die Debatte geworfen, ja in der Ferne eine Aussicht gewährt, deren Verwirklichung den langersehnten Frieden bedeutet hätte. Kein Wunder, daß Albrecht den Gedanken mit heißem Begehren

---

1) Bericht des preußischen Gesandten Ahasverus von Brant über seine Mission beim Woiwoden Stanislaus Laski, 1548 Mai 4—12. (Ebenda Konzepte B u. H.)

aufnahm und den inneren Drang empfand, mit seinem neuen, jungen Lehnsherrn sich über diese Verschiebung der Lage, wie sie der Augsburger Reichstag hervorgerufen, zu verständigen. Freilich meinte er darum noch keineswegs das andere Eisen, daß er im Feuer hatte, aufzugeben: die energische Rüstung zu Schutz und Trutz, denn die Gefahr des Zuges auf Preußen und Masowien, welche die Majorität der Stände unter Führung des Ordensmeisters in Augsburg beschlossen habe, drohe fort und fort. Ueber Magdeburg, Bremen und Pommern werde ihr Weg auf Danzig, Elbing und Preußen gehen. Ein allzu starkes Vertrauen auf die vom Kaiser in Vorschlag gebrachte Kommission und Friedensverhandlung könne sich bitter rächen; der Schutz des Reiches sei dringend erforderlich, denn in den Kombinationen und Plänen der Gegner falle er schwer ins Gewicht und werde ihren Kriegseifer niederdrücken. Mit einem deutlichen Seitenblick auf das Durcheinander der Dinge in Polen, auf den Kampf der Stände unter einander, den Konflikt im Königshause zwischen Sohn und Mutter, nicht minder den Eindruck, welchen die heimliche Ehe des Königs mache, mahnt er zum Schluß zu Frieden und Einigkeit, deren Anblick lähmend auf die Feinde wirken werde, während das Gegenteil den Einfall ihnen leichter mache und große Gefahr und Beschwer heraufbeschwöre, wie das Beispiel Böhmens zeige. Zugleich sollte Brant auch die Königin-Mutter, die bei ihrem manngleichen Wesen und ihrer großen Neigung zum Intriguieren gern und viel in Politik machte, für die Ideen des Herzogs zu gewinnen suchen, sowie beim Bischof Samuel Maciejowski von Krakau, beim Grafen Tarnowski und Andreas Górka ferner auf die Gefahr hinweisen und sie bitten, daß sie allen den Wirren und Umtrieben steuerten und im Falle der Not dem Herzog und seinen Landen den versprochenen Schirm und Schutz zu leisten hülfen.[1])

---

1) Geh. Memorial H. Albrechts für Ahasverus von Brant an den König von Polen, die Königin Bona, Bischof Maciejowski, Kastellan Tarnowski von Krakau und Andreas Górka, Kastellan von Posen, 1548 Mai 25. (Ebenda Konzepte H. Deutscher Entwurf geschr. vom Kanzler Hans von Kreytzen) Königin

Schon am 11. Juni erfolgte des Königs Antwort durch einen eigenen Boten, dessen Persönlichkeit diese Mission noch interessanter macht. Es war der Probst von Brześć und königliche Geheimsekretär, Andreas Modrzewski, welchen der König an Albrecht sandte, der schon damals evangelische Neigungen im Herzen trug, der Schüler Melanchtons und treue Anhänger des Trzecieskischen Freundeskreises, den der Kampf der Geister dazu trieb, in einer vielgelesenen, geistvollen Schrift mit Hosius die Waffen zu kreuzen.[1]) Daß Sigismund August diesen ihm nahe stehenden Mann an Albrecht sandte, konnte als ein Beweis von Freundschaft und besonderen Wohlwollens gelten. Außerdem aber lag noch für Albrecht ein Moment der Beruhigung in der Person des Gesandten. Modrzewski hatte die deutschen Dinge soeben mit eigenen Augen gesehen, er war mit Laski zusammen in Augsburg gewesen und erst vor wenigen Wochen zurückgekehrt. Sicherlich hat er dem Herzog davon erzählt, wie der Kaiser ganz damit beschäftigt war, den Sieg bei Mühlberg auszunutzen und seine lang gehegten Pläne zur Hebung der kaiserlichen Gewalt im Reiche, die er bisher vergebens angestrebt hatte, nun, da er sich auf dem Höhepunkte der Macht befand, zu verwirklichen. Modrzewski hatte es persönlich gesehen und gehört, wie der Kaiser den Ordensmeister und seine vielen Freunde und Hintermänner, den überwiegenden Teil der Fürstenkurie wegen der preußischen Frage auf den Weg des Vergleichs und Kompromisses verwies. Er kannte die Gründe, die Karl dabei bewegten: die Zweifel der

---

Bona an H. Albrecht, Krakau 1548 Juni 10. (Dank für Brants Sendung und Kredenz auf ihn. Ebenda B 1).

1) Ueber Modrzewski vgl. Любовичъ, a. a. O.; Julian Bubowski, Dzieje Reformacyi w Polsce Bd. 1ff Krakau 1886ff. Dalton, Johannes a Lasco und Lasciana. Krasiński, Gesch. der polnischen Reformation u. s. w. Modrzewskis Schrift führt den Titel „De emendanda republica". Seine Mission nach Preußen umfaßte die verschiedensten Gegenstände, Ankündigung der Thronbesteigung Sigismund Augusts, die Frage der Lehnshuldigung Albrechts, den Bericht über die deutschen Verhältnisse u. s. w. Im Jahre 1549 sehen wir ihn wieder in Deutschland als Rat und Sekretär der Gesandtschaft des Bischofs Hosius beigegeben. (Eichhorn a. a. O.).

polnischen Thronfolge begannen bereits ihre Kreise zu ziehen und auf die Habsburger einzuwirken. Die akute Gefahr war vorüber, wenn auch die Drohung chronisch wurde. Solche Versicherungen hat Modrzewski ohne Zweifel dem Herzog gemacht.[1]) Ja, als Bestätigung für diese Wendung erschien ein kaiserlicher Erlaß am 11. Februar des folgenden Jahres, durch welchen Karl die endliche Schlichtung des langen Streits zwischen Preußen und Polen einerseits, und den Deutschherren auf der anderen Seite seinem Bruder Ferdinand, dem römischen König, übertrug.[2]) Damit war eine Annäherung und eine friedliche Verhandlung eingeleitet, deren Abschluß freilich noch durchaus nicht abzusehen war, die aber immerhin die streitenden Parteien mehr und mehr zum ruhigen Denken führte. Bezeichnend ist es bereits, daß schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1548 ganz andere Momente und Angelegenheiten bei den Verhandlungen zwischen Preußen und Polen in den Vordergrund getreten waren. Albrecht hatte sogar den Mut, einen ziemlich ungeschickten Vorstoß der polnischen Geistlichkeit, die ihm goldene Berge verhieß, wenn er wieder in den Schoß der allein seligmachenden katholischen Kirche zurückkehrte, mit Entschiedenheit und Selbstbewußtsein abzuwehren. Der Krakauer Bischof und Vizekanzler Samuel Maciejowski war es gewesen, der sich zum Sprecher der Hosius und Kromer sowie des päpstlichen Legaten gemacht hatte: Preußen würde — so schrieb er an Albrecht — von der Gefahr, die ihm vom Kaiser und Orden unablässig drohe, sofort befreit

---

1) Kredenz K. Sigismunds II. Augusts auf Andreas Modrzewski an H. Albrecht, Krakau 1548 Juni 11. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B 1.) H. Albrecht an K. Sigismund II. August, 1548 Juni 30 (dankt für die Sendung Modrzewskis und giebt ihm seine Antwort mit.) (Ebenda Konzepte B 2). Mit M. zusammen kehrte auch Ahasverus von Brant zurück, wie das Schreiben Maciejowski an H. Albrecht vom 11. Juni und des Königs vom 12. d. Mts. ergiebt. (Ebenda B 1 u. 2.)

2) K. Sigismund II. August an H. Albrecht, Niepolomice 1549 August 6. Dabei der kaiserliche Erlaß vom 11. Februar und ein Schreiben Ferdinands vom 18. Juli, in welchem er den ersten Verhandlungstag auf den 6. Oktober 1549 festsetzt. (Ebenda B 1.)

werden, wenn er sich nur dem römischen Stuhle unterwerfe.[1]) War auch der vielgefürchtete Zug auf Danzig, Elbing und Preußen unterblieben, so empfand man des Kaisers Uebergewicht, in welchem ein beständiger Anreiz für den Orden und die anderen Gegner lag, im Herzogtum nicht minder drückend, wie auf Seiten der deutschen Fürsten, des Markgrafen Johann und des neuen Kurfürsten Moritz, welche dem Kaiser erst zu seinen Erfolgen verholfen hatten. Das war die Stimmung, aus welcher das Bündniß von Königsberg und Herzog Albrechts Betheiligung an dem Fürstenbunde hervorgingen. Wir brauchen die Linien hier nur kurz anzudeuten; der Abschluß der Periode der Ordenswirren und der Furcht vor den katholisch gebliebenen deutschen Fürsten ist schon mehrfach erschöpfend behandelt worden. Es waren weite Pläne, welche Graf Volradt von Mansfeld und Johannes Laski in der idyllischen Stille des Schlosses Neuhausen mit Herzog Albrecht in Erwägung zogen. Polen, Dänemark, England und Frankreich, dazu die deutschen Religionsverwandten meinte man in einem großen Bunde gegen den Uebermächtigen zusammenzuschliessen. Die Ueberrumpelung Kaiser Karls in der Insbrucker Klause und der Vertrag von Passau bedeuteten auch für Albrecht einen Sieg, der ihn von einem bösen Alb befreite.

Was jetzt noch folgte, war mehr wie ein fernes Wetterleuchten, das in gewissen Intervallen sich in ohnmächtigen Blitzen entlud. Wohl kamen noch manchmal Momente vor, in denen der Orden sich wieder bemerkbar machte, so in den Tagen des livländischen Kriegs, als man von einer Allianz des römischen Königs mit Moskau und Dänemark gegen Schweden, Polen und Preußen sprach.[2]) Daß die Ordensmeister und ihre Gleichgesinnten den Groll gegen Polen und ihre preußischen Aspirationen noch nicht vergessen hatten, das zeigt die Rede, welche der

1) Vizekanzler Samuel Maciejowski an H. Albrecht, Petrikau 1548 November 29. (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B 2.) H. Albrecht an K. Sigismund II. August 1548 Dezember 17. (Ebenda Konzepte B I—IV, 50, 16).

2) Werbung des polnischen Gesandten Gabriel Grabowiecki an H. Albrecht, 1558 Januar 23 und dessen Antwort vom 28. Januar 1558. (Ebenda Konzepte H.)

Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel von Homburg, bei der Krönung des römischen Königs Maximilians II. im Jahre 1562 hielt. Wie Walter von Kronberg und Milchlingen einst den Kaiser Karl, so erinnert er im Namen des Ordens und ganzen Reiches den neuen König an seine Eide, die er soeben geschworen habe. Keine Mühe und Unkosten möge er sparen, wie sie als deutsche Fürsten Leib und Leben daran setzen würden, um Preußen „das Spital, das Gasthaus und das Kloster" vom „hoffärtigen Polen" zurückzuerlangen. Wie sehr sich indessen die Zeiten geändert hatten: alle Fürsten, mit alleiniger Ausnahme von Kurtrier, erklärten sich gegen ihn, darunter auch der Kaiser.[1]) Während der russisch-livländischen Kämpfe und des siebenjährigen nordischen Kriegs zwischen Schweden und Dänemark, welcher die nordöstlichen Mächte in ganz neuen Aufstellungen und Kombinationen zeigte, grollt es gelegentlich dumpf von Mergentheim her. Der Meister war einer der wenigen Fürsten gewesen, der auf den Reichsversammlungen dieser Jahre für eine stattliche Hilfe zu Gunsten Livlands warb. Er soll im Stillen gehofft haben, einen Schlag gegen Preußen dabei thun zu können.[2]) Bedenklicher wurde die Lage, als während der folgenden Jahre Alarmnachrichten über eine engere Verbindung der Ordensherren mit dem Moskowiter kamen; Gesandtschaften sollen zwischen ihnen hin und her gegangen sein; man wußte sogar zu behaupten, daß der Orden neben dem Zweck, durch gütliche Handlung in Livland etwas zurückzuerwerben, bei Iwan Grosnyj gegen Polen und Preußen schüre.[3]) Es klingt wie eine Szene aus Albrechts früheren Tagen, wenn wir ihn in den Ruf aus-

---

1) Verhandlungen der Kurfürsten und Fürsten auf dem Krönungstage K. Maximilians II zu Frankfurt a. M., 1562. (Ebenda H. VI. 16. 6.)

2) Geheime Instruktion H. Albrechts auf seinen Gesandten Wenzel Schach von Stangenberg an den König von Polen, 1561 Januar 11. (Ebenda H. IV. 49. 33.)

3) Michael Brünnow an H. Albrecht, Rostock 1564 Juli 13. (Ebenda D. I. 23. 73 b.) H. Albrecht an Graf von Eberstein, Poppen 1565 Januar 14. (Ebenda Konzepte A 4.)

brechen hören: des Meisters Umtriebe mit dem Moskowiter sind eine Gefahr für die Christenheit, wenn ihnen nicht gewehrt wird.

In diese Jahre der erneuten Ordensgefahr fällt im Zusammenhang mit ihr auch eine eigentümliche Episode, wie sie uns aber in Albrechts Leben öfter begegnet, sein intimer Verkehr mit zwei Männern, dem bekannten Ritter Friedrich Spädt und dem Nürnberger Kaufmann, Agenten und Moskaufahrer Veit Zeng, die es uns beide wohl nicht verübeln, wenn wir sie Glücksritter und Abenteurer nennen. Beide, insbesondere aber Zeng, setzten das Schlittesche Geschäft auf Moskau fort. Zeng hatte die Papiere und Akten seines Vorgängers, die mancherlei Schicksale durchgemacht hatten, käuflich an sich gebracht, wie wenn man Heringe oder altes Eisen kauft. Landsleute des Herzogs aus Franken sind beide typische Gestalten ihrer Zeit, Projektenmacher, unruhige Köpfe, die von einem Fürstenhof zum andern wandern und bald hier bald dort auftauchen. Sie geben den Stoff zu einem Kulturbild ab, wie man ihn köstlicher sich kaum denken kann.[1]) Albrecht hat diese beiden Männer lange Jahre glücklich an sich gefesselt; damit sie ihm mit ihren russischen Bündnisplänen nicht gefährlich würden; oder er hat sie, wie Friedrich Spädt, um Livlands willen in seine Dienste spannen wollen.

Ein mehr als sonderbares Zusammentreffen, daß gerade in dem Augenblick, da man zum ersten Mal an die Vermählung Albrecht Friedrichs mit der Prinzessin Anna von Kleve, Kaiser Maximilians Nichte, dachte — einer Ehe, welche die alte Wunde schließen sollte — noch einmal alle die Gespenster und dunklen Geister in der Tracht der Ordensherren erschienen. Wir können heute diesen Ordensspuk enthüllen, der seinen Grund in einer Kombination der Rede des Deutschmeisters Hund von Wenckheim mit den Verhandlungen wegen der unseligen Reichsgesandtschaft an den Moskauer Zaren hat, die zum ersten Male

1) Ein genaueres Bild des Treibens der beiden Männer geben wir an anderer Stelle.



auf der Speierer Reichsversammlung des Jahres 1570 auf der Tagesordnung stand.[1]) Die Verquickung dieser verschiedenen Thatsachenreihen, die von Mund zu Munde weiter ging, wuchs sich zu einem wahren Ungeheuer aus. Schon sollte der Orden sämtliche Gegner Preußens und Polens an der Hand haben und mit Sachsen, Pommern, Mecklenburg, dem Kaiser Maximilian sowie dem König von Dänemark gegen die mit Schweden verbündeten Polen und Preußen feindliche Pläne schmieden.[2]) Dann sollte er wieder in einer Kombination mit Herzog Magnus, dem Bischof von Oesel, dem sogenannten König von Livland, stehen, der auch der Großfürst von Moskau und Kaiser Maximilian II. vermeintlich angehörten.[3]) Ein drittes Mal wieder wurde er in Beziehungen zu den bekannten liv-

---

1) Haupt- und Staatsarchiv Dresden. Reichstagssachen III. 111 Bd. Loc. 10197/8. Reichstag von Speier 1570 No. 5. VI. Buch. Livländisch-Reußische Handlung ff. und Reichsdeputationssachen III. 109. Loc. 10124. Deputationstag von Frankfurt a. M. 1571. — Kaiserliche öffentliche Bibliothek zu St. Petersburg Разноязычныя F. 145 Bl. 124b—127: Instruktion des Königs von Polen für seinen Gesandten auf den Speierer Reichstag, den Probst und kgl. Sekretär Lukas Podoski, 1570 April 20. Dessen Rede, 1570 April 17 (ebenda Bl. 128—134). Geheime Werbung des römischen Kaisers durch den böhmischen Marschall Berthold von Leip auf Krumnau und Johann Cyrus an König von Polen, Warschau 1571 Juli 10 (ebenda Bl. 139b—143), des Königs Antwort, Warschau 1571 Juli 14 (ebenda Bl. 143). Vgl. Przezdziecki, a. a. O. M. Koch, Quellen zur Gesch. Kaiser Maximilians II. Bd. II, 70ff. (Leipzig 1861).

2) H. Albrecht Friedrich an seinen polnischen Gesandten Wenzel Schach von Stangenberg, 1570 Juli 19. (St.-A. Königsberg. H. B.-A. Konzepte H.) Kanzler Hans von Kreytzen an seinen Bruder Christoph, Silginnen 1571 März 25. (Ebenda J. 1. III. 13. 98.) Kurfürst Johann Georg von Brandenburg an H. Albrecht Friedrich, Letzlingen 1571 August 15. (Ebenda A 3.) Werbung des königlich polnischen Gesandten Stanislaus Sandivogius von Czarnkow an die Regimentsräte in Preußen, [1571 September—Anfang Oktober]. (Ebenda H.) Antwort derselben Tapiau 1571 Oktober 8 (ebenda). Geheimes Memorial H. Albrecht Friedrichs auf Wenzel Schach von Stangenberg an den König von Polen, 1571 Dezember 15. (Ebenda, Konzepte H.)

3) Werbung des kurländischen Kanzlers Michael Brunnow bei H. Albrecht Friedrich und dessen Antwort, 1570 Oktober 30. (Ebenda H.) Heinrich von Vietinghof an H. Albrecht Friedrich, Dresden 1571 Januar 24. (Ebenda H.) Ders. an dens., Dresden 1571 April 26 (Ebenda) u. s. w.

ländischen Parteigängern Iwan Grosnyjs Taube und Krause und dem Markgrafen Johann von Küstrin gesetzt, in dessen Händen — wie von einer Seite behauptet wurde — die antipolnischen Fäden, welche zwischen dem Zaren und dem Kaiser vorhanden wären, zusammenliefen.[1]) Man sieht, wieviel Dichtung und Wahrheit an diesen Gerüchten ist. In losem Zusammenhang stehende Thatsachenreihen, schüchterne Interventionsversuche, Neigungen und Antipathien, die man mehr mutmaßen mußte, als sicher kannte, wurden zusammengeworfen, vergrößert und als baare Münze ausgegeben.

Wie die Flamme vor ihrem Erlöschen noch einmal aufflackert, so ähnlich durchzuckten die letzten grellen Blitze das mystische Dunkel der Ordensgefahr, noch einmal schienen die trotzig drohenden Scharen der Feinde am Horizont vorbeizuhuschen, bis sie sich schließlich als Schattenrisse verloren. Das Säbelrasseln und Drohen der Ordensherren machten keinen Eindruck mehr. Man achtete nicht mehr der Reden, die auf den deutschen Reichstagen und den verschiedenen andern Versammlungen gehalten wurden, mochten sie noch so sehr von Kraftworten geradezu strotzen und Energie fingieren. Sie waren zu leeren Demonstrationen geworden, die jedes praktischen Nachdrucks entbehrten. Oefter ist in diesen Tagen schon das Wort vom „Deutschen Michel“ gefallen, welches in jenen Jahrzehnten zuerst den uns geläufigen hämischen Beiklang bekam. Es hatte einst bessere Tage gesehen. Die Reitergeschwader Ottos des Großen, die unter dem Banner des heiligen Michael auf dem Lechfeld fochten und den furor Theutonicus in ihm verkörpert sahen, würden sich schier verwundert haben, wenn sie es noch hätten hören können, wie der Name ihres höchsten Schutzheiligen den kümmerlichen Geschlechtern der Nachlebenden dazu diente, damit sich Deutsche über Deutsche lustig machten. Wir wissen es heute, daß der Orden verhältnißmässig erst spät die Hoffnung

1) Lukas Hübner an H. Albrecht, 1572 März 7. (Ebenda D.)

aufgegeben hat, in den Besitz der alten Ordensprovinz noch einmal wieder zu gelangen. Selbst, nachdem das Haus Oesterreich, unter dessen Fittigen er ein Asyl gefunden, ihm jede materielle Unterstützung längst entzogen hatte, hielt er noch an seinen Prätensionen fest.[1])

Wir wiesen Anfangs auf die kausalen Zusammenhänge und die allmählichen Uebergänge in den historischen Entwickelungsreihen hin. Daß Albrecht gegen den Orden und die katholische Majorität der deutschen Stände das Feld behaupten konnte, hat er seinem rechtzeitigen, heimlichen Anschluß an das System der Gegenmächte zu verdanken, welches sich aus der religiösen Opposition heraus ergab. Dynastische Fäden und alte Verträge verbanden ihn an und für sich schon mit einer Reihe deutscher Fürsten. Das gemeinsame Schicksal, gegen den Träger der Reichsgewalt in Gegenstellung gedrängt zu werden, knüpfte den Bund indessen noch enger. Dazu stand er mit Schweden und Dänemark bereits in Beziehungen, noch bevor er mit Polen abschloß. In Polen gewann er hinfort eine Schutzmacht, welche durch das Gewicht ihrer größeren geographischen Nähe und um des höheren Interesses willen die Feinde besser von ihm fernzuhalten vermochte, als der Kaiser.

Den Grund zu seiner künftigen Zwischenstellung zwischen Polen und den deutschen Evangelischen hatte er sich so schon geschaffen, als er am 8. April des Jahres 1525 den Lehneid leistete. Nur darum ist es zu begreifen, daß ihn selbst in dieser schweren Schicksalsstunde, die ein Einschnitt und ein Wendepunkt in seinem Leben war, der ihm eigene optimistische Zug und die feste Zuversicht auf eine bessere Zukunft nicht verließen. Von der begeisterten Glaubensfreudigkeit jener Periode getragen, war er bis auf den Grund seiner Seele

---

1) Wir fühlen uns hier gedrungen, dem Leiter des Central-Ordensarchives zu Wien, Herrn Grafen von Pettenegg für seine freundliche Auskunft Dank zu sagen.

davon überzeugt, daß des Propheten Jesaias Wort, das er täglich las:

Versammelt euch ihr Völker, und ihr sollet überwunden werden,
Und höret zu alle ihr Lande von Ferne,
Rüstet euch und ihr sollet überwunden werden,
Stärket euch und ihr sollet überwunden werden,
Beratschlaget euch und eure Ratschläge sollen zerschmettert werden,
Schafft und gebietet was ihr wollt, und es soll nichts daraus werden,
Denn Gott ist mit uns . . .[1])

auch für ihn in Erfüllung ginge.

1) Hans von Dolzig an H. Albrecht, Torgau 1526 März 25 (St.-A. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 4). (Jesaias, Kapitel 8, Vers 9 u. 10 nach Dolzigs Version).

Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski.

Mitgetheilt

von

Rudolf Reicke.

[Fortsetzung.]

64.

Lyck d. 8ten April 1799.

praes. d. 13. Apr. 799.
beantw. eod.

Lesen Ew. Hochw. doch nur sogleich die anliegenden Abschriften[1]) um sogleich zu erfahren, was für Dinge hier wieder vorgehen, und was Satanas der Feind, abermahls für schändliches Unkraut unter den Weizen gesäet hat. —

Ist es nicht, Hochwürdiger Herr und mein verehrungswürdigster Gönner, Ist es nicht, als ob Sie in wahrem prophetischem Geiste Ihren letzten Brief an mich verfaßet, und mich auf diese Dinge, die so in Kurzem kommen sollten, vorbereitet hätten. Ach, sie kamen gerade zugleich und mit einem PostTage, und haben freylich wieder eine kleine Revolution in meinen Empfindungen verursachen müßen. Aber mich niederdrüken, mich einängstigen und mir den Muth nehmen, wahrlich das konnte dieses Rescript nicht thun, so rauh auch dessen AußenSeite war.

Freylich sehe ich nun, daß ich nicht nur mit Fleisch und Bluth, sondern auch mit Fürsten und Gewaltigen zu kämpfen habe, daß eine tödtlich wirkende Cabale hier unabläßig ihr Spiel gegen mich treibt, und daß mein höchster Chef selbst des Hr. M. v. Massow Exc. nicht eben aufs günstigste für mich

---

1) S. die Beilage.

praevenirt sind. Allein, Hochwürdiger Herr! Ich habe einen allmächtigen Schild, der mich deckt, das ist Gottes Gnade und das süße Bewußtseyn, ich habs ja nicht gesucht, nicht erkabalirt, ists ja Gottes u. des Ministre Sache, mögen die sich nun damit wißen.

Nun zur Aufklärung der Geschichte! ich habe doch schon Ew. Hochw. geschrieben, daß Hagemann [am Rande von Borowskis Hand mit rother Tinte: der Kreisjustizrath] und Wollner [Borowski: der Rector der Lyckschen Provinzialschule] im Bunde stehen, daß sie beide ihr Mißfallen über die proiektirte Anstalt laut geäußert haben, und daß ich Hinderniße von diesen keken Männern fürchte. Es ist unglaublich, in welche Wuth Wollner durch dieses Proiect gesezt ist, einmahl aus Neid, daß ich, den er gern, weil ich sein Inspector bin, zur tiefsten Tiefe herabgestürzt sähe, dadurch so ausgezeichnet gehoben worden, u. dann aus Ärger, daß er, da er nicht polnisch kann und also dazu nicht gezogen werden können, dabey leer ausgehen und seine tief unter ihm stehende Collegen so ansehnlich gewinnen sollten.

ich weiß es ganz gewiß, daß dieser Mann das ganze Unwesen veranlaßt hat, u. daß die ganze Protestation u Denunciation von ihm herkommt, ob er sie aber durchs OstPr. Consistorium oder gerade zu dem OberSchulCollegio eingegeben hat, kann ich nicht erfahren. Genug er ist der Mann, u. triumphirt schon ziemlich merklich zum voraus. Ich habe aber gegen keinen einzigen Menschen von dem eingegangenen Rescripte Erwähnung gethan, sondern halte die ganze Sache in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Mit der heutigen Post geht meine Beantwortung ans K. ObSchulColl. ab u. zugleich eine Abschrift an des H. Ministre v. Schroetter Exc. mit folgendem Begleitungs Schreiben:

> „E. Exc. geruhen es gnädigst zu erlauben, daß ich das an mich ergangene höchste Rescr. vom 19ten März so wie meine allerunterth. Beantw. desselben hujus in der hier angehend. Abschrift ganz unterth. vorzulegen mich erdreiste.

Demüthigst unterwerfe ich alles Ew. Exc. höchsten Verfügung, u. sollten ia Collisionen eintreten wollen, so hängt es ja lediglich von E. Exc. höchstem Entschluß u. Befehl ab, um das ganze projectirte Institut von der hiesigen öffentl. SchulAnstalt zu trennen, u. sie durch den bloßen PrivatUnterricht der drei benannten Lehrer betreiben zu lassen.

Jedes gute Werk muß nun schon einmal durch Hindernisse hindurchgeführt werden, aber im Vertrauen auf Gott und unter E. Exc. Gnädigstem u. mächtig vertretenden Schutze gehe ich ieder Schwierigkeit mit dem frohesten Muthe entgegen, gestärkt durch die Hofnung, durch E. Exc. gnädigster Protection das gute Werk zum Seegen der Provinz einst doch glüklich vollendet zu sehen. In dieser Gesinnung der tiefsten U. pp

Lyck d. 7ten April 1799. Gis."

Mit wahrer Unruhe sehe ich nun von Ew. Hochwürden theuren Hand, dem für mich entscheidenden Urteil entgegen, ob ich mich in dieser kritischen und delicaten Sache nicht unrecht genommen habe? Denn wie leicht kann man bey solchen Collisionen u. in solchen ungewöhnlichen Fällen sehr große Fehler eben dann machen, wenn man seine Sache am besten gemacht zu haben glaubt. Gott helfe mir.

ich fürchte, ich fürchte, das Ding wird das ganze Heer der vom Gönner pp Scheffner laudirten Consistorial Alexandern aufregen, u. wo bleibe ich, armer, dann, wenn nun alles gegen mich losschlägt? Ich denke, dann lege ich flugs Kragen u. Mantel als Zeichen meines Märtyrerthums nieder, und flüchte mich unter Schrötters weitgebreitete Flügel um irgend ein kärgliches Layenbrodt aus seiner Hand zu erhalten. Wer so viel von Priestern u. Leviten gelitten hat, wie ich, dem kann man es nicht verargen, wenn ers wünschen möchte, aus ihren Händen zu seyn und seinen wundgeschlagenen Rücken einmahl in Sicherheit zu setzen.

Die Hagemann-Uskosche Geschichte hängt mit dieser SeminarismusGeschichte innigst zusammen und beide haben eine u.

dieselbe Cabale zur Mutter, und einen und ebendenselben gegen mich feindseeligen Geist zum Vater. Gott helfe mir gegen solche unnatürliche Bastarde zu bestehen.[1])

Es scheint mir immer wahrscheinlicher, daß mein sonst so guter Usko vielleicht aus Unbesonnenheit an dem Mitwissen u. Mitwürken doch nicht ganz rein geblieben ist.

ich habe darum nach Ew. Hochwürden weisem Rathe noch nichts gethan, u. werde auch nichts thun, daß ich aber an Hagemann die 2 Briefe schrieb, geschahe lediglich zum Behuf meiner künftigen Legitimation, wenn ich von oben her etwa darüber in Anspruch genommen werden sollte, daß ich etwas sicheres dann vorzulegen hätte, u. das habe ich ja nun.

Dem edlen GeneralLieutenant habe ich mit der heutigen Post auch gleich die Abschriften eingeschickt, u. ihm von allem Nachricht gegeben. Ich habe Ursache zu mancherley Besorgnissen, aber wenn ich mich fürchte sagt David so hoffe ich auf Dich. So lange ich in AltOstPreußischen Banden gefeßelt liege, ist für mich an kein Heyl an keine Ruhe zu denken, und wie kann ich irgend auf Erlösung hoffen, wenn M. Massow zu meinem Unglük wider mich eingenommen seyn sollte.

Und doch hoffe ich, u. werfe mich mit felsenfestem Vertrauen in Gottes Arme. Mache er wie er will, er wirds doch wohl machen.

Dieses edelster und gütigster Gönner! dieses mit der flüchtigsten Feder, in einer den andern heute zur Post abgehenden Sachen, abgestohlenen ViertelStunde, unter dem lärmenden Geräusch der HochzeitsVorbereitungen hingeschriebene, fließt aus einem Herzen, das in iedem Gedränge gleich zu Ihnen verehrungswürdigster seine Zuflucht nimmt, und daher findet es gütige Nachsicht und freundliche Aufnahme.

Gisevius.

1) Borowski hat am Rande mit rother Tinte vermerkt: „Hagemann hat den Usko zum Erzpr. in Lyck, beim Könige, beim Geistl. Departement, auch beim hiesigen EtatsMinisterio in Vorschlag gebracht, obgleich keine ErzpriesterVacanz ist.“



Beilage.

Praes: d 6: April 1799.

Copia

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen etc.

Unsern etc. würdiger lieber Getreuer! wir befehlen Euch hierdurch in Gnaden zu berichten, ob in Ansehung eines zu errichtenden Seminarii für NeuOstPreußen Anträge an Euch ergangen? ob Ihr Euch ohne Nachtheil der dortigen Provincial-Schule auf diese Anträge einlaßen können? und ob Ihr die Befugnis dazu bey der vorgesetzten Behörde nachgesucht und erhalten habet. Sind Euch mit Gnaden etc. Gegeben Berlin d 19: Märtz 1799.

Auf Sr: Königl. Majest: allergnädigsten Special-Befehl

Massow.

An
den ErtzPriester Gisevius
zu Lyck.

Allerdurchlauchtigster etc.

Ewr. Königl. Majest: geruheten mittelst allerhöchsten Rescript d. d Berlin d 19: März cr praes. d. 6: d. über folgende 3. Fragen meinen allerunterthänigsten Bericht zu erfordern.

ob in Ansehung eines zu Errichtenden Seminarii für NeuOstPreußen anträge an mich ergangen? Ob ich mich ohne Nachtheil der hiesigen Provincial-Schule auf diese Anträge einlaßen möge? Ob ich die Befugnis dazu bey der vorgesetzten Behörde nachgesucht und erhalten habe?

Zur allerunterthänigster Beantwortung melde ich allerdemüthigst:

ad 1., daß wenn von einem vestbestehenden in Lyck anzulegenden Seminario die Rede seyn sollte, ich davon nichts weis und an mich deshalb nichts gelanget sey. das aber ist allerdings wahrheit, daß ich durch Ewr. Königl. Majest: würkl.

Geheimen Staats-Krieges und FinanzMinister Freyherr v. Schroetter Excellc. ganz ohne eine von meiner Seite gegebene Veranlaßung auf eine sehr unerwartete Arth im Januar d. J. aufgefordert worden:

Vorschläge zu thun. Ob nicht einige als Lehrer in OstPreußen anzustellende Subiecte allhier in Lyck durch die Lehrer der Provincial-Schule für ihre Bestimmung vorbereitet werden könnten.

Es war also nicht die eigentliche Etablirung eines Seminarii, sondern nur die diesmahlige Vorbereitung einiger fehlenden Subiecte der Gegenstand der an mich geschehenen Anfrage von einer sowohlthätigen und Seegen wirkenden Tendenz.

Ewr. Königl Majest: geruhen es allergnädigst zu bemerken, daß es Mangel an patriotischem Gefühl, so wie Undankbarkeit gegen das ehrende Zutrauen und respectwiedrigen Ungehorsam gegen die Aufträge eines so hohen StaatsMinisters gewesen wäre, wenn ich nur im geringsten Bedenken getragen hätte, mich in diese die Hebung der Cultur einer ganzen Provinc bezwekende Anfrage einzulaßen; alles was ich in Hinsicht auf meine amtliche Lage und als Inspector der hiesigen Provincial-Schule beobachten zu müßen als Pflicht ansahe, war wie ichs zur Beantwortung der 2ten allerhöchst vorgelegten Frage allerunterthänigst anzeige: dafür zu sorgen

damit wenn dieser Zwek eimal hier realisiret werden solte, die hiesige Schule keinen Nachtheil davon haben möchte.

ich nahm also mit den 3. die polnische Sprache innehabenden Lehrern, dem Prorector Skrzeczka Conrector Grizewski und Cantor Czigan die nötige Abrede und schikte blos als Privat-Mann und nicht Aemtlich meine guthachtliche Meinung und Vorschlag ein.

trug aber in diesem Vorschlage ausdrüklich darauf an, daß diese Vorbereitung nicht durch den öfentlichen Schul Unterricht bewürkt werden könnte,

daß der Unterricht der SchulJugend darunter leiden müße, was nicht gestattet werden könnte, daß die Praepa-

randen höchstens gegen Erlegung des SchulGeldes in einigen bestimmten Stunden dem öffentlichen Unterricht beiwohnen könnten, daß aber ihre eigentliche Ausbildung und Zubereitung privatim durch die benannte 3. Schullehrer gegen eine besondere Remuneration geschehen müße.

Ewr. Königl. Majest: geruhen es aus diesem Entwurf allergnädigst zu bemerken, daß im Fall auch diese diesmalige Anstalt nach diesen Vorschlägen realisiret werden sollte, die mit der ProvincialSchule eigentlich gar nicht zu thun und auf ihre Einrichtung gar keinen Einfluß haben könne, indem diese dadurch nicht im allergeringsten alterirt, sondern die ganze Classen und Lections-Einrichtung, so wie sie ist belaßen wird.

Den Lehrern kann es immer gleich gelten, ob 10. oder 20. Personen mehr in die Schule kommen und am öffentlichen Unterricht Theil nehmen und ob diese 10. oder 20. Jahre alt sind, wenn Sie nur das Schulgeld bezahlen; und den Schullehrern steht es ja frey außer den vorgeschriebenen Schul-Stunden sich eine Beschäftigung zu erwählen, welche Sie wollen und also auch diesen ihnen angebothenen Privat-Unterricht ohne Bedenken anzunehmen;

Da in der bisherigen Einrichtung der Classen und Lehr Obiecte und LehrStunden, dadurch also nichts geändert werden sollte, so konnte dieses Project der Provincial-Schule keinen Nachtheil bringen, sondern es mußte ihr vielmehr allerdings zum außerordentlichen Vortheil gereichen:

indem die sämtliche Schullehrer auch Rector einen sehr ansehnlichen Zuwachs des Schul-Geldes dadurch erhalten.

Die 3. andern Lehrer für die Ausbildung der Praeparanden eine sehr wünschenswerthe Remuneration gewinnen und mithin

die sämtliche Lehrer durch so vortheilhafte Umstände in ihrer Häußlichen Lage reel verbeßert, und eben dadurch zum wahren Vortheil der Schule zu einem desto lebhafteren Fleiß, frohen Muth und thätigen Eifer ermuntert werden müßen.

ad. 3. flehe ich allerunterthänigst Ewr: Königl. Maj: ge-

ruhen sich allergnädigst davon zu versichern, daß ich in meiner sovieljährigen DienstZeit von meinen Verhältnißen und Pflichten eine zu vollständige Kentnis erlanget habe, als daß ich, wenn diese Anstalt gleich, wie vorher erwiesen, mit der Provincial-Schule eigentlich nichts zu thun hat, sie doch hätte einführen wollen, ohne vorher meiner vorgesetzten Behörde, anzeige zu geben, und dazu die Befugnis erhalten zu haben. Da aber vorjetzt weiter noch nichts bestimmtes an mich ergangen, ich auch durchaus nicht weis, ob meine diesfalsigen Vorschläge ganz oder theilsweise iemals realisiret werden dürften, und alles dieses von fernerer höchster Verfügung und Einleitung von Hofe aus anheimgestellet ist, ich mich nicht habe unterstehen können, von meinem Auftrage den ich bloß als PrivatAnfrage dank und respectvoll verehre, meiner vorgesetzten Behörde schon vorläufig Anzeige zu thun;

Solte übrigens, wie ich sehr fürchte diese Sache durch voreilige leidenschaftliche Denunciation Ewr: Königl: Majest: einseitig vorgetragen seyn: so habe ich das allerdemüthigste Vertrauen Ewr: Königl: Majestät geruhen nach allerhöchst dero teuren Versicherung, wie sehr die Beförderung des Schulwesens Ewr: Königl Majest: am Hertzen liege, nach diesen gewißenhaft und wahr Ewr: Königl. Majest: vorgelegten Umständen bei der erhabenen Absicht, in welcher die Anfrage an mich geschehen und bei dem reinen PflichtGefühl in welchem ich als Ewr. Königl: Majest: mit ganzer Seele hingegebener für den Staat und insbesondere den Volks-Unterricht athmender und meine innigste Wünsche hinopfernder unterthan ohne alle Praetension meine Vorschläge eingegeben habe, auch hierunter aus allerhöchstdero Königl. Huld und Wohlgefallen nicht zu entziehen, in welcher allerdemüthigsten Bitte ich in der allertiefsten und devotesten Unterwerfung ersterbe

Ewr: Königl. Majest: etc.

etc. etc.
Gisevius.

Lyck d 7: April
1799.



65.

Lyck den 20. Junii 1799.

praes. den 1. Jul. 1799.
beantw. am 6 ejusd.

Ihnen Hochwürdiger Gönner und Herr! Ihnen, dem warmen großmüthigen Förderer meines Glükes, dem Schöpfer so vieler meiner höchsten LebensFreuden, eile ich, getrieben von heißen DankEmpfindungen, von den neuen Begebenheiten Nachricht zu geben; denn auch dieses gute, das ich in diesen Tagen genoß, ist dem größesten Theile nach, Ihr Werk! —

ich habe Sr. Excellence dem Hr. Ministre v. Schroetter in Johannisburg meine Aufwartung gemacht, und habe dort die ausgezeichnetsten Beweise seiner Gnade in reichem Maaße genossen. Schon vor einigen Wochen schrieb mir der große und einzige Günther seine Reise, und gab mir einen Wink ihm in Johannisburg aufzuwarten. Ich antwortete ihm, daß ich fürchte, ihm unwillkommen zu erscheinen, daß überhaupt das Aufdringen außer meinem Charakter läge, u. ich auch den Schein davon scheue. Er schrieb mir darauf die Antwort, deren Anfang ich Ew. Hochwürden hier hinzusetzen mir erlaube:

> E. H. letztes höchstgeehrtes Schreiben hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, da dieselben nun schon in Activitaet mit den Cammern wegen der Besetzung der SchullehrerStelle getreten sind. Da kein Fonds zu einem so hohen Gehalt ist wovon E. H. hier subsistiren könnten, so glaube ich fast, dieselben erhalten den Tittel als Cons.Rath von NeuOstPreußen, und in dieser Qualitaet eine Zulage von einigen hundert Thalern, behalten aber Ihren ietzigen Posten in Lyck, und dann stehen Sie sich besser, als in dem äußerst theuren Bialystock. Gott gebe, daß meine Vermuthung in Erfüllung gehe. Wenigstens was man wünscht, hofft man gern. Ich werde bey Anwesenheit des Hr. St.M. Fr. v. Sch. mit dem ich im OberK.Coll. eine aufgetragene Untersuchung zu Bialystock habe, über diesen Gegenstand sprechen, und hören was gesagt wird. Der Hr. St.M. werden es gewiß nicht übel

nehmen, wenn dieselben ihm Ihre Cour zu Johannisburg machen, vielleicht ist es ihm wohl gar angenehm etc.

Nun mußten denn alle Bedenklichkeiten wegfallen, und ich reiste in GottesNahmen nach Johannisburg. Den 22ten Abends kam der M. im Amtshause Lupken bey Johannisburg an. Den 24ten sollte er ganz frühe weiter reisen. Des Morgens gegen 5. fuhr ich denn nach Lupken, fand im Vorhause eine Schaar von Praesidenten Geheimen Räthen Directoren etc. und so wiedrig, mir dieses Hindurchdrängen durch eine solche Gasse anfangs seyn mußte, so verwandelte sich doch dieser Morgen bald in den glüklichsten meines Lebens, da ich von Sr. Excellenz mit außerordentlicher Distinction empfangen wurde, über die SchulAngelegenheiten mit ihm mich besprechen konnte und zu gleicher Zeit die Ehre hatte mit den bedeutendesten Männern in Bekanntschaft zu treten, worunter ich vorzüglich den vortrefflichen Hr. Cammer-Praesidenten Schimmelfennig v. d. Oye und den Hr. GeheimenRath v. Salis im Gefolge Sr. Excellence rechnen muß. Letzterer sprach sehr viel mit mir über die Angelegenheit, die ihm in allen Details ganz bekannt war, und wie ich daraus schließe, von ihm bearbeitet seyn mußte. Auch versprach der M. ausdrüklich nicht nur den Lehrern, sondern auch mir eine gehörige Gratification. Von dem Vorschlage des General L. wurde, wie vorauszusetzen war, nicht gesprochen, und ich zweifle auch, daß bey dem Mangel an Fonds und andern Bedenklichkeiten vor der Hand etwas daraus werden könnte, so außerordentlich wünschenswerth dieses auch für mich in ieder Hinsicht seyn müßte. Doch Ew. Hochwürden werden über alle diese Dinge selbst die sichersten Aufschlüsse dort zur Stelle erhalten, da der M. in einigen Tagen selbst in Königsberg eintreffen wird.

Auch von den schändlichen Hagemann-Wollner'schen Unternehmungen, der guten Sache Hindernisse in den Weg zu legen, wurde sowohl von Sr. Excellence als von dem Hr. Geheimen Rath v. Salis gesprochen, von letzterem erhielt ich auch die sehr erfreuliche Versicherung von der Wohlgewogenheit und

warmen thätigen Vertretung des Herrn OberSchulRath Meyerotto. Und so erwekt die göttliche Vorsehung, wenn schlechte Menschen mich drüken, immer desto mehr edle Menschen die mich vertreten.

Schon seit dem Frühjahr trage ich mich mit dem Entschluß nach Königsberg zu reisen. ich will meine älteste Tochter auf ein Paar Monathe zu meiner in Königsberg verheyratheten Schwester hingeben, die also von meinem guten Weibe dahin gebracht werden muß. Nun wären es immer nur dieselben Kosten und Anstalten, wenn auch ich bey der Gelegenheit mitführe. Was ich dort von der einen Seite zu fürchten habe, weiß ich sehr wohl. Eben dies drohende Ungewitter hat mich seit 13 Jahren von Königsberg abgehalten. Allein wenn ich nur stark genug bin, diesen Sturm auszuhalten, so habe ich doch überwiegende Gründe, die mich zu dieser Reise durchaus bestimmen.

ich habe Ew. Hochwürden in meinem leztern meine peinliche Lage in Ansehung der Pr. Schule beschrieben. Diese gehäßigen Verhältnisse können nicht fortdauern, und ich wünsche sehnlichst die Einleitung zur Ausgleichung für immer. Den gewöhnlichen Weg des Einkommens beym Consistorium kann und mag ich nicht einschlagen, ich fühle es zu lebhaft, daß ein Auftrit dieser Art, ein Prozeß mit einem Menschen von Wollners Race mich durchaus herabsetzen, mich schänden muß. ich habe die Sache daher auch bis ietzt noch unterdrükt und würde auch ferner nicht ein Wort darüber sagen, wenn nur nicht das neue Examen immer näher käme. ich will also die ganze Sache mündlich den Herren Räthen vortragen, allen ProzeßGang verbitten auf alles Verzicht thun und nur um eine klare und bestimmte Instruction bitten, nach welcher unsre gegenseitigen Rechte und Pflichten ganz genau abgemeßen und angegeben seyn müßen. Das Collegium kann mir ja nach Billigkeit eine solche Anweisung nicht versagen, durch welche amtliche Collisionen gehoben werden, und ohne eine solche Gränzenbestimmung behalte ich die Inspection auch nicht einen Augenblik länger.

Es kann ja von mir nicht verlangt werden, daß ich den kühnen Beleidigungen eines albernen Egoisten mich preisgeben soll. Wie weit der Dünkel und die Frechheit dieses jungen unerfahrenen Menschen gehen muß, ist aus der Vermessenheit zu beurtheilen, mit welcher er sich in die SeminariumSache zwischen zwey großen Ministres gelegt und Unfrieden angerichtet hat. Auch wird er durch Hagemanns Rathschläge noch immer weiter geleitet.

Sodann wünschte ich in Ansehung meines leider schändlich verlohrenen jezt in die Appellation einzuleitenden Poppowenschen Prozeßes von sachkundigen Männern Belehrung, so wie auch in Ansehung der ferneren Bestimmung meines Sohns, der nun bald seine akademische Lauffbahn beendigen will, und den ich bey meinen Verbindungen lieber bey der Cammer als bey der Regierung anzustellen wünschte.

Und, was soll ich dann auch diese Aeusserung zurükhalten? Neben allen diesen Ursachen und Gründen treibt am stärksten nach Königsberg mich mein Herz, meine Dankbarkeit, meine Verehrung und der Wunsch Ew. Hochwürden den edelgesinntesten Gönner, den Förderer meines Glückes, den Retter meiner Ehre, den Vertreter meiner guten Sache, den Geber so vieler hohen Freuden, meinen und meines Sohnes gütigsten Wohlthäter zu sehen und meine ewigen Verpflichtungen meinen ewigen Dank Ihnen zu erkennen zu geben — der Wunsch den verehrungswerthen Herren, die auf eine so bewunderungswürdige edle, gütige, menschenfreundliche Art sich meiner angenommen, und für mich unverdienter und unbekannter Weise so thätig gewürket haben, den Herren p. Scheffner und p. Deutsch meine Verehrung zu bezeugen.

Um meinem Herzen diese Freude, dieses hohe Jahre lang erwünschte Glük zu schaffen, sollte ich der Qvaal mich nicht willig unterwerffen, mich eine ViertelStunde lange mit heißer Lauge waschen und mit Salz und Pfeffer einreiben zu laßen? und finde ich dann, wenn die Mißhandlungen eines einzigen mich kränken werden, in den Gütigkeiten mehrerer nicht eine

reiche Entschädigung? ich will es denn wagen, ich will eilen, wohin mein Herz mich treibt, und wenn Gott Leben Gesundheit und Glük giebt, dann in etwa 3 Wochen steht der so oft von Ew. Hochw. getröstete, belehrte, mit Gütigkeiten überhäufte, unverdient gehobene, hoch und schwer verpflichtete, Ihnen ganz hingegebene, Sie überschwenglich ehrende und dankbare Gisevius leibhaftig vor Ihren Augen da, und ist in diesem frohen Momente gewiß mit seinem ganzen Schiksaal ausgesöhnt.

Vielleicht bin ich so glüklich, noch ehe ich diese Reise antrete von Ew. Hochwürden einige gütige Worte zu lesen. Ich erwarte alles von der Anwesenheit Sr. Excellence Hrn. M. v. Sch. in Königsberg, u. von der thätigen Verwendung meiner Gönner zu meinem Vortheil. Ich wünschte auch insonderheit über die Hagemann-Wollnersche Cabale mehr Aufklärung, so wie über das, was ich in der Folge noch etwa zu hoffen haben könnte. Möge doch die alles wohl machende Vorsehung ferner alles lenken und leiten.

Usko ist in Danzig als Prediger bey der Dreyf(altigkeits) Kirche und Lehrer beym Gymnasio angestellt, und ist nach seinem lezten Schreiben wieder meinen und aller seiner Freunde Rath und Zureden, doch nach Smyrna wieder zurükgegangen, um seine oeconomischen Angelegenheiten dort zu berichtigen. Seine alte Mutter ist nun verstorben.

Eben indem ich schließen will erinnere ich mich, daß ich von der in der SeminarienSache vom Consistorio erhaltenen Verfügung Ihnen noch nichts geschrieben habe. Hier ist die Abschrift:

> In Betref der bey der Pr. Schule zu Lyck vorzubereitenden Schullehrer für NeuOstPreußen hat der Herr mit Bezug auf das in dieser Sache vom Königl. Ober-SchulCollegio sub d. Berlin d. 19ten Mart. c. an ihn ergangene Rescript und auf seinen darauf unterm 7. April c. dahin eingesandten Bericht, uns annoch gutachtlich anzuzeigen, wie viel höchstens Seminariasten den Lehrern der dortigen Pr. Schule erlaubt werden könnten, in Aussicht zu nehmen, worüber er zugleich die

schriftliche Erklärung der Lehrer selbst zu erfordern und solche in duplo so wie seinen eigenen gutachtl. Bericht zur weiteren Einsendung uns des fordersamsten einzusenden hat. Königsberg den 4ten Junius 1799.

Groeben.

Die Erklärung der Lehrer und meine war, daß die Summa höchstens auf 20 angenommen werden könnte. Der Herr Geh. Rath v. Salis freute sich sehr über diese Nachricht, weil er daraus schloß, daß H. M. v. Massow doch nun geneigte Gesinnung zur Förderung dieser guten Sache gefaßt haben müßte.

Gütigster Gönner! nun habe ich denn wieder Freude und Leid in Ihren Schooß geschüttet. Wie wohl ist es mir, daß Ihre Güthe mirs erlaubt. Ich bin doch immer ein sehr glüklicher Mensch. Gott belohne Sie daß Sie zum Glüke eines Bedrängten so viel beytragen!

Gisevius.

66.

Lyck d. 29ten Jul. 1799. Praes. den 3. August 1799
beantw. am 27. ej.

Hier sitze ich nun wieder, in meinem Hause, bey meinen Kindern, bey meinen Papieren, meinen Aeckern, meinen Wiesen, meinen amtlichen und häußlichen und wirtschaftlichen Sorgen — der Himmel läßt täglich Ströme herabregnen, alles ersäufft in den Fluthen, Menschen und Thiere verkommen, und hätte ich nicht, vom lieben unvergeßlichen Königsberg aus, einen so ausreichenden Vorrath von süßen Rückerinnerungen und frohen Empfindungen mitgebracht, so müßte ich verkümmern und vergehen, denn was ich hier in aller Menschen Gesichtern lese, und aus aller Menschen Munde höre, ist nichts weiter als Klagen, Klage über Wetter, über verlohrnes Heu, über verdorbenes Getreide etc. —

Aber mitten unter den Klagenden, klage ich noch nicht, mitten unter den traurigen bin ich noch fröhlich, so gestärkt, gesättigt und auf lange neu belebt bin ich durch das überschwengliche, nie verdiente, nie zu erwiedernde Gute, welches ich während meines glüklichen Aufenthalts in Königsberg aus der Güthe meiner verehrungswürdigsten und innigst verehrten Gönner genoßen habe. Auch ist es mein erstes Geschäfte, daß ich eile Ew. Hochwürden dem theuresten und gütigsten meiner Gönner! dem ich alles dieses genoßene Gute verdanke, und durch den ich in den Kreis der edelsten und würdigsten Männer eingeführet bin, meines Herzens innigsten Dank und Verehrung abzulegen.

Ja verehrungswürdigster Herr! ich kann nicht anders als mit der frohesten Empfindung und mit Dank gegen Gott an meine glüklich zurükgelegte Reise gedenken. Alle meine Wünsche sind erfüllet, nachdem ich nun das unaussprechliche Glük genossen habe, den Mann von Angesicht zu sehen, dem unter allen Menschen auf Erden ich die allergrößesten Verbindlichkeiten schuldig bin, an die Brust gedrükt zu werden, die ein solches Uebermaaß von Güthe für mich in sich verschlüßet und die theure Hand dankbar zu faßen, die in so vielen unvergeßlichen Briefen so gütig, so emsig meine Sorgen verscheucht, meinen Kummer gelindert meine Klagen weggeschrieben hat. Gewiß ich rechne diese Reise zu den glüklichsten Ereignißen, und die Stunden, welche ich in Ew. Hochwürden theurem Hause und Gesellschaft verlebet habe zu den glüklichsten ausgezeichnetesten Augenbliken meines Lebens. Dank Ihnen mein theurester Gönner! Dank Ihnen hiefür und für alles aus der Fülle meines Herzens! ich kann freylich nichts weiter als danken und verehren, aber dies thue ich denn auch mit den lautersten Empfindungen meiner Seele und gewiß bis an den lezten Hauch meines Lebens.

So übel Weg und Wetter waren, so habe ich doch meine Rükreise schnell genug zurükgelegt. Montags erreichte ich noch Abschwangen, Dienstags Rastenburg, Mitwochs blieb ich in

Rhein und Donnerstags Abends traf ich in Lyck ein, fand zu meiner unaussprechlichen Freude alle meine Kinder, meine Mutter und meine SchwiegerAeltern recht gesund und mein ganzes Hauswesen ohne Schaden an, hielte Sonnabends meine BeichtVesper in meiner Kirche und gestern die Visitation in meiner Gemeine, und iezt nütze ich die erste von hier aus abgehende Post dazu, um Ew. Hochw. und durch Ew. Hochw. meinen vorhin unbekannten, iezt, mit Dank gegen die Vorsehung sey es gesagt, nicht mehr unbekannten Obern, den verehrungswerthen Herren p. Scheffner und p. Deutsch, Rechenschaft von meiner Reise, Rechenschaft von meinen Verpflichtungen abzulegen.

Darf ich Ew. Hochw. ganz gehorsamst bitten, diesen meinen gütigen Gönnern und dem hochverehrten Herrn Geheimen Rath von Salis meine innige Dankbarkeit und Verehrung zu versichern, und wenn Sie in dem auserlesenen Cirkel beysammen sitzen sich gütigst eines Mannes zu erinnern, der auch einmahl in seinem Leben an diesem GötterMahle Theil nahm, und nun vom Olymp herabgeworfen doch stolz darauf thut, daß er Nektar und Ambrosia gekostet hat.

Mein Weib, die so ganz meines Herzens ist, stimmt auch ganz in diese Empfindungen ein, sie kann Ew. Hochw. außerordentliche Güthe, sie kann die holde Freundlichkeit Ihrer Demoiselles Töchter durchaus nicht vergeßen, wir haben uns den Weg über sehr angenehm mit diesen Rükerinnerungen unterhalten, und sie sind mitten unter dem melancholischen Anblik von Sturm und Regen noch immer unser anhaltendes erfreuendes Gespräch.

Ihnen verehrungswürdigster Gönner! Ihren edlen ausgezeichneten und doch so sittsam freundlichen Töchtern empfehlen wir nun noch einmahl innigst und dringend unsre Tochter. Sie hat nichts weiter als ein reines schuld- und flekenloses Herz wodurch sie sich empfehlen kann, allein für ein Haus wie das Ihrige Hochwürdiger Herr ist das gewiß Empfehlung genug.

ich habe dieses kleine Briefchen mit sehr frohem Herzen

angefangen, mit wehmüthigen Empfindungen muß ich es schließen! Warum dauerte mein Glük so kurz, wie ein vorübergehender Traum? Warum sinds nur Bilder noch, an denen ich mich ergötze, und warum bin ich vom Schiksaal bestimmt, so einsam, so freudenlos zu leben, da mein Herz eines so reichen Genußes fähig ist?

Doch ich murre nicht! ich bin doch vor tausend meiner Brüder der glükliche, glüklich vor allem durch Ew. Hochwürden Wohlgewogenheit zu deren Fortdauer ich auch iezt von neuem angelegentlichst mich empfehle. Und hiemit ans weitere Tagewerk, von den Herrlichkeiten Königsbergs zu den Armseeligkeiten unsers Lycks, von der Gesellschaft der Gebildetsten feinsten Geister, zur Sense und Sichel, zum Pflug und Egde! Ists doch auch Gottes Geboth und Ordnung. Mein und meines Weibes Gruß und Respeckt.

Gisevius.

Kritiken und Referate.

Sembritzki, Johannes: Memel im neunzehnten Jahrhundert. Festschrift zum 650jährigen Jubiläum der Stadt Memel. 1. August 1902. Mit einem lithographirten Plane. Memel. Druck und Verlag von F. W. Siebert. 1902. 8⁰. 207 S.

Die vorstehende Arbeit, welche den zweiten (und letzten) Teil der von demselben Verfasser im Jahre 1900 veröffentlichten und von uns in dieser Schrift im Bande XXXVII, Seite 527—528 besprochenen „Geschichte der Königlich Preußischen See- und Handelstadt Memel“ bildet, sollte nach der Idee ihres Verfassers „ein möglichst umfassendes und treues, jedoch mit Details nicht überladenes Gesammtbild der Entwickelung und Ausgestaltung Memels während fast voller neun friedlicher Jahrzehnte aus oft noch recht patriarchalischen und primitiven Verhältnissen zu dem wohlgeordneten und hochkultivierten Gemeinwesen, als welches es heute dastehe, geben“ und umfaßt die Jahre 1816 bis 1899, während dem Verfasser die späteren Unternehmungen und Projekte — mit Recht — noch nicht historisch darstellbar erscheinen. Wir stehen nicht an, gern und freudig anzuerkennen, daß der als überaus gewissenhafter, gründlicher, gewandter und langjähriger Schriftsteller bekannte Verfasser eine so vortreffliche und gediegene „Festschrift zum 650jährigen Jubiläum der Stadt Memel geliefert hat, daß wir gewünscht hätten, die nicht reiche Stadt Memel, die auf dieses Werk mit Recht stolz sein darf, hätte dem Verfasser statt der wirklich „als Honorar“ bewilligten 150 Mark, die kaum die Auslagen deckten, den zehnfachen Betrag zahlen können.

Die Festschrift behandelt den reichen Stoff in 16 Kapiteln, die wohl der Raumersparnis wegen nicht durch Zwischenräume getrennt sind. Dazu kommt als 17. Kapitel ein zuerst in der Ostpreußischen Zeitung veröffentlichter, aber hier in dankenswerter Weise wiederholter Anhang: „Der preußische Hof in Memel 1807“, der nicht nur für die Memeler, sondern auch für jeden königstreuen Patrioten von hervorragendem Interesse ist. Ein sehr gut gearbeitetes Register und Inhaltsverzeichnis gestattet eine sehr schnelle Orientierung über den reichen Inhalt der Schrift, während ein beigegebener lithographirter Plan den jetzigen Stadtteil Carlsbrück-Mühlenthor in seiner Gestalt im Jahre 1768 darstellt und eine wertvolle Zugabe bildet.

Georg Conrad.

Mittheilungen und Anhang.

Urkunden und Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725).

Von

Georg Conrad,

Amtsrichter in Mühlhausen (Kr. Pr. Holland).

Die nachfolgenden 15 Urkunden und Regesten sind im Fürstlich Dohnaschen Majoratsarchiv zu Schlobitten (abgekürzt Schlob.) und im burggräflich und gräflich Dohnaschen Majoratsarchiv zu Lauck gesammelt worden und bilden Material zu einer noch zu schreibenden Geschichte der bedeutenderen Königsberger Grundstücke.

I.

1553 Mai 18. — Königsbergk.

Herzog Albrecht d. ä. in Preußen gestattet dem Hauptmann zu Osterrode, Wolff von Kreytzen[1]) von Heuckenwalde, auf Teutsch Eyla [Deutsch Eilau], von der Witwe Valten Wiseners, Katharina und den Vormündern ihrer Kinder, Georg von Gröben und Wolff von Kodritz, die Behausung hinter dem herzoglichen Schlosse zu Königsbergk an der Ecke in der oberen Firmanei mit

1) Wolff v. Kreytzen, ein reicher, angesehener und einflußreicher herzoglicher Rat und Oberst, wurde 1545 Hauptmann des ihm später — 1558 — verpfändeten und bis zur Auslösung erblich verschriebenen Amts Osterode, das er bis 1577 verwaltete. Er war erst von seinem Gute Heukenwalde (in Kursachsen unweit Zeitz) nach Preußen gegangen, wo sein Geschlecht sich schon früher ansässig gemacht hatte und kaufte 1548 Schloß und Amt Dt. Eylau, das er auch auf seine Nachkommenschaft vererbte. (Lohmeyer: Kaspars v. Nostitz Haushaltungsbuch des Fürstenthums Preußen 1578. Leipzig 1893 S. 241; Oberländische Geschichtsblätter (abgekürzt O. G. Bl.) III. S. 31.)



Zubehör an Garten, Wasserkunst mit dem Wasser und Raum zu kaufen. Auch wird ihm, seinen Erben und Nachkommen gestattet, den Zaun vor dem Hause bis an den Ort bei dem Steinweg zu führen auch hinter dem Hause und Garten nach dem Heller im herzoglichen Garten ein Bollwerk zu stoßen, damit er wegen der Einwaschung des Berges, auf dem das Haus steht, nichts nachteiliges besorgen dürfe. Auch wird Wolff von Kreytzen und seinem Weibe vergönnt, zu ihrer Notdurft Brennholz aus den herzoglichen Wäldern zu holen.

Alte Abschrift des 17. Jahrhunderts auf Papier (Schlob. 106/7) sowie im Carwinder Hausbuch Bl. 233 (Schlob. 117/7). — Verglichen mit der amtlichen Kopie im Fol. 919 des Kgl. St.-A. Kbg. Pr. Bl. 53.

II.

1564 März 18. — Königsbergk.

Herzog Albrecht d. ä. in Preußen erlaubt dem Hauptmann zu Osterroda, Rat Wolff von Kreitzen, dem er am 18. Mai 1553 gestattet hat, die Behausung hinter dem Schlosse zu Königsbergk an der Ecke in der oberen Firmanei zu kaufen, den Zaun von dem jetzigen Zaune an zehn Ellen breit am Wege herauszurücken. Doch soll der Zaun nach dem Hause, in dem der Hofkürschner wohnt, spitz zugemacht werden und nichts ausrücken und, wenn er bauen will, die Aussicht nach dem Schloße nicht verbauen. Auch erhält er mit den Seinigen den Raum hinten am Garten bis an den herzoglichen Heller als freies Eigentum.

Alte Abschrift des 17. Jhdts. (Schlob. 106/7) auch im Karwinder Hausbuch Bl. 234 (Schlob. 117/7).

III.

1565 Aug. 27. — Zum Newhaus. —

Herzog Albrecht d. ä. in Preußen verleiht seinem Kammerdiener Peter Mörlein, seinen Erben, Erbnehmern und Nachkömmlingen den Garten auf dem Tragheim, den der Herzog von Franz Schonfeld, Bürger der Altenstadt Königspergk erkauft hatte, dicht an dem Garten des Herrn[1]) Scalichius gelegen, frei und ohne Beschwerung erblich und ewiglich zu besitzen, zu genießen und zu gebrauchen.

Original auf Pergament mit dem herzoglichen Hängesiegel ohne Holzkapsel. (Lauck Perg. Nr. 28a.)

Siehe Altpr. Mon. XXIV. S. 250.

---

1) Im Karwinder Hausbuch Bl. 153 vermerkt Achatius Burggraf und Herr zu Dohna (* 1581 † 1647) am Rande der Abschrift dieser Urkunde: „Da ist er ein herr der Scalichius der lose bub. Scripsi 1633 2. Augusti.“

IV.

1573 Juni 12. — Königspergk. —

Albrecht Friedrich Herzog in Preußen verschreibt dem Hauptmann zu Morungen, Rat Achatius Burggrafen und Herrn zu Dhona,[1]) seinen Erben, Erbnehmern und Nachkommen den ihm geschenkten Garten samt den dazu gehörigen Gehöften und allem anderen bisher dazu gebrauchten Raum mit dem Hause und anderen darauf stehenden Gebäuden auf dem Steintham nicht weit von der herzoglichen Ziegelscheune, wie sie früher Paul Schalich[2]) und Achatius Burggraf und Herr zu Dhona seit dem vom Herzoge 1569 gen Lublin gethanen Zuge besessen und genossen,[3]) zu kulmischem Rechte, auch frei von Scharwerk, Zins und allen anderen Unpflichten und Beschwerungen.[4])

Original auf Pergament; von dem Siegel ist nur ein Fragment an Pergamentstreifen vorhanden. — Ein zweites gleichlautendes Original auf Pergament d. d. Königsbergk 1573 Juni 17 (statt 12) hat das wohlerhaltene herzogliche Hängesiegel in einer Holzkapsel; die Neuausfertigung unter einem etwas späteren Datum ist vermutlich deshalb erfolgt, weil das Siegel der älteren Urkunde vorher beschädigt worden war. (Lauck Perg. Nr. 29a.)

Siehe noch Altpr. Mon. XXIV. S. 250—251.

V.

1581 Okt. 1. Ohne Ort.

Wolff von Kreytzen zu Dt. Eylau verkauft das Haus zu Königsberg beim Schlosse an der Ecke der oberen Firmanei an den Doktor der Arznei und Leibarzt des Herzogs Paul vom Stein für 2000 mk., über deren Empfang der Verkäufer quittiert.

Abschrift im Karwinder Hausbuch Bl. 235. (Schlob. 117/7.)

---

1) Achatius Burggraf und Herr zu Dohna (* 1533 † 1601), der Stammvater der heute blühenden preußischen Linie der burggräflichen und gräflichen Familie zu Dohna, war der Sohn Peters Burggrafen und Herrn zu Dohna, herzoglichen Rats und Amtshauptmanns von Mohrungen und der Catharina geb. v. Zehmen (Czema). Biographische Notizen über ihn giebt Conrad in O. G. Bl. IV. S. 11—15.

2) also der sog. Scalichienhof in der Gegend der Wallschen Gasse.

3) Durch den Abschied vom 7. Juni 1571 war Achatius Burggrafen zu Dohna gestattet worden, das Haus des Scalichius, welches bereits sein Bruder Abraham innegehabt hatte, so lange innezuhaben, als er in herzoglichen Diensten sei. Dafür soll er das Haus nicht unter- oder eingehen lassen und es in baulichem Zustande erhalten, wozu er Ziegel, Kalk und Holz erhält. (St. A. Kbg. Pr. Adelsarchiv unter Dohna.)

4) Ein Mietsvertrag über den Scalichienhof zwischen Achatius Burggrafen zu Dohna und dem herzoglichen Silbermeister Joachim v. Pütten aus dem Jahre 1601 ist abgedruckt in Altpr. Mon. Bd. 38 S. 309—310.



VI.

1595 Okt. 22. Königsberg.

Die beiden Bevollmächtigten des Georg Schewigke(n) bekennen, dessen dicht am Garten des Herrn von Dhona gelegenen eingezäunten Garten mit Häuslein und die beiden Helter (einer im Garten, einer außerhalb vor der Thüre gelegen) Achatius Burggrafen und Herrn von Dhona für 400 mk pr. verkauft und das Kaufgeld baar empfangen zu haben, übergeben dem Käufer die Originalverschreibung des Herzogs Albrecht über diesen Garten für Petrus Mörlinus. Der bei dem Richter auf dem Steindamm abgezeugte Brief soll auf dem nächsten Bürgerdinge auf dem Steintham eingeschrieben werden.

Darunter:

Der Richter auf der Alten StadtFreiheit Steintham Wentzel Weytzell bezeugt, daß vor ihm die Bevollmächtigten des Verkäufers im Beisein von Bevollmächtigten des Käufers den obigen Kaufbrief zugestanden, dem Käufer für gute Bezahlung gedankt und ihm die Verschreibung des Herzogs Albrecht über obigen Garten für den sel. Peter Mörlein übergeben haben.

Abschrift im Karwinder Hausbuch Nr. 28. (Schlob. 117/7.)

[Ueberschrift: „Kaufbrieff mitt George Schewigken vber einen gartten heuslein vnd zween heller vffn Steintham zu Königsbergk gelegen.“]

Siehe noch Altpr. Mon. XXIV. S. 250.

VII.

1600 Januar 15. — Königsbergk.

Achatius Burggraf und Herr von Dhona [Dohna] d. ä. kauft mit fürstlichem Konsens[1]) von den Vormündern der unmündigen Kinder des seligen D. Pauli vom Stein, Professor der Universität Königsberg und Hofprediger D. Paulus Weis und dem Bürger der Altstadt Königsberg, Hieronymus Helsberger, sowie von dem Professor derselben Universität Dr. phil. und med. Valentinus Pannonius [Stiefvater der Unmündigen] zu kölmischen Rechten das Haus[2]) hinter dem Schlosse in der Oberfirmanei zwischen der Hofkürschnerei und der Gasse für 6500 mk. à 20 gr., für deren gute Bezahlung sie Dank sagen. Dieser Kaufbrief ist dem Hausbuch zu Königsbergk einverleibt.

---

1) Dieser Consens d. d. Königsberg 1600 Jan. 16 verpflichtete den Käufer und seine Erben, im Falle des Verkaufs dieses Haus dem Marggrafen oder der nachkommenden Herrschaft zuerst anzubieten. (Copie im Karwinder Hausbuch Schl. 117/7.)

2) Um das „Neue Hauß beym Schloß“ wurde 1601 eine Mauer mit Thor und ein Holzzaun gebaut, die Kosten betrugen 640 mk. Der „hoffmahler Hans Hennenberger“ schrieb folgende Original-Rechnung [Schlob. 106/7]:

Original auf Papier mit den Siegeln und Unterschriften der Kontrahenten und des Oberburggrafen Hanß Rautter, des Hauptmanns auf Brandenburgk und des Erhardt Truchsses (von Wetzhausen) als Zeugen. [Schlob. 106/7.]

Siehe Altpr. Mon. XXIV. S. 250—251.

VIII.

1622 Juli 13. — Königsbergk.

Die verordente Herren Regiments Räthe deß Hertzogthumbs Preüssen geben denn Wolgeborenen Herren Gebrüdern Burggraffen vndt Herren zue Dhona wegen eines ortts, ein gebewde daruff waß weitter heraußer v̈ber Ihre alte grentze zuesetzenn, folgenden Abschiedtt.

Nachdeme die Herren Regiments Räthe auß deß Cammermeisters Hanß Gangolff Locken vndt Bawmeisters Niclas Rambaßen berichtt vernommenn, das die große vonn dem altenn Stall vndt altenn grentzenn der Burggraffen vndt herrenn zue Dhona bis ann des Vestenn vndt Edlen Merten vonn Wallenrodts Preüßischen Cantzlers vndt Regiments Raths hauß 46 werck Schuch breitt ist vndt wenn gleich 10 werck Schuch davonn genommen, noch raum genug mitt einem wagenn vmbzuewenden verbleibett, v̈ber das bereitt höfichenn vndtt Treppen vor dem hause, dareinn der hoffkürschner, Bader vndtt andere wohnen, auch fast vff 10 werckschuch vor alters heraus gebawett vndt der gaßenn nicht hinderlich sein; Alß wollenn die herrenn Regiments Räthe ermelten Burggraffenn vndt herrenn zue Dhona nachgegeben habenn, das Sie Ihre grentze vff 10 werck Schuch heraus inn die gaße kegenn herren Cantzlers hauß vbersetzen vndt denselben ortt bebawenn vndt ohne irkeinen beschwer besitzenn, genießenn vndt gebrauchenn mögenn. Vhrkundtlichen mitt Ihr. Churf. Dhtt Secret becrefftigett vndt Gebenn Königsbergk den 13. Julii Anno 1622.

L. S.

Hannß Truchssen von Wetzhaußen mpp.

M. v. Wallenrodt.

Asv. v. Kreyzen mp.

Original auf Papier (Schlob. 106/7).

„Anno 1601 dem Edlen und wolgebornen herren Achatio Burggraffen und hern von Dohnen auff die neue meuren den 127. pssalm ganz und gar geschriben sol mihr dauon . . . . 2 mk.

Vber der ppforten einen leuenkopff, welcher in stein gehauen, gantz mit fingolt uergult, hiuon . . . . 1 mk. 10 g.

Zwen Wapen über der ppforten gemahlet und eingefast . . . . 2 mk.

Den Knopff sambtt dem Fenlein mitt feingolt uergult und 2 schiltlein auf die fanen gemahlett . . . . 3 mk.

Tutt zusamen acht mk. 10 g.“

IX.

1627 April 25. (nicht 15.) — Königsberg.[1])

Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg verschreibt Christoff Burggrafen und Herrn zu Dhona,[2]) auf seine Bitte erb- u. eigentümlich, das ihm verehrte Haus zwischen der neuen Behausung der Herren von Dhona auf der Freiheit und dem nächsten Hause auf der anderen Seite gelegen, in welchem zuvor der Hofkürschner gewohnt hatte, in der Länge von der Gasse an bis hinunter an den Teich und in der Breite 30 Schuhe. Vom Kurfürsten unterschrieben und mit dessen Siegel besiegelt.

Abschrift im Carwinder Hausbuch Bl. 239 (Schlob. 117/7).

Siehe Altpr. Mon. XXIV S. 250—251.

X.

1630 Febr. 9. — Königsbergk in' Preüssen.

Jurisdictionsprivileg über die Dohnaschen Häuser in Königsberg.

Von Gottes gnaden, Wir Georg Wilhelm, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs Ertz Cämmerer und ChurFürst In Preüßen, zu Gülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, Der Caßuben, Wenden, auch In Schlesien, zu Crossen vnd Jägerndorff Hertzogk, Burggraff zu Nürmbergk vnd Fürst zu Rügen, Graff zu der Marck vnd Ravensburgk, Herr zu Ravenstein etc. Thuen Kundt Hiemit vor vnß, vnsere Erben, Erbnehmen vnd Nachkommende Herrschafft. Nachdem Vnß die Sämbtlichen Burggraffen zu Dhona Gebrüdere vnd Vettere Unterthenigst zuvernehmen gegeben, Das bißhero zu wieder alter gewonheit vnd herkommen In Ihren der Herrenn zu Dhona vff vnserenn Freyheitten gelegenen Häusern vnd Wohnungen allerley Schädtliche Einträge geschehen, Vnd dahero Vnß Unterthenigst angelanget, Wir geruheten Ihnen ein gewißes Privilegium deshalben zuertheilen vnd Sie damit zu

---

1) Unter demselben Datum setzt der Kurfürst die preußischen Oberräte von dieser „Begnadigungsverschreibung“ in Kenntnis und befiehlt die Einweisung des p. Dhona in dieses Haus. Die Oberräte befehlen d. d. 1627 Mai 1 dem Amtsschreiber und Baumeister die Vollziehung der Einweisung. (Orig. auf Papier Schlob. 106/7). 1670 wird dieses Haus „das Schneiderhaus“ genannt. (Notiz im Karwinder Hausbuch Bl. 239.)

2) Christoph Burggraf und Herr zu Dohna (* 1583 † 1637), Stammvater der Linien Schlobitten, Schlodien und Karwinden, zunächst Oberstkämmerer des Winterkönigs, war von 1630 bis zu seinem Tode Gouverneur von Orange (einer Stadt in Südfrankreich bei Avignon). Siehe Borkowski: Les mémoires du Burgrave et Comte Frédéric de Dohna 1621—1688. Königsberg Pr. 1898 S. III fg. Er war ein Sohn des Stammvaters Achatius Burggrafen und Herrn zu Dohna auf Mohrungen, Schlobitten etc.

Begnadigen: Alß haben wir ermeltter Herren zu Dhona Vnß vnd Vnserem Churfurstlichen Hause Brandenburgk Jeder Zeit geleisten Trewen Dienste halben vnd die Sie noch ferner Nützlichen leisten können, Das gebehtene Privilegium und Jurisdiction vber Ihre Häuser zuverleyhen gewilliget. Verleyhen und verschreibenn demnach vor vnß, Vnsere Erben, Erbnehmen vnd Nachkommende Herrschafft denn Sämbtlichen Burggraffen zu Dhona Gebrüdern vnnd Vettern, auch Ihren Nachkommen über Ihre der Herren zu Dhona Vff vnserer Freyheitt Itzo Habende Häuser und die Sie ferner an sich bringen möchtten, die Jurisdiction über Ihre Leutte vnd die in denselbigen Heusern wohnen werden, zu haben und zu exerciren, Derogestaldt vnd also, Wann Jemandts Dieselben zu beklagen, Das Er solches bey denn Herren zu Dhona anhengig machhen, des billigen Rechts erwartten, Vnd also die erste Instantz bey Ihnen den Herren zu Dohna haben solle; Jedoch daß darauß kein Receptaculum anderer, als Vebel oder Mißthätter Personen gemachet, vnd Sie darinnen nicht gehauset vnd aufgehalten werden sollen. Sonsten aber wollen wir, Daß Ihrer der Herren zu Dohna MiettsLeutte vnd Einwohnere Ihre Handtierung, Handtwergk und allerley Ehrliche Nahrung in gedachtten Heüßern Treiben mügen, Ohne einiges Menschen Verhinderung noch einträge. Auch Sollen Sie mit Einlägerung der Soldaten vnd vngewönlichen Schatzungen nicht beleget werden. Alles Trewlichenn vnd Vngefehrlichenn. Vhrkundtlichen haben Wir diesen Begnadigungs Brieff mit Vnserem Chur-Fürstlichenn Secret Bekrefftiget vnnd mit eigener Handt vnterschrieben. Gegeben Königsbergk in Preüssen, Neunden February Des Einn Tausenndtt Sechßhundertt vnndt Dreissigstenn Jahres.

Georg Wilhelm.

Original auf Pergament mit dem kurfürstlichen Hänge-Sekret in einer Holzkapsel, deren Deckel fehlt. (Lauck, Perg. No. 36 d.) Teilweise abgedruckt in Altpr. Mon. XXIV. S. 249.

XI.

1647 Juli 17. — Königsberg.

S. Churf. Dhrt zu Brandenburg, in Preußen, zu Gülich, Cleve, Berge, Stetin, Pommern pp. Hertzog, geben auf Achatzij Burggrafen vnd Herrn zu Dhona des Aeltern[1]) beschehenes vnterthänigstes anhalten, daß Ihme bey abbrech- vnd Erbawung des alten Häuseleins in der Kehrwiedergaß, so Sehl. Christoff Burggrafen vnd Herrn zu Dhona Erben zugehörig[2]) vnd zu rur an

1) Achatius d. ä. Burggraf und Herr zu Dohna (* 1581 † 1647) war Kurpfälzischer Geheimer Rat und lebte auf Karwinden (Kr. Pr. Holland), er war ein Sohn des Stammvaters Achatius Burggrafen und Herrn zu Dohna auf Mohrungen, Schlobitten etc.

2) Diese werden in Nummer XIII namentlich aufgeführt.

seiner Vettern Sehl. Fabians Burggraffen vndt Herrn Dhona Söhne Hause gelegen, von da an daßelbe außzusetzen vnd eine gerade Wand, biß an an des von Schlieben Hauß zu ziehen, möge concediret werden, folgenden Abschiedt.

Nachdem auß Dero Cammermeisters Johannis Willudovij vnd Conrad Burcken Bawmeisters einkommenden vnterthänigsten Relation vnd beygefügten Abriß zubefinden, daß der vnnütze Winckel an Sehl. Fabian Burggrafen vnd Herrn zu Dhona Hause zehn Werck Schuh vnd am Ende des alten Häuseleins Sehl. Christoff Burggrafen vnd Herrn zu Dhona Erben zuständig, $6^1/_2$ Werck Schuh breit vnd in die länge 20 Werckschuh einhelt, daß dannenhero, weil der gaßen dadurch nichts benommen wirdt vnd breit genug verbleibet, Ihme Burggrafen vndt Herrn zu Dhona damit ohne einigen Sr. Churf. Dhrt abbruch vnd schaden gar woll zu wilfahren;

Als concediren vnd verwilligen hiemit Se. Churf. Dhrt gnädigst, daß wollbesagter Achatius Burggraf vndt Herr zu Dhona besage der eingebrachten relation vnd beykommendem Abriß den vorhabenden Baw, den er im Namen seiner Vettern Sehl. Christoff Burggrafen vndt Herrn zu Dhona Erben führen wil, derogestaldt vngehindert möge verfordern vnd vollentziehen. Vrkündlichen mit höchstermeldter Sr. Churf. Dhrt Secret bekräftiget. Datum Königsberg, den 17. July Anno 1647.

H. E. v. Tettau.
L. S. Bern. v. Königßeck.
Christoff Troschke.

Original auf Papier mit dem kurf. Secret. (Schlob. 106/7.)

XII.

1673 Aug. 30. — Reichertswalde.

Friederich Burggraf zu Dhona d. ä.[1]), Erbherr auf Reichertswalde schließt mit dem Generalmajor und Gouverneur der Veste Pillau, Pierre de la Cave, folgenden Vergleich. Letzterer hatte von ersterem ein Darlehn[2]) von 1000 Thlr. und 700 Thlr. versessene Zinsen zu fordern und wollte das ihm für das Darlehn verpfändete baufällige Haus in der Oberfirmarie auf der kurfürstlichen Freiheit nach erhaltener Immission in dasselbe subhastieren lassen. In-

---

1) Friedrich d. ä., Burggraf und Graf zu Dohna auf Reichertswalde (* 1619 † 1688), war ein Sohn Fabians, Burggrafen u. Herrn zu Dohna (* 1577 † 1631), des Stifters der Linien Lauck u. Reichertswalde.

2) Die kassierte Original-Obligation d. d. Königsberg 1660 Mai 10. spricht vom „hauß an der Ober Firmaney an der Junckergassen in Königsberg". In einem noch im Original vorhandenen Inventarium d. d. Pannony Hauß 1671 Febr. 5. wird dieses Haus bezeichnet als: „Hauß, sonsten Pannony Hauß, genandt, in der Kehrwieder Gaßen". (Schl. 124/6.)

folge Vermittelung des Oberburggrafen Albrecht von Kalnein tritt Dohna seinem Gläubiger das Haus an Zahlungsstatt ab unter Vorbehalt der Reluition desselben für sich und seine Erben pp. binnen 2 Jahren.

Abschrift (Schlob. 126/6). Ingrossiert d. d. Königsberg 1674 Juni 14 im Oberburggräflichen Amtshausbuch fol. 121. 122.

XIII.

1676 April 29. — Königsberg.

Friedrich d. j., Christian Albert und Friedrich Christoph, Grafen und Burggrafen zu Dohna[1]) verkaufen durch Christoph Frederiq Grafen und Burggrafen zu Dona auf Reichertswalde, Lauck, Samrodt etc. an den Generalmajor Pierre de la Cave auf Didlaugken das auf der Burgfreiheit in Königsberg in der Firmanei oder sog. Kehrwiedergasse gelegene Wohnhaus, das Schneiderhäuschen genannt, zwischen den anderen Gebäuden der Grafen zu Dhona und dem Hause des sel. Dietrich von Lesgewang für 1333 Gulden 8 gr., die sofort baar ausgezahlt werden.

Original auf Papier (Schlob. 106/7).

Abschrift (Schl. 124/6). Ingrossiert im Oberburggräflichen Amtshausbuch fol. 141. 142 d. d. Königsberg 1676 Aug. 20. Auf der Rückseite der Abschrift (von der Hand des Generalmajors W. de la Cave ca 1725): „Kauf contract wegen des so genanten Schneiderhäuschens, wo nun daß wagenschaur stehet.“[2])

XIV.

1718 Aug. 22. — Berlin.

König Friedrich Wilhelm I in Preußen confirmiert auf das Gesuch des Generalleutnants Grafen von Dohna[3]) die Privilegien seiner Gründe auf der

---

1) Friedrich d. j., Burggraf u. Graf zu Dohna (* 1621 † 1688) war 1649—1662 Gouverneur von Oran ge und lebte später in Coppet. (Seine Biographie bei Borkowski a. a. O.) — Christian Albrecht Burggraf und Graf zu Dohna (* 1611 † 1677) war Gouverneur von Küstrin. Die beiden oben Genannten wären Söhne Christophs, Burggrafen und Herrn zu Dohna (* 1583 † 1637). — Friedrich Christoph (* 1664 † 1727) war ein Sohn des damals bereits verstorbenen Bruders der Vorgenannten, Christophs Delphicus, Burggrafen zu Dohna (* 1628 † 1668), Stifters der Linien Carwinden; er war zuletzt schwedischer Generalleutenant und Präsident des hohen Tribunals zu Wismar bei Neukloster.

2) Auf einer anderen Abschrift obiger Urkunde steht von derselben Hand (ca. 1725) noch: „und seine breite des platzes gehet biß an daß bollwerck nach des königsgarten“. (Schl. 124/6.)

3) Gemeint ist der spätere schwedische Tribunalspräsident in Wismar, Friedrich Christoph, Burggraf und Graf zu Dohna-Wartenberg auf Karwinden pp. (* 1664 † 1727), der seit 1717 preußischer Generalleutnant war.

Neuensorge[1]) und concediert demselben seinen Erben, Erbnehmern, auch den Besitzern obiger Gründe das freie Brau- und Schänkwerk dergestalt, daß er es mit demjenigen Getränke, das darauf gefällt, ohne Jemands Hindernis zu treiben auch maaß- tonnen- oder faßweise zu verkaufen berechtigt sein solle. (Mit dem Geheimen Cabinetsiegel).

Begl. Abschrift des Commissarius bei dem Dohnaschen Regiment Riemer d. d. Stockholm 1736 $\frac{\text{Juli 27}}{\text{August 7}}$ Schlob. 126/6). Auch Dohnasches Hausbuch I S. 679 (Schlob. 117/7).

XV.

1725 Sept. 7. — Königsberg.

Generalmajor Wilhelm de la Caue [Cave], Herr der Didlackschen Güter verkauft an den Generalfeldmarschall Alexander Burggrafen u. Grafen zu Dohna[2]) sein in der Kehrwiedergasse in Königsberg belegenes Wohnhaus mit Stall und Wagenschauer für 4000 Gulden poln. sowie 4 mit Diamanten besetzte Stücke für 1000 fl. poln.

Gleichz. Copie. (Schlob. 124/6).

Darunter der Recognitions- u. Konfirmationsvermerk des Oberburggrafen v. Tettau d. d. Königsberg 1725, Sept. 26 der Vermerk der Ingrossation im Oberburggräfl. Amtshausbuch fol. 78. 79 und Quittung des Käufers über den Kaufschilling d. d. $\frac{\text{Didlacken}}{\text{Königsberg}}$ 1726 $\frac{\text{März 24}}{\text{April 8.}}$

---

1) Die Dohnaschen Gründe auf der Neuen Sorge bestanden aus den auf der Neuen Sorge sub nrs. 232, 233, 233$^1/_2$, 233$^3/_4$a, 233$^3/_4$b und 233$^3/_4$c der Servisanlage gelegenen Häusern, welche später die Bezeichnung Königsstraße No. 36, 35 und 34 u. s. w. erhielten. Von diesen gehört das Grundstück Königsstraße 36 noch heute zum burggräflich und gräflich zu Dohnaschen Fideikommiß Karwinden, das übrige war 1808 vererbpachtet worden. (Archiv Schlodien B. 11. 6.)

2) Generalfeldmarschall Alexander, Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten (* 1661 † 1728) war der Stifter des Fideikommisses Schlobitten.

Universitäts-Chronik 1902.

Nro. 146. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden . . . für das Sommer-Semester 1902. Kgsbg. Hartungsche Buchdr. (47 S. 8⁰). 131 (13 theol., 10 jur., 41 med., 67 phil.) Docenten und 6 sonstige akad. Lehrer; 968 (88 theol., 335 jur., 201 med. und 344 phil.) immatric. Studenten; außerdem zum Besuch von Vorlesungen berechtigt 44 Hörer, 36 Hörerinnen, zusammen 1048 Berechtigte.

17. Juni. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . viro ingeniosissimo eruditissimo clarissimo **Friderico Reusch.** Sigensi sculpturae in regia huius urbis artium Academia Professori equiti aqu. R. III et cor. III. cl. cum. lemn. qui priorum saeculorum optima quaeque simulaera feliciter aemulatus neque ab hodiernae artis progressibus alienus permultis praeclaris statuis anaglyphis Monumentis Sepulcralibus cum hanc urbem tum alias per Germaniam haud paucas exornavit et Patriae eiusque moderatorum Gloriam propagavit unanimo consensu Summos in Philosophia Honores cum iuribus et privilegiis Doctoris Philosophiae et Artium Liberalium Magistri Honores Causa contulisse ac sollemni hoc diplomate confirmasse testor Otto Rossbach Philos. Dr. Archaeol. P. P. Ord. Philos. ord. h. t. Decanus. . . . Regim. Pruss. ex officina Hartungiana.

23. Juni. Med. I.-D. von **Adolf Stein,** prakt. Arzt (aus Königsberg, Pr.): Die Dermoidcysten am Schädel. Kgsbg. Pr. Rautenbergs Buchdr. (36 S. 8⁰).

Chronik der Kgl. Albertus-Universität . . . für das Studienjahr 1901/1902. Kgsbg. Hartung. Buchdr. (64 S. 8⁰).

Verzeichnis der auf der Königl. Albertus-Universität . . . im Winter-Halbjahre vom 15. October 1902 an zu haltenden Vorlesungen u. d. öffentlichen akadem. Anstalten. [Rector D. Karl Benrath ö. o. Prof.] (1 Bl. 43 S. 4⁰). Ueber zwei Scholien zu Herondas und einige Verderbnisse bei Babrios. Von **Arthur Ludwich.** Kgsbg. Ebd. (12 S. 4⁰).

8. Juli. Med. I.-D. von **Emil Briehn,** prakt. Arzt, z. Z. Assistenzarzt d. städt. Krankenanstalt Königsberg i. Pr. (aus Meislatein, Kr. Elbing): Ein metastatistisches Carcinom des Corpus ciliare und der Iris nach Brustdrüsenkrebs. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (26 S. m. 1 Taf. 8⁰).

10. Juli. Med. I.-D. von **Friedrich Kuhn,** Arzt (aus Pomehrendorf, Kr. Elbing): Aus der Königl. chirurgischen Klinik zu Königsberg i. Pr. Ueber Volvulus der Flexura sigmoidea. Kgsbg. Jaeger's Bchdr. (72 S. 8⁰).

14. Juli. Phil. I.-D. von **Max Niehrenheim** aus Germau Ost.-Pr.: Beiträge zur Kenntnis der Chloräpfelsäure und Oxyfumarsäure. Berlin. C. Schmidt & Andres. (39 S. 8⁰).

15. Juli. Med. I.-D. von **Ernst Cohn,** prakt. Arzt (aus Königsberg i. Pr.): Ueber den antiseptischen Wert des Argentum colloïdale Credé und seine Wirkung bei Infektion. Kgsbg. Druck v. Hiller. (2 Bl. 58 S. 8⁰).

19. Juli. Med. I.-D. von **Hermann Klare,** Arzt (aus Gräfenhainichen, Kr. Bitterfeld): Aus der Königl. Universitäts-Augenklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber Linsenentfernung bei excessiver Myopie. Kgsbg. Pr. Druck von Jaeger. (41 S. 8⁰.)

26. Juli. Med. I.-D. von **Rudolf Mardzinski,** Arzt aus Marienwerder (Westpr.): Aus dem physiologischen Institut der Universität Königsberg i. Pr. Beiträge zur allgemeinen Nervenphysiologie. Kgsbg. Ebd. (43 S. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Roman von Mende** aus Riga: Aus dem Königl. pathol. anatom. Universitätsinstitut zu Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Anatomie der menschlichen Nebenniere. Kgsbg. Ebd. (31 S. 8⁰).

29. Juli. Phil. I.-D. von **Arthur Schulz** aus Joneiten: Kornzoll, Kornpreis und Arbeitslohn. . (36 S. 8⁰).

31. Juli. Med. I.-D. von **Bruno Fischer,** Arzt (aus Schmelz bei Memel): Aus dem anatomischen Institut der Universität Königsberg i. Pr. No. 36. Ueber die Gaumengrübchen (Foveae palatinae). Kgsbg. Ebd. (31 S. m. 1 Taf. 8⁰).

— — Med. I.-D. von **Richard Peters,** Arzt (aus Scharfenort, Kr. Rastenburg): Ueber spitze Fremdkörper im Magen-Darmkanal. Kgsbg. Ebd. (63 S. 8⁰).

2. August. Med. I.-D. von **Hans Bogusat,** prakt. Arzt (aus Königsberg i. Pr.): Aus dem anatomischen Institut zu Königsberg i. Pr. No. 37. Anomalien und Varietäten des Brustbeins. Kgsbg. Hartung. Buchdr. (42 S. 8⁰).

7. August. Med. I.-D. von **Willy Aschkanasy,** prakt. Arzt (aus Königsberg i. Pr.): Aus der Königl. Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. Zur Pathologie der vorzeitigen Lösung der normalsitzenden Placenta. Druck von Krause & Ewerlien. (51 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Hans Dueck** (aus Elbing): Ueber Monobromäpfelsäure. Kgsbg. Druck von Jaeger. (36 S. 8⁰).

— — Phil. I.-D. von **Otto Lossen** (aus Dresden): Beiträge zur Kenntnis des Camphorylhydroxylamins. Kgsbg. Ebd. (52 S. 8⁰).

8. August. Phil. I.-D. von **Fritz Morschöck,** Chemiker des landwirtschaftl. Instituts der Universität zu Königsberg (aus Karschau, Kreis Rastenburg): Ueber Brommethacryl- und Isobrommethacrylsäure. Kgsbg. Ebd. (59 S. 8⁰).

9. August. Phil. I.-D. von **Walther Gloth** (aus Soldau): Das Spiel von den sieben Farben. (1. Die ältere Spielredaktion.) Kgsbg. Hartung. Buchdr. (2 Bl. 34 S. 8⁰).

14. August. Phil. I.-D. von **Karl Rapke,** Prorektor (aus Gusen): Die Perspektive und Architektur auf den Dürerschen Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden. Strassburg. Univers.-Buchdr. von Heitz. (1 Bl. 47 S. m. 1 Abb. 8⁰).

1. September. Med. I.-D. von **Hermann Gareis,** prakt. Arzt (aus Bern): Ueber die Bildung von Haemolysinen im Serum mit Blut gefütterter Thiere. Kgsbg. Druck von Kümmel (laut Diplom).

Lyceum Hosianum in Braunsberg.

Index lect. in Lyceo Hosiano Brunsbergensi per hiemen a die XV. Octobris anni MDCCCCII usque ad Diem XV. Martis anni MDCCCCIII instituendarum (h. t. Rector Dr. Franciscus Niedenzu P. P. O.) Praecedit Prof. Dr. **Guilelmi Weissbrodt:** De pronominibus demonstrativis imprimis versionum latinarum Evangeliorum. De Codice Cremifanensi et de Fragmentis Evangeliorum Vindobonensibus sig. N. 383 (Salisburgensibus 400), Norimbergensibus N. 27932 Commentatio Particula V. (S. 3—14). Brunsbg. Typis Heyneanis (G. Riebensahm). (16 S. 4⁰).

Erklärungen.

Mit Bezug auf die in der Altpr. Mon. XXXIX, Heft 3 u. 4 erschienenen Berichtigungen zu meinem Artikel „Ein Brief Argelanders" habe ich folgendes zu bemerken: Daß der von der Kaufmannschaft gegebene Ball nicht den 11., sondern den 12. Juni 1802 stattfand, ist von mir selbst berichtigt worden. Daß ich dieses zu thun beabsichtigte, teilte ich Herrn Sembritzki mit, worauf dieser mir schrieb, daß er in diesem Falle seine schon eingesandte Berichtigung zurückziehen wolle. Weshalb seine Berichtigung dennoch erschienen ist, verstehe ich nicht, da unter diesen Umständen „der Vorwurf einer irrtümlichen Angabe" ihn nicht treffen konnte. Daß der 12. Juni das richtige Datum ist, geht ja schon aus älteren als den von Herrn S. angeführten Veröffentlichungen, z. B. aus dem Tagebuch der Oberhofmeisterin Gräfin Voß hervor (Neunundsechsig Jahre am Preußischen Hofe, S. 244), in welchem sie unter dem 12. Juni 1802 schreibt . . . „Abends war ein Ball, den die Bürgerschaft gab" . . . Was nun Herrn Sembritzki's Berichtigung No. 2 anlangt, so war der Brief, als ich ihn zur Veröffentlichung einsandte, nicht dem Ratsarchiv einverleibt, sondern von Herrn Landgerichtsrat Radke zum Zweck der Veröffentlichung mir übergeben worden. Daß der Brief sich jetzt im Ratsarchiv befindet, habe ich thatsächlich erst durch die mir zugesandte Berichtigung erfahren, also da nichts zu erwähnen vergessen. Die fragliche Stelle in dem Briefe las ich so: „von zwein u. s. w." Es hätte dieses keinen Sinn gegeben, deshalb schob ich das Wort [denen] ein, aber nicht (denen), wie Herr S. schreibt, was eine absichtliche Aenderung des Originals bedeuten würde.

Memel, den 30. Juli 1902. R. Halling.

Die unerwartete Entgegnung des Herrn Halling nöthigt mich leider, nochmals das Wort zu ergreifen und Folgendes zu erklären:

Nachdem Herr H., trotz und entgegen der Angabe in meiner „Gesch. Mem." und der ihm bekannten Mittheilung der Gräfin Voß, ein anderes Datum angeführt, glaubte ich es der relativen Wichtigkeit des Gegenstandes schuldig zu sein, das richtige Datum durch weitere unumstößliche Beweise endgiltig festzustellen. Auf die Chronik des Stadtrath Forster kann H. sich für seine Angabe nicht stützen; denn dort heißt es: „Freitags den 11. Juny 1802 war Special-Revue der Truppen, Sonnabends großes Manöver, und dann Mittags Tafel. Abends im Wachsenschen Hause sub num. 258 Ball der Kaufmannschaft, welchen die Höchsten und hohen Herrschaften mit Ihrer Gegenwart beehrten".

Ob die Einschiebung Halling's im Argelanderschen Briefe in Klammern oder in Parenthesen steht, erscheint vollkommen gleichgiltig gegenüber meiner Feststellung, daß Argelander nicht geschrieben „von zwein", sondern „den zwein" wodurch überhaupt jede Einschiebung hinfällig wird. Die eigenmächtige Einschiebung H.'s giebt außerdem dem Ganzen einen falschen Sinn; denn nach derselben müsste man glauben, daß Professoren den Zug anführten, während Argelander, der Thatsache entsprechend, sagt, daß Studenten dies thaten.

Sembritzki.

Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Altpreussische
Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XXXIX. Band. Der Provinzialblätter CV. Band.

Siebentes und achtes Heft.

October — December 1902.

Königsberg in Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)

1902.

Inhalt.

I. Abhandlungen.

Seite.

Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf von Cöteritz und Christoph von Creutz während der Osiandrischen Wirren in den Jahren 1551 und 52. Von Rektor Franz Koch . . . . 517—596

Otto von Guericke als Astronom und Meteorologe. Eine Studie für Geschichte der coppernikanischen Weltanschauung von Max Jacobi . . . . 597—606

Kant's Briefwechsel. Band III. 1795—1803. Nachträge und Anhang. Von Otto Schöndörffer . . . . 607—655

II. Kritiken und Referate.

Sahm, Wilhelm, Geschichte der Stadt Creuzburg Ostpr. Königsberg i. Pr., Kommissionsverlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung) 1901 Mit Stadtwappen auf dem Titelblatt, einer Siegeltafel, einer Ansicht von Creuzburg, 3 Abbildungen im Texte und einem Stadtplan. Von Johannes Sembritzki . . . . 656—658

Weber, Georg, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. II. Bd. Mittelalter. Lpz., Wilh. Engelmann, 1902. Von Emil Reicke-Nürnberg . . 658—660

Historischer Jahresbericht aus Memel für 1901 und 1902. — Die Memeler Wappenfarben. — Jubiläums-Postkarte und Jubiläums-Festschrift. — Erzpriester Concius. — Der Name „Schwarzort" und der Nehrungswald. — Lucanus. — Neues vom Aufenthalt der königlichen Familie in Tauerlauken 1807. — Jubiläum der Tischlerinnung. — Eine musikalisch-bibliographische Seltenheit. — Ergänzungen zur Geschichte Memels (Reihenfolge der Amtshauptleute etc.). Von Johannes Sembritzki . . . . . 660—668

III. Mittheilungen und Anhang.

Die Handfeste des Passargekruges bei Liebstadt vom Jahre 1394. Von Gustav Sommerfeldt . . . . 669—673

Universitäts-Chronik 1902 . . . . 674—675

Kantstudien. Band VII. Heft 1—4 . . . . 675—676

Autoren-Register 677

Sach-Register . . . . 678—680

Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf von Cöteritz und Christoph von Creutz während der Osiandrischen Wirren in den Jahren 1551 und 52.

Von

Rektor **Franz Koch.**

Bei dem Marburger Religionsgespräch 1529 hatte Luther von Osiander, als er ihn in ecclesia pro suggestu docentem hörte, zu Melanchthon gewandt, gesagt: Philippe, Osiander habet superbum Spiritum; ille in ecclesia Dei post mortem meam dabit magnas turbas. Haec alta mente reponas, tu enim videbis.[1]) Wenn Luther diese Aeußerung gethan hat, dann hat er richtig vorausgesagt. Denn nach seinem Tode brach Osiander, schreibt Schlüsselburg[2]), vor Freude jauchzend in die Worte aus: Nunc leone mortuo, pro meo arbitrio cum leporibus et vulpeculis agam. Diese Zeit mag er nach seiner Ankunft in Königsberg 1549 für gekommen erachtet haben; gleich durch seine erste Dissertation dortselbst am 5. April 1549 de lege et evangelio, welche er mit seiner zweiten noch merkwürdigeren de iustificatione im folgenden Jahre herausgab, fachte er das Feuer an. Die Lehre von der Rechtfertigung, so schreibt Osiander in einem Briefe an Mörlin[3]), verstehe er allein, Luther verstehe sie nicht.

Nach seiner Auffassung nämlich werde der Sünder in der Rechtfertigung nicht wie Luther gelehrt hatte, von Gott für gerecht erklärt, sondern wirklich gerecht gemacht. Dieses

1) cf. Schlüsselburg, Catalog. Haeretic., Lib. VI, S. 243.

2) cf. Schlüsselburg, a. a. O.

3) cf. Melchior Adam, vitae theol., S. 233.

geschehe nicht durch den Glauben, sondern durch Mitteilung der wesentlichen Gerechtigkeit Gottes. Diese wesentliche Gerechtigkeit iustitia essentialis sei aber nichts anderes als Christus selber, der sich mit dem Menschen verbinde, gleichsam ganz in ihm übergehe, und ihm nicht nur sein Verdienst zueigne, sondern der Kraft und dem Wesen nach in ihm wohne.

Diese seine Lehre, viele äußere Umstände, hauptsächlich auch das große Vertrauen des Herzogs, durch den er nach Königsberg gekommen war, reizten seine Gegner in hohem Maße und führten es dahin, daß über Osianders Propositionen die Rechtfertigung betreffend, eine Disputation am 24. Oktober 1550 stattfand.

Diese erfolgte unter Entfaltung des üblichen Gepränges jener Zeit im Beisein des Herzogs[1]), vieler Herren vom Hofe, der Doctoren der Theologie Peter Hegemon und Melchior Isinder, der Hofprediger Johann Tetzel und Johann Funk, des Juristen Christoph Jonas, des Leibarztes Albrechts Dr. Andreas Aurifaber und der Magister und artium professores, Johann Hoppe, Bartholomäus Wagner, Johann Sciurus, zahlreicher Bürger und Studenten. Als Opponenten traten Isinder und Martin Chemnitz, der Bibliothekar Albrechts, auf.

Während des Disputierens stieß sich Isinder an den Begriff der innewohnenden Gerechtigkeit. Hegemon stellte fest, daß sie bis dahin anders gelehrt hätten; Chemnitz setzte Osiander mit vielen Argumenten der heiligen Schrift zu, während dieser nach dem Berichte Mörlins[2]) gegen seine Opponenten nichts habe vorbringen können als allerlei Lästerworte und gräßliche Geberden der Gestalt, was er sein lebenlang von keinem gelehrten Mann gehört und erfahren habe. Aktiv hat Mörlin, der am 13. September 1550 nach Königsberg gekommen und Pfarrer am Dom geworden war, an dieser Disputation nicht teilgenommen. Vielmehr hat er in dem nun beginnenden Streit zwischen Osiander

1) cf. Funck, Warhaftiger Bericht. Biij.
2) cf. Mörlin, Historia Welcher Gestalt. Biij.

und seinen Gegnern zunächst eine abwartende Stellung eingenommen und sich anfangs so verhalten, daß er in den Verdacht kam, Osiandrisch zu sein.

Aus seinen Beziehungen zu den bei diesem Streite direkt oder indirekt beteiligten Personen entsprang eine Reihe von Briefen und Mitteilungen, welche, aus handschriftlichen Aufzeichnungen Mörlins stammend[1]), im folgenden veröffentlicht zur Kenntnis der damaligen Personen und Verhältnisse beitragen.

Am 14. Januar 1551 überreichte Mörlin dem Herzog sein Gutachten über die Visitation, die in seinem Lande demnächst abgehalten werden sollte. Dabei gedachte der Herzog zum ersten Mal der Kirchenspaltung und wünschte, Mörlin möchte sich doch im Interesse der Sache gebrauchen lassen. Da dieser aber Bedenken trug, so teilte ihm Albrecht mit, er wolle sich mit allen Theologen über die Visitation besprechen und dabei des Handels gedenken. Auf die Bitte Albrechts versprach Mörlin bei dieser Gelegenheit das Beste zu reden. Am 21. Januar wurde Mörlin noch einmal zum Herzog gebeten. Dieser trug ihm jetzt Gott dem Allmächtigen zu Ehren, der ganzen Kirche zum Besten und ihm zum Gefallen die Rolle eines Vermittlers zwischen den streitenden Parteien auf, welche möglicher Weise durch Kolloquien zur Eintracht gebracht werden könnten. Es wurde verabredet, ihm den derzeitigen Rektor der Universität Aurifaber zuzuordnen und ihnen einen schriftlichen Befehl, der den Theologen vorgelegt werden könnte, zu senden. Albrecht wünschte einen Entwurf hierzu, woraus er das Schreiben[2]) an ihn und Aurifaber vom 11. Februar 1551 fertigte. Letzteren hatte er Mörlin aus besonderen Bedenken zugeordnet.[3]) Bei dieser Unterredung gedachte der Herzog in Gnaden der schweren Haushaltung Mörlins und sagte jährlich 100 Mark zu, auch erinnerte er sich der 600 Mark Gnadengeld mit fernerer Ver-

1) cf. die Manuskriptenbände S. 54 No. 4 und S. 94 in der Stadtbibliothek zu Königsberg. — Die Stelle jedes Briefes in diesen Bänden ist genau bezeichnet. — Ein Verzeichnis erleichtert die Uebersicht.

2) cf. Mörlin, Historia Eij.

3) cf. Beilage No. 4.

tröstung eines Hauses. Dieses Versprechens gedenkt Mörlin nach seiner Vertreibung in einem Schreiben aus Danzig den 9. Mai 1553.[1])

Ehe nun der herzogliche Auftrag an Mörlin und Aurifaber erfolgte, ehe sie überlegt hatten, wie der Handel am besten beizulegen sei, fertigte Osiander ein, wie Mörlin sagt, lästerliches Schreiben, in dem er Philippum und Cruziger, überhaupt das ganze corpus doctrinae evangelii lügenhaft angriff.[2]). — Am 6. Februar erhielt Mörlin einen Druck dieser Schrift. Darauf begab er sich zum Herzog und machte ihn darauf aufmerksam, daß diese Schrift kein Weg zur Eintracht, eher zur Weiterung sei. Der Herzog sagte ihm, er hätte darüber eine unruhige Nacht gehabt und versprach, Osiander zu schreiben, er solle mit dem Druck einhalten. Daß das geschehen, sagte Mörlin Aurifaber, als er zu ihm am 9. Februar auf dessen Vorwerk kam.

Wenn Mörlin auch am Anfang zu vermitteln suchte, und seine Stellung zu Osiander eine freundliche war, so trugen doch gehässige Mitteilungen dazu bei, daß er sich allmählich den Gegnern Osianders anschloß. So hatte Funck, ein eifriger Anhänger Osianders, an einem Freitag in einer Predigt mit Bezug auf einen Spruch, den Luther in der Vorrede des Propheten Daniel anzieht, gesagt: Er verhoffe nicht, daß Luther darauf gestorben sei. Als man bei dem Burggrafen Christoph von Creutz an demselben Tage zu Tisch war, kam auch die Rede darauf. Da sagte Mörlin: Wenn Luther darauf nicht gestorben wäre, so wäre er übel gefahren. Das teilte der Burggraf dem Herzog mit mit dem Hinweis, auch Mörlin billige die Lehre Osianders nicht. Die Aeußerung Mörlins verdrehte jedoch Aurifaber und überbrachte sie Albrecht. Infolgedessen schrieb Mörlin an Albrecht[3]) und reinigte sich von dem Verdacht, als billige er die Worte Funks. Albrecht antwortet Mörlin[4]), indem er

1) cf. Mörlin, Historia o. iij.

2) In einer Randbemerkung heißt es: Er nennet Philipp, meinet aber Luther.

3) cf. Beilage No. 2.

4) cf. Beilage No. 4.

ihn tröstet und der Hoffnung Ausdruck giebt, daß er ihm ein Gehilfe bleiben und auch in der Liebe zu Osiander verharren werde.

Trotz des herzoglichen Verbotes verkaufte Osiander sein Buch weiter. Mörlin, der es nicht glauben wollte, schickte seinen Famulus und ließ 2 Exemplare in der Druckerei kaufen. Am 10. Februar, als Mörlin zum Herzog gefordert wurde, erzählte er ihm, daß Osiander in den Verkauf seines Buches fortfahre.

Da Albrecht angeregt hatte, die streitenden Parteien durch Colloquien zu vereinigen, so suchte Mörlin dieses durch zwei im Februar veranstaltete Unterredungen zu erreichen.

Auf einem dieser Kolloquien hielt man Osiander vor, warum er trotz des herzoglichen Mandates sein Buch verkaufe; da sagte er: „Was Mandate? Wie? F. D. hat selbst das Buch an alle Herrschaften verschickt."

Ueber den Verlauf dieser Kolloquien berichtet Mörlin in zwei Briefen aus dem Jahre 1552 und stellt den Sachverhalt wie folgt dar:

Am 8. Dezember 1552 schickte Albrecht nach der Predigt seinen Sekretär und Botschafter Balthasar Gans zu Mörlin und verlangte, er solle ihm das bei Beginn der Osiandrischen Lehrstreitigkeiten an ihn und Aurifaber am 11. Februar 1551 gerichtete Schreiben im Original zurücksenden nebst einem Bericht über das Kolloquium.

Mörlin sandte dem Herzog eine Kopie seines Schreibens nebst Begleitschreiben vom 10. Dezember 1552[1]), enthaltend einen kurzen Bericht über das Kolloquium vom 13. Februar 1551, in dem die Theologen verlangt hatten, der Herzog möchte mehr Personen und Richter verordnen, damit die Sache desto glaubwürdiger an ihn gelange.

Mit der Kopie seines Schreibens und dem Bericht war aber der Herzog nicht zufrieden; er schickte am 12. Dezember vormittag 9 Uhr nochmals seinen Sekretär in die Wohnung Mör-

1) cf. Beilage No. 37.

lins und verlangte seine Handschrift sowie einen gründlichen Bericht der Verhandlung, besonders sollte er sich der Worte erinnern, Osiander hätte Osiander überwunden, auch die Antilogiae der Theologen und den Gegenbericht Osianders verlangte er.

Mörlin schrieb am Tage darauf an Balthasar Gaus[1]) und bat ihn, dem Herzog anzuzeigen, daß ihm die Forderung des Herzogs großes Nachdenken bereitet habe. Er könne das Schreiben wegen seines Amtes, seiner Familie nicht aushändigen. Er hätte es zur Verwahrung an einen anderen Ort gegeben. Der Herzog möge ihn doch mit dieser Forderung verschonen.

Auch gab Mörlin einen genauern Bericht über das zweite Kolloquium. Er hätte Propositiones[2]) überreicht. Man hätte über Jeremias cap. 23 und 33 gesprochen und wäre darüber einig gewesen, es wäre besser zu übersetzen: deus iustitia als deus iustificator. Osiander wäre sanftmütig gewesen, daß er gute Hoffnung gehabt hätte, es würde alles gut werden; da hätte aber Staphylus Nein gesagt.

Die Gegner Osianders hatten dann später die Antilogiae[3]) aufgesetzt, diese hätte er von Osiander nicht bekommen. Die Antwort Osianders übersende er ihm in Abschrift. Da dieser nicht aufhörte, zu drucken und zu schmähen, hätten die Theologen ihre gravamina überreicht, die er ihm auch in Abschrift sende, und endlich am 6. April hätten sie ihm ihre Recusation überreicht, die er dem Herzog am 10. April übergeben hätte, und sich in dessen Besitz befinden müßte. Dessen könne er sich entsinnen.

In der Nachschrift dieses Schreibens teilte er dem Sekretär noch mit, daß die Theologen in ihren gravaminibus dreier Skripta, die sie ihm zugestellt hätten, gedächten. Falls der Herzog fragen sollte, welches neben den antilogiis und gravaminibus das dritte wäre, sollte er berichten, daß die Theologen vor den antilogiis ein langes Skriptum durch ihn an Osiander

1) cf. Beilage No. 38.
2) cf. Mörlin, Hist. F.
3) cf. Mörlin, Hist. Eij.

gesandt hätten; dieses hätte letzterer nicht angenommen, daher sei es ihm wieder zugestellt und jetzt auch nicht mitgezählt.

Der Herzog wollte aber mit den Kopien seines Handschreibens an Mörlin und Osianders an Mörlin nicht zufrieden sein, daher ließ Mörlin Osianders und der Theologen Handschreiben vidimiren und die Originalschreiben dem Herzog zustellen. Ueber die Absendung des herzoglichen Originalschreibens wollte er sich noch mit guten Freunden beraten und zu gelegener Zeit nach Notdurft Antwort geben.

Es ist durch den Bericht über die beiden Kolloquien den Ereignissen etwas vorgegriffen worden, daher müssen dieselben nach dem zweiten Kolloquium noch besonders hervorgehoben werden.

Als jede Hoffnung auf Einigung durch friedliche Besprechung beseitigt war, ließ Osiander zwei Drucke im Februar 1551 herausgehen, einen lateinisch, den anderen deutsch. Dagegen stellten seine Gegner gravamina auf und überreichten sie durch Mörlin und die fürstlichen Räte; diese gravamina wollte der Fürst aber weder sehen noch hören. — Am 17. März setzten die Theologen die antilogiae seu contraria doctrina inter Lutherum et Osiandrum auf, die der Fürst übel aufnahm, wie aus einem an Mörlin am Sonnabend Judica gerichteten Briefe[1]) hervorgeht. Am Tage darauf schrieb Mörlin an Albrecht[2]) die Antilogiae betreffend. Er bittet ihn, zu leiden, dulden, zu ertragen, denn es handle sich doch um Erforschung der Wahrheit. In ähnlichem Sinne äußerte sich der Herzog in einem an Mörlin gerichteten Briefe vom Sonntag Judica[3]). Er gedenkt darin der Spottgedichte[4]), die man gegen Osiander angeschlagen hätte und fordert Mörlin auf, Frieden und Eintracht zu stiften.

1) cf. Beilage No. 5.
2) cf. Beilage No. 3.
3) cf. Beilage No. 6.
4) Preuß. Provinzial-Kirchenblatt 1840, S. 51.

Auf die ihm überreichten Antilogiae sandte Osiander, wie Mörlin sagt, ein wunderliches Schreiben an ihn. Darin meinte er. Das wäre unsere Gerechtigkeit, daß Christus in uns wohne, daß seine Würdigkeit, Güte, Frömmigkeit und Barmherzigkeit in uns gepflanzt würden, und wir derselben von Tag zu Tag mehr teilhaftig würden.

Als man nun in die Theologen drang, sie sollten sich mit Osiander vergleichen, verweigerten sie entschieden jedes Kolloquium mit ihm und ließen durch den Kammermeister Nimtsch dem Herzog ihre Recusation am 10. April überreichen.

Am Tage darauf gedachte der Herzog, der sehr unwillig war, im Beisein Mörlins dieser Recusation und fragte ihn, wie er über den Handel denke. Mörlin antwortete: Derselbe fange an ihm suspekt zu erscheinen. Da Osiander inzwischen erklärt hatte, er wolle seine Lehre durch Lektion über den Vers: et memorabor iustitiae tuae Ps. 71 am kommenden Donnerstag und Freitag erklären, so bat der Herzog Mörlin, er möchte doch hingehen und ihn nicht ungehört verdammen. Diesen Befehl führte Mörlin auch aus, was aus einem Schreiben[1]) Albrechts an Mörlin vom 1. Mai 1551 hervorgeht.

Aus seiner Lektion hatte Mörlin Osianders Lehre völlig erkannt. Auf Befehl des Herzogs schrieb er ihm, trug seine Meinung vor, tadelte in einigen Punkten Osianders Lehre und wurde von diesem abgewiesen.

Da begab sich Mörlin am 20. April 1551 nach Neuenhaus, zeigte dem Herzog, wie er Osiander geschrieben, was dieser ihm geantwortet und fragte, wie er sich fortan verhalten solle. —

Wie auch Albrecht sich über den damals so strittigen Begriff Gerechtigkeit klar zu werden versuchte, ist ersichtlich aus einem an Mörlin[2]) gerichteten Brief aus Neuenhaus den 30. April 1551.

Am Schlusse dieses Briefes teilt er ihm mit, er hätte drei

1) cf. Beilage No. 10.
2) cf. Beilage No. 8.

Gebetlein[1]) gefertigt über eine Stelle im I. Korintherbrief cap. I Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Seligkeit — eine Stelle, auf die Osiander[2]) großes Gewicht legte. Er bittet Mörlin, zu verbessern, was daran zu verbessern sei und ihn als einen Laien zu unterrichten. Mörlin antwortete in einem Schreiben vom 2. Mai 1551.[3]) Er dankt für die übersandten Gebete, die ihm und seinen Kindern ein Pfand seien, in welcher angenehmen Zeit sie gelebt, da Gott auch Fürsten ein solch frommes Herz geschenkt hätte. Doch bittet er ihn, das Evangelium des erschienenen Sonntags Cantate in der großen Kirchenpostille zu lesen, wo Luther über den Begriff Gerechtigkeit spricht. — Irrtümlich bezieht Möller[4]) den vorher erwähnten am 2. Mai 1551 an Albrecht gesandten Brief Mörlins auf das Gebet,[5]) welches Albrecht durch ein Mandat vom 21. Mai 1552 an alle Geistliche ausgehen ließ, das vor und nach der Predigt verlesen werden sollte, um der augenblicklichen Not der Kirche abzuhelfen. Dieses Schreiben kann sich jedoch nur auf die in Beilage No. 9 befindlichen Gebete beziehen.

Ein großer Fortschritt in diesen Streitigkeiten, in deren Verlauf Mörlin allmählich eine entschiedene Stellung gegen Osiander einnahm, trat ein durch die Mandate des Herzogs an den damaligen Rektor Bartholomäus Wagner und an den Senat; letzteres an alle Theologen gerichtet d. d. Neuhaus, den 8. Mai 1551.[6])

Osiander sollte, als in seiner Lehre verdächtig, seine Meinung in 8 oder 14 Tagen aufsetzen. Seine Schrift sollte dann den andern Theologen zugestellt und von einem jeden von ihnen beantwortet werden. Dieses Mandat übte auf Osiander eine

1) cf. Beilage No. 9.
2) cf. Preger, Mathias Flacius, I. Hälfte S. 258.
3) cf. Beilage No. 11.
4) cf. Möller, Andreas Osiander S. 493.
5) cf. Salig, Vollst. Historie der Augsburg. Konfession, Teil II, S. 959.
6) cf. Mörlin, Historia Jij.

betrübende Wirkung aus. Denn er schreibt am 11. Mai 1551[1]) an Albrecht, seine Freude sei in Trauer verwandelt, wie das Getreide vom Hagel zu Boden geschlagen, als irre er, und alles Aergernis käme von ihm. F. D. wüßten selbst, daß er von seinen Gegnern bis dahin kein Wort, noch Silbe herausbekommen habe, was sie für Gerechtigkeit hielten. Wolle der Fürst aber jedem seiner Gegner auferlegen, ein Bekenntnis von der Justifikation aufzustellen, so wolle er es noch einmal thun, wiewohl es schon geschehen sei in zwei seiner Schriften.[2])

Osianders Gegner warteten 14 Tage, ja auch 3 und 4 Wochen auf eine Erklärung, aber umsonst. Sein Schreiben an Albrecht hatte auch wirklich den Erfolg, daß er in einem Schreiben von Czynten[3]) den 3. Juni 1551 sein Mandat dahin abänderte, daß jeder der Theologen sein Bekenntnis von der Rechtfertigung aufsetzen sollte. Dieser Forderung suchte sich Mörlin zu entziehen durch ein Schreiben vom 5. Juni 1551.[4]) Er bittet, der Herzog möchte doch dem erwähnten Mandate gemäß verfahren und Osiander veranlassen, daß er seine Lehre schriftlich überreiche. Auch erklärte er sich in einem Schreiben vom 9. Juni 1551 über den Begriff Gerechtigkeit unter Hinweis auf verschiedene Bibelstellen.[5])

Doch ließ sich der Herzog von dieser Forderung nicht abbringen.[6]) Osiander stellte sein Bekenntnis, wie das Mandat besagte, den Theologen nicht zu, sondern ließ es öffentlich drucken, wozu er, wie aus dem Schreiben[7]) Albrechts an die Theologen vom 15. Juli 1551 ersichtlich, ermächtigt war.

---

1) cf. Anecdota ad historiam controversiae ab Andrea Osiandro factae Pars III, S. 18—21.

2) Etlich schöne Sprüch der Rechtfertigung Kgbg. 1551 und excerpta quaedam Kgbg. 1551.

3) cf. Historia, Welcher Gestalt Kiij.

4) cf. Historia, Welcher Gestalt L.

5) cf. Beilage No. 14.

6) cf. Beilage No. 12.

7) cf. Mörlin, Historia Miij.

Darin behauptete er: Seine Gegner leugneten, daß Gott in uns wohne, wären Feinde der göttlichen Natur Christi, zerrissen dessen göttliche Natur, gäben vor, daß man ohne Buße und Besserung selig werde, gingen mit Aufruhr um u. a. m.

So blieb seinen Gegnern nichts übrig, als ihr Bekenntnis zu überreichen. Das Bekenntnis Mörlins[1]) datiert vom 9. Juni.

Der Herzog hatte nun wohl eingesehen, daß er doch des Handels nicht Herr werden könnte. Daher beschloß er, sich an das Urteil der ganzen Kirche zu wenden. Mörlin sagt hierüber, es sei mit dieser provocatio ad ecclesiae iudicia ein rechter furor in ihren Herzen gewesen, um Osiander Luft zu machen und andere gegen sie zu hetzen. Hätten sie sich mit ihm vertragen, so hätten sie gehabt, was sie gesucht. Wären die Judicia aber zu deren Gunsten ausgefallen, so hätten sie sich bücken oder mit ihrer Haut bezahlen müssen.

Osianders Gegner sollten, so wünschte es der Herzog, sich mit ihm privatim in Schreiben einlassen in der Hoffnung einig zu werden. Das geschah, wie Mörlin sagt, damit Osianders Konfession ohne Hinderung ihrer öffentlichen Antwort frei passieren, alle Welt durchschleichen, ihr gutes Gerücht und ihren guten Namen raube. Für den Fall, daß sie nicht einig würden, sollte es ihnen freistehen, ihre Konfession auch im Druck ausgehen zu lassen nach Besichtigung und Befinden des Herzogs.[2]) Dieses Ansinnen lehnten Osianders Gegner in einem Schreiben[3]) vom 21. Juli ab, verlangten vielmehr eine freie Synode und freien öffentlichen Druck. Der Herzog bestand jedoch darauf und wollte auch einen Bericht über die Ursachen der Spaltung haben, wozu er ihnen eine Kopie der Konfession Osianders, begleitet von einem Schreiben den 12. August 1551[4]), zusandte. Daß Albrecht noch einen Bericht haben wollte, konnten die Gegner Osianders nicht verstehen, da er ihre confessiones, viele

1) cf. Ausschreiben an unsere alle liebe getreue Cij.
2) cf. Mörlin, Historia Miij.
3) cf. Mörlin, Historia N.
4) cf. Mörlin, Historia Niij.

Schreiben Osianders und Mörlins hatte und wissen mußte, wessen sie ihn beschuldigten. Da er articulatim auf Osianders Argumente Gegenbericht haben wollte, so erboten sie sich, denselben in öffentlichem Druck zu geben.

In dem zuletzt erwähnten Schreiben spricht der Herzog auch sein Mißfallen darüber aus, daß die Theologen Osiander, den er zum Vicepräsidenten des Bistums Samland ernannt hätte, seines Amtes für entsetzt ansähen, daß Mörlin sich besonders verschiedene Funktionen anmaße, die auszuüben er kein Recht hätte.

Was die Ordination[1]) der Kirchendiener betrifft, von der Mörlin spricht, so hat er auf herzoglichen Befehl gehandelt, denn in einem Briefe[2]) aus Neuhaus den 9. April 1551 erhielt er und Osiander den Befehl, in Königsberg vorhandene Personen zu examinieren und zu ordinieren.

Wenn nun das Ordinieren von Mörlin auf Grund eines schriftlichen Befehls ausgeübt wurde, so ist er doch von andern Vorwürfen, die ihm der Herzog in einem Schreiben[3]) vom 18. Juli 1551 macht, nicht ganz freizusprechen. Auf Grund von Anzeigen hält Albrecht ihm vor, daß er mit Hilfe des Rates im Kneiphof ein Fasten und Gebet aus Anlaß der augenblicklichen Streitigkeiten veranstalten wolle, daß in der Altstadt nicht richtig getauft würde, daß seine Kapläne den Frühgottesdienst nicht pünktlich innehielten, daß der Katechismus so lange ausgelegt werde, daß die ordinariae lectiones gestört würden, daß er seine privatam lectionem nicht um die dritte Stunde abhalte, sondern zu andrer Zeit, wodurch die Hörer anderer abgelenkt würden. Gegen diese Vorwürfe verteidigt sich Mörlin in einem Briefe vom 20. Juli 1551[4]). Ein Fasten und Gebet hätte er wohl nicht ausgekündigt, nur gesagt, daß es fein wäre,

1) cf. Mörlin, Historia Pij.
2) cf. Beilage No. 7.
3) cf. Beilage No. 19.
4) cf. Beilage No. 20.

jetzt solche zu veranstalten. Betreffend den Gebrauch bei der Taufe, die Kinder ins Wasser zu tauchen hätte er gesagt, daß es der Einsetzung Christi gemäß wäre, die Kindlein zu besprengen, was, wie er wisse, auch dem Fürsten gefällig sei.[1]) Seine Kapläne hielten die Morgenstunde inne, von einer Aenderung wisse er nicht, obwohl ihm das frühe Predigen auf die Dauer aus Schwachheit seines Hauptes schwer falle. Den Katechismus und die Winkellectiones betreffend übergeht er, denn in seiner Historia[2]) giebt er zu, die Leute, so sie an seinen Predigten nicht genug hätten, zu sich entboten zu haben. Auch hätte er diejenigen, welche Osiander anhingen, nicht zu Gevattern stehen lassen wollen, noch ihrer im Leben und Sterben sich irgend einer Sorge annehmen wollen.

Anfang Oktober des Jahres 1551 ergriff der Herzog das letzte schon erwähnte Mittel. Er sandte am 5. die Konfession Osianders mit einer Darstellung der bisherigen Verhandlungen an Fürsten und Städte Deutschlands mit der Bitte, ihm ihr Gutachten zu senden.

In dieser Zeit griff auch die Gemahlin Albrechts ein, um die erregten Gemüter zu besänftigen.

Mörlin wurde nämlich, als der Herzog nach der wilde (Wilna) zum König von Polen zu reisen beschlossen hatte, von der Gemahlin einer vornehmen Person[3]) am 3. Oktober gewarnt, denn F. D. würden ihn durch die Fürstin anreden lassen, um mit ihm zu verhandeln. Am 5. Oktober wurde er vormittag um 9 Uhr zur Mahlzeit[4]) gefordert, nachdem man zweimal zu

1) In einer Randbemerkung zu diesem Briefe heißt es: Man hat das Fräulein Elisabeth sowohl als andre Herrlein und Fräulein gar müssen ins Wasser stecken. cf. Bock, Grundris von dem merkwürdigen Leben Albrechts. S. 329.

2) cf. Mörlin, Historia Piij.

3) In einer Randbemerkung heißt es: Es war Caspar Nostitzen sein Weib, die denselbigen Sonnabend zu mir kam.

4) Auch durch Geschenke suchte man ihn zu gewinnen, denn in einer Randbemerkung teilt Mörlin mit, daß ihm am 1. Oktober zu Mittag durch den Silbermeister Birkhuhn und 2 Krammetsvögel, zu Abend ein gebratener Hase, und am 2. Oktober ein guter Karpfen geschickt wurden.

ihm geschickt hatte. Während der Mahlzeit verhielt sich die Fürstin ihm gegenüber dermaßen gnädig, daß er sich gleich entsetzt hätte[1].) Nach der Mahlzeit rühmte die Fürstin die große Gnade ihres Mannes, der sich noch morgens dahin ausgesprochen hätte, daß er ihn an Speratus Stelle setzen wolle. Aber er solle sich mit Osiander friedlich und freundlich vereinigen, zu ihm in sein Haus gehen und sich mit ihm bereden. Dazu war Mörlin bereit, konnte sich aber nicht denken, was er mit ihm zu bereden hätte; da die Fürstin ihm hierüber nichts mitteilen konnte, so wollte er an den Fürsten schreiben, worüber beide verhandelt hätten. Damit hätte sich die Fürstin einverstanden erklärt[2]), worauf er in Eile an den Herzog ein Schreiben richtete d. d. 5. Oktober 1551[3]). Er wüßte nicht, worauf hin er Osiander besuchen solle, es sei jetzt schon zu spät, der Handel zu weit vorgeschritten, auch würden ihm seine Anhänger diese Leichtfertigkeit zum Vorwurf machen, und wiederum die Anhänger Osianders nur bestärkt werden; es gebe kein Mittel, keine friedliche Verhandlung mehr. Schließlich bittet Mörlin den Herzog, ihn mit solcher privaten Verhandlung zu verschonen, das Urteil andrer auswärtiger Theologen zu hören und zu gestatten, ihre Gegenschrift in öffentlichem Druck erscheinen zu lassen.

Am Tage darauf, so berichtet Mörlin, hätte sich die Fürstin vor ihm gedemütigt, sie wäre nachmittags mit dem Fräulein nach seiner Behausung[4]) geritten und hätte seiner lieben Hausfrau einen Ring mit einem schönen Saphir geschenkt. Weil aber über den Gegenstand der Verhandlung mit Osiander nichts festgesetzt werden konnte, hätte der Herzog einen offenen

1) cf. Mörlin, Historia S.

2) In einer Randbemerkung giebt Mörlin seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Fürstin sich damit einverstanden erklärte. Wußte sie nicht, daß sie mir vorgehalten, es wäre des Fürsten Wille und Meinung?

3) cf. Beilage No. 21.

4) Diesen Besuch erwähnt auch Osiander in seinem Briefe an Albrecht vom 5. November 1551 im Auctarium No. 27.

Zettel[1]) an die Herzogin geschickt, als hätte sie das ohne Befehl des Fürsten gethan. Darauf hätte die Fürstin ihn gebeten, sie zu entschuldigen, was Mörlin in einem Schreiben[2]) datiert Kneiphof den 8. Oktober 1551 that. Er sei der Meinung gewesen, als sei die Zumutung der Unterredung mit Osiander auf des Fürsten Befehl erfolgt. Er bitte, auch ihn zu entschuldigen und ihm ein gnädiger Fürst und Herr zu bleiben.

Die gewünschten Gutachten gingen nicht so schnell ein, wie der Herzog es wünschen mochte. Das erste Responsum der Württemberger Theologen traf im Januar 1552 ein. Wer über diesen Handel, sagt Mörlin, nichts gehört, auch nichts geschrieben hätte, wäre für einen Bundesgenossen und Konspirierten angesehen worden. Diejenigen aber, die schriftlich ihre Meinung kund gethan hätten, so alle Doctores und Magistri zu Wittenberg, hätte man für unehrliche, unehrbare Leute öffentlich und unverschämt angeschlagen. Sie hätten es verdorben, die Judicia hätten es verdorben. Osiander ist der heilige Mann, seine Lehre das fünfte Evangelium; wer dem nicht folgen will, ist untreu, ungehorsam, Rebell, aufrührerisch, macht Konspiration und Anhang.

Im August 1551 hatten Staphylus und Stancarus, Gegner Osianders, Königsberg verlassen. Die zurückbleibenden Theologen beschlossen, eine Widerlegungsschrift aufzusetzen, um so mehr, als der Druck der Konfession Osianders eifrig betrieben wurde, und sie selbst verdrossen und unwillig geworden waren durch die ungeschickten und beschwerlichen Skripta, durch Verhinderung am öffentlichen Druck, damit Osianders Lehre in Preußen und allenthalben sonst hinkäme. All ihr Schreiben, Bitten, Flehen, so schreibt Mörlin, ist als Aufruhr, Ungehorsam, Schmach, Verachtung gedeutet worden, hätte man Teufel und

1) Am Rande bemerkt Mörlin: Aber es geriet nicht wie er wollte, ja die Fürstin gab sich herunter, darüber schrieb er ihr bösen Brief, den sie mir vorgelesen.

2) cf. Beilage No. 22.

höllisch Feuer daraus machen können, so wäre es mit Frohlocken geschehen.

Die Abfassung der confutatio übernahm Mörlin. Nach Fertigstellung wurde sie nach Wittenberg[1]) zum Zwecke der Beurteilung und am 1. Januar 1552 mit einem Begleitschreiben[2]) d. d. Kneiphof, den 1. Januar 1552 überreicht. Darin bitten die Unterzeichneten ihnen den Druck dieser Schrift zu gestatten, die zu Wittenberg und Magdeburg bereits Billigung gefunden hätte.

Der Herzog verlangte die Weglassung einer auf ihn gemünzten Stelle, desgl. die Weglassung der Zuschrift „an alle fromme Christenhertzen“ ferner der Bezeichnung auf dem Titel der Lehre Osianders als „verführerisch“.

Welche Schwierigkeiten sich dem Druck der confutatio entgegenstellten, geht aus einer Reihe von Briefen[3]) hervor, die Mörlin mit dem Burggrafen Christoph von Creutz und Wolf von Cöteritz gewechselt hat.

Am 30. Januar berief Wolf von Cöteritz die Theologen auf sein Gemach und trug ihnen mündlich die Gesinnung des Herzogs, den Druck der confutatio betreffend vor, auch schriftlich in einem Rezeß desselben Datums.

Am 8. Februar wurde Mörlin allein zu Cöteritz gefordert, ehe die Theologen sich entschlossen hatten, was sie auf des Herzogs Forderung zu thun hätten. Dieser stellte ihm des Brentius erstes Gutachten, das im Januar 1552 eingetroffen war, auf fürstlichen Befehl zu mit dem Bescheid, wie derselbe samt seiner mündlichen und ihrer schriftlichen Antwort dem Fürstl. Ausschreiben[4]) an seine Landschaft etc. einverleibt ist.

Da baten die Theologen in einem Schreiben[5]) vom 13. Februar 1552 den Herzog sie durch Annahme des Gutachtens des

1) cf. Mörlin, Historia S.
2) cf. Beilage No. 23.
3) In den Beilagen No. 27—31, 33—36.
4) cf. Ausschreiben an unsere alle liebe getreue und landschaft. Hiij.
5) cf. Beilage No. 25.

Brentius nicht in Verlegenheit zu bringen, sondern auch mit ihrer confutatio zufrieden zu sein, da das Buch doch jetzt nicht mehr zu ändern wäre. Auch dieses Schreiben wurde, wie der Receß vom 22. Februar ausweist, angenommen.

Darauf erwiderten die Theologen in einem Schreiben vom 27. Februar 1552.[1]) Sie hätten eine dedicatoria gefertigt, die dem Herzog gefallen werde, und würden dieselbe vor die Präfation an alle christliche Herzen setzen, auch den angezogenen locum Lutheri belangend wollten sie die bezeichneten Worte weglassen; mit dem Aufsetzen der Taufnamen wolle sich der Herzog zufrieden geben. Schließlich bitten sie den Druck zu gestatten. Von Wittenberg hätten sie Nachricht, daß man ihren Wunsch zu drucken erfüllen werde, falls er hier verweigert werden sollte.

Diesem Ansuchen folgte ein dritter Receß am 3. März. Darauf berief endlich Wolf von Cöteritz am 3. März ihrem Begehren nach den Buchdrucker Hans Luft vor sich und zeigte ihm an, daß der Herzog begehre, ihre confutatio aufzulegen und zu drucken. Dagegen agitierte Andreas Aurifaber. Er ließ nämlich dem Buchdrucker am 6. März Dominica Invocavit zweimal sagen, es sei nicht des Fürsten Wunsch, daß das Buch gedruckt werde, auch am Montag darauf schickte er zu ihm und ließ ihm sagen, wolle er drucken, so wolle er ihm genug geben. So übergab er ihm die Weimarsche Konfession aufs Interim, auch das Papier dazu ließ er in Abwesenheit des Druckers in dessen Druckerei schaffen. Da ersuchte Mörlin den Burggrafen Christoph von Creutz in einem Schreiben vom 7. März solches dem Herzog anzuzeigen, worauf er folgenden Bescheid[2]) erhielt. Der Drucker beklage sich, daß er mit von der Sache sei, — also ein Anhänger Osianders, — auch hätte er mit Funks Buch zu thun. Würde er hierin nachlassen, so würde ihm ein Schade erwachsen. Es stände ihnen frei, ihr Buch bei den andern beiden Druckern drucken zu lassen oder zu warten, bis Luft fertig sei.

1) cf. Beilage No. 26.
2) cf. Beilage No. 27.

Mörlin hatte jedoch in Erfahrung gebracht, daß der Drucker, der sich auch später selbst vor dem Herzog zu verantworten hatte, keineswegs unzufrieden war, von keiner Beschwerde etwas wußte. Alles war unwahr dem Herzog durch Aurifaber überbracht. Darüber war Mörlin unwillig und schrieb an Cöteritz.[1]) Sie hätten einen gewissen Hadrianum nach Danzig, Papier zu holen, abgefertigt und würden Unkosten haben, wenn der Druck nicht gestattet würde. Sollte das wirklich geschehen, so würde er sein Buch anderswo drucken lassen. Cöteritz erteilte ihm am 13. März den herzoglichen Bescheid des Inhaltes, daß vor ihrer Konfutation die Weimarsche Konfession dem Drucker übergeben sei. — Ihre Konfutation war aber schon am 4. März dem Drucker übergeben und Andreas Aurifaber suchte erst am 6. und 7. März hindernd durch die Weimarsche Konfession, die beinahe ein Jahr lang im Winkel gelegen, entgegen zu treten; auch ließ er erst am 8. März, an dem Tage, an welchem der Drucker bei dem Herzog war, Papier in dessen Druckerei schaffen. Der Drucker selbst hatte Mörlin die Versicherung gegeben, seine confutatio neben andern Werken zu drucken.

Der erwähnte herzogliche Bescheid war nicht unterzeichnet, infolgedessen sandte ihn Mörlin an Cöteritz zurück mit der Bitte, der Fürst möchte ihn unterzeichnen. Da schickte Cöteritz bald zu ihm und bat, um dem Herzog zu berichten, um Angabe des Grundes, warum er den Bescheid nicht annehmen könne.

Am 14. März erteilte Cöteritz unter Beifügung des fürstlichen Handschreibens[2]) Bescheid. Es seien in dieser Zeit der theologischen Spaltung so viele Abschiede nicht unterzeichnet, daher wolle er auch jetzt keine Ausnahme machen.

Am 15. März um 9 Uhr wurde nun doch der erste Bogen in die Druckerei gegeben, doch wurde das Werk nur kümmerlich gefördert.

Am 17. Mai endlich erhielt der Herzog die dedicatoria

1) cf. Beilage No. 31.
2) cf. Beilage No. 30.

nebst einem Schreiben vom 17. Mai 1552[1]) zur Durchsicht. An dem Titel und der dedicatoria hätten sie etwas geändert, was sie den Fürsten wissen lassen wollten. Mit der Bitte, nun den Druck zu gestatten, verbinden sie die Bitte, auch das Judicium ihrer Herren und Präceptoren zu drucken und anfügen zu können.

Als das Werk nun schon beinahe zum Ende kam, erhob sich eine neue Schwierigkeit. Cöteritz kam am 19. Mai zu Mörlin und zeigte ihm an, der Herzog hätte erfahren, daß sie die Präfation an alle christliche Hertzen auch drucken lassen wollten, was er nicht gestattet habe. Mörlin erwiderte: Er wundre sich sehr, da doch dessen in keinem Rezeß gedacht sei. Als Cöteritz sich entfernt hatte, nahm Mörlin die Rezeße und ihre Gegenschreiben vor und erinnerte, da er in dem Schreiben[1]) vom 27. Februar 1552 die klaren Worte gefunden, daß sie sich vorbehielten, die Präfation mit gemeldetem Titel drucken zu lassen, aber die dedicatoria vorzusetzen, Cöteritz an dieses Schreiben. Darauf antwortete er in einem Schreiben[2]) vom 19. Mai 1552. Aus dem Schlusse dieses Schreibens ist ersichtlich, warum man ihnen dieses Hindernis in den Weg legte, weil man annahm, daß das Prinzipale dadurch stutzig gemacht und gehindert werde.

Den Titel der Schrift betreffend bat Mörlin Cöteritz in einer Nachschrift des Schreibens vom 20. Mai 1552[3]) dem Fürsten zu berichten, daß sie an dem Beispiel ihrer Präceptoren und Skriptoren zu Wittenberg erfahren hätten, was sie mit ihrer Sanftmütigkeit bei dem halsstarrigen Kopf Osiander erreichten. Daher wolle er sich mit dem Titel zufrieden geben. Sie hofften auch, daß Osiander nach der Verheißung Gottes alles nicht umsonst gethan hätte, und hofften auch, der Fürst würde es ihnen zu gut halten.

Wie sie nun mit dem Drucke eilten, das Judicium einstweilen liegen ließen, die dedicatoria in aller Eile gefertigt und

1) cf. Beilage No. 32.
2) cf. Beilage No. 26.
3) cf. Beilage No. 35.

das Buch am 25. Mai aus der Druckerei gebracht, angeschlagen und feil hielten, erhielt Mörlin noch am 25. Mai nachmittags einen Brief[1]) von Cöteritz, in dem dieser im Auftrage des Herzogs ersuchte, die Präfation auch die Worte „verführerisch" wegzulassen und sich an der dedicatoria zu begnügen.

Ob Osiander von diesen Praktiken gewußt hat, läßt sich aus seiner Gegenschrift auf Mörlins confutatio: Wider den erlogenen, schelmischen, ehrendiebischen Titel auf Dr. Joachimi Mörlins Buch ersehen, das bereits 3 Tage später erschien und am Sonntag Exaudi den 29. Mai an alle Thore der Stadt geschlagen wurde.

Am 31. Mai, nachdem auch das Judicium ihrer Skriptoren gedruckt war, überreichten die Theologen dem Herzog das Buch fein säuberlich gebunden mit einem Schreiben[2]), in dem sie auch um Eröffnung der eingegangenen Gutachten baten. Diese standen Osiander zur Verfügung, denn am 26. Juni erschien dessen „Schmeckbier", das er, obwohl es immer abgerissen wurde, 8 Tage hindurch an alle Thore schlagen ließ.

Das ließ der Herzog alles ungestraft geschehen, daß ehrliche, treffliche Leute, die ihr Judicium abgegeben hatten, als unehrliche, unehrbare Leute und Narren öffentlich gebrandmarkt wurden.

Anfangs Juli 1552 war Albrecht nach Danzig gereist und hatte Osiander mitgenommen. Von hier aus erst am 15. Juli[3]) beantwortete Albrecht ihr Schreiben vom 31. Mai, in dem er Osiander und seine Lehre zu verteidigen sucht und Mörlin einen Vorwurf macht, daß er den Herzog seines Gehorsams versichert, es aber doch an der That fehlen lasse. Albrecht hatte nämlich durch ein Mandat vom 21. Mai an alle Geistliche ein Gebot ausgehen lassen, damit für die augenblickliche Not der Kirche gebetet werden sollte. Mörlin hatte von diesem Osiandrisch

1) cf. Beilage No. 36.
2) cf. Mörlin, Historia Siij.
3) cf. Mörlin, Historia Tiij.

gefärbten Gebet gesagt: So bete der Teufel und sein Osiander nicht ich noch einiger frommer Christ.

Wie sehr Albrecht von Osianders Lehre eingenommen war, geht daraus hervor, daß er auch nach dessen am 17. Oktober 1552 erfolgten Tode, wodurch keineswegs der Streit beigelegt war, ein, wie Mörlin sagt, gottlos Mandat erließ, durch welches er nicht nur für sich allein diese Schwärmerei billigte und für recht erkannte, sondern auch in alle drang bei Verlust von Gottes Gnade, Leibesstraf und Entsetzung derselben Schwärmerei beizupflichten und sie anzunehmen.

Am Sonntag Esto mihi 1553[1]) hielt nun Mörlin gegen dieses Mandat eine nachdrückliche Predigt und forderte seine Zuhörer auf, bei Gottes ewiger Ungnad und Verleihung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt demselben nicht zu parieren noch gehorsamen, sondern dem lieben Gott geben, was Gottes ist und der weltlichen Obrigkeit, was ihr ist.

Die Folge dieser Opposition blieb nicht aus, denn der Herzog war so aufgebracht, daß er den Befehl erteilte, Mörlin habe sein Land zu verlassen. Dagegen half keine Supplikation des Rates im Kneiphof, keine Supplikation der Frauen im Kneiphof an die Herzogin, kein Aufzug von 400 Personen mit Knaben und Mädchen, kein eignes Bitten in Briefen[2]) von Danzig, wohin Mörlin sich begeben hatte. Der Herzog blieb fest, Mörlin durfte nicht mehr zurück. Wie erbittert Albrecht war, ersieht man aus einem Schreiben[3]) an den Markgrafen Johann von Brandenburg, wo es heißt: Dieweil er allen Widerwillen angerichtet, meine Unterthanen wider mich verhetzet, meine Mandate geschändet, und sich mit öffentlichem, mutwilligem Ungehorsam wider mich gesetzet und andere auf offener Kanzel zu gleicher Handlung ermahnet, von welchem ich E. L. lange zu schreiben hätte.

1) cf. Acta Borussica Tom I, S. 166.
2) cf. Mörlin, Historia bij., ciij.
3) cf. Auctarium S. 187—198.

Wie Albrecht Osiander gegen jeden Angriff, mochte er auch von untergeordneten Personen kommen, zu schützen suchte, ist aus einem Schreiben[1]) an Mörlin ersichtlich. Albrecht hatte gehört, daß Lemichen,[2]) ein Kaplan Mörlins, an einem ihm unpassenden Orte Osiander mit harten Worten geschmäht und gesagt hätte, ehe er Osianders Lehre annehme, lasse er sich in 1000 Stücke reißen. Albrecht wollte nun durch Mörlin über diese Aeußerungen Bestimmtes feststellen lassen.

Zum Schluß ist noch hinzuweisen auf ein in Form einer Erzählung gekleidetes Rätsel.[3]) Es ist nicht schwer zu erraten, wer der König ist, in dessen Land sich ein Sumpf befindet, den er aber selbst reinigt und auf dessen Grund von Saphir und edlem Gestein er eine schöne Stadt baut, die ihm aber von bösen Leuten in Brand gesteckt wird.

Beilage No. 1. S. 94 p. 111.

Erwirdiger, in Gott geliebter Herr Doctor, Ich wil euch gnediger meynung nicht pergen, das vergangen Sonabend die Herrn Theologen, die durch den Herrn Rektor und euch gefordert, mier eine schrifft zugeschickt, und sie tauffen lassen, es were Iere confession, daraus ich abnehmen müssen, als das sie aber etwas neues suchten, und vieleicht vorigen meynen befehl dardurch zu verendern vorhatten, welchen Ich doch unwidergangen gern gehabt haben wolt, hab mich auch erynnert deß abschieds, den sie Im Consistorio genumen, wie Ier mier den solchen selbst angetzeiget, hab hierumb die schrifft nicht annehmen wollen, den ich auch Ieren glauben von Ienen noch nicht gefordert, und sie gewiesen, das sie dem genohmenen abschied volgen thuen sollen, wie ich auch verhoff, sie werden Im gehorsamen, wievol ich wol vermerke, das sie sich besorgen, es mechte an mich nicht alles getragen werden, hab Ich Ien doch zu verstehen geben, das sie sich solches zu euch nicht zu versehen, und ist demnach an euch meyn gnediges begern, Ier wollet bey Ienen lauts dem abschied anhalten, das solchen nachgesetzt, und allen fleiß darynnen thun, ob durch götliche gnad frid und eintracht zwischen Ienen gestiftet mocht werden, und meynem vorigen schreiben

1) cf. Beilage No. 24.

2) Dieser Lemichen wird genannt in einem Schreiben Mörlins an Albrecht cf. Mörlin, Historia Viij.

3) cf. Beilage No. 39.

nachgegangen, In diesem allem wollet euch zu Gottes ehre und gemainer Kirchen zu nutz nicht beschweren, die sach fordern, von Gott den ewigen lohn gewarten, So will Ichs gern In allen gnaden und guthem beschulden, und euch Gott, und nach Ime mich eurem getreuen gebette befehlen den 9. Martii Anno 1551

Albrecht marggraf und hertzog etc.

Dem würdigen Doctori Joachimo morlen
zu eigen handt etc.

Beilage No. 2. S. 54 No. 4 p. 1126—27.

Gottes gnad und barmhertzigkeit, sampt unterthenigen erbieten meynes schuldigen demütigen gehorsams und fleißigen gebets zu voran, Durchlauchtigster fürst gnedigster herr, Es schreibet der heilige merterer Cyprianus zum Antoniano, lieber das etlich unehrlich gericht vom Cornelio außkohmen, las dich nicht wunder düncken, den du waißt ja selbst wol, das diß alletzeit des leidigen teuffels werck und fürnehmen ist, das er die diener Gottes mitt lügen greulich verstellet, und Ieren guthen nahmen mitt lügenhaftigem wahn Ins geschrey bringet, auf das dieselbigen so Ieres gewissens halben groß syndt, durch frembde böse gerücht beschmaist werden, Also gehet es mier auch, den ich mitt solcher greifflicher unverschämpter unwarheit soll ausgegeben werden, waiß nicht von wem, den Ichs Ja umb niemands verdienet, als solt ich sagen, wo der heilige große prophet luther auff seine schriftliche lehr, bücher und predigen gestorben, were er übel gefahren, und was khan der fromme teuffel mehr den dieser giftigen groben greifflichen unwahrheit ausgießen, damitt er E. F. D. frommes, gotseliges hertz so ohn des hochlich mitt schmerzlichem viel trübsal als Ja einer Klamern geengstiget wirdt, felschlich mehr betrübt, den mier waiß er wol thut er nicht viel leid, wolt Iem auch so viel nymmer mehr zu gefallen thun, wen es mich gleich heimlich bisse und wehe thut, das Ich michs wolt vernehmen lassen, Es synd und pleiben seine greiffliche lügen, darynnen Ich seiner und seines wercks mitt fröhlichem hertzen lach und spotte, und bitt E. F. D. wollens nur getrost und frölich auch thun, den darumb thut ers, das er auch gern wolt von uns geforchtet sein, und also ein got In unserm hertzen sein, oder doch, das wir zum wenigsten tod grehmeten und hermeten, das ist, an Gottes gnediger rettung wieder Ien, verzweyffelten, aber dartzu soll ers nuhn und nymmer mehr bringen, und sollen sich E. F. D. das entlich gewislich und ungezweyffelt zu mir genediglich versehen, Ist ein man auff erden, der da Gottes gnad und liecht seiner wahrheit In dem heiligen treuen Gottes man doctore Martino erkennet, und groß helt, so waiß ich das, (und sonst nichts) zu rhümen, das Ichs bien, und will auch die zeyt meynes lebens von der lehr Gottliches worts, so uns der liebe Gott In diesem edelen teueren werktzeug, zu guther nacht und entlicher letzt dieser welt fürgetragen, nuhn und nymmermehr

weichen, sondern ehr darüber auch diese welt räumen, dartzu wirdt mier helfen, der da trostlich sich verhaißen, uns soll von seiner hand niemands reißen, und wird Ich darynnen Khain part[1]), Kain gunst noch Ichtes[2]) ansehen, mier gehe es darüber wie Gott will, deß und alles unterthenigen willens soll sich E. F. D. zu mier genediglich versehen, zweyffel nicht E. F. D. wird deßgleichen auch thun, dartzu helff E. F. D. der gekreutzigte heiland und erlöser, der E. F. D. mitt seinem teueren schwaiß am creutz begossen, und damitt die ewige hulde des vatters erworben hatt, hab solches E. F. D. nicht sollen zum trost verhalten, die weyl ich durch meynen herrn rectorem vernohmen, das Ier E. F. D. gleichwol diß garnicht zu hertzen getzogen, wen das liebe haupt trauert, sollen billich die andern glieder mitt leiden tragen, also kunden wir alle nicht frolich sein, wen E. F. D. betrübet ist, Gott der vatter alles trosts, tröst E. F. D. Im hertzen, und geb derselbigen sampt Ier F. G. hertzlieben gemahel, und dem Jungen frewlein die ewige fraid Amen.

Beilage No. 3. S. 54 No. 4 p. 1115—16.

Gottes gnad und barmhertzigkeit sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu voran, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, gnedigster herr, Weßhalb Ich E. F. D. In unterthenikeit verschienenen Freytags demütiglich ersucht, hab ich gethan, und thue es noch, als einer, der es zu allem teil von hertzen gern gut sehe, und wolte Gott, das mitt meynem großen schaden Ich den fromen und nutz der armen verlaßenen ganz ehlenden Kirchen schaffen Konde In dieser betrübten schweren zeyt, Ich wolt es von hertzen gern thun, und darynnen an Kaine müglichen Fleiß laßen erwinden, wen ich auch gleich allen meynen guthen nahmen solte zu setzen, den ich Ja die zeyt meynes jungen lebens Keynen menschlichen tag oder ruhm gesucht, will auch gnedigster fürst und herr, noch nicht nachlassen zu hoffen und alles zu versuchen, damitt wir doch entlich mochten zu dem letzten zweck Kohmen, und gruntlichen erfahren, wo es sich stoßt, und wo der mangel ist, Mich auch darynnen noch zur zeyt Kaine scripta, gedruckt oder geschrieben, publica oter privata, reden noch widerreden, hindern noch Irren lassen, Sie müssen gnedigster fürst und herr zum Born, und heraußer, damitt zu allem teil die wahrheit an den tag Kohme, Bitt demnach E. F. D. umb Gottes willen, die weyl dieselbige ain mahl mit Christo Jns leiden kohmen, ohne Zweiffel als sein hertz geliebten mittgenoß des ewigen lebens, E. F. D. wolle nochmals leiden, dulden, vertragen, und zu sehen, bißlang man entlich erfahren mag, wo es gruntlich felet, die sachen sind geschwind und groß, ob sie es aber vieleicht so

1) part = Teil, Anteil nach Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1889.
2) Ichtes, ichts = irgend ein Ding, etwas.

gar nicht alle vernehmen und erwegen, So wolte doch E. F. D. genediglich mitt Jerem unverstandt gedult tragen, allein darumb, damit man entlich zu der sache Kohme; Es fele dan an welchem teil es wolle, Sollen E. F. D. erfahren, mir ist Khain teil so lieb, wo ich die warheit sehe, ich will darbey leben und sterben, allein man bleibe bey dem raynen liecht, wie uns dasselbige bisher mitt sondern großen gnaden In Gottes wort hatt geschienen, und so Kerklich mitt frölichem mut von so viel Churfürsten und Stenden, auch gemaynen frommen Christlichen hertzen, bis In Ierem tod und allen zeytlichen unfall ist geglaubt und bekannt worden, dabey leb ich, dabey sterb ich, Gott helff mier, und E. F. D. zu voran, dieselbige stecken Im Jahmer mehr den andere, aber E. F. G. sey nur getrost, Er muß letzlich unter unsere füß, der große leidige Behemoth, und sich doch entlich tretten lassen, die weyl wier haben den Sahmen deß weibes, der sich E. F. G. und uns allen zu gantz eigen ergeben hatt, demselbigen befehl ich Ewer f. D. sampt derselbigen hertz lieben gemahel und dem jungen frewlein, Er bewahre E. F. G. in ewige ewigkeit Amen, und haben nuhn E. F. D. In aller Gotseligkeit zu allem gnedigen gefallen In unterthenigkeit als einen demütigen gehorsamen mehr den von hertzen willig, Nichts mehr bittende, den E. F. D. sey getrost und unbekümmert,

Datum Im Kneiphoff am Sontag Judica
Im 1551 Jahr

E. F. D.
untertheniger
ganz gehorsamer
Joachim Mörlin
Doct.

Beilage No. 4. S. 94 p. 482—86.

Wirdiger achtbar und hochgelerter lieber Herr Doctor, Es ist mier wie Ich nechten zum abentmahl gehen wollen euer handschreiben durch meynen Kemerer, der nicht ehr zu mier Komen, zu handen worden, daraus Ich verstanden was der heilige merter Cyprianus zu Antoniano geschrieben, das etzliche unehrliche gerücht von Cornelio außkohmen, dar auff er In etc. vermane, das er wisse, was deß Teuffels werk wider die diener Götliches wortes sey etc. und euch mier zum trost eröffnet, was euer gemüte wider solches sey, weil Ier auch verstanden, was der Satan wider den großen propheten den lieben Martinum heiliger gedechtnis nicht nachgelassen, und nuhn sehet, was euch widerfahret, was euer gemüt und hertz wider Inen und solche seine glieder sey, und mich auch erynnert, und neben euch tröstet auff das Ier von dem herrn Rectore verstanden etc. Auff das danke ich unserm lieben Gott und vatter, durch und In Christo seinem lieben sohne, der mich bekumerten durch euch des erynnern thut, euch und mich tröstet, auch mier so viel gnad verleyhet, das ich die schnöde welt etwas In Jeren listen und betrugen kenne, und will euch sub

confessions nicht bergen, das zu mier erschienen Sonnabents zwei meiner ret (die ich auch zu nennen Kain abscheu trüge, so damitt was gepawet, weil ich aber mehr das spüre, so umbgehe ichs auff dißmal) gekohmen, die haben mier ein schrifft überantworten wollen, von den theologis, so sich etwas wider den Osiandrum hören lassen, welches In meynen als eines unverstendigen augen, selttzam geschienen, das solche leuth, so billich den abschied halten solten, sich daß, da ichs wolt haben, es solt zwischen den theologis In still und brüderlich gehandelt werden, also umbtragen, maulsperrung machen, muß daneben suspiren[1]), weil ohn das über sie geklaget, als das Im winckel hien und wider allerley außgebreitet würde etc. es mochte schwerlich abgehen, die würden auch durch sie eines und des andern unterrichtet sein, hab die schrifft nicht annehmen wollen, darauff sie sich vernehmen lassen, es were der theologen glauben, oder bekenntniß Ieres glaubens, hab ich geantwort, wie sie an das kohmen, das sie mier Ieren glauben zu stelten, hatt Ich in doch von Ienen nie gefordert, und wer ain überfluß, das sie Ieren glauben geben wolten ungefordert, darauff geantwort, Es were durch den Rector und auch sy gefordert, und ein befehlich und begern von mier beschehen, auff solchen überantworten sie mier Ieren glauben, Ist von mier erwiedert, das ich solchen nie begeret, sondern durch den herrn Rectoren und auch an alle theologos begeret, sie wolten sich freundlich mitt einander unterreden, und umb Gottes willen sich verainigen, und vergleichen, daraus gevolget, das Ier etzliche artikel gestellet, darauff sie euch sagen wolten, ob sie von allen seyten die artikel auch also halten, aber was sie für mangel daran hetten, da Osiander geantwort, das er mitt euch und den artikeln ainig, dess were ain abschied gefallen, das sie anderen Ire artikel, ob sie was darwider hetten schriftlich stellen solten, darauff Osiander sich auch erkleren, und brüderliche ainigkeit gestifftet solt werden, weil den diß der abschied ungefehrlich, warum sie nicht solchem nachkohmen, haben die beiden geantwortet, Es besorgten sich die andern, es mechte mier nicht alles fürgebracht werden, was sie dißfals handelten, Ist von mier geredet, deß solten sie sich so wenig ich nichts auch verhoffen wolte, nicht versehen, den ob sie wol vieleicht ein argwohn auff den Rector werfen wolten, wer solcher nicht als ain richter, sondern als das auff dißmal haubt der universitet, darum dartzu verordnet, der sie als glieder der universität zu erfordern, und euer person als ainen doctor der Theologey, das aufferlegt, weil Ier als cathedralis ecclesiae pastor, das Ier die mittel und weg zu suchen, damitt rhue frid und einigkeit zwischen den Theologis gestiftet, und solche ergerniß die Gott erbarm mier nicht lieb sein verhütet, Dem nach were noch mey genediges synnen, sy wolten umb Gottes willen noch erwegen was ergernis durch solche fürnehmen der Kirchen nicht allein in diesen landt, sondern umbligenden Königreich und land entständen, und wolten dem abschied Im collegio geben nachkohmen, und sich freuntlich unterreden, und mit götlicher schrift ver-

1) suspirare, ächren seufzen.

gleichen, und ein tracht suchen, wußte das Ier mit Osiandro nicht zwiespaltig, Ist durch sie angetzeiget worden, es were von euch verstanden, das Ier mitt Osiandri lehr der Justification, wo er sie also hielte, wie er auch bekent nicht zwispaltig, wie Ier aber berichtet wurdet, das er am freytag gelehret, Kunth Ier mitt Iem nicht stymmen, und wie Ier höret, das er Martinum allegirt, wo Martinus also geleret, so were er zum Teuffel gefahren. Kunthet auch nicht mit funckes predigt am freytag beschehen ainig sein, den er wußte, was er euch bekant, und mitt weynenden augen umb Gottes willen gebetten zu absolviren, darauff ich geantwortet, Ich höret solches von In als meynen etc. und ob Ich Inen wol billich glaubet, so were mier unmüglich solchs auff euch zu glauben, den ich wußte, was vertrauen Martinus in euch gestellet, und euch als seinen beichtvatter vertrauet, wußte auch, das Ier nechst Gottes grad das Ier hett von Martino heiliger gedechtnis bekumen, so hette ich euch auch weder in Osiandri lection, noch funcken exclamation oder sermon, gesehen, Kunth nicht hoffen, das Ier ainigen urteilen werdet, da Ier nicht grund und selbst gehöret, were auch nuhn mehr in etlichen lectionibus Osiandri gewest, hett fleißig achtung gehabt auf die so schriben, sunder wen bißweylen loci kohmen, zaichnet ainen ains, und von etzlichen, daß sie orter getzaichnet, da sie besser und andre orter zu zeichnen gehabt, da sensus ex sensu geflossen, wolt nicht hoffen, das Ier euch solche leuth würdet verfüren lassen, weil Ier doch mitt Osiandro In der ainikeit, das Ier zu Iem, und er zu euch einen freyen zugang, hierumb ließe ich es in seinem werd, und wußte fürwahr was Ier für ein man, daß die weyl ich auß eurem schreiben verstanden, das der herr Rector aus Kurtzer recitation, und als euer freundt den ich nicht anderst spüre, der euch mitt treuen meynet und liebet, euch was vertrauet, darynn er wider euch nicht gethan, hab ich euch darumb vertraulich nicht bergen wollen, damitt Ier meyn offen getreu und genediges Hertz zu spüren, und damitt ich auch nicht also viel mier meyn abgehende gedechtnis Zulest das wenigste wort antzutzeigen unter laß, so geredet, weil Ich den Satan mus kennen lernen, und sehe eurem schreiben nach, was Cypriano widerfahren, und ytzige welt, wie vol sie uns viel verkerter aus sehet der alten vorigen nicht ungleich, und mier gleich das beschiehet, das euch, den es müssen calumniatores seyn, die nicht nachlassen zu schwertzen und die leuth In ainander zu mengen, wil auch nicht nachlassen zu vermelden, das ich diß mehr mitt verwunderung angehangen und gesagt Lieben Freundt, laßt uns nicht urteilen, Ich wils für mich nicht thun, Kanns euch auch nicht rathen, weil wier zu wenig zu solcher großen sachen, verstehen sie auch nicht und mußte mich wunder nehmen, weyl Mörlin in lectione und predigten selbst gewest, das er so blind urtheilen solte, wolte Gott, das alle, die sich theologos nenneten, ain ieder den andern hörte, und darnach urteilten, Ich Khans aber leider nicht dartzu bringen, das sie sich mitt ainander beretten, will geschweigen einer den andern In offentlichen predigten hören solten, da doch Gottes erkenntniß aus dem gehör wie paulus sagt Kombt, und ob sie schon alle gelehret, las ich mich dünken ainer ge-

denk auff ein mal an ein ort, das ein ander gar vergessen, thut es nicht mehr, so wirket es doch so viel, das der andere erynnert, solchem nicht allein nachdechte sondern auch lese, und dadurch Gottes ehr gefordert, weil einer mehr gnad hatt als der andere, und aus ainer, so ainer von ainem höret, ain andere gnad demselbigen volget, und wie im anfang dem lieben Gott durch mich gedankt, dem dank Ich noch hertzlich, das er durch euch als seinem werkzeug mich also tröstet, In dem ich euer bestendig vertrauen gegen Gott spüre, und das Ier euch der lehr Cypriani erynnert, von dem lieben Gott diese sterke bekohmen, das Ier euch weder teuffel noch bös geschwetz Irren lasset, noch lassen wolt, den ich empfinde was der leidige satan in diesen geferlichen zeytten suchen thut, und erfahre es aller erst nuhn so viel mehr, weyl er sich wider die Artikel so gewaltig einlest, wider die Justificationen, da ich doch mitt fleiß auch Martinum lese, und sehe, was er in dem ersten tomo, über die epistel ad Galatas schreibet Item über die apostel petri will geschweigen Im 14. 15. 16. 17. Johannis, den wen er uns den artikel nehme, uns widerumb die Justificationem unterschide und dar In ir machte, in die filosofey fürte, ach lieber Gott, was würd Im und seinem antichrist gedienet, die gantze lehr der propheten und aposteln Ir gemacht, und verfinstert, das auch gewiß gesagt mußte werden, das Khain glaub mehr vorhanden, und pillich, das das Klein heufflein hertzlich tag und nacht Knihet und schrie, o herre Christe Kohme du zu richten, die lebendigen und die totten, damitt dein glaub Ia nicht auffhöre, diß Krenket mich sehr dahien für trucken brot, das ich sihe das dem leidigen satan so viel raumbs gelassen, und der menschen haß neid hoffart, und geytz solches ursachen sollen, Ach Gott gib das nur dein ehr gesuchet und der selen heil und seligkeit, stoß mich Ia in die aschen, und laß mich nymer heraußer Kohmen, wen Ich anders suche, allein dein ehr, der Kirchen wolfart und der seelen seligkeit, und mag euch vertrauen, das diß wehsen mich mehr als ain nacht vom schlaff gehalten, dröste mich aber meynes Gottes, deß sach es ist, das er euch ohne zweyffel mier zu ainem gehülffen hierynnen geruffen, auch eures schreibens, und will euer trost volgen, auch an euch nicht zweyffeln, das Ir durch Gottes gnad dem satan nichts nachgeben werdet, noch In von angefangener lieb gegen Osiandro euch abfüren lassen, den ich weiß, das er euch liebet, und In allen das nicht wider Gott volget, das Khan der Satan auch nicht leiden darumb wütet er und tobet, Gott erleuchte alle yrrende und füre den rechten weg der da Christus ist die warheit und Ins leben sampt uns allen Amen. Bitt auch wollet mir die lenge zu gut halten und vertzeihen, den es redet das hertz gegen euch als meynen beichtvatter, und will mich nechst Gott eures schreibens und erbietens getrosten und daran nicht zweyffeln, den lieben Gott und uns alle befohlen haben und mich In euer gebete

Albrecht der eltere marggraf und hertzog

Dem ehrwirdigen In Gott herrn Joachimo Mörlin Doctori cathedralis ecclesiae etc. zu eiguen handen etc.

Beilage No. 5. S. 94 p. 446—47.

Wirdiger lieber herr Doctor, Ier seyt gestern bey mir gewest, besorgendt, das nicht ungleiche bericht an mich kehmen, und mich wol getröstet, das Ier hoffet, es solt noch alles gut werden, deß Ier mier den nicht kleine hoffnung gemacht, hatt auch vermeldet, es besorgten sich die guten leuth Ich mocht Inen ungnedig sein, Darauff Ich geantwortet, Sie verdechten mich unrecht, were niemandes ungnedig, das wolt Ich mitt Gott zeugen, mir that aber wehe, das Ich nicht das von Inen haben kunth, das sie sich freundlich beratten, uud auch ainigten, da mocht sein, das ich mitt ainem und dem andern rette, das Ien auch nicht allwegen gefiele, und vieleicht ungnad schopffen mochten, Es beschehe aber darumb, das ich gern frid sehe und nicht aus ungnaden, hett wol gehofft euer trost soll nicht gar ohne frucht gewest sein, Diese stund aber kahm ich In Erfahrung, wie die handel lauffen, nemlich also, das man euch und mich auffziehen thut, und anderst wo hien und wider antilogias außgeben thut, unter welchen man heimlich und In winckeln die leuth will unterrichten, das ein zwispalt sey, under Luthers und Osiandri lehr, und thut die artikel, so sie euch überantwort, und nicht unterschrieben, mitt mehren andern die in der schrifft nicht gestanden anhengen, daraus wol abzunehmen, ob man lust zum fried, aber lieber ambitionem suchen thut, und altercationem, und werdet inliegend sehen, was für schrifft sie unter die leuth bringen, und möchte wol sagen, wen sie nicht rechtschaffener handeln wolten oder auffrichtiger, sie solten einen doch wol zu einer mehreren ungnad bewegen, und man Ia nicht gern bey mier sein wolt, als ich besorge etzliche unter Ienen sein mögen, so were mier noch lieber, man machet kain solch wehsen und unruh, sondern saget mirs mitt deutschen worten, so wüßte ich auch, was Ich thuen solte, und thet nicht von notten anhang zu machen, Sondern es trete der herfür, der sich am Klügsten deuchte, vieleicht würde Gott gnad geben, und besorge mich, wirdt Osiander Innen, das man mit der listen umbgehet, das weder er noch Ich hernacher viel ausrichten werden, und wol in die suspitionem kohmen, als hielten wier Ien auff, und geben den andern tzue, das sie sich frölich mit Iem machen, hierumb ist meyn begern, wollet mitt der sach fortfahren, und für euch mitt Ienen reden, das solchem abgestellet werde, den wollen sie nitt, will ich warlich Osiandro die Zügel auch schießen lassen, und bitte Gott, er wolle alle die straffen, so nicht ainigkeit leiden konden, und ob es auch gut, das aurifaber um die scripta wisse, weil ich sie diese stunde bekomen, und Iem nichts davon sagen will, so stelle ichs euch heim, wie wol ich weis, das er sich deßfals auch wol wird werden zu halten wissen, Euch und den euren wünsche ich Gottes gnad, und eine selige gute nacht, und bitte wollet mier dis schreiben zu gut halten, den Gott wais, das ichs wol meyne, und bitte abermals, er straffe alle die gern zanken Amen.

Albrecht etc.

Dem würdigen Herrn Doctori Joachimo Morlen etc. zu eigener handt.

Beilage No. 6. S. 54 No. 4 p. 1138—40.

Lieber herr Doctor, wie ich heut von Kirchen kohmen, hat mier meyn Kemerer euer schreiben darynn Ier mier Gottes gnad und barmhertzigkeit neben euerm schuldigen gehorsam und fleißigen gebete wünschen und anbieten thut, des ich mich gegen euch gantz hochliche bedanke, den lieben Gott auch hertzlich bitte, er wolle euch und uns allen seine gnad nicht entziehen, und seine barmhertzigkeit ohn uns nicht aufhören lassen, sondern mehren, euern schuldigen gehorsam belohnen, und fleissiges gebete, das ich erheret waiß, in gnaden erfüllen. Amen, Womitt ich euch auch in gnaden und meynem gebete, auch dienen khan, erkenne ich mich schuldig, und will es auch nicht nachlassen, verstehe auch, das ier, so Ier vergangenen freitags gethan und mich ersucht, das Ir gethan und noch thut, als ainer der es zu allen teilen von hertzen gern gut sehe mit hohem mehrerem erbieten, daran mier nie, auch noch nicht zweyffel, und zuforderst darfür hertzlich danke, Es solt mir aber hertzlich leid sein, das es zum wenigsten mitt euerem schaden sein solte, will auch zu Gott nicht verhoffen, das es euch dahin geratten solte, sunder will zu Gott verhoffen, der Satan stelle sich wie er auch wolle, Ier sollet der armen verlassen Kirchen frommen und nutz, Zu euer selbst ehren schaffen, darum ich auch Gott hertzlich bitte, er woll euch In euer Hoffnung und ersuchung, mit rat, trost und beystandt nicht verlassen, und genediglich die Hoffnung zu verbringen, seinen segen geben, das Ier viel gutes ausrichtet, Will auch gern noch etwas euer rat folgen, euch versuchen lassen, ob Ier zum letzten Zweck Kohmen kunthet, und neben euch helffen, mich nicht so gar Irren lassen, wie euer schrifft weytter meldet etc.

Mich bedünkt aber nicht, das diß die wege sein werden solches zu erfahren, damitt sie noch umbgehen, und ich euch nechsten zugeschickten, die sach aber zu verbittern, scheinen sie nur hoch nutzlich, meyns dünckens aber dorfft mans nicht verbittern, weil es zuvor bitter genug, und besorg mich nur aines andern, das vieleicht gemeynet mocht werden, das ichs auß einfalt nicht verstehe, und sol solches Osiander Innen werden, mochte er fürgeben, es ginge Iem, wie er sich wol besorget, er hette noch keine richtige schrifft von seinen widersachern, weil sie doch ain schrifft fast der meynung Im grundt, aber weytläufftiger als die sie Iem ohne unterschrifft geschickt außgehen lassen, und unter die bürger, wer weiß, wie weyt außgeteilet, befinde also, das meyn wolmeynende unterhandlung durch den Satan mißbrauchet würde, das er dardurch an rettung der gotlichen wahrheit und seines christlichen nahmens, nur gehindert,

Ienen aber were frey, Ier vorhaben Im finstern, und Iem In rucken nur vortzu stellen, zugelassen und zu fordern, den die carmina vergangener tage angeschlagen, geben genugsam zu verstehen, das sie sich auf Iere conspiration puntniß aber anhang, verließen, trotzen und hohnen Ien derhalben, als das er fallen müsse, wo aurifaber nicht were, wie Ier dan ohne zweyffel die carmina

gesehen, aber noch wol zu sehen werdet bekommen konden und viele hernachmals auch darauff schrib und truckte, das ich Iem als den auch mitt fug nicht wehren kunth, das er sein ehr und guten nahmen rette, wie mier auch nicht gepüren wolte, weil Ich Ien biß anher dem handel zu gut auffgehalten den weil ich diß von Ienen spüre, solt Ier mier glauben, wen ich meynen Kopff aufsetze, Ich khan auch zusehen, und den Zügel auffstreichen, wie Ich nechten gemeldet, und es sol mich auch darnach kain mensch abhalten noch widerratten. Zweyffel auch nicht Osiander wirdt so gar nicht unsehend und blind sein, man wirdt erfahren, wer er sey, und was man handelt, vor dem ist mier leid, da warne ich vor, und bitte, wollen sie antworten, das sies thun, und vertziehen nicht lenger, wollet auch darob sein, das solche, aber der gleichen gefährliche geschwinde untreu, unchristliche, mochte auch wol grober reden, handel verpleiben, dan freuntlich sich unter einander zu bereden, und In vulgo zu spargiren, hatt ain großen unterschiedt, bitte durch Gott suchet eurem erbieten nach alle die wege, das zu vertrag und ainigkeit kohm, und gefordert werde, und solche hämische handel nachpleiben, das wirdt euch der ewige Gott belohnen, und Ich wils auch umb euch beschulden und verdienen, und will nuhmehr weyl sich euch meyn hertz eröffnet, dem beschluß euers schreibens nach unbekümmert sein, und an euerem trost nicht zweyffeln, und bins gewiß, das es geschehen muß, befehl euch auch dem edelen Abrahams sahmen, das er euch und uns alle ewige ewigkeit bewahre Amen Sontage Judica Zu vesper zeyt Anno 1551

Albrecht etc.
Doctori Morlein and manu propria etc.

Beilage No. 7.

S. 54 No. 4 p. 1141.
S. 94 p. 490.

Von Gottes gnaden Albrecht der Eltere, Markgraf zu Brandenburg, in Preußen etc. Hertzog etc.

Unsern gruß zuvor, Wirdige, achtbare und hochgelarte, liebe getreue, Wier werden bericht, das etliche personen zu Königsberg vorhanden sein sollen, die man zu pfarhern und selsorgern in unserm fürstenthumb begeret, die weyl den pillich uud recht, das zu solchem ampt keiner unverhört und ungeordnet zugelassen werde, So ist unser gnediger befehlich Ier wollet euch mitt einander morgens tages vergleichen dieselben personen so vorhanden zu gleich examiniren und da sie zum pfarrampt tüchtig gepürender weise, Im nahmen Gottes ordiniren, daran thut Ier uns zu genedigem gefallen Datum Neuenhaus den 9. Aprilis anno D. 1551

manu propria subscripsit.

Den würdigen, achtbaren und hochgelarten unsern lieben getrewen Herrn Joachimo Morlino der h. schrift Doctor, und Herrn Andreas Osiander pfarherrn in unser alten Stadt Königsberg semptlich.

Beilage No. 8. S. 94 p. 438—44.

Lieber herr Doctor, Ich hab vergangenen Sonntags Cantate in der großen postill des teuren mannes D. Martini im anfange der andern predigt gelesen, da spricht Martin, das heißt an herrn glauben, wen ich glaube, das er mir ein gnediger Gott sey, meyn sünd auff sich genohmen, und mich mitt Gott dem vatter versönet hatt, das meyne sünde seine sünde, und seine Gerechtigkeit meyn, das da ein vermischung und wechsel sey, das Christus ein mitler zwischen mier und dem vater ist, den auf dem Christo ligt aller welt sünde und des vatters Gerechtigkeit, welche in Christo ist, will alle unsere sünd verschlingen, den auff dem Christo mag und khan keine sünde pleiben und solcher glaube macht mich rein und angenehm dem vatter wie er den solches weytter in der predigt mit mehren sprüchen kürtzer treibet etc.

Und über die letzten wort Davids, am bogen f. am dritten blat, spricht er, Solche ewigkeit des reiches Messia zeucht Isaias an mehr orten, als ca. 51 Merk auff mein volk, höret mich meyne leuthe, den von mir soll ein gesetz ausgehen und meyn recht will ich zum licht der völker stellen, meyn gerechtigkeit ist nahendt, und meyn heil ist ausgegangen, und bald hernacher, meyn heil soll ewig pleiben, und meyn gerechtigkeit soll kein end haben, Diese ist die ewige gerechtigkeit, dervon auch Daniel sagt ca. 9 Zwantzig wochen synd bestimmet, das die ewige Gerechtigkeit khume, und ist Messias, wie es alle alten Ebräi verstanden haben, ewig Gerechtigkeit aber und heil, khan khein schlechter mensch noch engel sein, sondern muß Gott selbst sein, und doch Davids Sohn, natürlicher mensch, und ein ander person, von dem, der von Iem redet, und Ien nennet seyn heil, meyn gerechtigkeit die dritte person ist der heilige Geist, der solches redet von den beiden, Also nennet Ien das newe testament auch an der 1. Corinther I Jesus Christus ist uns von Gott worden eine weysheit, gerechtigkeit, heiligung und Erlösung, das reymet sich mit Jsaia und Isaias mitt Paulo.

In der andern petri am 1. Ca. nennet da Luther auch die Göttliche natur, der wier teilhaftig werden In Christo durch den Glauben ewige weysheit, Gerechtigkeit etc.

Diß, lieber herr Doctor, hatt mich getröstet, weil Gott will im glauben und der warheit angeruffen seyn, Christus auch selbst spricht, warumb es ist, das Ier den vater bitten werdet etc. und meynes erachtens, wier arme sünder, keine größere gaben von Gott bitten konden, den das er uns seine weysheit und gerechtigkeit, heiligung und Erlösung recht einbilden lehren und geben wolle etc. das ich drey gebetlein gestellet ains an Gott den vatter, das ander an Gott den Sohne, das dritt an Gott den heiligen Geist, als ich aber in solchem Zuviel aber zu wenig gethan, weil ich ain armer layhe bien, bitte ich euch mich zu unterrichten, und fürder darin zu helfen, den mich dünket, es sey uns armen nicht

allein als layhen, sondern auch hoch wolgelerten, viel daran gelegen, der liebe Gott wolle die ganze welt mitt dem liecht seynes götlichen wortes und warheit erleuchten, und in seiner erkenntniß uns erhalten, Euch samb euer lieben frawen, die ich bitte mier grüßen wollet, und alle die euren vor allem übel und uns auch behütten, Amen, Newhaus Zeit den letzten Aprilis anno 1551

Albrecht Markgraff und Hertzog etc.

Beilage No. 9. S. 94 p. 440—42.

Ein gebet zu Got, umb sterkung deß erkenntnis Christi in uns, aus den wort des heiligen aposteln pauli I co. I: Jesus Christus ist uns gemacht von Gott, zur weißheit, zur Gerechtigkeit, zur heiligung und zur erlösung.

Allmechtiger ewiger Gott, barmhertziger Vatter, Ich danke Dier von grund meynes hertzens, das du mich armen elenden sündigen menschen, so genediglich ansiehest und mier, in dem du nichts den eitel blindheit und ungerechtigkeit findest, daher ich vor dier ain greuel und der ewigen verdammnis pillich wirdig were, Deinen eingebornen Sohn schenktest, und denselben mier machest zur Weisheit, in dem ich erleuchtet und verständig were also das ich Dich als meynen vatter und Gott erkenne und zur Gerechtigkeit also, die weyl nichts gutes in mier ist, Er meyne gerechtigkeit sey, und mich durch sich selbst gerecht mache, das ich in Iem vor Dier ewiglich leben mege, und zur heiligung, der mich heilige und dier gleich gesynnet mache und zur Erlösung, durch den ich entlich von allem übel, zeytlich und ewiglich erlöset werde, und bitte dich weytter, meyn Herr und meyn Gott du wollest mich in Iem erhalten, also das ich Dier von hertzen dienen und danken kunde die Zeyt meynes lebens in rechter heiligkeit und Gerechtigkeit, die dier gefellig ist bis du mich aus diesem elende, zu dier forderst in die ewige freude durch denselben deinen lieben Sohn meynen Herrn Jesum Christum Amen,

O Herre Jesu Christe, der du alleine meyne weißheit, meyne Gerechtigkeit, meyne heiligung und meyne Erlösung bist, der Wege, die wahrheit und das leben für meyne sünde gestorben, und mier zu meyner gerechtigkeit auferstanden. daran ich auch gentzlich nicht zweyffel, sondern festiglich glaube und hoffe, ich bitte dich hertzlich, du wollest um deiner gerechtigkeit willen dich meyner erbarmen (den du ia vom vatter in diese welt gesant bist, die welt selig zu machen und nicht zu verdammen) um miehr deine weyſheit, In der du mich auch weyſe machst wollest geben, und deine gerechtigkeit in der ich ewig gerechtfertiget pleibe, mitteilen, mich in deiner heiligung heiligst, wie du dich selbst für mich geheiliget und Johann 17 betzeuget hast und weyl du meyn Erlösung und der rechte weg bist, so layte mich in deiner weyſheit auff rechtem steige in das leben, das du bist, erlöse mich aus aller versuchung des Satans,

dieser welt um meynes aigen fleisches und sprich zu meyner selen dein heil bin ich und erhalte mich in dier ewiglich Amen.

Zu Gott dem heiligen Geist O Gott hailiger gaist, wahrer und ewiger Gott, mit dem vatter und dem Sohne, Ich bitte dich, erleuchte mich in meynem hertzen, das ich rechtschaffen erkenne und festiglich glaube, das mein Herr Jesus Christus mier von Gott gemacht sey, zur weyſheit, zur gerechtigkeit, zur heiligung und zur erlösung, auf das ich ja außerhalb keyne weyſheit, gerechtigkeit, heiligung noch erlösung suche, sondern von gantzem hertzen am Ime henge, und also in Ieme pleibe, und Er in mier, bis ichs von angesicht zu angesicht, in der ewigkeit. herrlichkeit schaue, durch denselben meynen Herren Jesum Christum, der mit dier und mitt dem vatter herrschet und regieret, wahrer und ewiger Gott von ewigkeit zu ewigkeit. Amen.

Beilage No. 10.

S. 94 p. 330—40.

Auff F. D. und meyn unterredung zum Newenhauß hatte F. D. Osiander befohlen mier auff ferner meyne schreiben freundlich zu antworten, darauf entschuldiget sich Osiander wie F. D. volgende copia solcher Osiandri entschuldigung antzaiget.

Gottes gnad und fride, denen der liebe friedefürst, Christus genediglich mitteilen wolle, zuvor.

Lieber herr Doctor, seid Ier am nechsten bey mier haußen gewesen, und mich wie euch bewußt berichtet, auch von mier, Iedoch nicht ohne schmertzen, meyne torheit wider eingenohmen, habe ich meyn schreiben dem bedenken nach fortgesetzt, euer person lauth eurem bericht entschuldiget, und vermeldet, so viel und fern ich anderst recht behalten, was Ier von dem blut Christi wider etzliche, so sich ungeschicklicher weyse vernehmen lassen, Ienen zur warnung auff der Kantzel gedacht, den guten man erynnert und gebeten, auf das höchste so möglich etc. und ob ich wol noch nicht weiß, ob Ier laut meynem bedenken, an seine a. w. geschrieben, so hatt er mier doch geantwortet, als nemlich,

Was nun Doctor Morlein belanget, weis Gott und E. F. D. wie ich gegen Ien gesynnet gewesen, und noch mich alles gutem zu Ien versehen, meyn hertz Iem vertrauet, etzliche schöne lehr der schrift (die er itzo wais nicht wie wider mich gebraucht, der frome ehrliche man) getzeiget und recht ausgeleget hab, also das er mier mitt schönen worten darfüer danket, diß hat geweret, bis ich Ienen am letzten bey mier zu gast gehabt, da ich auch erstlich mitt Iem alleine, darnachher über tisch, in beysein Doctoris Aurifaber und Joannes Funtzii von allerley theologischen sachen freuntlich und frölich zu bereden, Aber Gott ist meyn Zeuge, das ich Ien weder zwischen mir, und Ien alleine, noch hernacher wier alle nicht vernehmen sondern, das er mier von einigem handel, mitt uns freundlich hatt geredet, sundern mitt antzeigung das er seyn hertz abgewendet, und eines veränderten angesichtes, deß seyn verendert gestalt, ware

auch sein haußfrau geladen, wuste auch anderst nicht, da sie würde kohmen, aber er entschuldiget sie, und saget, sie were krank, so sie doch meyn fraw, In einer halben stunde darvor, auff der fischprücke angesprochen, und wie wol er über tisch viel redet, so war doch all sein rede vom teuffel und besessnen Leuten, also das kein mensch in meynem hauß war, der sich seines unfreuntlichen gesichtes und seiner erschrecklichen rede (darunder allerley ding gehöret warde) nicht zum höchsten verwundert, Zuvor hatt er mier so mitt schönen worten zugesaget, wen er etwas von mier hörete, das Iem nicht gefiel, so wolte ers warlich nicht glauben, sondern zu mier kohmen, und mich selbert hören, und ob ich In gleich (das mier doch der liebe Gott verbiete) die stiegen hinab würffe, so wolt er wider hinauff kriechen, und nicht ablassen, bis er guten bescheid bekohmen, aber solch nachkohmen, laß ich Ien richten, So hat er auch seither nichts mit mier geredet, one das er mich Im ersten examine in seinem hauß empfangen, wolte aber nicht helffen examinieren, Im andern ain Sambstag nechst verschienen wievol E. F. D. Ime den befehl vor mier gethan, hatt er auch kein wort dartzu wollen reden.

Von der Zeyt ahn, da er meyn gast gewesen, hab ich für und für gespüret, das er in seiner predigt heimlich auff mich gestochen, welches mier nicht unpillig wehe gethan und thut mier demmaßen die forcht noch viel mehr wehe, das ich alle stund müsse warten, wenn er öffentlich heraus fuere. In predigen hatt S. a. w. die gnad gehabt, Erstlich In viel wege fuergeben, Ich und meyne widersacher (wievol niemand mitt nahmen genandt) haben beide recht, So ich doch vor Gott schir gewiß bin, das er nicht glaubt aber glauben hatt, sondern Ist dartzu vor augen und ohne läugnen gewest und noch, das meyne widersacher meyn lehr verlassen und blasphemirt haben, Nuhn khan ja der heilige Gaist sein selbst Lehre nicht blasphemiren, es muß auff der einen seytt falsche lehr und spiritus blasphemie sein Er aber ferbets, Es kunde ainer scherffer und höher darvon reden, denn der ander, und hetten doch beide recht, Zum andern gab er darnach fuer, Christus hette nicht mehr zu predigen befohlen, den poenitentiam und remissionem peccatorum, den Christus hat ja nicht zu viel noch zu wenig gelehret, darumb wer Buß thut, und glaubet, das Iem die sünd vergeben werden, der hat ja alles etc. Auff das ja die Zuhörer solten verstehen, was Osiander von der Gerechtigkeit des Glaubens redet, wie es Gottes Gerechtigkeit sey, und Christus in uns muß leben, leuthen, regieren, unser weyſheit, Gerechtigkeit, herrlichkeit, heiligkeit und Erlösung sein, das were eyttel unütz, unötig, ungegründet geschwetze, Als ich aber vom tauff Joannis predigte, und saget, es were nicht genug, das man puß und Vergebung der sünde predigte, es würden sonst alle menschen sehlig, sondern die Zuhörer mußten auch glauben und sich tauffen lassen, sonst würden sie verdampt, man predigte gleich sonst was man wolte, wer aber glaubet und getaufft würde, der ergriffe das lebendige Wort Gottes, das ewig pleibet, und würde neu geboren, aus wasser und Geist,

und der göttlichen natur teilhaftig, welches den ein Gerechtigkeit und leben ist. da hat man mier erst angezeigt, was Doctor Morlein zuvor gepredigt, und das Ien meyn predigt hart getroffen, deß ich wahrlich nicht erfreuet, sondern erschrocken bin, da hatt sich auch der gute man über mich ertzürnet, und die nächsten predigten gesagt, Man finde unter den gelerten alhie, die schwermerey, das das verdienst Christi nicht genug sein sollt, Zur vergebung der sünde, und zu unser Rechtfertigung, und soll viel hessiger schroffer Wort gebraucht, und entlich gesagt, man solt solche schwermerey nicht leiden, als wolt er vielleicht gern das pofel erregen.

Nuhn weiß ich und beweis gewiß, das weder gelerte noch ungelerte, In gantz Königsperg gefunden werden, die da widersprechen, das das verdienst Christi nicht solte genug sein, Zu alle dem, da man verdienst darff wirdt auch Doctor Mörlein mit keynem schein beweysen, das etliche gelerte also sagen, sonder es ist oblique Krumbs und schlimbs auff mich gestochen, wie die schrift an mich gethan, Klerlich ausweyset, mus auch bekennen, das ob Doctor Morlein viel aide schwüre, er hett mich nicht gemoynet. So weiß ich doch nicht, ob ich den ersten noch letzten glauben solte, auß Ursach wie nachmals volgen wirdt.

Damit ich nuhn auf die schrift kohm, lobt er mich zum ersten sehr, kunth mich aber auch schier nicht höher schenden, den er misset mier zuletzt zu, meyne Rechtfertigung sey wider die gantze schrifft, und ich mach das beneficium und meritum Christi zu ainem lauther nichts, dieses lobens soll Iem niemand danken, den der Iens hat geleret, wen diese lesterung solte wahr sein, were mier lieber er schülte mich einen groben esel plock und stock so würde es mier deß leichter vergeben vor Gott und den menschen, das ich geyrret hette: und mag vieleicht sein, das auß anregung anderer meyn mißgönner Inen sein Doctor aid auch was bekumer den er bekent, das er erst wider mich bewegt sey worden, da er von tiefferen und glaubwürdigen mennern vernummen, das ich die augspurgische confession In zweyffel setze, Er bekennet auch in einem andern brieff, pald auf meyn kurtze antwort, das er auch auff die confession geschworen, und helts als wenig fuer unrecht, als das wier In der tauff zum symbolo apostolico bekennen, kan auch das nicht guet sein lassen, das er fürgibt er hab keiner andern gestalt oder meyner meynung an mich geschrieben, den das er bericht von mier begeret hab, den er kündiget mirs stracks ab, das er keyn andere meynung weder wissen noch hören noch leiden wolle, den die er zuvor hatt, und spricht: statuo fortiter, fortius, fortissime et super omnia certusum, iustitiam fidei non esse illam, qua deus pater filius et spiritus sanctus sunt iusti.

So thut er mier unguet, das ich In den Zwaien lectionibus kheine meldung gethan soll haben, de merito Christi, den ich hab am Donnerstag nechst vergangenen bey einer halben stund und länger, allein de sacerdotio Christi geredet auß dem spruch, tu es sacerdos in aeternum, und ad Ebreos una oblatione

consumavit in aeternum sanctificatos und angetzaiget gantz reichlich, das Christus mit seynem leiden alle unsere sünden volkohmlich betzalet hab, expiavit, Also das Ier ewiglich nicht mehr gedacht, und ferner khain opffer mehr darfuer geschehen solle, hat auch schier gesagt, was doch das für ein teufflische calumnia (den Satan bey den Hebreern und diabolus bey den Griechen, ist eigentlich eben, das calumniator bey den lateinischen ist) wens nuhn gleich wahr were, das ich kein wort de merito Christi geredet hette, das man mich darumb füer ainen solchen fürsten solte darüber verklagen, solte ich strefflich sein, weil ich gleich eine gantze stund redet, was die Gerechtigkeit deß Glaubens ist, und behilt mir bevor, von den andern fragen, wer sie verdient hab, und wie sie zu uns khome, ain ander mahl zu reden, zuvor, dieweyl vormals auch oft davon ist von mier gehandelt worden, und lasse nun E. F. D. von der Sache halten was sie will,

In summa ich besorg der man, das mier doch leid, ist Ier worden allerding, verfuert durch die andern, wie ich mich auch wol dünken laß, und in seiner schrift befinde, den er hatt ein neue opinio, wie ich mich dünken laß, gesetzet, nemlich das das meritum humanitatis Christi, außerhalb unser sey, unser gerechtigkeit, und werde uns nur zu Gerechtigkeit, vermeynet also den andern wider In sattel zu helffen, die sich verstiegen haben, und darffen mier nicht antworten, ob Christus In mutter laib sey vollkommentlich gerecht gewest aber nicht, aber es helt warlich den stich nicht, Item er wais auch wol das ich sage, das die Götliche natur Christi, der durch den Glauben in uns wohnet, sey unser gerechtigkeit, Er redet mirs auch mitt raynen rechten worten nach, Nichts dester weniger, aber treibt er alsbald zweierley calumnias, nicht allein wider sein eigen gewissen, sondern auch wider die wort seines brieffes auff mich, Die erste, als solt ich sagen, die bloße abgesunderte Gotheit, ohn und außerhalb der menschheit sey unser Gerechtigkeit, welches ich weder geredet noch geschrieben noch gedacht hab, Er hats auch über dreyßig mahl von mier gehört, und steht in meyner disputation ausdrücklich, die ander ist, das er mit ausgetruckten dürren worten schuld gibt, Ich setze und sage ain eingegoßne verneuerung sey unser Gerechtigkeit, So ich doch von dem götlichen wesen rede, ain eingegoßene verneuerung ist ein creatur dartzu nur ein qualitas, also das ich nicht allein seinen willen nur zu schaden vermercke, sondern auch das er also Jer ist, das er schier nicht waiß, was er saget, von der schrift, die er allegirt, were viel zu sagen, Ich wils aber itzund umb Kurtz willen unterlassen werd ich aber zu antworten getrungen, so wird ers auch durch Götliche hülff auch zu sehen und zu lesen bekohmen,

Zweyffel auch nicht unpillich, ob Ich Iem antworten soll aber nicht, den die weyl mier die drey Doctores und drey Magister nicht antworten wollen, ob das wol E. F. D. befohlen, wie kohme ich dartzu, das ich Ienen antworten solt, den ich besorge, das D. Mörlein nuhn ain Kuech mit Jenen mocht worden sein und handel nichts ohn Ieren rath, Zu dem besorg ich, und hab auch

wenig hoffnung, das ich mitt meyner antwort ainige frucht schaffe, die weyl mich Doctor Morlein schon vor dem Kampff verdampt, und schlechts nichts hören will, sondern recht haben, So waiß ich auch nicht, ob ichs mit guethem gewissen thuen khan, den ich forchte mich, das nicht Doctor Morlein zusehe wie andere, den man mier lang gesaget, er werde In seyner predigt Irr, und rede widerwertge Ding, solte er nuhn vieleicht erkennen, wo die augen nicht genug aufthete, mochte vieleicht auch in etwas geraten, Das ich Iem auß rechter brüderlicher liebe nicht gunthe.

Doch das E. F. D. sehe, das ich der gehorsam sein will, so bien ich erbötig, auff E. F. begeren Iene zu antworten, ohne meldung ainiger vorergangen schrifften, aber doch also, das er mier vorhien erstlich seine wort erklere, wie ers meyne, den ohne daßelbige khan und mag ich mich nicht einlassen, den solt ichs unrecht verstehen, und Im selben unrechten verstandt anfechten, so wurde ich billig auch ein calumniator gescholten, hieneben bitte ich auch E. F. D. wolte sich die andere nicht also darvon reißen lasssen, sondern sie auch dartzu halten, das ain ieder mier aus Iem selbst und mitt den andern unberedet auff meyne fragen auch antworten, den es ist Ieme Ja ain große schand, auch vor Gott Im gewissen und vor den menschen, das sie Ieren glauben unterschiedlich, ain ieder fuer sich selbst nicht bekennen derffen, die zuvor sich selbst über fremden glauben und lehre, unbiller weyse zu falschen richtern gesetzt, und so gefrefelt haben, will hiemitt nicht zweyfeln, E. F. D. werden sich zu erynnern haben, was mier zuvor durch Lautherwalt, Doctor peter, und pretschneider begegnet, da ich noch nie gesehen, das meyner ehren notturfft halben, Ich auch etwas, meyner notturft nach bedacht, und felt stetiges aines über das ander fuer, andern ist gantz frey wider mich zu handeln, wen ich aber ain wenig mich meyner notturfft nach sehen lasse, so hab ich bald wider E. F. D. gesündiget. hierumb bitte ich E. F. D. bedenke meyne notturfft als wol der andern und halte mier auch glaichen schutz und schirm, den E. F. D. wissen wol, wie sie mich hiereyner erfordert, bitte hierumb E. F. D. wolle auch meyn gnediger herr patron schützer und schirmer sein und glauben In alle dem, das ich mitt Gottes wort, und allem pillichen recht zu erhalten waiß, und den aller höchsten lassen den belohner sein, deß sach es auch ist, und mier von den lieben Gott verbotten soll werden, das ich fuersetziglich nichts wider seine Göttliche warheit. der propheten, Christi, und der aposteln, beider newen und alten testament biblischer schrifft, und wie es die sprachen geben, reden noch lehren will. werde ich aber darüber überwunden, will ich mich meynen irrthumb zu bekennen nicht schehmen, und E. F. D. gegen Gott treulich verbitten, das er dieselbe In erkannter warheit bey seinem heiligen wort erhalten wolle, und seine Kirchen zum besten, In langer gesundheit und wolfart fristen uns armen E. F. D. unterthanen zu friedlicher und guther Regierung Amen.

Auß diesem allem, lieber herr Doctor Mörlein, und auß dieser deß herrn Osiandri antwort, werdet Ier ohne Zweyfel erstlich verstehen, sein gemuet und

hertz gegen euer person, und weß er sich allewege zu euch versehen, und verhoffet deßgleichen wie er euer person geliebet und noch,

Was Ien aber geursacht, euch mitt der antwort, so Ier mier fuergelesen, zu begegnen, werdet Ier nunmehr auch verstehen haben, das er deß artikels von dem bluet Christi sich nicht annymbt, sonder mier in seiner antwort zu verstehen gibet, als das Ier euch wider Ienen verhetzen, und In euern predigen dermaßen de iustificatione geredet, dadurch gewaltig zu schließen, als wolt Ier euch auch sein widerpart zu sein hören lassen, und weyl Ier mier gesaget, das er In seiner lectio de iustititia Christi meriti nie gedacht, das vieleicht euer syn an andere ort gestanden, dadurch Ier verhindert zu hören und zu gedenken, was er de sacerdotio Christi gelehret und geredet, wo nuhn euer person in der predigt auff Osiandrum dermaßen gestachelt wie sein schreiben meldet, und wie ich auch von andern gehöret, die euch also verstanden, das etzliche der gelerten weren die lehrten de iustificatione als were uns das meritum Christi khein nutz, welches ich doch von Osiandro nie gehöret, so khunt ich es warlich nicht loben, den wen Ier prediger auff einander stacheln wolt, habt Ier leicht zu erachten, was ergernuß es geben wolle, und werdet fuerwahr wenig beweisen, were auch stracks wider euer bedenken, so Ier bey mier gehabt, als nemlich, das besser were, Ier alle euch ainander fraterne zu zuvor beratten, wo etwas fuerfiele, und in 14 tagen zu zeytten zusahmen kohmen etc. darauff ich auch euch und dem rectori alsbald aufferleget, euerm bedenken nach, mit allen theologis daraus zu reden, und sie umb Gottes willen umb meynet wegen zu bitten, das sie solchem nachsehen wolten

Wo nun auch sich euer person, seit der nechsten seinem zu gast bitten, also sich gegen Osiandro gestellet, sehe ich fuerwahr mit wehklagen auch nicht gern, zuvor, weyl ich alleweg verhoffet und noch, das Ier ein mittler zwischen den theologis sein würdet, wolt sich ja nicht geziemen zu alieniren und damit ich die sache abkürtze, will ich Osiandri antwort, weil doch klarsten dieser schrift erfunden, In ier selbst lassen mich zu euch deß getrösten, und auch umb Gottes willen gebetten haben, es sey der handel wie er auch Immer wolle, das Ier euch nichts anfechten wollet lassen, und der epistel Joane am I Im andern cap. folgen, die brüderliche liebe scheinen lassen, und die liebe Gottes In euch volkohmen sein, und weyl er sich mit dem unterschiede, wie sein Schreiben meldet, erbeut euch zu antworten, so bitte ich erkleret euch, und conferirt fraterne, und hütet euch, das Ier nicht ursach gebet, zu argwohn, aber das ier anderen volgen woltet, allein götlicher wahrheit, und nicht verdechtig machet, als wolt Ier mehr den namen der schule, als Götliche ehr und nahmen lieben, und helffet mit fleiß, das die andern theologi Ime auch unterschiedlich antworten, wie er auff sein artikel bittet, damitt Ja nicht sie alle in den verdacht kohmen, den ich Ienen nicht gönnen wolte, den der handel fueret mich in diese hoffnung, wo sie sich also brüderlich In freundliche, nicht stachliche

schrifften einlassen, es werde sich begeben, das man zur sache kohme, uñd hernachmals ohne große maulsperre, die handlung an die unparteysche ort und richter schicket, damit durch Göttliche hülffe dem Irrthumb abgeholfen, und rhue fried und eintracht gestifftet, So hab ich auch euch dem itzigen rectorem zugeordnet, und wo deß auch zu wenig, haben wier Stancarum, und wird In Kurtz Coderitz auch wider ankohmen, die wolt ich auch darzu verordnen, und ob es geratten, die sach so lang In rue stellen, biß Coderitz ankohme, den Ier sehet, was sich Osiander wider mich, vieleicht auch nicht unpillich beschweret, und so es lang umbgehen wurde, werde ich getrungen gleich schutz zu geben und halten, itziger geschwunden welt aber noch deucht mich geratten sein, das man mier wie oben beruert volgete, will auch zu Gott hoffen, das er mitt seiner gnad darbey sein werde etc dem ich euch und uns alle hiemit befehle, und will mich zu euch versehen, das Ier alle mittel und wege noch suchen werdet, die zur eintracht und concordien dienstlich, die belohnung von Gott verhoffen, so will ichs in gnaden nicht vergessen Datum Newhaus den ersten Mai Anno 1551

Albrecht marggraf und hertzog etc.

Dem wirdigen, achtparen und hochgelerten Herrn Joachimo Morlein, Doctori und pfarhern Im Kneiphof etc zu aigner handt.

Beilage No. 11. S. 54 No. 4 p. 1155–58.

Gottes gnade durch Christum sampt unterthenigem demütigem erbieten meines schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zuvor,

Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, genedigster herr Ich habe kürtzlich zwey schreiben nach einander von E. F. D. in aller unterthenigkeit empfangen, und hatte auff das erste E. F. D. hertzlichen gern noch gestern, vor dato dieses briefes untertheniglich geantwortet, bien aber damit verhindert gewesen, das ich zu dem schrecklichem Jahmer und großen hertzenleidt Doctoris Melchioris erfordert, und derhalben die vorigen tage wenig rue gehabt, zweyffel derhalben nicht, E. F. D. werden mich genediglich darinnen entschuldiget haben, und gefallen mier E. F. D. schone gebetlein, von hertzen wol, sollen nur auch ein edeles treues pfande sein, darbey meyne Kinder, wo sie leben sollen, Kunden nach uns vernehmen, was für ain angenehme zeyt, wie sie paulus nennet wier gelebet haben, da der liebe Gott auch aus hohen fürstlichen ständen große leuth mit hohen sondern gnaden begabet, so spüret man auch auß dem bey E. F. D. ein frommes Gotseliches hertz, die weyl sie sonderlich neben Gotteswort so fleißig lesen, des heiligen frommen propheten Doctoris Martini bücher, und bitt demütiglich E. F. D. wolte ja nicht unterlassen, sondern das Evangelium auff erschienenem sontage cantate, in der großen Kirchen postill lesen, wie er die vor seinem ende kurtzlich corrigirt, allda werden E. F. D. wunder schön hören, wie gewaltig und viel er darauff dringet, das unser Gerechtigkeit ist, das Christus

zum vatter gehet, und was das ist, fleißig ausleget fol. 81 fol. 2, wievol ers in der alten postill, daraus nur E. F. D. die maynung antziehen, das die sünde, so Christus sich niemet an Iem nicht kunden pleiben, den die weyl des vatters Gerechtigkeit auff Iem ligt, Ja er selbst mitt dem vatter und heiligen Geist die ewige Gerechtigkeit, und Gott selbst ist, derhalben als ein gewaltiges feuer einen strohalm, also frisset und vertzehret, sie alle sünde der welt, gleich wie er auch darumb nicht Im tod pleibet, die weil er das leben ist Joann I, So viel das testimonium auß den letzten worten Davids belanget, bitt ich gantz untertheniglich E. F. D. wollt es ja fleißig durchaus lesen, so werden sie fein finden, das unser Gerechtigkeit liecht und leben ist kein anderer, den der so da Gott und mensch für uns gelitten und aufferstanden ist.

So viel aber E. F. D. anderes schreiben belanget, will ich dieselbe In unterthenigkeit mitt langer antwort nicht aufhalten, bin aber erbötig, wen es E. F. D. lesen wollen auff des Herrn Osiandris schreiben an E. F. D. bestendigen grüntlichen bericht zu thun, von stück zu stück, auf das aber E. F. D. sehen und greiffen, was der handel selbst an ihm, so überschick ich derselbigen hiermitt untertheniglich meyne schreiben, so viel ich deren an ihn gethan, seit der zeyt ich ihn selbst gehört, und darbey seine gegenschrift, Und bitte nuhn E. F. D. als meynen (wie Gott waiß) gar lieben löblichen landesfürsten und herrn E. F. D. wolle den handel ernstlich selbst bewegen und darneben zu hertzen fueren, den schmertzlichen tod, den teuren schwaiß Jesu Christi unseres Erlösers, auch daneben E. F. D. ehlende arme unterthanen, so noch zum teil unter mütterlichen hertzen getragen, In diesen Jammerthal hohers mitt flehlichem bitten nicht suchen kunden, den das sie unter E. F. D. schutz und schirm das raine wort mögen behalten, Wier handeln umb kaine geringe sache, sondern darumb, ob Christus Gott und mensch mit seinem sterben und auferstehen essentialiter, formaliter oder realiter unser Gerechtigkeit sey oder nicht, wie E. F. D. weytter erfahren sollen, zu diesem handel hatt mich keyn eyttel ehr, kein heimlicher groll noch bitteres hertz viel weniger ainiger person verletzung oder verfürung gebracht oder verraytzet, Darauff soll mich Gott an dem jüngsten Tag richten und urtheilen, der da wol waiß, mit was gewalt er mich zu der sachen mit hahren getzogen, und bitt umb Gottes willen E. F. D. wolle den herrn Osiandrum dahien halten, das er mier grüntlich bestendiklich auß Gottes wort antwort gebe, wie E. F. D. sehen, sonderlich in meynem vierden schreiben an Ien, das ich gethan, Eher den das geschicht, waiß ich mich mit Iem gar nicht weytter einzulassen, sondern stehe fest auf dem grund, der Iem nicht heimlich, da er hatt meyne brieff, da ich seinen letzten brieff empfangen mußt ich die wahrheit bekennen, fang mier meyn armes fleisch auch an zu wallen und zu hytzen, wolt auch noch ein zymlich stück darvon weysen, darinnen man sie hat, das ich Ien mit gleicher müntz kunthe betzahlen, aber meyn lieber Gott soll mich davor genediglich behüten, Ich suche die warheit, Gottes ehr,

und der armen Kirchen wolfahrt, der wird Gott ohne zweyffel auch beystehen Amen, Amen. was ich E. F. D. müntlich in unterthenigkeit berichtet, hab ich mit grund der warheit gethan, nemlich das der herr Osiander, da er de formali iustitia fidei geredet mit keynem wort des beneficii Christi gedacht, und zwar, so fueren doch E. F. D. diese wort des herrn Osiandri in seynem schreiben an. E. F. D. fleißig zu hertzen. Solt ich dan (schreibet er) strefflich sein, weyl ich gleich ein gantze stund redet, was die Gerechtigkeit des glaubens ist, und behielt mier bevor, von den anderen fragen, wer sie verdienet hab, und wie sie zu uns kohme ein ander mahl zu reden etc., hierauff frage doch E. F. D. ob der gekreutzigte heiland unser gerechtigkeit sey, oder ob er alleine die uns verdienet hab? So werdens E. F. D. bald erfahren, woran der handel layt. Man saget alhier von einem neuen argument, nullum opus iustificat, mors Christi est opus, ergo non iustificat, Ich habe es nicht erdacht, das waiß ich für wahr, woher es aber kohme, laß ich Gott richten, der aber ohne zweyffel solche blasphemias greulich richten und strafen wirdt, ach und wehe den jungen, unschuldigen hertzen, die damitt vergiftet werden, habe wol sorge, werden wier den unschuldigen tod Christi und sein blut nicht teuer achten, Gottes Zorn wird nicht lang außen pleiben, So haben sich E. F. D. noch genediglich zu erinnern, was man derselbigen vor augen gesetzet, Christum non nobis sed sibi meruisse, hette gemeynet solche leuth wer sie sind, solten E. F. D. als eines löblichen frommen verstendigen alten fürsten, und herrn darynnen verschonen, aber Gott erbarms, der teuffel scheuet niemands mehr, der liebe sohn des weibes woll Iem steuern und wehren E. F. D. frommes hertzchen, so er mit seinem blutigen schwaiß In der tauff begossen, bewahren und trostlich erhalten, da mitt es bey dem Ieneren edelen schatz müge pleiben in ewigkeit Amen, Amen, bitt E. F. D. wolte mier meyn schreiben doch Ja genediglich zu guet halten, Ich klage mit wehmut nicht unpillich, zweyffel nicht E. F. D. werdens mit allen gnaden vernehmen, meyn gnediger frommer lieber fuerst und herr sein und pleiben, fuer E. F. D. und Ier hertz liebe gemahel zu bitten, und derselbigen zu gehorsamen bien ich bereyt, und von hertzen willig.

Datum, Im Kneiphoff 2 Mai Im 1551

E. F. D.

unterthcniger

gehorsamer

Joachim Mörlin Doctor.

Beilage No. 12. S. 94 p. 426—28.

Lieber herr Doctor, mier ist nacht spatt ain euer handschreiben zu kohmen, wie ich mitt verlaub zu bette gehen wollen, das ich diesen tag vorlesen, und mich nitt verwundern khan, auß welchem bedenken Ier euch auff Kuntschaft aber zeugniß ziehen thut euers haltens meyner gnedigen auch christ-

lichen ermanungen, welche auch an etzliche mit euer rath bedenken und erbieten fortgestellet, lasse In Iem selbst beruhen, deß teils fürnehmen, so Ier in eurem schreiben das gegenteil tauffen thut, da ich doch vor wenig zeytten euer person nicht anderst vermerkt, auch als einen mittler verordnet, und was die zeyt mier durch euch angebracht, In müglichem gedenken auß Gottes gnade noch habe, achte auch wol, so das teil, so Ier euer gegenteil fürgebet, was gethan, es mag die zeyt kohmen, das es sich zu verantworten schicken werde, und wolte hertzlich gern sehen, meyn mandat befehl und gnediges bitten und suchen hett solchen gehorsam haben mügen, wie von allen teilen zu billigkeit sich gepueret, und syner auch leider noch In euer schreiben, was fleisch ist, Gott erbarms, das das fleisch nicht will, was dem Geist zimet, wir sind aber Menschen Gott erbarms, das wier nicht Geistlich gesynnet oder wollen sein, und ist mier, das ich mit Gott zeuge, fuer euch alle, auch unterschiedlich leid, das ich über meyn gnediges vaterliches volmeynen, und ernstlich befelen das hören und erfaren muß, so In meyner ankunft und diese zeyt erfahre und höre daraus solche ergernuß zu verhüten niemands weder die augen mitt noch syn nicht gebrauchen wollen, sondern stetigs fortfahren, rennen und lauffe ohn alle vernunftige bedacht, wie die rasenden und wütenden hunde, Ich bitt aber Gott, er wollen seinen ernst, zurhaltung seiner lehre und heiligen wortes, also das bey thuen, das er uns alle nicht In seinem zorn straffe und seinen gemaynen schrecken wolle, sondern nach seiner barmhertzigkeit mitt uns handeln, und umb seines lieben sones Jesu Christi willen sich über uns arme sünder erbarmen, und alle irrenden zu wahrer erkenntniß bringen, das gebe der liebe Gott durch Christum seinen lieben sohn unsern hern und heiland Amen, Waiß auch das man mitt der truckerey ohne meynen befehlich nitt fortferet, allein was ich vor meynem mandat, Im winter auff antragen meyner lieben mutter, befohlen, und seither den befehl wiederumb erneuert, das Funck den 9. psalm, wie er Ien vor zwey Jahren gepredigt und meyner mutter zugesagt, In truck geben soll, und habs auch dem trucker vergangen winters selbst befohlen, was aber die sagen, so den tittel wollen gelesen haben, von einem neuen lesterbuch, das wird ohne zweyffel das werk, weil es ausgehen wird, wol geben, und hoff nicht, weyl ein ieder schuldig seines glaubens wissenschaft zugeben, das solches solle zu oder für lesterbrieff solle geurteilt werden. Gegen mier were des hohen bittens und erynnerns nicht von notten, den ich weiß mich gegen Gott entschuldiget, das ich bißhero das meyn gethan hab, und noch verrichte, auch und bitte Gott darfür, das es nicht geschehe, Gott werde noch greulicher straffen, und wievol mier wie oben gemeldet, der mier gelaiste ungehorsam und ergernuß hertzleid, ist mier doch nicht weniger leid, wie ich nicht allein auß eurem schreiben sondern sunsten auch verstehe, das die sich diener des worts rhümen so zur stangen und spieß, aber auffruer reytzen, oder predigen, sollen anhengen und umb Gottes willen In gemayn bitten, was man auch bey nur anhalten solle, nuhn thut anhalten bey mier nitt noth, weil ich das meyn thue, aber damitt anders nichts ausrichte, dem das ain diener

antehrt den andern auf die Cantzel zu pringen, dadurch der ander der vorlauffer nachfolget nitt nachzulassen verursacht sein sich ziehen, besorge auch, wo es nicht nachgelassen, Ich werde getrungen, thun es gern aber ungern, das einsehen zu thun, wo mit gutem grundt, wehr er auch wehr dargebracht, das zu thun, das mier auch selbst leid, bitte euch durch Gott, wollet euch wol fuersehen, und eure wort also erwegen, damit meynem nehern schreiben nach Gottes ehre und die wahrheit auff der Cantzel und allen Orten gesucht, und da man Gottes ehre reden, und der selen heil predigen, lestern calumniiren etc. nachlasse, hat einer ehren oder weltlichen sachen halber was zu thun, suche ers an denen orten, wie sichs gepüret, treib auf dem predigtstuhl Gottes wort und der selen heil und seligkeit, weil ich den vermein, was In meynem abwesen, euch über meynem befelich, da ich mich doch eines andern verhoffet, bestehen, habe ich nitt ohne gueten rat meyn schreiben an euch und Osiandrum gethan, khan und will auch solchen befehlich nicht zurückstellen, sondern will dem nachgegangen haben, und weyl man ja ermahnen, auch die leuth anhalten thut, das ich der sach ain schleunig ende machen wolle so weiß ich keinen nehern wege, den wie mein jüngstes an euch gethan schreiben mitpringt, befehl und ermahne, euch hiermitt, Ier alle wollet fuer euch selbst euern glauben In dem articulo justificationis gantz lauther und rain forderlich schriftlich aufgeben, und die andern einen jedem für sich selbst zu thun ohne colloquia befehlen, damitt niemandes sagen darff, wo der weg fürgenohmen so were kürtzlich zum ende khomen, das hab ich euch gnediger meynung auff euer schreiben nicht pergen wollen und in gnaden beantwortet, euch dem lieben Gott befehlend Datum diese stund meyn handt etc.

Lieber Morlein damit Ier
sehet den Druck des psalms
schicke ich ainen tzue etc.

Albrecht etc.

Doctori Morlein zu eigner handt etc.

Beilage No. 13.

S. 94 p. 422–23.

Lieber Morlein, das ich euch auf euer nechster schreiben nicht geantwortet, haben mich zufällige und wichtige geschäffte abgehalten, und wie wol ich auch verhoffe Ier wurdet euer skriptum Klerlicher und mit mehrem extens als beschehen dargeben haben, angesehen ob wol Ier euch auf der Augspurgischen Konfession, darbey biß ans ende zu pleiben, ziehen thut, wie den nicht unbillich, das wier uns alle an die halten und ziehen, aber auch mit zu erwegen, das man in eyle nicht alles allwegen also trifft, wie wol bisweylen von notten, und erbessert, aber auch Klarer verstendig aber dilucidiert werden mag, das man sich solchem nicht unterwerffen wolt, und entlich zu beharren auff dem, und das besser nit antzunehmen, hatt bey mier bedenken, wie wol ich euer schreiben

darauff nicht verstehen will, ob wol darbey zu sterben gesetzt worden, Wil auch euer schreiben als wol als andere so viel Ich der noch bekohmen, bey mier behalten, und wen ich sie alle hab, als dan damit gepahren, wie ich mich in meynem schreiben erbotten, was aber den Druck angehet, hab ich solchen bekohmen, befinde den tittel nicht mitt denen worten, wie Ier vielleicht berichtet, und an mich geschrieben, und so viel ich deß verstehe, gehet er wider die, so nicht gewolt, aber vieleicht noch wollen, das Christus in uns wohnen soll, khan auch anderst nicht sehen, den das eytel allegato scriptum dar In verfasset, Khan derhalb fuer meyne person nicht libellum famosum urtheilen oder calumniosum, warumb ich bey mier nicht abnehmen Khan, das Ier euch desselben annehmen möchtet, weil Ier doch nie darwieder gewesen, das Christus in uns wohne und wie vol ich gleich wol verstehe, das etzliche latine und deutsch etliche scripta spargiren, daryn sie auch calumnien stellen Doct. Osiandrum zu verunglimpfen, Ich auch gleichwol selbst höre, mit was affect nicht alleine über meyn voriges mandat das man in maynem abwesen verkurtzt und nicht angesehen, sondern Osiandrum mit vielem schmehen, auch außgedruckten worten seynen nahmen genennet, und auf die Cantzel gebracht, und auff meyn letzter schreiben In nechstern predigen die affecten nicht meynem befehlich getzemet, sondern ob wol nicht mit dem nahmen genennet, doch ainen Juden und Judengenossen, In Ketzer narn, wie den zuvorn mit nahmen ausdrücklichen beschehen, und ich selbst angehöret, das wo es mier beschehe, Ich fuer war, so Ich meynem fleisch nachgehen wolt also nicht guet sein lassen müßte, und mich noch viel mehr beschweren das ander leuthen frey menniglichen gestattet Iere scripta auß zu braytten, und mier gewert solt werden, Göttliche wahrheit und heilige schrifft meynen glimpff damitt zu schützen offentlich da ich meyn nahmen setzet, und die andern Ieren nicht bekant darffen seyn, und auff ain leugnen, gleich frey weren, bitte ich auch, wollet erwegen, ob mier wol gepüre Göttliche schrift zu verbieten, So habt Ier auß hohem von Gott euch verliehen verstandt selbst zu urtheilen, was das für ain gehorsam, wen man meyn befehlich also helt, und dem nachgehet, wie oben gemeldet, den ob man wol sagen wolt, man hatt niemands mit ausgedruckten worten genennet, so hatt man doch in meynem abwesen so offentlich gangen, das ain Kind in volgendem sich leichtlich zu entschließen, wen man gemeynet, doch alles unangesehen, will ich den Druck noch zur zeyt nicht fail lassen haben, und so ich hinder bessern grund kohmen werde, daß meuchlichen ausgepraiten schreibens, das Osiandrum zu solchem Druck verursacht, als den das thuen, das mier gepüret, und nach dem Ier in eurem schreiben letzlich meldet, das ich euch den Druck auch frey wolle lassen, hab ich nie, wie euch selbst bewußt, ainigen menschen verbotten, das er nicht drucken moge lassen, aber das befolen, und ist auch noch meyn meynung, das ich auch gehabet will haben, das nichts ohne meynen willen ausgehe, Muß mier auch Osiandri fürnehmen vielmehr gefallen lassen, das was er unter die leuth seiner notturft nach zu bringen geursacht, offentlich, und unter seinem nahmen

thut, als deß meuchels schreibens das andere thuen, und sich Ihres nahmens schemen, damit Ich euch nicht mayne, und befehl euch dem lieben Gott, aigen handt etc.

Albrecht etc.

Doctori Mörlein zu aigener handt etc.

Beilage No. 14. S. 54 No. 4 p. 1173—75.

Die gnade Gottes durch Christum unsern lieben erlöser, sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zuvoran, Durchlauchtigster, hochgeborener fürst, gnedigster herr, Auff E. F. D. genedigen entlichen befehl, das ich mich In dem artikel von der Rechtfertigung, wie ich den auff der Cantzel In predigten und schulen gelehret und noch lehre, klerlich deutlich, und ohne vergebliche umbschwaiff etc. mitt gueten grund und Zeugnissen der heiligen schrifft, ferner wolte verkleren, thue ich dasselbe hiermitt dermaßen kurtzlich und ainfeltig, das ich verhoff, ein kleines armes Kindlein solle diesen gantzen handel daraus erschen und vernehmen konden, nemlich, das unsere Gerechtigkeit, die wier auch nennen die Gerechtigkeit deß glaubens, ist nichts anderst, den der schmehliche, bittere tod, unschuldige schwaiß und aufferstehung meynes geliebten herrn und heilandes Jesu Christi, und über das, das diß ist der verstand der gantzen bibel luc. 24 so probier ichs kurtzlich damitt, den er der herr selbst sagt das sey die Gerechtigkeit nemlich das er zum vatter gehet Joann. 16. Zum andern beweyß ichs daraus, den pauly Röm. 5 spricht klerlich, da er die sünd und den fall mit Gerechtigkeit gegen ainander helt, wie durch aines menschen ungehorsam viel sünder worden sind, also auch durch eines gehorsam (welchen gehorsam er kurtzlich zuvor haißt die gerechtigkeit Christi) werden viel gerecht, und hieneben will ich mich getzogen haben auff alle prophetische, apostolische, schrifft, welche aintrechtiglich, alle zumal, kainen außgenohmen, dem sahmen deß waibes, oder dem sahmen Abrahams und Davids und desselbigen tod und teuerem blut diese nahmen geben, das er dem teuffel den Kopff zertreten Gen. 3 unser segen Gen. 22 unser Gerechtigkeit sey Jer. 23 und 33, der uns gehailet durch seine wunden Jsaias 53 gerainiget durch sein blut 1 Joann. I. Erlöset durch sein blut Eph. I; Col. I; Röm. 3; 1 Petr. I etc. friede gemacht durch das blut am Kreutz, versöhnet mitt dem leibe seines fleisches durch den Todt Col. I mitt ainen ainzigen opfer geheiliget Ebr. 10 etc.

Dargegen aber giebet Osiander fuer, Negotium, unser gerechtigkeit sey nicht diß, das Christus wahr Gott und mensch stirbet, und von den todten wiederum aufferstehet, das haißt er (Gnedigster fürst und herr) ain andere frage, wie er an E. F. D. gegen dem neuen hauß selbst geschrieben, und ich desselbigen schreiben E. F. D. aigene handt hab, Ja wider den heiligen apostel Paulum schreibet er torstiklich an mich, wie ich mit seyner handt beweysen khan, das solcher gehorsam des Sohnes mitt seinem leiden und aufferstehen Keine Gerechtigkeit sey, zum andern affirmative unsere Gerechtigkeit aber sey die

selbstendige, selbstwehsende Gerechtigkeit Gottes des vatters Sohnes und heiligen Geistes, damit sie selbst gerecht sind,

Hierauff bitt ich E. F. D. als meynen, gnedigsten, frommen und lieben landesvatter umb Gottes und seiner ehr, um seiner betrübten armen Kirchen willen, Sie wolte Osiandrum erstlich dartzu ernstlich anhalten und vermügen das er auff diese seine propositiones richtig, klerlich und bescheidelich antworte, aus gutem bestendigem grund klarer heller ungezweiffelter schrift, wie E. F. D. droben In meynem bekenntniß vernohmen haben, das ich gethan und ferner thuen will, und bin berayt Iem wiederum darauff zu antworten, nach deß seinem vermügen, der mier zugesagt, mich mitt seinem Geist nicht zu verlassen, der ist meyn trost, der ist meyn hort, dem diene ich, dem traue und glaub ich, er wirdt mier auch helffen, das weiß ich fuerwahr, Amen, und sollen E. F. D. fein erfahren, was wunderliche grausame Irrthumb und Ketzereyen er aus seinem Jehova trehen wirdt, Erbiete mich deß E. F. D. zu weysen,

Daneben bitt ich E. F. D. nochmals untertheniglich, und auch umb Gottes willen, sie wollen uns zu beiden teil gnediglichen gleichen schutz halten, darvor sein, das Osiander unterdeß mitt seynem buch, darynnen er uns mitt öffentlicher unwahrheit in die leuth traget, als weren wier verstummet, allein das wier leugneten, das Gott in uns wohne, still halte, und das Innen behalt, Sols aber mit öffentlichem Druck ausgefüret werden, so bitt ich unterteniglich umb Gottes willen, E. F. D. wolle mier die druckerey gleichfals so wol vergunnen als Iem, so soll man, ob Gott will erfahren, das ich meynes teils nicht allerding gantz und gar stumm bin, wie man In alle welt mitt sehr brechtigem rhum felschlich wieder die warheit außgibt, und daß zu verkleinerung dieses theils jedermenniglich, auch hohe fürstliche personen bereden will,

Solch meyn schreiben wolle E. F. D. nach verheißung meyner und meynes lieben Evangelii unermüdlicher notturft, gnediglich vernehmen, meyn gnedigster frommer lieber landesvatter sein und pleiben

Ich will E. F. D. warlich nicht betriegen sondern sie sollen erfahren, das ich mich ob Gott will von dem raynen wort der wahrheit zu ainiger neuen schwermerey nuhn und nymmermehr nichts will auff dieser erden abwenden lassen, und solt ich auch darüber zu scheytter, zu trümmern und zu bohden gehen, Gott helff mier, und bewahr E. F. D. zu lob und ehr seynes heiligen nahmens, und zu trost dieser armen betrübten landt, durch Jesum Christum, den ich waiß das E. F. D. recht und von hertzen lieben, Amen, Gnedige antwort des truckes halben unterthenigich hiemitt bittende, damitt ich In jetziger Zeyt des markts, mochte mit geringeren Kosten zu papir bringen, Im Kneiphof den 9 Juny Im 1551 Jahr

E. F. D.
unterteniger gantz gehorsamer
Joachim Mörlin Doct.

Beilage No. 15. S. 54 No. 4 p. 1178—83.

Die gnade Gottes durch Christum unsern lieben erlöser, sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebet zuvorn. Durchlauchtigster fürst, gnedigster herr, Ich ermahne und bitte E. F. D. lauterlich um Gotteswillen sie wollen diese sach ohn ansehen und erachtung ainiger person nur wol bewegen und genediglich bedenken, den was wier darynnen alhier und E. F. D. unserm gnedigsten garlieben und fromen landesvater handeln, das gehört nicht allain für uns, sondern an die gantze Christenheit, und sind auß der berayt ohn viel fromer wehmütiger hertzen, die derselbigen sachen halben mit flehlichem ruffen ohn unterlaß seuffzen, an das blut und den teuren schwaiß Gottes Sohnes, das er sich so gar jemerlich dannach nicht wole vertrucken lassen, und solten wier die langmütigkeit Gottes zu lang aufhalten, wer weiß was geschehen möchte, Ich hab, gnedigster fürst und herr, dannach kain neue lehr herfür gebracht, das laß ich mich mitt solchem hertzen, auff E. F. D. selbst, an derselbigen löbliche räte, alle die vom adel, die herren von der universität, der drey erbaren rete der stadt, und gantzen gemeyn, freund und feind, gar niemands ausgenommen, ob aber Osiandri fürgeben zuvor auch gehöret, laß ich mich gleichfalls auff E. F. D. und wohlgemelte herrn, gleich wol ist er fortgefahren, mit predigen, lehsen, schreiben, und drucken, hie ist niemands der dieser neuerung gewehret oder ainigen eintrag gethan. Ich hab es mitt Iem versucht mit freundlichem unterreden, Er hat mich aber schentlich betrogen, das khan und will ich beweysen, Also hab ich mit vorwissen und bedacht E. F. D. seine lectiones gehöret, Iem auffs freuntlichst auch geschrieben, und mich als ain armes würmlein vor Iem gedemütiget. wie er mich aber empfangen und meyn demut angenohmen, Khan ich mitt seiner Hand belegen und darthun, hab darauff auch verwahren wollen. und E. F. D. als meyn hertzlieben frommen landesfürsten den 20. Aprilis zum neuen Hauß untertheniglich ersucht, weß ich mich hinfürder halten solte, da mir dan dieselbige gantz veterlichen guten rath auß fürstlicher angeborner miltigkeit genediglich mitgeteilet, dem ich auch gantz untertheniglich gevolget, mich abermals heraber gelaßen, alles vergessen wollen, damit mier allain Gottes wort, mochte rain und lauther bleiben, mitt flehlichem bitten, das er mier auff meyn schreiben bestendiglich wolte antworten. was ich abermals damitt erlanget, soll ob Gott will In Kurtz die gantze Christenheit lesen und richten, das ist aber Im beschluß und ende, die maynung darvon gewesen, wie ich sein aigen hand weysen khan. das er die gotteslesterliche, greuliche, schreckliche blasphemiam herausgegoßen, Der menschwerdung Christi (die wayl es aine creatur) soll sich kein mensch Im artikel der rechtfertigung trösten, oder vertrauen, den alles leiden, aller bitterer Tod und unschuldige blutvergießen Gottes Sohns, ist keine Gerechtigkeit, ohne zweyffel viel weniger unser Gerechtigkeit, Noch hab ich (Gott vergieb

mirs, den ich wills nicht mehr thun) allzu lang gedult getragen Immer gehoffet, er werde sich noch bedenken, sonderlich die weyl E. F. D. mit gnedigen ernstlichen mandaten, darzwischen kohmen, der Ich kaines ausgeschlagen, Aber er hatt nicht gefeyret sein Ding privatim publice, und auff alle wege, gleich wol Immer fort und durchgetrieben, ohn menniglich es einsehen und wehren, Also ist mier der locus ad Rom. 3 de iustitia christiana unterhanden kohmen, da ich auch In seiner gegenwertigkeit mit bestendigem gewaltigem grundt der schrift bewiesen, das unsere Gerechtigkeit nicht sey, die selbstwesende Gerechtigkeit des göttlichen nahmens, sondern der sahmen deß weibes, da er von der schlangen gebießen wirdt, In summa Christus in seinem leiden und sterben, da hab ich den Zorn entbrandt, und ist er bald denselbigen Donnerstag In lectione dran gegangen, mich mitt viel ehrenrhürigen schmehlichen worten gelestert, desgleichen Freytag, Sontag, montag, und Dienstag auch, Aber Gott lob nicht ein argumentchen gerürt oder gebissen, also hab ich die Mitwoch die arme Kirchen nicht meyner ehr, sondern der ehre Gottes erynnert, das man uns unguetlich thue, da man fürgebe wier streytten das, das Gott in uns wohne, dieß sey der handel, Ienes gegentheil leugne, das das blut und sterben Christi unsere Gerechtigkeit sey, das sey Gotteslesterung, darvon man sich huetten solle, und wie khan ich Iem anderst thuen, Die neue schwermerey und giftige lehr ist vorhanden erger den unter dem Antichrist dem Bapst Je gewesen, und das sie neu sey, laß ich mich auff E. F. D. die es Ier lebelang zuvor nie gehöret, deßgleichen zieh Ich mich auf wolgemelte herren, Darneben auch das es schwermerey, Gotteslesterung und irrthumb sey, bin ich erböttig öffentlich zu erweysen, wen er zuvor seinen grund darthut, will mich auch daß von Iem in keynen wege wenden, noch weysen lassen, Nuhn khan ich Ia den armen schaffchen Christi die vergifte waide nicht verschwaigen, So muß ich sie mit Ierem nahmen nennen, solt ich aber zusehen und schweigen, das die armen schaffchen das gift zu sich nehmen, wer wolte gnedigster fürst und herr, für mich armen wurm vor Gott gerecht antworten, wen er Iere selen, sein ehr und blut, von meynen henden zum ewigen gericht fordern wirdt, Mier ist befohlen nicht gense oder khie zu hütten, sondern die gemeyne, so Gott mit seynem teuren blut verornet hatt, die leiden Keynen schertz und gilt hie nicht schlaffen noch schlummerns sonst hetten wier bald leib und seel verschlaffen, sondern ruffens und schreiens, wie aine posaune, es gehe darüber gleich wie der liebe Gott will, das hab ich Iem befohlen, nur geschehe, was sein gnädiger veterlicher wille ist Amen,

Es haben E. F. D. meyne confessionem, Ist Iemands, der sie wirdt anfechten dem werd ich, wenn er sie neue schwermerey zuvor bewiesen, antworten, deß itzigen neuen Drucks nehme ich mich billich ahn, den er diejenigen sonderlich meldet, so der justificationem halben mit Iem zu thun haben, der bien ich ainer, zu dem das er eben diesen handel auch meldet, aber mit ainem starkem,

gewissen, mechtigen, steiffen, festen, unbeweglichen unüberwindlichen strohwisch verteidiget, wie man ob Gott will bald sehen soll. was die nechsten predigen belanget, hab ich jetzund, gnedigster fürst und herr, guten grund untertheniglich angetzaiget, warumb ichs nicht anderst machen khan, den meyn herr Jesus Christus khans und wils von mier nicht anderst leiden, solt ich auch darüber zu trümmern gehen, Es ist, gnedigster fürst und herr, nuhn mehr zu lang. das man will mich haißen schweigen, solte man schweigen, so solt man Iem erstlich zu schweigen befohlen haben, da er ain neue lehr, auch wider seynen aid (wie ich mich berichten laß) fürbrachte, oder da ich Ien so hertzlich mit flehen und bitten In meynem schreiben vermahnet abzustehen, hat er aber nuhn reden mügen seine erdichtete treume wider Gottes gebott, so predige ich dagegen Gottes unwandelbare wahrheit nach Gottes gebott, welches mich haißt dem wolff wehren Joann. 10 und dem widersprechen das maul stopfen 2 Timoth. 2

Deß drucks halben meynens E. F. D. ohne Zweyffel gar treulich und guth, das sie denselbigen inne behalten, aber wie es zu jener zeyt mitt dem lesterbuchlein wider philippum, also gehet es itzund auch, das es wirdt von Osiandri Sohn (ohne Zweyffel wider seinen willen) unter die bürger gesteckt, wie ich schon bey Zwaien gesehen und erfahren hab, Also furcht und scheuet man E. F. D. daran, aber wie dem allem, Ist mier daran nicht gelegen, sondern ich bitt, E. F. D. wolle mich nicht allaine drucken, sondern auch das meyne lassen außgehen, Ich trage weder der sache, noch meynes nahmens ainige scheue, sondern will Ien auch mitt nahmen In öffentlichem Druck nennen, und nochmals alle christliche hertzen von dem richten lassen, was aines Jeden notturft mittgebracht oder nicht.

Und wollte mier E. F. D. lauterlich umb Gottes willen diß meyn schreiben meyner und meynes lieben Evangelii notturft nach abermals gantz genediglich zu gut halten, Ich khans nicht umbgehen, Ich muß E. F. D. meyn hertz untertheniglich auff E. F. D. schreiben endecken, als zu deß f.f. D. Ich mich nach Gott In unterthenigkeit alles guts trostlich versche, Ich khan an meynem ampt nicht vertzagen noch kleinmütig sein, wie auch Syrach befielet ca. 10 Mein Kind, in wider wertigkeit sey getrost, und trotz auff dein ampt, Das will ich ob Gott will thun, den ich waiß das meyne sache des herrn ist, und meyn ampt meines Gottes Isa. 49 desselbigen tröst ich mich, und nochmals E. F. D. als aines löblichen frommen fürsten und christlichen obrigkeit, daran mier gantz und gar nicht zweyfelt, sie werden mier gleichen schutz und schirm zu recht genediglich halten, darumb Ich auch hiemitt In höchster demut umb Gottes und der Gerechtigkeit willen untertheniglich will gebetten, und E. F. D. angeruffen haben, fuer dieselbige zu bitten, und Ierer in meynem gebet nymmermehr zu vergessen, bien ich schuldig und von hertzen willig E. F. D. sampt Ierer lieben gemahl, auch meyner gnedigsten frommen fürstin und den Jungen

fräulein hiemitt In den gnedigen schutz des almechtigen befehlende, der wolle alle E. F. D. In rainem glauben und hertzlich vertrauen, gantz veterlich bewahren In ewigkeit Amen den 15. Juny Im 1551 Jar

E. F. D.
gehorsamster gantz
williger
Joachim Mörlin Doct.

Beilage No. 16. S. 54 No. 4 p. 1183—90.

Lieber herr Doctor, auß euer nechstern schreiben an mich gethan, hab ich verstanden, die wünschung Gottes gnad durch Christum, sampt unterthenigem erbieten eures schuldigen gehorsams und fleißigen gebets, daß ich mich allenthalben gegen euch in gnaden thue bedanken und wünsch euch Gottes gnad in Christo, die uns alle layten wolle zu unser selbst erkenntnis und zur liebe deß nechsten, Amen, hernachmahls thut Ier mich ermahnen, Ich wolle durch Gottes willen ohne ansehen und erachtung ainiger personen erwegen das die sach davon gehandelt, nicht allain für uns, sondern an die gantze Christenheit gehöre, In ainem Zweyffel setzend, So Gottes langmütigkeit etc. zu lange solte aufgehalten werden, das niemands wüßte, was geschehen mochte, Dieser ermahnung bedenk ich mich auch nicht weniger, und ist zuvor nicht wenig bey mir erwogen, und so ich ainige person ansehen wolte, solt Ier glauben, das ich nicht wenig euere bedenken, und hertzlich ungern sehe, das Ier also selbst mit ungewaschenen henden einplatzet, und Ier die sach auch nicht weytter, sondern wenig erweget, als Ier mich ermahnet, und auch nicht harren kunth, biß Osiander sein scriptum auch übergebe, welches als dan ohne zweyffel die gantze christenheit, weil ich nie Kain richter sein wollen, zu richten haben wirdt, Kahn auch durch solch erynnern, wol abnehmen, das Ier mich vielleicht suspect zu richten haltet, weil ich mier mißfallen lasse, das calumniiren, außholhippen[1]) schmehen und schenden, auff dem predigtstuel, da ich weiß das man lehren und nicht calumniiren solle, und ergerniß anrichten, wer es aber auff den predigstul gebracht, und wer noch heutiges tags nicht alleine personen außholhippet, sondern auch calumniirt, und mehr ergerniß anrichtet, wird der Richter der lebendigen und der totten zu seyner herrlichen zukunft richten, mier gepürt Kain urtheil zu fellen, und eben so wenig zu urtheilen, was von Gottes langmütigkeit gesetzt, das niemands wüßte, was geschehen möchte, sondern will das Zweyfelhaftige Gott befehlen, der wirdt wissen, was zu thun, aber zu lassen, und gegen wehm, deß willen geschehe in ewigkeit, den er allain ist der erlöser, der hertzen und nieren etc.

1) ausholhippen = verachten n. Grimm.

Das man euch auch zum Zeugen füren will, was alte aber neue lehr. ist meynes erachtens noch viel zu frie, und mocht bey vielen schier scheinen, man wolte die pferde hinden an wagen spannen, und also den wagen für sich treiben. den weil es die gantze Christenheit angehet, wirdt die wissen die zeugniß zu nennen, welche auch ohne Zweyffel sich deß berichts deß lieben Davids die durch den heiligen Geist beschehen, mehr zu gebrauchen wissen. der Im hundert und 46. psalm spricht, verlasset euch nicht auff fürsten, sie sind menschen, die kunden Ia nicht helffen, den des menschen geist muß darvon, und er muß wieder zu erden werden, als dan sind verloren alle seine anschlag, derhalben zweyffel ich auch nicht, sie werden die schrifft gebrauchen, und die zeugen lassen, und nicht die menschen, sonderlich dy, die dy gemeyn, es sey auch ich und andere, die der schrifft nicht genug erfahren, und will zu vermeiden die lenge aber überfluß, In seinem werdt und unwerdt ruhen lassen. was Osianders predigen, und schreiben, lesen und drucken, oder fortfahren angehet, halte wol dafür, das er es selbst lieber were überhoben plieben. wo man Ienen dartzu getrungen, so aber sein schreiben, das ich alle tage hoffe zu bekumen, an tag kohmen wirdt, will ich danach urteilen lassen, dem das urteil gepüret, Das Ier aber den lieben Gott bittet, er wolle euch euer gedult vergeben, Ier wolts nicht mehr thun, Ist christlich, die vergebung von Gott zu bitten, und bitte auch, das der liebe Gott allen denen vergeben wolle, die ergerniß anrichten, und ist auch notig, hertzlich und mit ernst zu bitten, das er es vergebe, und uns alle zur erkenntnis bringe, damit wier auch ain mahl unsere temeritates erkennen, und nachlassen, und ich bitt für euch, er wolle mier den palcken In meynen augen weysen, das ich desselben zu vor Innen werde, ehe ich des splitters In meynes nechsten auges gewahr werde, das Ier aber euer gedult nicht länger ertzaigen wollet, das gunne Ich euch nicht, erschreck es auch hertzlich, das Ier euch bißhero so gar ungeduldig, darff nicht sagen, so gar ungeschickt verhalten, und mein treues erynnern und befehl nicht hoher angesehen, und so wenig geachtet, euer coleram mehr außgelassen als getzemet, und mag sagen, wo ich aine person erwege, das ich euer person nicht weniger bedenke, und beschicht mier für dieselbige sehr leidt, das Ier nicht voriges, so ergangen, behertziget, und auf Gott mehr sehet, auf das dem, und nicht den menschen zugefallen mehr gelebet, den wir haben ja ainen gnedigen Gott, der uns In viel wege auch selbst vor dem argen warnet, ob Ier den auch mit solcher euer ungedult, dem exempel Christi dem wier zu volgen schuldig, nachgehet wie uns den Christus Luc. 15 durch das gleichniß der zolner und sünder fürstellet, gehorsamet, und Martin der treue heilige man uns gar dapffer In der Sontagspredigt am 3. Sonntag nach trinitatis declariert. das verlohrene schaff suchet, wird ohn Zweyffel Christus urtheilen, den mitt schelten, calumniren, etc. wirdt das schefflein gewißlich nicht gefunth, So wisset Ier auch selbst was Johan In seyner Epistel saget, von der liebe des nechsten.

will hierumb euch selbst urteilen lassen, ob Ier zu frie oder spadt, zu wehren angefangen, und ob nicht besser, Ier hettet zuvor seine schrift erwartet, damit hernachmals nicht allaine Ier, sondern die gantze Christenheit aus seinem selbst scripto, nicht allain zu eilen, sondern mit offnen augen zu sehen, ob er der schrift und gesunden verstandt gemeß oder ungemeß gienge, und sich verhielte, und ob seine gründe gewaltig genug mit einem strohwisch oder auch der schrifft bewisen, Khan nicht wissen, ob Osiander euch, oder ob Ier Ienen enbrant, das hab ich aber selbst gehöret und von andern erfahren, das ich euret halben mit beschwerung meynes hertzens gethan, und mir euret halben leid ist, das Ier meynen treuen rath nicht mehr gevolget, und euerer wort mehr in acht habet, hab auch sorge, wo Irs noch nicht thuen werdet, und der gemeyne man mitt der zeyt mehr achtung darauff geben wirdt, es werde euch für verachtung und unglimpff gedeien, und zeuge mit Gott, was ich bißher mitt meynem schreiben und ermahnen gethan, und itzunder thue, beschicht zum besten, wie ich auch hoffe, das Ier es annehmen werdet, und bitte, Ier wollet ja nicht alles also Gottes lesterung schelten, sondern durch Gott auch selbst sehen, was Gottes lesterung sey, wie wol Ier nuhn setzet, das Ier Iem anderst kunet thuen, die neue schwermerey und giftige lehr sey vorhanden etc. Nun bitt ich durch Gottes willen, Ist das eine lehr, wen man uns Christum wahren Gott und menschen Mariä Sohn, untzertrent und untzerteilet prediget, der uns vom vatter gesandt und für uns alle dargegeben sey, das er mitt seinem blutvergießen und bittern tod für unsre sünde genug gethan, mit seinem gehorsam das Gesetz für uns zu gut erfüllet und uns also von Gottes zorn, fluch des gesetzes, sünde, tod und teuffel und höll erlöset, gnad und vergebung der sünden erworben, und so uns das Evangelium recht lauther und rain gepredigt, und wirs glauben, das Christus durch den Glauben In uns wohne, unser aigen sey, und alles was er hatt und mitt sich bracht, und also uns von Gott gemacht sey zur weysheit, Gerechtigkeit, heiligung und Erlösung, uns empfangen vom heiligen Geist auß der rainen Jungfrauen Maria geboren und pontio pilato gelitten, sey gekreutziget, gestorben und begraben nidergestigen zu der helle, am dritten tag uns wieder aufferstanden von den totten, aufgefahren gen himel, sytzt zur rechten Gottes, deß allmechtigen vatters, von dannen er zu kommendt wirdt, zu richten die lebendigen und die totten.

Sey umb unser sünden willen ain mahl gestorben, und stirbet nicht mehr, hab uns mitt seinem teuern blut erlöset von dem ewigen todt, und uns zu unser Gerechtigkeit aufferstanden, Ja er selbst wohne Gott und mensch uns zu gut vom heiligen Geist In dem leib der raynen Jungfrauen Mariä empfangen, und also wahrer Gott und Sohn, die menschheit an sich genohmen etc. und also wahrer Gott von ewigkeit geboren, auch mensch geborn, umb unser sünden willen gestorben, und uns mitt seynem bittern leiden, teuren rosenfarben blutvergießen erlöset vom ewigen tod, und uns zu unser Gerechtigkeit so wier an

Jenen, das alles, wie oben gemelt glauben, Ja er selbst wahrer Gott und mensch Gottes und Mariä Sohn sey selbst unsere Gerechtigkeit, Lieber ist das ain neue lehr, sage es mier um Gottes willen, habe ich den auch die lehre zu vor nie gehört, so bin ich gewißlich daub gewesen, sol man aber also nicht lehren, noch glauben, so will ich fürwahr kaine ander neue lehr annehmen noch anderst glauben, Es gehe mier darob halt wie Gott will, man Ketzer halt, man holhippe mich darüber, wie man wolle da geschehe Gottes willen, Amen, und erynnere ich euch treulich, hab ich nicht von euch in offner predigt gehört, das Gottes gaben geteilet, und ainer hab mehr gnaden den der andre, etwas Klarer und verstendiger zu geben, Nuhn setz ich Osiander unterstehet sich solchs auch seine hochst vermugen nach und lauth der schrift zu thun, Ist denn solches, so unrecht, das man also darob lobet, Ich bitt aber umb Gottes willen, man höre calumnierens, scheltens und lesterns auff, und waide die arme schefflein mit dieser waide, laße unser augen ehre, rhumb haß oder neid und gutdünckel fahren, das ist das beste, so wirdt auch Gott das blut der schefflein von Kainen solchen guten und getreuen hirten fordern, und sehe auch nuhn wer gense oder Kelber zu hütten hab, laßet uns nur auch nicht selbst zu gensen und Kelbern, das ist, unvernünftigen thieren machen, sundern unter das Joch unsers ainigen hirten Christi, der allain unser getreuer hirt ist, geben, saine waide annehmen, Ime darfür danken, uns lehren, und durch seinen heiligen Geist seiner lehre erynnern, unser Kreutz auff uns nehmen, und Iem folgen, und nicht an menschen hengen, den sie müßen wider aschen werden,

Eure und der anderen confession in articulo iustificationis, hab ich auch bey mier, mitt denen ich auch gepahren will, meinem schreiben nach, und wen Ier deß Osiandri schrift, so es anderst von notten, von mier bekomen werdet, und er die euren wider, wolt Ier ja nicht ruhe haben, sol Ime gleich das so frey sein als euch, das Ier euch deß truckes annehmet, laß ich sein, khans euch nicht wehren, Eines aber rath ich, Ier wolts euch nicht zu frie annehmen, und die zeyt auch lassen pringen, Erwegen zuvor, wie es euch vor mehr gangen, und seyt doch etwas weyser, und langmütiger, eylet nicht zu sehr, den eylen thut Kein gut, so verleuret man auch die wahrheit, wen man zuviel streyt, fecht und alterkiren will, verachte Keiner den andern, lehret uns unser Herr Christus unser meister,

Ihr wollet auch guten grund angetzaiget haben, was die nechsten predigt belanget, und das Irs nicht anderst machen wolt kunden etc. ab nuhn das der gehorsam, den Ier euch vielfeltig gegen mier rhümet, hab ich selbst angehöret, und will es Gott urteilen lassen, Meynes erachtens aber, ist mier in dem, was Ier mier schuldig nicht genug geschehen, den ob Osiander euch, aber Ier Ienen am ersten auff die Kantzel mitt calumniiren und schelten gebracht, werden die urtheilen kunden, die es gehöret, das aber von solchen nicht will aufgehöret seyn, noch werden, und Ier euch dünken lasset, es sey zu lang, wil ich euch

noch und abermals so wol als Osiander befohlen und gebetten haben, das Ier euers calumniirens, scheltens, und ergernus auffhören wollet, Gottes wort in allen, es sey von der gerechtigkeit, aber andere artikeln deß christlichen Glaubens, die wollet nach art prophetischer, Christi und apostolischer schrift mit fleiß, ohne verletzung und ergerniß, aber verirrung der Kirchenglieder, mit fleiß lehren, und ergerniß verhüllen, so werdet Ier Gottes ehre fördern, die armen gewissen trösten, mier auch zu gefallen leben, das wirdt euch der liebe Gott belohnen, und ich auch zu beschulden nicht vergessen, das auch Osiander von euch angetzogen, das Ier berichtet, er wider seine aide neue lehr fürbringe, hab ich Osiandrum bißhero den ehrlichen und christlichen man erkannt, der solches nie bezichtiget, und hoff, das er auch nun mehr In seinem alter deß billich verschonet, er auch fürsetzlich wider seine aide nie gethan, noch thun werde, und will auch nicht hoffen, das euer gemüt also wider Ienen verbittert, das Ier Iem solches gönnet, und euren so wenig züchtigen werdet, wil mich auch verhoffen, und versehen, seine schrifte werde am tag geben, ab sein lehr neu sey aber nicht. So Ier euch aber unterwinden wollet, oder werdet, zu reden, das über meyn befehl ist, darfür ich euch auch abermals nicht allaine zum höchsten bitte, sondern auch ernstlich befehle, und auch hoffe, das Ier euren gehorsam mier anderst ertzaigen werdet, so bitt ich auch Ier wolt mier wiederumb vertzeyhen, will hoffen, Ier werdet reden, wie uns Christus und der apostel Petrus lehren, In der ersten petri am 4, So Jemand redet, das er rede als Gottes wort, calumnias und schmehung ruen lasse, das ichs auch mitt dem druck gut meyne, dem ist also, und hab noch zur zeyt kein exemplar fail lassen und sind etzlich hundert In der Druckerey weyl den euch daran nicht gelegen, und bitte, das ich euch nicht alleine drucken lassen, so beruh ich noch auff dem, wie Ier zuvor von mier auch verstanden, behalt auch noch die etzliche hundert exemplaria bey mier In der Druckerey, wil auch euch noch niemands zu drucken wehren, doch also, das nichts ohne meynen befehlich außgehe.

Wil euch auch gern euer schreiben zu gut halten, und nicht zweyffeln, das Ier auch der notturft nach diese meyne widerschrift, und antwort zu gut halten werdet, den was ich thue, das thue ich vornemlich nach meynem hechsten mier von Gott verliehen verstandt, Gottes nahmen und erbreytung seines heiligen wortes, und euch hernach als zu gnaden, mit dem Ichs, das ich Gott zeuge, In gnaden ja gern treulich meynen wolte, so Irs nur glauben woltet, euch es annehmen, und mier vertrauen, und ist von notten ainen schutzherrn zu suchen, weil ain jedere obrigkeit, ainen jeden zu recht und pillichkeit zu schützen schuldig, bedanke mich euers erbietens, das Ier für mich betten wolt, und will es auch gegen euch in alle wege wiederumb zu thun erfunden werden, und bitte wollet mier zu gut halten, das ich mitt meyner widerantwort so lang vertzogen, den Ier wisset selbst, mit was gescheft ich vielfeltig be-

laden, und In dieser sache Ier alle mier noch mehr zu thun machet, befehl euch hiermitt Christo, der layte uns alle in seinen wegen, und auff rechtem steige, Amen. Königsperg den 23. Juny Anno 1551

Albrecht der eltere etc.

Doctori Joachimo Morlein zu eigner handt etc.

Beilage No. 17. S. 54 No. 4 p. 1190—96.

Gnad und fried durch Christum unsern lieben erlöser, sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zuvorn. Durchlauchtigster, hochgeborener fürst, gnedigster herr, Wen man lang schreibet, so stehet und beruhet doch der handel, gnedigster fürst und herr, entlich darauff, Nicht was Osiander nunmehr hienfürder schreiben, schreien und lehren wirdt, das ficht mich noch zur Zeyt nichts ahn, sondern darauff stehet der handel, und die gantze sache, was er bißher geschrieben, geschrien und gelehret hatt,

Von dem khan und will ich beweysen und mehr noch, Nicht auß ainigen suspitionibus, nicht auß vorgesetztem aigenen syn, auch nicht auß ander leuth reden, calumniis, und gemeynem geschrey, sondern mit seiner aigenen, mitt E. F. D. aigener handt, mit seinen propositionibus, lectionibus, die auß seinem mundt, von vielen hochgelerten, denen vom adel, mier selbst und andern gehört, und mit der feder excipirt mitt seinem offenen Druck, das er erstlich den gantzen gehorsam deß eingeborenen Sohns Gottes und seinem teuern blut, darauff wier alle getauft, gerayniget und gewaschen, diese schand angeleget, Es sey keine Gerechtigkeit, auch nicht die Gerechtigkeit deß Glaubens, darynnen wier erlöset und gerecht seien, dargegen hatt er geträumet, von ainer Gerechtigkeit deß Glaubens, so er nennet die selbstwesende Gerechtigkeit Gottes, damitt er von ewigkeit gerecht ist, daß sage ich, bin ich erbötig, wan und wo ich soll, zu gleichem recht und billigkeit auff Ien, in maßen oben ertzehlten zu beweysen und dartzuthun, Scheue hieryn kein recht noch rechtmessige richtige handlung, sondern erbiete mich In maßen obgemelt etc.

Zum andern, das solches aine neue lehr, und schwermerey sey wider Gottes wort, und die ewige unwandelbare wahrheit, hab Ich Iem unter augen probirt, und will es auff seine beweiß ob Gott will, auß heller, Klarer ungezweyffelter, prophetischer und apostolischer schrift noch mehr thun.

Zum dritten, das ich darauff nicht solle schweigen, sondern ungeachtet allerley geschwindigkeit und gefahr wider Ien ruffen, und seine gifft wider legen, hab ich auß Gottes wort E. F. D. in meynem nechsten schreiben genugsam angetzaiget, ob mier darüber andere mandata gegeben wurden, haben E. F. D. auß christlichen, fürstlichen hertzen und verstandt zu erachten, obs für Gott

recht sey, das wier nicht allain ainiger obrigkeit, sondern auch aposteln oder engeln vom hiemel mehr gehorchen den Gott,

Und hab ich mich von anfang zu diesem handel begeben nicht mit ungewaschenen henden auß aigener bewegung, sondern Gottes wort, hatt mich dartzu getrungen und genötiget, zu dem das ichs Im anfang, da ich hab seine lectiones wollen hören, und darvon an In schreiben, gethan mit E. F. D. wissen und willen wie sich dieselbige zu erynnern haben, was ich mit Ier geredet, die zeyt, da ich E. F. D. der herrn theologen recusationem In unterthenigkeit überantwortet habe, den II. Aprilis, deßgleichen auch zum Neuenhaus den 20. Aprilis hernacher So ists kain colera, ungeschicklichkeit noch unbescheidenheit gewesen, damitt ich diesen handel den anfang auf Gott und E. F. D. befehl gegeben, hab auch das verlorene schaff gesucht mitt Christo wie er mich geheißen, mit ganzer demut, sanftmut mitt bitten, flehen, bey dem blut und schwaiß Christi Jesu, wie meine brieff künden und sollen bezeugen, was ich aber damitt gewonnen, sollen seine brieff an mich auch darthuen,

Ob ich nun mit diesem allem Osiandro ursach zu lestern gegeben laß ich Gott und alle welt richten, und will deß zu billichem recht ein leider sein, das ich Ihm nuhn mitt harten worten widerum geantwortet, ist kaine calumnia sondern Gottes wort, Es sey den nicht Gottes wort, das Christus falsche propheten, reyßende wolff, heucheler, ottern gezücht, Kinder des teuffels, lügner, und paulus auß dem propheten hunde haißt,

Das mich, E. F. D. meynes vorigen übergangenen ehlendes erynnern, muß ich mitt schmerzlichem leid, In mich verdulden, und Gott befehlen, tröste mich deß, nach dem ich kaine privata persona, und mier in aller unschuld biß auff den heutigen tag aller Jammer und schmach, allain um deß willen begegnet, das ich ohn erachtung einiger gefahr meynes ampt treulich und ernstlich nachgesetzet, bey der wahrheit steiff und fest auß Gottes gnaden (dem ich auch darfür mitt aller demut hertzlich danke) geplieben, das es mier vor gott allen engeln und den außerweleten, mehr ain ehr und ruhm, den aine schand ist, das ichs aber beherzigen und weyser sein soll, hab ich schon zu anfang der sachen gethan, wie E. F. D. in nechsten meynem schreiben genediglich vernohmen, und es darauff gesetzt, Ehr dan ich Osiandri lehr, wie Ich die von ihm gehört, will annehmen, und seiner gotslesterung mich teilhaftig machen, ehr will ich nicht allein noch ain fürstenthumb, sondern auch die gantze welt räumen, fürchte den darynnen billich, der leit und sel verderben mag In der helle. daß ist meyne sache, dem hab ich auch alles zumal befohlen Jerem 20

Ich bitt aber nuhn E. F. D. lauterlich und umb Gottes willen, sie wollen sich doch gnediglich besynnen, und zu hertzen füren, wie man E. F. D. das löbliche fromme grau haupt, unsern gnedigsten allerliebsten landesvatter so nuhn mehr seine zeyt fürstlich in allen ehren und in aller Gotseligkeit christlich, mitt großem rhum und nahmen, vor vielen andern potentaten, schier biß zum ende

und auff die gruben gebracht, so Jemmerlich umfüret, und doch E. F. D. confessionem selbst an mich behertzigen und erwegen, dieweyl darynnen, E. F. D. trost im artikel der rechtfertigung stehet, auff dem schmertzlichen todt, blut und sauren schweiß Christi Jesu unseres ewigen wahren Gottes, wie er für uns am Kreutz gehangen, wo bleibt den hie in formali iustitia fidei die essentialis iustitia, damitt Gott In selbst auch gerecht, die man doch bißher mitt aller gewalt getrieben, und Jene auß der rechtfertigung gestoßen, als aine schlechte creatur, Ist unser Gerechtigkeit die erlösung der tod, das blut, der fürgestellte gnadenstuhl durch den glauben In seinem blut Röm. 3 in welchem wier gerecht Röm. 5 wie ist den unsere gerechtigkeit, Gottes selbstwesende Gerechtigkeit. hie müssen E. F. D. Ieres glaubens antwort geben vor Gottes gericht In Ierem gewissen, die weyl Gott in seynem selbstendigen wesen nicht gerecht durch die erlösung In Christo, durch sein blut, In vergebung der sünden, und aber unser Gerechtigkeit, damitt uns Gott gerecht macht in diesem stuck stehen, trotz allen pforten der hellen dargegen, wie, wo, welcher gestalt ist den das wahr, das wier eben durch die Gerechtigkeit gerecht sindt, damitt Gott selbst gerecht ist In seinem selbstendigen wesen?

Euer F. D. ist ain obrigkeit über ain volck, des Gottes Kirche, und seine Kinder sind, darumb ist sie für dieselbige dieser sach halben erstlich von amptes wegen zu sorgen schuldig, zum andern so ist E. F. D. nicht allein aine weltliche person, sondern haben auch auff sich des bischofs ampt, und ist derhalben E. F. D. vor Gott zu recht schuldig alles deß, so ainem bischof von Gottes mandat ernstlich zu verwahren befohlen, und ob E. F. D. klagen wolten, das sie entweder der sache nicht bericht, oder von dem andern teil berayt genugsam verstandt empfangen, so stehet doch Gott und aller natur urtheil audi partem utramque, mit solchem Gericht gehen E. F. D. zu tisch und zu bette etc. Bitt demnach E. F. D. maynen allerliebsten fromen fürsten und landesvatter, E. F. D. bedenken Ier armes selichen, Iere arme unterthanen, und den bitter tod Christi Jesu, und geb uns ainen freien synodum da wier mitt wolbedachtem mut die sachen erwegen und darvon disputieren mügen, wier haben sehr schöne exempla, wie sonderlich Im synodo Niceno, was Gott auch durch ainfeltige leuth außgericht, wer waiß, was der liebe Gott alhie geben wird? So wil ich E. F. D. nichts bergen, Es hatt herr Georg, so etwa alhie Im Thumb caplan gewesen, aber in neulikeit von der Tilsen nach Rostock verraiset, baider, meyner und Osiandri schrifften glaubwürdige copiam mittgenohmen, Dieselbige nach dem die sache wichtig, und alle welt gehöre, Doctori Aepnio zu Hamburg, und den prädicanten zu Lubeck fuer gelegt, was er mier von Ihrem iudicio geschrieben, Khan ich E. F. D. wol weysen, So haben wier D. philippi Melanthonis iudicium, sind berayt, das E. F. D. auch sehen zu lassen, und mochte kohmen, das vielleicht sich dieser sachen mehr wurden annehmen, den man noch gedenkt, darynnen wirdt man nicht sehen, was man noch schreiben

wirdt. Es ist geschrieben, gelert, gedruckt, davon wirdt man judiciren ob man sich nuhn wolte anderst deklariren. Ist guter rath dartzu, wie man darynnen und dargegen handeln soll, den ich E. F. D. aus den historiis antzutzaigen erbötig, und darbey zu pleiben ains für alles gesynnet bien, man siehet berayt, mit was geschwindigkeit in offentlichem Druck die essentialem iustitiam besterken, flicken und putzen will, aber es wird helffen, so viel es kahn, und ain alter böser beltz mit einem neuen fleck gepessert werden, hette man meyne große demut nicht verachtet, sondern in schrifften richtig mitt mir gehandelt so were der sachen zu raten gewesen, nuhn mans publicum gemacht, so sey und pleib es publicum, sie antworten darfür, die es schuld haben, und zu gesehen, Ich bien es unschuldig und erbotig, meyne unschuld dartzuthun, wo ich soll zu recht, der allmechtige ewige Gott, helff E. F. D. gantz veterlich herauß umb Jesu Christi seines lieben Sohnes willen, und geb E. F. D. das sie In rainem Glauben mitt gantzem vertrauen In dem pleiben mögen, darynnen E. F. D. hertzgeliebde gemahel hochlöblicher gedechtnis von diesem Jamerthal, sampt allen gotseligen hertzen von anfang der welt verschieden, nemlich, das unser Gerechtigkeit vor Gott ist in der Erlösung und blut Christi Jesu, amen, und haben E. F. D. ainige ansehnliche argumenta, damitt das gegenteil E. F. D. conscientiam zum teil Ier gemacht, bien ich erbötig, persönlich oder schriftlich E. F. D. darauf guten bestendigen bericht auß Gottes wort antzutzeigen, damit Ja keine entschuldigung sey, E. F. D. hiermitt dem almechtigen lieben Gott in seinen gnedigen schutz befehlende, der wolle E. F. D. bewahren In ewigkeit amen, Amen

Im Kneiphof den 26. Juni Im 1551 Jahr

E. F. D.

untertheniger von hertzen getreuer

Joachim Mörlein Doct.

Beilage No. 18. S. 54 No. 4 p. 1169—70.

Die gnade Gottes durch Christum unser lieber erlöser sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zuvor,

Durchlauchtigster, hochgeborener gnedigster herr, E. F. D. gnediges schreiben hab ich gestern vor dato dieses Briefes untertheniglich empfangen, auch also bald derselbigen ernstliches beger mandat und befehl den andern herren und Doctoribus insinuirt, welche sich ohne zweyffel mit gepürlicher demütiger antwort werden untertheniglich vernehmen lassen, und die weyl E. F. D. meyne confessionem In dem artikel der Rechtfertigung von mier Ja haben wollen, damitt ich Ja E. F. D. meynen schuldigen gehorsam demütiglich laiste, will ich dasselbige dermaßen hiermitt gethan haben, das ich danach E. F. D. In aller demut untertheniglich meyner hohen notturft nach hiemitt

erynnert haben will, deß zuvor beschehenen mandats, so uns durch den herrn Rector eröffnet worden ist, verhoff Ja, und setz es gantz und gar In keynen zweyffel E. F. D. wird denselbigen weg, so sie uns ain mahl gewiesen, und zu baiden theil berayt angenohmen und bewilliget ist, keynerley weyse zurück setzen, und ist gnedigster fürst und herr meyn einfeltige meynung, verstand, glaub und predigt In diesem artikel, wie derselbe in der augspurgischen confession klerlich von den christlichen stenden deß reichs vorgebracht und offentlich mit darsetzung land und leuth, leib und gueth, biß auff heutigen tag von vielen ist bekant worden, bey dem ich gedenk mitt gotlicher hülff zu verharren biß in meyn grüblein amen, So viel aber die schrifft an die verfürten schefflein Im Kneiphoff etc. belanget, bitt ich nochmals wie zuvor in aller unterthenigkeit E. F. D. wolte genediglich darvor sein, das sie dergestalt nicht mocht Im druck außkohmen, will Ja Jemands wissenschaft geben seines Glaubens, so thu ers ohne verlesterung meyner lieben frommen schaffchen Im Kneiphoff und der predigt götlichen worts, solte aber mitt solcher verleumbdung meyn arme unschuldige Kirche erdichtes Irthumbs halben felschlich ausgegeben werden, hatt E. F. D. genediglich zu erachten, was daraus erfolgen mechte. Es heißt mich warlich kein fleisch diesem lesteren In solcher geschwindigkeit zu antworten, aber dem gaist, der mich bey meyner treu nicht gedenkt ainiges weges zu verlassen, wird ich auch getrost folgen, und so es Ja ein weg sein soll der sach dester schleuniger abzuhelffen, und die warheit zu befördern, wolan so gescheh Gottes wille, bitt allaine E. F. D. ganz untertheniglich, wolle mier wiederumb zu meynem teil auch genediglich vorgonnen, was ich auch gegen E. F. D. In nächstem meynem schreiben verhaißen, das will ich thun, dartzu soll mier der helffen, deß die sache selbst aigen ist, und nicht meyn, Befehl E. F. D. hiemitt dem treuen lieben Gott, der wolle E. F. D. bewahren In ewigkeit Amen. Im Kneiphof Dominica 2

Trinitatis, Im 1551 Jar

E. F. D.
untertheniger
ganz gehorsamer
Joachim Mörlin, Doct.

Beilage No. 19. S. 54 No. 4 p. 1208—1210.

Von Gottes gnaden, Albrecht der Elter, Markgraff zu Brandenburg, In Preußen etc. Hertzog etc.

Ehrwirdiger, hochgelarter lieber getreuer, uns gelanget glaublich ahn, das Ier euch neulich aus aigenem fürsatz sollet unterstehen, und auch In predigten

offentlich vernehmen lassen, das Ier mit hülff aines Raths Im Kneiphoff bedacht wehret, aine gemayne fasten und gemayne gebeth wider die Jtzt schwebenden Controversiem aufzustellen und zu verordnen und auch fürgeben soltet, als das man In der altstadt nitt recht tauffet, und über den alten gebrauch In die dreißig Jahr nuhnher gebracht die Kindlein entbloßen, so befinden wier auch das eure Caplane über alt hergebrachten brauch, die stund Ierer ordnung entgegen dermaßen mißbrauchen, darmitt euere predigt zu siebenen nicht angefangen mag werden, dermaßen, das sie zu achten auß sey, wie wier selbst sehen, das unsere Diener zu neuen allererst zu uns, damitt sie Ieren dienst nicht verseumen Kohmen, zu dem weil Ier den Catechismum mitt Kurtz außzulegen fürgenohmen, das solch werck auch lengerung volgen, dardurch die ordinarie lectiones unser schulen geschwechet, und weyl Ier euch gegen uns vernehmen lassen. Ier wollet euere privatam lectionem hora tertia nachlassen, das Ier doch solche wiederumb auff die stund fürnehmen sollet, dardurch die auditores allenthalben abgetzogen, und wider die Statuta auch gehandelt were, wo nuhn dem also, tragen wir desselben nicht unbillig ain ernstes mißfallen, weil wier den auß bewegenden ursachen unsers fürstenthumbs prädicanten und pfarherrn hie vor Kainen gestattet auch noch zur Zeyt zu gestatten mitt bedacht syndt, das ainer unter Ienen. auß aigner andacht und thurst, über die ordentliche predigt, gebetten, sich ainiger vermehrung oder verminderung, lectiones und gebrauchliche Kirchen Ceremoniien seines gefallens anmaßen, und Ins werck stellen durffen, sondern da wier von ainem oder mehreren berichtet, das nach gelegenheit der zu hörer und zeyt, etwa aine verenderung von notten, haben wir communi consensu und vorgehendem rathe das verordnet, so für gut angesehen, und Kaine enderung hinter uns gestatten, Ebenso wenig privatim zu lesen, fürnemlich In facultatibus superioribus, auch mitt den ordinariis professoribus liberalium artium In betrachtung, das wier so wol lectiones in allen facultäten verordnet, daran sich ain fleißiger auditor genugsamlich zu verhalten, und dan das auch solche winckel lectiones den ordinariis professoribus Iere scolares abgetzogen werden, und weyl unserm Rectori solches abzuschaffen, oder auffer fall der nitt volge, an uns gelangen zu lassen gepüret, tragen wier seiner nachlessigkeit nicht ain geringschetziges mißfallen, bevorauß, da es ihm wissentlich, Ist derwegen unser befehlich an euch, wollet euch der predigt, deß Catechismi, tauffens und anderer ordnung also gebrauchen, das neuerung und unordnung verhüttet, und euch der verordnung der obgedachten fasten und gentzlich enthalten, und wider diesen unsern befelich damitt nicht forfahren, bey vermeidung unsers gepürlichen einsehens, das wier wider euch, als unsers befelichs übertretten wollen fürzuwenden wissen, vermaynet Ier aber das über die ordentliche predigt Ceremonien und gebeth In euer Kirchen, ainige verenderung von notten sein wolle, und hettet deß Christliche und erhebliche ursachen, die euch dartzu bewegten, die wollet uns berichten, So wollen wir uns christlich und unvorweißlich

darauff zu ertzaigen und verhalten wissen, und haben euch solches euch darnach zu richten vermelden wollen.

Datum Neuenhauß den 18. Julii Anno 1551

manu propria subscripsit

Dem Ehrwürdigen und hochgelehrten, unserm lieben getreuen. Doctori Joachimo Mörlein, pharrhern der stadt Kneiphof Königsperg.

Beilage No. 20. S. 54 No. 4 p. 1210–12.

Die Gnade Gottes durch Christum unsern lieben Erlöser, sampt unterthenigen erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets Zuvorn. Durchlauchtigster fürst, gnedigster herr, Mich niemet groß wunder. wer doch so gantz und gar unverschembt sein muß, das er auch E. F. D. als einen löblichen frommen alten fürsten nicht scheut mitt solcher offentlichen unwahrheit zu berichten, den das ich mich solte Jemals unterstanden haben, ain gemayne fasten beneben meynem herren ainen Erbarn rath außzukundigen, wird sich mitt warheit nuhn und nymmer mehr finden, das hab ich gesagt. das es fein were In gegenwärtiger noth der armen Kirchen, nach christlichem gebrauch der apostel und Ierer nachkohmling, beneben ainer gemaynen fasten ain gemaynes Gebet antzusetzen, die weyl aber das nicht In meyner macht, hab ich gleich wol gemahnet doch Ja ein züchtigen wandel und messiger leben anzustellen und zu füren, damitt Gott seine schwere gericht miltern, und seinen zorn wolte von uns nehmen, Eben also ists auch euch mitt dem, das Ich solte den gebrauch zu tauffen In der alten stadt getadelt haben. das hab Ich gesagt In gemeyn. das es der einsetzung Christi gemesser, das Kindlein mitt wasser gar zu begießen (wie ich waiß das E. F. D. auch gefelliger ist) Syntemal er selbst Joanni dem teuffer nicht alleine das haubt herraicht, sondern in den Jordan steiget, Laß es aber ferner (hab ich gesagt) ungedißputiert, Zum dritten, hab Ich meynen Caplanen, gnedigster fürst und herr, allezeyt gesaget, sie sollens die Sonntag mitt der morgenstunde halten In maßen es von mier ist geschehen. waiß auch heut zu tage nicht, das etwas darynnen geendert worden, wiewol mier danach das gar frie predigen In die lenge will zu viel werden auß schwachheit meynes haubts, was den Catechismum belanget, und meine winckel lectiones, wird sich dermaßen, wie es E. F. D. vorgebracht nymmermehr erfinden, Khan aber wol erachten, das solches auß großem neid und grymmigem haß herkohmet, die weyl Gott lob die erfahrung giebet, was hertzliche schöne frucht der allmechtige damitt wirket, da unter deß andere mitt schedlichen neuen opinionibus falscher lehr, grausamer Gotslesterung, die Jungen unschuldigen hertzen Jemerlich vergiften, Ich bitt aber E. F. D. umb Gottes willen, sie wollen doch solchen falschen angebern nicht glauben, viel weniger sich gegen mich mitt ungnaden bewegen lassen, bien ich doch von hertzen berayt mich In

allen billigen sachen gehorsamlich mit aller unterthenigkeit zu verhalten, nichts auf dieser erden vorbehalten, den meynen gekreutzigten herren Jesum Christum, und sein werdes teures wort, demselbigen befehl ich E. F. D. In seinen gnedigen schutz, Er wolte dieselbige erhalten In rechtschaffenem festen vertrauen seiner verdienst zum ewigen leben den 20. Julii Im 1551 Jahr

E. F. D.

willig gantz gehorsamer

Joachim Morlin D.

Man hatt das freulein Elisabeth so wol als vorige herlein und frewlein gar müssen Ins wasser stecken.

Beilage No. 21. S. 54 No. 4 p. 1106—1108.

Die Gnade Gottes, durch Christum unsern erlöser, sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams zu voran, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, gnedigster Herr, Es haben E. F. D. hertzliebe gemahel meyne gnedigste fürstin und frau, heut dato derselbigen gnediger gesynnen an mich, mier nach gehabter mahltzeit genediglich fürgehalten, das E. F. D. genediglich begereten, Ich wolte mich doch demütigen, und zum Osiandro gehen, mich fridlich mit ihm vereinigen, Dieweyl ich aber nicht entlich kunden vernehmen, worauff ich solch freuntlich suchen solte oder kunthe anstellen und fürnehmen, hab ich untertheniglich gebeten, Ier F. G. wolte mirs genediglich zu gut halten, Ich wolt E. F. D. meyn bedenken schriftlich antzaigen, den mich tauert Kain mühe noch arbeyt, So kunthe ich E. F. D. Zu genedigem gefallen mich nicht allein In dem oder andern, Zum höchsten demütigen, sondern Gott waiß, der mich auch darauff richten soll, das ich berayt were, auch mit gefahr meyner zeytlichen wolfart E. F. D. als meynem lieben frommen landesvatter, Zum allerbesten untertheniglich zu dienen, wen ich mit gutem gewissen kunthe. Aber was Khan ich, gnedigster fürst und herr thun? Worauff soll ich Osiandrum besuchen? Frag ich seiner lehr halben, was die sey, So spricht er, Da hastu meyne bücher, frag ich, was sein grund sey, hie hörest Du mich, gibt er zu antwort, will ichs Iem widerlegen, So spricht er, hab ich doch dich zu Kaynem richter gekohren, Du bist part, den ich in meynem schreiben für meynen gegentheil will gehalten haben, Soll ich nun die raynen erkanthen warheit Iem zu den füssen legen, das Khan, soll, muß und will ich nicht thun, Ehr will ich einen stab in die hande nehmen und mitt maynem armen weib und Kindern den weg suchen, da ich bin hieher gekohmen, wen mich ja E. F. D. nicht mehr dulden noch darüber Kunthen leiden, Es ist gnedigster fürst und herr diese sache nun mehr weder bey mier, noch Osiandro, Sondern bey Gott, und der ganzen Kirchen, den sein lehr ist in öffentlichen Druck herauß, und muß nuhn erwarthen der gantzen christenheit gericht und urtheil, darumb ists vergebens, was wier privatim alhie

fürnehmen, und dienete zu nichts anderst, den das die armen gewissen darüber bestürtzt, verderbet, zerrüttet, und zerstöret würden, welche sünde E. F. D. und Ich, nun und nymmermehr Kunthen vor Gottes gericht verantworten noch pußen, den entweders würde das folgen, das viel hertzen sich ergerten, über dieser leichtfertigkeit. die weyl er hett für meyner, Ich für seiner lehr gewarnt, und nuhn Kruchen wier wiederumb zusammen, oder diejenigen, so seiner irrigen lehr anhengen, würden dardurch In Ierem Irrthumb befestiget, Dartzu Khan ich genedigster fürst und herr nicht helfen, noch ratten, es gehe mier darüber, wie der liebe Gott will, vielleicht da ichs gleich thette (da mich doch meyn frommer Gott vor behüten wolle) schlüsse darnach Gott durch sein wort, In meynem gewissen sampt der christlichen Kirchen, wider uns beide, verdampte, wie pillich, einer mitt dem andern, So were übel ärger gemacht, In summa, wier stehen in Ja und Nein, zum hefftigsten wider ainander, und ist eine teil recht, das ander unrecht, da ist Kain mittel, Kain söhnen, noch friedliche unterhandlung zu hoffen, hie hatt alle weysheit alle vernunft ein ende, und hatt das teil so der raynen recht einfeltigen meynung deß Evangelii felet, Gottes fluch und verdamniß am halse, Gal. I wier sagen Christus ist unser Gerechtigkeit, Er auch, wier sagen, Er ist unser Gerechtigkeit, wahr Gott und mensch, Er auch, wier sagen ferner, Er ist darynnen wahr Gott und mensch unsere Gerechtigkeit wie er leydet, stirbet sein Blut vergeust, und am dritten tag widerumb auferstehet, Da saget er Nein zu, sondern setzt, die Gerechtigkeit sey die Gotheit, und nicht die menschheit, da leyt der handel, Dem kunden nuhnmehr E. F. D. In kainem andern wege besser abhelffen, den sie lassen sichs erkundigen bey anderen höheren potentaten, gelerten und verstendigen, Es haben E. F. D. der Königl. Maiestät zu Dannemark Academiam hafinensem, dartzu Wittenberg, Leyptzig. Rostock, Jehnam etc., Da kunden E. F. D. anderer theologos iudicia höhren,

Unter deß bitt ich umb Gotteswillen, E. F. D. wolle meyner mitt solcher privat handlung genediglich, als meyn frommer lieber landesfürst verschonen, sondern wie ich sampt den andern herrn theologen zuvoran gebetten genediglich gestatten, das wier auffs Osiandri bekenntniß, unsere gegenschrifft In offentlichen druck auch mochten auß bringen, wier verhoffen das wirs dermaßen widerlegen wollen, mitt gutem bestendigen grund der schrifft, das Es E. F. D. zu Keyner verkleinerung Ieres fürstlichen, christlichen guten geruches und nahmens, sondern zum aller besten dienen soll bey menniglich, und thue hiermitt E. F. D. In den gnedigen väterlichen schutz des allmechtigen befehlende, der woll E. F. D. Ja mitt seinen lieben Engelchen beleytten und bewahren, damitt sie In frischer gesundheit frölich widerumb zu uns Kohmen, und mitt glückseliger wolfart noch aine lange zeyt möge regieren Amen Auß Konigssperg den 5. Octobris Im 1551 Jar

E. F. D. untertheniger
gantz williger

Joachim Mörlin.

Beilage No. 22. S. 54 No. 4 p. 1109—1110.

Gottes gnad durch Christum unser lieben erlöser sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu voran, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, gnedigster herr, Gott waiß, mitt was hertzlichen treuen und christlichem ernst biß auff den heutigen tag, ich diese sache gehandelt und die weyl ich Ja allwege E. F. D. als meynen gnedigsten frommen herren, so viele diese sache Immer mehr hatt leiden und dulden wollen, mitt vor augen gehabt, und noch, So hab ich derselbigen hertzlieben gemahel, meyn gnedigste fürstin dermassen, aber als ich mich zu bedenken hab, unrecht vernohmen, gleich als geschehe die mutung der unterredung halben zwischen mier und Osiandro auß E. F. D. befehl, und bitt demnach in aller unterthenigkeyt, E. F. D. wolt es, wie es auch warlich nicht anderst ist, genediglich dahien verstehen, als das ich doch Ja In dieser sache nach Ierer gelegenheit ohn E. F. D. als meynes loblichen landesfürsten und herren bedenken nicht gern wolt etwas fürnehmen, die gedanken haben mich auch dißmal dermaßen eingenohmen, und noch, das ichs Ja E. F. D. gern wolte untertheniglich wissen lassen, so durch dyßerley mittel etwas solte versucht werden, und da ich hiemitt zu viel oder zu wenig gethan, wolte E. F. D. Ier hertzliebe gemahel, meine gnedigste fürstin und frauen entschuldiget nehmen, und mier solchen meynen unbedacht genediglich zu gut halten, meyn gnedigster fürst und frommer herr sein und pleiben, So bien ich für E. F. D. zu bitten schuldig und willig, der treue Gott woll E. F. D. bewahren durch gnedigen schutz seiner lieben engelchen auff das E. F. D. mitt fröhlicher gesundheit möchte wider zu uns Kohmen, uns noch aine lange Zeyt glückseliglich regieren Amen Auß dem Kneiphof den 8. Oktober Im 1551 Jar

E. F. D.
untertheniger
gantz gehorsamer
Joachim Morlin D.

Beilage No. 23. S. 54 No. 4 p. 1231—33.

Gottes gnad und barmhertzigkeyt, sampt unterthenigem erbieten, unsers schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zuvoran, Durchlauchtigster, hochgeborner, gnedigster herr

Auff das E. F. D. unser untertheniges demütiges hertz spüren und vernehmen, so übergeben wier hiemitt derselbigen, als unserm gnedigsten, löblichen lieben landesfürsten und herren diesen unsern wahrhaftigen, und auß götlicher schrift wolgegrunten bestendigen gegenbericht auff die confessionem Osiandri, zu ainem glückseligen frolichen neuen Jar, mitt hertzlichem wunsch, das der almechtige ewige Gott E. F. D. leben noch lang fristen, und ainer gemayner

landschaft zu gut, In rechter rayner erkenntniß seines worts, bey glückseliger regierung ganz veterlich erhalten wolle Amen,

Und bitten E. F. D. In aller unterthenigkeyt ganz demütiglich, Sie wolten uns gnediglich und zum forderlichsten vergonnen, damitt wir diese unsre confutationem In öffentlichem Druck möchten außbringen, den wier derselbigen gantz und gar Kayne scheu tragen, sondern wissen, das sie nichts anderst den die aintrechtige lehr götliches worts und der gantzen christlichen Kirchen gemayner einhelliger consensus, wie dieselbige von anfang der welt bis auff uns Kohmen ist, und wollen auch E. F. D. untertheniglich nicht verhalten, das wier berayt ohn diß unser schreiben an unsere herren und präceptores der Kirche Wittenberg und Magdeburg, In maßen sie von uns zu mehrmalen begert, überschickt haben, hoffen und zweyffeln In Kaynen wege nicht, das wier daran E. F. D. mitt nichten zu entgegnen gethan haben, sondern Ier viel mehr solch unser demütiges suchen, genediglich gefallen wirdt, die weyl wier anders damitt nichts gemeynet, den das wier Ja gern bey dem heufflein der frommen, In christlicher warhafftiger ainikeit der rechten lehr pleiben wollen, die noch In dieser betrübten zeyt, zu dem hause des herrn wie David saget, wollen gehen, und wissen fürwahr, das diese ainigkeit, wie der Köstliche balsam, der vom haubt Aarons herabfleußt, Gott wolgefellig ist, dartzu er auch seinen segen Immer und ewiglich verhaißen hatt, und derhalben treulich laisten wirdt, So viel die correctur belangendt, gnedigster fürst und herr, bitten wier E. F. D. umb Gottes willen wolte E. F. D. genediglich mitt uns zufrieden sein, den nach dem, als nicht alleine wier, bey unser großen unschuld, sondern auch die rayne lehre deß lieben Evangelii, sampt dem unschuldigen teuren blut Christi Jesu unsres heilandes, vor menniklich synd, vom gegenteil außgehandelt worden, were es wol viel ainer scherfferen antwordt werdt gewesen, umb weß willen es aber gemeßiget worden, das waiß der liebe Gott, und wier auch am allerbesten, wier haben gar ainen gewaltigen vortheil dartzu gehabt, die weyl auß Klarer schrifft, auch zum theyl auß des gegentheils aigenen argumenten, sein irrthumb öffentlich bewiesen, das wier Iem die conclusiones hetten kunden herter zu ohren ziehen, aber wier wollen sehen, was dißmal der liebe Gott geben will,

Bitten abermals E. F. D. um deß werden nahmen Christi Jesu willen, den wier wissen, das E. F. D. Ja von hertzen lieben, Sie wollen doch hören das ehlende Zagen, gantz genediglich und veterlichen behertzigen das sehnliche Seuffzen aller betrübten hertzen und armen unterthanen, die mitt so viel haißen zehren, und mitt gewundenen henden teglich gehn hiemel schreien, für Ieren hertz allerliebsten frommen landesfürsten, und wolle doch diesem Jamer ain ende machen, Es Kohmet gnedigster f. und h. die zeyt, und naht die stunde, das wier vor dem letzten gericht des allerhöchsten müssen erscheinen, Als dan sollens E. F. D. gar reichlich wiederum finden, was sie zu abschaffung solcher greulichen ergerniß, und zu rettung der ehre Gottes Ieres fromen heilandes ange-

want haben, Der vater alles trostes erfreue alle betrübten hertzen, gebe E. F. D. den trostlichen fraidigen muth, damitt sie bey dem rechten raynen licht seines wahren erkenntniß bestendiglich pleiben, demselbigen befehlen wier E. F. D. Er wolle das glimmende docht, In diesem seinen frommen Organo Je lenger und mehr durch seinen heiligen Geist anstecken und E. F. D. mitt dem gelayt seiner lieben Engel bewahren In ewigkeyt Amen In E. F. D. Stadt Kneiphoff den 1 Januarii Im 1552 Jar

E. F. D. unterthenige
gantz willige

Georgius Venediger Academiae R
Joachim Morlin D.
Petrus Hegemon D.

Beilage No. 24. S. 94 p. 492—93.

Würdiger lieber herr Doktor, wie das gemeyne sprichwort bißher gewest, das kain unglück ohne das andere, mag ich auch wol sagen, das kain Irrthumb ohne den andern, den ob ich ier, ich, und wer nuhr mehr sein mag mitt allem fleiß suchen, und trachten, damitt die dissensio möchte in ainigkeit kohmen, So lest doch der leidig satan nicht nach durch seine glieder, auch wie seine gewohnheit ist, wo man Christo ain capellen baut, So will er Iem aine gantze Kirche gepauet haben, und will euch nicht pergen, das Ich In warhafftiger erfahrung Khomb, das euer capellan Lemichen vergangen Sontags an ainem ort, da schneider, schuster, und andere handwerker gewesen, gesessen und Osiandri und Funckii lehr hart widersprochen, mitt was worten aber, ist zu erkunden von denen, so darbey gewesen, und solche wort geredt soll haben, die ainer solchen persohn, wie die so es angehöret selbst urtheilen wol anstehen, den er soll auch schentlich geschmehet haben, und unter andern gesagt, ehe er Osiandri lehr annehmen, wolt sich ehr lassen in tausend stücken reißen, wo das hien schen thut, verstehet Ier als ain verstendiger, und nimbt mich wunder, was solche leuth an solchen gemeynen orten suchen, So hat er euch auch zu erynnern, was für bedenken In euer ankunft seinet halben auch fürgefallen, und nymbt mich wunder, was sich die leuth zeyhen, ob Ich Ien wol zuvor auch erkant, In dem nicht viel fried aber ruhe, weil er aber euer caplan, und auch billich unter euer zucht und gehorsam, so ist an euch meyn gnediges begern, Ier wolt Ien zu euch fordern, und von Iem was er geredet, und wie die wort gelauthet, erforschen, und antzaigen, das Ich sie wissen wolle, mier als dan solche zu verstehen geben, damitt ich mich als dan mit gutem rath weyther was zu thun bedenken möge, und bey euern capellanen das einsehen haben, das sie sich aller unpillichkeit, und solcher gemeynen orter, damitt sie niemands ergern enthalten, den es nimbt mich nur vor Gott wunder, was solche leuth

nur fürhaben, halt gewiß dafür, das sie mitt auffrur schwanger sein, Gott der herr steure alle übel, dem ich euch auch treulich, und nach Ime, mich auch In euer gebete befehle den II. Martii etc.

Albrecht Marggraff und hertzog etc.

Dem würdigen herr Doctori Joachim Mörlin etc. zu aigner handt.

Beilage No 25. S. 54 No. 4 p. 1234—36.

Gottes gnad durch Christum, sampt unterthenigem erbieten unsers schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu vorahn, durchlauchtigster, hochgeborner gnädigster herr, Was uns E. F. D. auff unser untertheniges supplicium des druckes halben beneben der demütigen überantwortung unser confutation, wiederumb, erstlich muntlich nochmals aber schriftlich genediglich haben lassen fürtragen, haben wier untertheniglich vernohmen, die weyl aber E. F. D. unser gnedigster geliebter landesfürst uud herr ist, dem wir allen gehorsam schuldig, mit Darstreckung alles unsers vermügens, In hochster Demut von hertzen berayt syndt, nichts darynnen auff der erden außgeschieden, den allein Gottes wort, und unsere gewissen, So wissen wir uns darüber mit E. F. D. In kaine disputation einzulassen, sondern versehen uns zu E. F. D. billich dargegen wiederumb als unserm geliebten loblichen frommen landesfürsten In aller unterthenigkeit alles guthen, und zweyffel nicht E. F. D. gemüt ist dahien keynesweges gericht, das wir sampt unsern armen weib und Kleinen Kinderchen solten unverschulter sachen an unser ehr, gutem gerucht, und nahmen verletzt werden, wie berayt ohn von unserm gegenteil, unter E. F. D. nahmen In alle welt geschehen, und über unsren notwendigen gegenbericht und entschuldigung, nicht zu unser und dieser sachen notturft wahrhaftiglich fürwenden, den es vernehmen E. F. D. berayt ohn, auß der oberlendischen herrn und Theologen antwort. In was verdacht uns das öffentliche ausschreiben, bey vielen großen leuthen gebracht, deren wier etliche für unsre liebe präceptores nicht unbillich erkennen und halten,

Bitten derhalben E. F. D. umb Gottes willen In aller unterthenigkeit, sie wolten gnediglich zufrieden sein, unsere noth nicht weniger den der gegenpart zu gleichem teil behertzigen und uns mitt gnaden Ier Ia so wol als dasselbige lassen befohlen sein, uns nicht so ganz und gar in unser unschuld lassen hiennehmen, damitt nicht Gott zu greulichem Zorn beweget, welchem dan seiner armen verlassenen und ehlenden diener noth zum aller höchsten zu hertzen gehet, und ohne zweyffel mit grymmigem Zorn richten und rathen wirdt,

Es ist doch Ia das buch zu endern, In unseren henden nicht mehr, und die weyl man mitt alle dem Ienigen In den Druck eylet, was wider diese neue, schadliche schwermerey geschrieben wirdt, dem verderblichen gifft bey den armen gewissen vortzukohmen, und zu wehren, wie man vor Gott schuldig ist,

sonderlich die weil er mitt der druckerey also gar furiose sein ding fortzusetzen ohn aufhören tobet und wütet, unangesehen, das man zuvor der Kirchen Judicia erwarten, und darbey zu pleiben schuldig ist, so möchte vieleicht, wen es hier In ainen lengern vertzug gesetzt, an andern örtern, ohn unser bewußt, durch öffentlichen Druck außgebracht werden, welches wier E. F. D. hiemitt In unterthenigkeyt wollen erynnert haben, und bitten, sie wolten das gnediglich behertzigen, und besser mitt gnaden bedenken, den wier aus einfaldt thun Kunden,

Damitt aber E. F. D. unser untertheniges gemüt gleich wol vernehmen, das wier Ia derselbigen, als unserm gnedigsten, löblichen lieben landesfürst hertzlich gern zu gnedigem gefallen, so viel der handel nach gelegenheit, Immer mehr leiden will, untertheniglich wilfahren wolten, so synd wier bedacht, da es E. F. D. Ia also haben wolten, dieselbige confutationem nochmals zu dadiren, was darynnen E. F. D. gemüt, bitten wier In aller unterthenigkeyt, wolte uns dieselbe genediglich erynnern, unser gnedigster lieber herr sein und pleiben, so synd wier für E. F. D. langleben und glückselige regierung zu bitten In unterthenigkeyt berayt und willig, Datum den 13. februarii Im 1552 Jar

E. F. D. unterthenige
gantz willige

Georgius Venediger
Joachim Morlin D.
Petrus Hegemon D.

Beilage No. 26. S. 54 No. 4 p. 1237—38.

Gottes gnad und barmhertzigkeyt sampt unterthenigem erbieten unsers schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu vorahn, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, gnedigster herr, Auff E. F. D. gnediges begeren haben wier hiemitt die Dedicatoriam extram gefertiget, In tröstlicher hoffnung, das dieselbe E. F. D. genediglich gefallen werde, und synd berayt, dieselbige für die präfationem an alle christliche hertzen etc. Zuvor her Im Druck setzen zu lassen, So viel den angetzogenen locum Lutheri belangedt, wollen wier die vertzeichneten wort Im K. fol. 2 zu E. F. D. gnedigem gefallen auch heraus lassen, was die vertzaichnis unser tauffnahmen In dem tittel belanget, bitten wier In unterthenigkeyt E. F. D. wolte doch selbst genediglich bedenken, dieweyl diese confutationem Keyner aintzelnen person allein, sondern unser aller dreier zu gleich, das es sich Keynes weges schicken will, und wolle derhalben E. F. D. genediglich zufrieden seyn, das wier unsere tauffnahmen auff die dedicationem also baldt unterschreiben, wier haben das exempel vieler anderer und großer leuth In der Augspurgischen Confession, dem wier nicht unpillich volgen, wier haben auch ainen sehr schönen locum bey dem Epiphanio, den wier unter die

andern testimonia ainzubringen bedacht syndt, zweyffeln nicht E. F. D. Khan dasselbige gantz und gar nichts dagegen sein, Bitt hiemitt demütiklich E. F. D. wolte genediglich ohne lengern vertzug In die druckerey befehl thun, damitt es zum fürderlichsten werd auffgeleget, den wier E. F. D. In unterthenigkeit nicht verhalten kunden, das von Wittenberg an uns geschrieben wirdt, wo wier den Druck bey Ienen geweigert hetten, so were es also bald auffgeleget worden, und mochte vieleicht noch geschehen, wo es durch lengern vertzug alhie würde auffgehalten, daß wier E. F. D. nach notturft abermals unerynnert nicht Kunden lassen, derselbigen unterthenige dienst zu ertzaigen, synd wier schuldig, willig und berayt, gnedige antwort bittende, Datum Königsperg den 27. februarii Im 1552 Jar

E. F. D. unterthenige
gehorsame

Georgius Venetus
Joachim Morlin
Petrus Hegemon

Beilage No. 27.

S. 54 No. 4 p. 1239.

Lieber herr Doctor, Ich habe m. g. H. angeredet belangende euer büchlein, Nuhn hab ich von f. f. g. zu antwort bekohmen, das sich der Drucker beklaget, die weyl er mitt von der sach sei, deßgleichen mitt funcken buch zu thuen habe, und perayt im werck sey, brachte es Iem ainen schaden, das er darvon nachließe, und die weyl sonsten zwey Drucker vorhanden, ist f. f. g. zufrieden, das Ier euer büchlein dieselben drucken lasset, und wo Ier auch so lang vertziehen wollet, biß der Drucker mitt den gemelten büchern fertig wirdt. stehet es In euerem gefallen etc.

Christoff von Creutz
Burggraff.

Beilage No. 28.

S. 54 No. 4 p. 1242.

Gottes gnad zuvor, Lieber herr Köteritz, Ier habt euch zu erynnern, welch maßen es mier mitt dem nechsten schriftlichen abschied ergangen, den Ier uns von wegen, f. D. unsers gnedigsten fürsten und herrn zugestellt, da man ohne scheu dem drucker darfft lassen antzaigen, es were f. D. meynung gantz und gar mitt nichten nitt etc. Demnach will meyn und der andern herrn theologen notturft erfordern, sonderlich die weyl dem drucker befehl geschehen, das er sich hinfürder des halten soll, was Iem Doctor Andreas würde befehlen, das wier f. D. wider solche und dergleichen seltzames fürnehmen, Ier aigen handt haben, für zu legen, darauff wier uns zulassen. Solches werdet Ier am besten vernehmen, dem lieben Gott befohlen

Reminiscere Im 1552 Jar

Joachim Morlin D.

Beilage No. 29. S. 54 No. 4 p. 1240—41.

Gottes gnad zuvor, Ehrwürdiger, hochgelerther herr Doctor, besunder guether freundt auff eueren überschickten Zettel, will ich euch nicht bergen, das mier nicht entgegen, das Ier wahre abschrift von jüngstem abschied m. g. st. h. zusendet, und daneben klaget, was euch für beschwerunge dargegen begegnet, alß dan Ier wol erfahren werdt, ob solch abschied auß f. f. g. befehl odder von mier ohn befehl euch gegeben und ob Doctoris andreae vorgeben, wider mich, auff gutem grunde ruhet, welches Ich an seine Ort stelle, biß es verbessert wirdt etc. hette aber wol leiden mügen, er hette mich zuvor darumb ersucht, deßgleichen das mich der Drucker berichtet hette, das er mitt anderer arbeyt genugsam verhindert etc. Das der schrifftliche abschied mitt m. gst. h. vorwissen und befehl abgangen, deß bien ich ungezweyffelt, das ich aber f. f. g. wie sich der drucker bey mier angeben, nicht zuvor, ehr ich Iem den befehl eröffnet, angetzaiget, und weyttern beschied erforschet, das ist auch wahr, Khan aber bey mier noch nicht erachten, was mich zu solchen bewegen sollen, weyl der abschied so gantz klar, und nach dem dan die sachen allerseyts genau wider euch gesucht, und gestellet werden, so erfordert meyne notturft, mitt m. gst. h. untertheniglich daraus zu reden, und so bald ich entlichen bescheid erlange, euch wissen lassen, wünsche euch hiemitt von meyner geliebten Hausfrauen und meynt wegen ain selige nacht Datum eylend den 7. Martii Anno 1552

Wolff v. Köteritz.

Beilage No. 30. S. 54 No. 4 p. 1242—43.

Ehrwirdiger hochgelerther herr Doctor, besonder guther freundt, Ich schick euch den abschied wider darynnen etwas wenig addiert, und daneben m. gst. h. handschrift, daraus Ier ff. g. gemüte zu vernehmen, und ist gleich wol beschwerlich, das ich umb ander leuth eintrag willen, deß glaubens mangeln soll, den ich zuvor bey euch und den andern herrn theologen gehabt In dieser handlunge, und bey meynem gst. h. noch habe, welches ich euch ferner zu erwägen heimstelle und wünsch euch hiemitt ain selige nacht

Datum den 14. Martii Anno 1552

Wolff v. Köteritz

Das fürstliche handschreiben

Lieber codritz, aus euer schreiben versteh ich, das die theologi, den abschied wollen unterschrieben haben, nymbt mich wunder, wo der wind her bleßt, so habt Ier die zeyt her In dieser theologischen sache so viel abschied geben, die auch nicht von notten gewest, zu unterschrieben, will auch den brauch nymermehr wenigen machen, wollen sie derhalben auch nicht glauben, wais ich auch ferner nichts zu unterschreiben

Ist von Koteritz unterschrieben

accept. 14. Martii hora 4 Anno 1552

Beilage No. 31. S. 54 No. 4 p. 1239—40.

Gottes gnad zuvor, Ich hette mich versehen, meyn lieber herr Cotteritz. Es solte Ja sein, weß Ier mich, und die andern herrn theologos schrifftlich. von wegen F. D. bericht habt, Darauff wier den mitt gutem trauen uns verlassen und hadrianum nach Dantzig umb papier abgefertiget, Nuhn zaiget Doctor Andreas ahn, es sey F. D. meynung noch befehl keyneswegs, was wier daraus zunehmen, habt Ier zu bedenken, und solten wier In vergebliche umbkosten gefüret werden, habt Ier zu erachten, da es zu seiner gelegener zeyt kohmen solt, ob wirs uns nicht billich werden gegen meniglich zu beklagen haben. Bitt demnach freundlich, mich zu berichten, worbey es entlich bleiben soll, den ich bien bedacht, ohn lengern vertzug meyn buch an die ort zu verfertigen, da es zum forderlichsten wol soll gefertiget werden, daß ich euch hiemitt will erynnert haben, von F. D. wegen etc.

Beilage No. 32. S. 54 No. 4 p. 1243—44.

Die gnade Gottes sampt unterthenigem erbieten unsers schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu vorahn, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst gnedigster herr, Wier haben auff E. F. D. gnediges begern etwas In dem tittel und der dedication geändert, und aber gleichwol dieselbige nicht wollen von uns In den Druck geben, sie were den zuvor von E. F. D. widerumb besichtiget, überschicken derhalben E. F. D. dieselbige hiemitt, In aller unterthenigkeyt. die weyl dieselbige sehen, was ernst die andern außlendischen herrn theologen In diesem geschwinden handel gebrauchen, denn doch Osiander (vor der zeyt) nicht so rauhe unter augen gegangen als uns, wie wol In unser großen unschuld, so bitten wier E. F. D. wolte mitt uns nuhn mehr auch genediglich zu frieden sein und gestatten daß dermaßen unser confutationem ain mahl auch mochte heraußer Kohmen, solchs wird ohne zweyffel E. F. D. ohne zweyffel zu ehren gereichen, bey menniklich, und sind wirs In unterthenigkeit nach unserm geringen vermögen zu verdienen schuldig und willig, E. F. D. gnedige antwort bittende

Datum Im Kneiphof den 17. Mai Im 1552 Jar

E. F. D. unterthenige
gehorsame gantz willige

Joachim Morlin D.
Petrus Hegemon D.
Georgius Venetus D.

Eingelegte Zettel

Wier haben auch gnedigster fürst und herr E. F. D. in unterthenigkeit bitten lassen, damitt unserer herren und präceptorum Judicium hinden ahn

an unsere confutationem mochte gedruckt werden, was nuhn E. F. D. darynnen mitt genedigem willen gesynnet sindt, bitten wier wolt uns E. F. D. auch zum forderlichsten genediglich lassen antzaigen, damitt Ja nicht der Druck abermals auffgezogen werde

Datum ut supra.

Beilage No. 33. S. 94 p. 125—126.

Gottes gnad und frid zuvor günstiger lieber herr Doctor, Ich hab alberayt In euerer antwort, den Datum den 27. februarii befunden, diese wort und syndt berayt dieselbige für die präfationem, alle christliche hertzen zu vorher, Im Druck setzen zu lassen etc., Ich befinde aber im abschiede, des actum stehet, am tag conversionis pauli, das m. gst. vier loca in der präfation gar außzulassen oder zu erkleren begert hatt, und ob wol dargegen etwas supplicirt, so meldet doch der abschied, deß Datum den 22. februarii, da das scriptum mitt den beschwerlichen locis an frembden orten In offentlichen Druck gestattet, das ff. g. die gegenotturft widerum wolten an tag geben, darauff den euer antwort, der Datum 27. februarii obgedachts Inhalts erfolget, aber Im abschied, deß Datum 3. Martii mit stillschweigen übergangen, und auch Kayne nachlassung darynnen gethan worden, sondern allein die dedicationem zu drucken gewilliget, weil den der erste abschied gantz klar, und der ander abschied Iem die gegenotturft vorbehelt, wider die beschwerlichen loca da sie an frembden orten solten Im Druck außgehen, und euer drittes supplicium, so viel diesen punkt belanget, mitt stillschweigen übergangen, so ist der handel bey mier zweyffelhaftig, bevoraus, nach dem m. gest. H. In der dedicatione honorirt, und In der präfation stringirt wirdt, In dem, da ff. g. aufferlegt, als habe er euer beschwer nicht wollen abhelffen, Item das auch der gebetene synodus geweygert etc. da doch beyde punkt aines mehrern berichts vonnotten gehabt, der dann zu addiren begert worden, aber nichts ervolget, welches Ich euch vermelden wollen, daraus Ier zu vernehmen, welchergestalt ich den punkt der präfation auß acten befunden, und der sachen selbst zum besten müget nachdenken, damitt das principale nicht gehindert, wünsche euch hiemitt ain selige nacht, Datum eylendt meyn handt, den 19. Mai Anno 1552

Wolff von Coteritz etc.

Beilage No. 34. S. 94 p. 133.

Gottes gnade zuvor, günstiger lieber herr Doctor, was ich der präfation halben geredt, und geschrieben, ist ungefehrlicher weise geschehen, und will morgen da es möglich, m. gest. h. den Handel fürtragen, und es an mir nicht mangeln lassen,

Was ich von dem vorbehalt m. gst. h. notturft auff die beschwerliche loca etc. gemeldet, das habt Ier im § so viel anlanget etc. deß abschiedes, so am 22. Februarii geben, zu befunden, welcher generaliter redet, und hat die clausula Im K. Ieren gesonderten ort Im abschied, darvon Ier selbst meldet,

Die dedicatoriam hatt m. gst. h. durchaus, wie Ier sie Jungst überreichen lassen, zu drucken gewilliget, weil aber der präfation halben Irrungen vorfelt, stehet es bey euch, ob Ier mit der dedicatoria vertziehen wollet, biß auff die entliche antwort, so ff. g. von wegen der präfation euch werden vermelden lassen, wünsche euch hiemitt einen seligen abend

Datum den 20 Mai Anno 1552

Wolff von Coteritz etc.

Beilage No. 35. S. 54 No. 4 p. 1246—49.

Gottes gnad zuvor, Meyn lieber herr Köteritz, Es sind nun berayt, seider gestrigen empfangenes abschieds von euch. zweyerley disputationes daraus worden, Erstlich, die sache hab den verstand und vertrag gehabt, das die präfation solte sein haußen geplieben, welches In Keinem fürstlichen abschied mitt dem geringsten vermeldet wirdt, viel weniger haben wier uns desselbigen begeben, sondern gestracks mit Kleren worten dieselbige zu drucken uns gegen f. D. vorbehalten, und darauff hab ich auch euch an unser schreiben an f. D. deß dato den 27. Februarii Im 1552 Jar gewiesen

Auff solches habt Ier mier wiederumb geschrieben, und nuhn das ander dißputiert, ob uns dieselbige dermaßen zu drucken hab gepüren wollen, das wier nichts geendert, die weyl f. D. Im ersten abschied uns den 30. Januarii über antwortet, Klerlich dreyerley beschwerung daraus angetzogen, und die zu erkleren oder außzulaßen begert haben, Darauff ist meyn antwort, das f. D. nicht allein diß In der präfation zu ändern, sondern viel andere loca mehr, und In summa Osiandrum gantz und gar zu verschonen mitt allerley Ironyis, Scomatibus etc., begert haben, unangesehen, das darbey bekant worden, Er hab es zum anfang gegen uns viel geschwinder und hefftiger gemacht etc.

Aber wier haben wiederumb an f. D. untertheniglich geschrieben, und über angetzogenen punkten allenzumal, mitt derselbigen zu dißputieren uns geweigert, die correctur in universum abgeschlagen mitt untertheniger bitt, f. D. wolte unser notturft darynnen bedenken, die weyl wier (dartzu unter f. D. nahmen) so groblich Iniurirt durch offentlichen Druck in alle welt, verhofften wier doch Ja, f. D. würde uns, unser arme weib und Kleine Kinderlein nicht dermaßen lassen hiennehmen, zu dem, das diß scriptum nicht mehr In unserer gewalt, und henden were, hierauff haben f. D. Im andern abschied, den wier

den 22. Februarii empfangen, nach mancherley angetzogenen punkten (so auff vorigen anfenklichen handel und unser öffentlich ruffen wider Osiandrum um seine vorwente gehen) der hefftigen wort halben In unserm scripto ferner gar keynen befehl gethan, sondern sich derselbigen begeben mitt diesen worten, das dieselbige nicht wollen gemildert werden, müssen ff. D. an seinen ort stellen etc. und haben f. D. die gegennotturft, nicht auff die ort In der präfation, wie euer gestriges schreiben meldet, sondern nochmals auff den locum Im K. wo der nicht wolte geendet werden, und gleichwol darüber unser scriptum an frembden orten solt außgegeben werden, vorbehalten

Und da f. D. gemüt auff die präfation so gar entlich und ernstlich were gericht gewesen, worumb haben sie den Im dritten abschied (den 3. Martii uns überantwort) deren nicht gedacht, sondern allein wiederumb auff die enderung der angetzogenen wort Im K. beharlich gedrungen, der unterschreibung halben uns zwey wege fürgeschlagen, und für das begern In der dedicatoria, die unterthenige ehr erbietung und danksagung zu setzen, genediglich begert? Und also den Druck mitt gnaden nach unser gefallen bey welchen drucker wier wolten zugelaßen? So ists ain wunderlich Ding, das f. D. unsern Druck berayt aine gute zeyt unter handen gehabt, da die präfation mit Ierem tittel und großen buchstaben vorahn vertzeichnet stehet, und nuhn aller erst derhalben uns lest Ierer ersten gehabten beschwerung widerumb erynnern, da das buch schier zum ende lauffen will,

Ich sage, mein lieber herr Koteritz, es sey die prophetey darvon man auff dem land zu sagen, und mich daher zu erynnern weist, das meine frome ahitopheles betraulich sich haben hören lassen, sie wolten das buch hindern, wo es auch auff den letzten bogen kehme, So wust Ier, wie ain redlich stuck mier Aurifaber schon fürgehalten, und mochte kohmen, das ain mahl diß und anders mehr, ander leuth auch zu erfahren bekehmen, Man schendet und lestert meyn buch, lieber Gott warum hindert man es den? Jenes hatt man ohne menniglich hinderung drucken lassen, darüber schreiet und rufft die gantze Kirche, und sie darfür erkannt haben, dieses begert man, gibt zeugniß, es sey die rechte lehr, noch tregt man ein, was man Khan, damitt es gehindert werde, wier sollen von Kainer beschwerung schreiben noch Klagen, sondern die allain Imer fort und fort tragen, mitt beschmutzung unser gerucht, ehr, und guten nahmens, bei fürsten und herren (Ier verstehet mich wol) und meniklich, Aber man versucht gedult so lang, biß sie ain mahl dem Glauben ain fenster auffmacht, und lest Ien dem Teuffel sagen, das er schwarz ist, wen ers Ja nicht wissen will,

Fürstliche D. meynen fromen löblichen lieben landesfürst hab ich bey mier entschuldiget, den ich waiß wol, ff. D. tragen das arme ehlende fleisch und blut auch am halse, das sich doch Ja unter so viel hoffteufflen wie sie Daniel nennet, nicht Khan gantz und gar verwahren Gott erbarm sich ff. D. umb

seines ainigen Sohnes willen, laß das löbliche frome hertz nicht synken, sondern helff ff. D. auß diesem und allem Jammer, Amen, Amen,

Seine f. D. haben uns ohn weytter beschwerung den Druck genediglich zugesaget, deß wollen wier Keynes wegs zweyffeln, werden uns dieselbige auch genediglich steiff und fest halten Datum Im Kneiphof den 20. Maii Im 1552 Jar

Joachim Morlin Doct.

Des Tittel halben wollet Ier f. D. untertheniglich berichten, die weyl es F. D. für gut angesehen, das Osiander jedermenniglich antworte, und wier berayt ahn erfahren, an dem demütigen exempel unsrer scriptorum zu Wittenberg (darauff uns den F. D. gewiesen) was sie mit Ierer sanftmütigkeit bey den halsstarrigen Kopf erlanget, So wolle F. D. genediglich zu frieden sein, den die weyl sich Osiander nuhn mehr schon deß begeben, das er Christum und alle seine gliedmaßen mitt grober greßlicher erdichteter lügen zu lestern sich unterstanden hatt, So wollen wier auch von Iem gantz und gar ungelobet sein. Er sey mier bitter und bös, wier verhoffen zu Gott, unserm einigen getreuen hirten, er werde geben nach seiner verhaißung, das es Osiander nicht umbsonst thue, wie er ob Gott will erfahren soll, und anderst, dan noch bisher geschehen, versehen uns auch als dan In aller unterthenigkeyt zu F. D. sie werden uns nochmals In gnaden auch zu gut halten, wan wier dem befehl Gottes volgen und uns darvon nichts werden abwenden noch weysen lassen Jsa. 54 und Jerem. 50 Apoc. 18 reddite illi et duplicate duplicia.

Beilage No. 36. S. 94 p. 131–132.

Gottes gnad und frid zuvor, günstiger lieber herr Doctor, euern antwort, die gedruckte präfation, und die harten wort auffen tittel etc. belangende hab ich meym gst. h. nottürftiglich zu erkennen geben, und lassen ff. g. die ursach, darauff euere antwort sich gründet, In Ierem werdt und unwerdt beruen, Acht aber darfür, das sie wieder die abschied, darynnen ff. g. Ier entlich gemüte der präfation halben erkleret, und verwarnet, was ff. g. zu thuen bedacht, da das scriptum mitt den beschwerlichen locis an frembden orten solte Im Druk außgehen, mitt nichte erheblich sein kunden, den ob gleich ff. g. den Druck empfangen, so were dadurch ff. g. Kayne zeyt bestymbt, das Ienige zu hangendem werck widerreden zu lassen, was man so wissentlich den abschieden zu entgegen fortstellen darffen, und das derwegen an sich selbst kraftlos were, und ob Ier gleich die präfation nie begeben, so achtens doch ff. g. darfür, das auch dieselbige wider die abschiede alhie zu drucken mitt nicht gepüret, Ist derhalben nochmals ff. g. begern an euch, und die andern baide herrn, Ier wollet die präfation von euer gedruckten buch absondern, und an der dedicatoria begnüget sein, nach dem dieselbige wol der prafation stadt vortretten möge, und die präfationem

ainen unvollkommen bericht, und nur privatam defensionem In sich begreifft, und damitt Ier euch oder die verlegern nicht zu beklagen, das Ier solch begern halben schaden zu gewarten, so acht ich for meyn person, da ff. g. derwegen untertheniget angelanget, es solte an gnediger antwort nicht mangeln, die wort deß tittels verfürerisch etc. begerten ff. g. nochmals auszulassen, Wünsche euch hiermitt ain guthe nacht. Datum den 24. Mai Anno 1552

Wolff von Coteritz etc.

Beilage No. 37. S. 54 No. 4 p. 1273—74.

Gottes gnad sampt unterthenigem erbieten meynes schuldigen gehorsams und fleißigen gebets zu vorahn, Durchlauchtigster, hochgeborner fürst, gnedigster herr, Auff E. F. D. gnediges begeren durch Ieren Secretarium, überschick ich derselbigen warhafftige copien Ieres schreiben an mich und Aurifabrum, und ist in dem ersten colloqio den 13. Februar anno 1551 von den herrn theologis begert worden, das E. F. D. zu solchem werk mehr personen, und ordentliche iudices wolten verordnen, damitt Ierer und der sachen notturft, und was verhandelt würde desser glaubwürdiger mechte an E. F. D. gebracht werden, welches Ich E. F. D. untertheniglich auff Ier begeren, also angetzaiget, dieselbige hiemitt dem almechtigen befehlende, der wolle E. F. D. in langwiriger gesundheit und friedlicher glückseliger regierung gnediglichen bewahren Amen Im Kneiphof den 10. Dezembris Im 1552 Jar

E. F. D. gehorsamer
gantz untertheniger

Joachim Mörlin D.

Beilage No. 38. S. 54 No. 4 p. 1274—76.

Gottes gnad zuvorn, Lieber herr Secretarius, Auff euer anbringen an mich von wegen F. D. gestern den 12. Dezembris, verschienen, wollet Ier meynem gnedigsten herrn in unterthenigkeit antzeigen, So viel erstlich F. D. handschreiben an mich belangedt, das ich dasselbige solte von mir geben, haben F. D. auß hohem fürstlichen verstandt, gar wol abtzunehmen, das mier dasselbige nicht unbillich ain großen nachdenken macht, und gar Keynes wegs will zu rathen sein, nicht allein meyner privat person halben, sondern am allermeisten von wegen meines ampts, und darneben meynes armen weibs, und unertzogenen Kleinen Kinderlein, zu deren notturft ich auch alle dieselbigen, an die ort zu verwahren geschickt, da ichs in eyl nicht Khan zu mier bringen, Bien derhalben der unterthenigen zuversicht, meyn gnedigster fürst und herr werde meyner mitt solcher anforderung, In gnaden hinfürder, wie christlich und billich verschonen und mitt der glaubwirdigen copien genediglich zu frieden sein,

Deß ersten colloquii halben, hab ich F. D. so viel ich mich itzund zu erynnern hab, des fürnembsten handels darynnen bericht gethan, Darauff hab ich dieselbige zeyt den herrn theologis so wol als Osiandro etliche propositiones überreicht auffs künftige colloquium, welche sie (als sich dan Osiander damals stellete) zu allem thail angenohmen, und synd darüber von dem Ieremia ca. 23 und 33 zureden worden, und deß ainig gewesen, das besser tranfferirt were deus iustitia den Dominus iustificator noster, und wahr Osiander die zeyt haimlich und sanftmütig, das ich auch sagete, er hette sich selbst überwunden, wie ich nuhn In frolicher sehr tröstlicher guther hoffnung stund, es were zu allem thail ainerley meynung, Sagete Staphilus, nein,

Also ward damals der abschied gemacht, und beschlossen, die herren theologen solten schriftlich ain bringen, was sie dan In Osiandri lehr, nochmals straffeten, hiergegen solten als dan Osiander sein richtige antwort auch stellen,

Darauff volgeten die antilogiae, darynnen die herren theologi Osiandro wiesen, wie Lutherus fürnemlich (deß er sich fast rhümete) seine lehr straffete, welche antilogias ich dem Osiandro auff F. D. befehl (nach überreichter recusation der herren theologen) gefordert, aber nicht bekohmen,

Was er darauff für ain antwort gestellet, darum überschick ich hiemitt F. D. meynem gnedigsten herren wahrhaftige copiam mitt A vertzaichnet, Die weyl aber Osiander (wie auch zuvorn) wieder fürstliche mandata mitt dem drucken und außruffen auff der Cantzel fortfuer, überreichten mier die herrn theologi deßhalb Iere gravamina, mitt B vertzaichnet, und entlich die weyl Inen meyne vertrostung, das Osiander sollte still sein, nicht gehalten, übergaben sie mier den 6. Aprilis Ier recusationem, so ich F. D. den 10. Aprilis hab lassen zustellen, die sie auch bey Ieren handen behalten,

So viel hab ich mich Lieber herr Sekretarius von der handlung dißmal zu erynnern, welches Ier F. D. In unterthenigkeit wolt antzaigen mit demütigem erbieten meynes schuldigen gepürlichen gehorsams In unterthenigkeyt, Euch und alle die euren hiemitt dem lieben Gott befehlende, Im Kneiphof den 13. Dezembris Im 1552 Jar.

Joachim Mörlin D.

Beilage No. 39. S. 54 No. 4 S. 1119.

Rath zu rether fein
Was mag das fuer ein handel sein?

Es ist ein großmechtiger König, dem wechst ain sumpf In seinem landt, der mit schlam und allerley unrainigkeit gar versunken ist, Er stürtzt sein gulden stuck, streicht die arm auff, steiget selbst in den pfuel, Rainiget Ien aigner person mitt saurem Kummer und großer arbeyt, Leget ainen grund von smaragd und allerley edelem gestein und bawet aine treffliche schone stadt

dahien, die helt er lieb und werdt, böse leuth auß seinen aignen unterthanen stecken ihm die Stadt durch anregen seines feinds mit ainem schedlichem fewer ahn, bringen dasselbige ein wo und wie sie kunden, den wechtern wird das ruffen und stürmen, den bürgern und einwohnern das leschen ver botten, unter dem schein. Man lest all seuberlich den Rath fordern, von hauß zu hauße, das er mitt guther mußen auffain bestymte Zeyt zusamen Khome, berath und bedenke, ob man die brunst leschen soll oder nicht, unterdeß warnet man aber auch die leuth vor aines erbarn Rats bedenken, wo es dem fewer zu schließen wolte, das man bey leibe nicht folge, sondern den Rath für verreter halte, darumb da auch der Rath mit volbedachtem grund schon mandieret ohne vertzug dem feuer zu wehren, treibt man dasselbige gleich wol nicht allain ferner fort, sondern berufft beide den Rath und gemelte wechter für schelmen und bösewicht,

Rath nun zu frommer man,
Was das für ain handel sein Khan,
Rat zu und faele nicht
Dan du must für des Königs Gericht.

Verzeichnis der Beilagen.

1	Albrecht an Mörlin	9. Martii 1551.
2	Mörlin an Albrecht	o. D.
3	Mörlin an Albrecht	Judica 1551.
4	Albrecht an Mörlin	o. D.
5	Albrecht an Mörlin	o. D.
6	Albrecht an Mörlin	Judica 1551.
7	Albrecht an Mörlin und Osiander . . .	Neuhaus 9. April 1551.
8	Albrecht an Mörlin	Neuhaus 30. April 1551.
9	Gebet Albrechts.	
10	Albrecht an Mörlin	Neuhaus 1. Mai 1551.
11	Mörlin an Albrecht	Kneiphof 2. Mai 1551.
12	Albrecht an Mörlin	o. D.
13	Albrecht an Mörlin	o. D.
14	Mörlin an Albrecht	Kneiphof 9. Juni 1551.
15	Mörlin an Albrecht	15. Juni 1551.
16	Albrecht an Mörlin	Königsberg 23. Juni 1551.
17	Mörlin an Albrecht	Kneiphof 26. Juni 1551.
18	Mörlin an Albrecht	Kneiphof Dominica 2. Trinit. 1551.
19	Albrecht an Mörlin	Neuhaus 18. Juli 1551.
20	Mörlin an Albrecht	20. Juli 1551.

21	Mörlin an Albrecht	Königsberg 5. Oktober 1551.
22	Mörlin an Albrecht	Kneiphof 8. Oktober 1551.
23	Venediger, Mörlin, Hegemon an Albrecht	Kneiphof 1. Januar 1552.
24	Albrecht an Mörlin	2. Martii.
25	Venediger, Mörlin, Hegemon an Albrecht	13. Februar 1552.
26	Venediger, Mörlin, Hegemon an Albrecht	Königsberg 27. Februar 1552.
27	Christoph von Kreutz an Mörlin . . .	o. D.
28	Mörlin an Köteritz	Reminiscere 1552.
29	Köteritz an Mörlin	7. Martii 1552.
30	Köteritz an Mörlin	14. Martii 1552.
31	Mörlin an Köteritz	o. D.
32	Venediger, Mörlin, Hegemon an Albrecht	Kneiphof 17. Mai 1552.
33	Köteritz an Mörlin	19. Mai 1552.
34	Köteritz an Mörlin	20. Mai 1552.
35	Mörlin an Köteritz	Kneiphof 20. Mai 1552.
36	Köteritz an Mörlin	24. Mai 1552.
37	Mörlin an Albrecht	Kneiphof 10. Dezember 1552.
38	Mörlin an Albrechts Sekretär	Kneiphof 13. Dezember 1552.
39	Rätsel.	

Otto von Guericke als Astronom und Meteorologe.

Eine Studie
für Geschichte der coppernikanischen Weltanschauung

von

Max Jacobi.

Es kann hier nicht der Ort sein, das Leben dieses bedeutenden Staatsmannes und Gelehrten nochmal breitzutreten. Ohnehin wird die bevorstehende 300. Wiederkehr des Geburtstages Guericke's mehr oder weniger erbauliche Lebensbilder auf den Seciertisch der Kritik werfen[1]). Auch seine mit schier erblicher Einseitigkeit allein hervorgehobenen Leistungen in der

---

1) Wir möchten indessen nochmals darauf hinweisen, daß bisher die Grabstätte unseres am 16. Januar 1686 bei seinem ältesten Sohne in Hamburg verstorbenen Physikers unauffindbar geblieben ist.

Laut einer gütigen Privat-Mitteilung des Herrn Stadtarchivars Dr. Neubauer-Magdeburg vertritt sogar Dr. Dittmar, weil. Stadtarchivar dortselbst, die Ansicht, Guericke sei wahrscheinlich auf dem Friedhofe zu Ottensen beerdigt. Ueber die schwankenden Angaben der maßgebenden Autoren schreibt uns Herr Dr. Neubauer:

„Erstaunlich ist die Unsicherheit darum nicht, weil zur Zeit des Todes „Krieg und epidemische Krankheit herrschte, weil O. v. G. sich mit der Stadt „überworfen hatte und die hiesige Nikolaikirche [in der sein Grab sich nach „einigen Chroniken befinden soll] inzwischen zum Zeughaus eingerichtet ist."

Aus der sehr reichhaltigen Litteratur sei erwähnt:

A. Heller: Geschichte der Physik Bd. II. p. 113 f. (mit guten Quellenangaben). Hoffmann: „Otto von Guericke", Magdeburg 1874 (mehr den Staatsmann behandelnd). Poggendorf: Geschichte der Physik 1879. Rosenberger: Geschichte der Physik II 145 ff. Friedr. Dies: „Otto von Guericke und sein Verdienst", Magdeburg 1862 (sehr mäßig); Zur Geschichte der Luft-

Aërostatik möchten wir mit einigen Litteratur-Nachweisen übergehen; wir haben es hier allein zu thun mit dem Astronomen Otto von Guericke, dem kühnen Verfechter der coppernikanischen Lehre in einer überall stark „angeschwärzten“ Zeit.[1]

Im protestantischen Norden docierten in der Astronomie beschränkte Theologen, die nach einem großen Vorbilde eiferten gegen „alle Narren, so die Kunst Astronomiam verkehren wollten“. Im Süden machte das päpstliche Verdammungsurteil ein freies Bekennen der coppernikanischen Lehre unmöglich, obwohl hier sich der künstliche Damm porös genug erwies, um die weltumstürzenden Ideen des Frauenburgers und des Pisaners langsam aber stetig durchsickern zu lassen;[2] das orthodox-lutherische Württemberg hatte dann freilich noch seine „Tübinger Schule“, die sich durch ihr vernunftwidriges Betragen gegen Kepler einen Ehrenplatz in der Lachkammer der Kulturgeschichte verschafft hat.[3]

pumpe cf. Gehler, Phys. Wörterbuch I. Gerland in den „Acta Leopoldina“ 1882. [Authenticität der Guerickeschen Luftpumpe im Berliner phys. Institut.] Fr. Dannemann: Grundriß der Naturwiss. I und dessen leider recht einseitiger Auszug aus Guericke's Werk in Ostwald's Klassikern. G. Berthold in Annalen für Physik und Chemie 1883 (nicht sehr wertvolle Polemik über die Entstehungszeit der ersten Luftpumpe). E. Fischer: Geschichte der Physik Bd. II (veraltet). Eine recht brauchbare Geschichte der Guerickeschen Versuche in der Aërostatik liefert Caspar Schott's „de Arte Mechanica“ 1657. — Nach einer nur halbwegs genügenden Erwähnung seiner kosmischen Ideen sieht man sich vergebens um!

1) Von größerer Wichtigkeit wäre eine vergleichende Studie über die naturwissenschaftlichen Leistungen Guericke's und des genialen Leonardo da Vinci, dessen Manuskripte auch eine Fülle der feinsinnigsten Bemerkungen zur Aërostatik bergen.

2) Hier denke man nur an Giovanni Alfonso Borelli und seinen Anhang in der Florentiner „Accademia del Cimento“. Uebrigens sind die Schriften Borelli's auch für die Geschichte der Medizin von weitgehendem Interesse.

3) Ueber die tragikomische Rolle der Tübinger im Kalenderstreite sei ein Hinweis auf des Verfassers Traktat „Aus den Sturm- und Drangjahren des Kalenders“ in der Hallenser Zeitschr. f. Naturw. f. H. 1902 gestattet; zu den Litteratur-Angaben l. c. ergänze man diejenigen von Houzeau-Lancaster: „Bibliogr. de l'astron.“ unter Kalenderographie.

Dann kamen die „redlichen Wanderer der Mittelstraße“ à la Erhard Weigel[1]) die es dem maßgebenden Urteil des Lesers überließen, das unfehlbarste Weltsystem zu wählen.

Trotzdem es nun von außergewöhnlichem Mute und bemerkenswerter Unabhängigkeit zeigt, gegen die Zeitströmung in schwerwiegenden kosmologischen Fragen aufzutreten, haben die Historiker bisher es für vorteilhafter gehalten, kleine Brocken zur weiteren Verherrlichung der aërostatischen Ideen Guericke's mühsam aufzustapeln, als seine Bedeutung in der Geschichte der coppernikanischen Weltanschauung festzulegen. Bildungsphiliströser Kleinigkeitssinn zieht es stets vor, den Schlamm nach winzigen Goldstäubchen zu durchwühlen, als die am Boden ruhenden Edelsteine sorgfältig zu sammeln!

In dem einzigen, dafür aber epochemachenden Werke Guericke's, den „Experimenta nova: ut vocantur Magdeburgica“ (Amstelodami 1672)[2]) besprechen das 1., 5., 6. und 7. Buch

1) Erhard Weigel (1625—1699), Professor zu Jena ist leider nur einseitig aus seiner „Sphaerica Euclidea“ Jenae 1688 bekannt, wo er die Weltsysteme als „Neutraler“ aufzählt und sich endlich einem Drexler, Julius Schiller etc. durch Beifügung eines neuen Sternenhimmels mit „heraldischen“ Sternennamen „würdig“ anschließt. — Wir verdanken eine wesentlich verschiedene Auffassung seines Wirkens der trefflichen Biographie Dr. Bartholomaei's in dem 13. Bande der Schloemilch'schen Zeitschr. f. Math. und Phys. und derjenigen von Edm. Spiess, Leipzig 1881. War Erhard Weigel auch ein schlechter Astronom, besaß er auch eine stark byzantinisch gefärbte Loyalität, welche die Herrscherwappen selbst am Himmelzelte verewigen wollte, so haben wir ihn doch als einen recht geschickten Mechaniker von oft divinatorischer Beobachtungsgabe zu feiern. Daß sein „automatischer Aufzug“, seine „Schnellpresse“, seine ganz im modernen Sinne vorgetragene Theorie der Wasserleitung vergessen sind oder doch in staubbedeckten Folianten einer fröhlichen Auferstehung harren, ist gleichfalls kein Ehrenbeweis für die Historiographie der Naturwissenschaften in früheren Zeiten. Freilich möchte es leichter sein, auf den Verfasser der Sphaerica zu schimpfen! — Ueber den Astronomen Weigel sei verwiesen auf unseren demnächst erscheinenden Traktat in den „Mitteilg. d. V. f. Gesch. der Naturw.“

2) Als Beitrag zur Kulturgeschichte der damaligen Zeit sei erwähnt, daß Guericke für das Werk von seinem Verleger Janssen das kolossale Honorar von — 12 Freiexemplaren erhielt! — Aus einer Nebenbemerkung geht hervor, daß Guericke sein Werk am 14. März 1663 beendet hat.

kosmologische und meteorologische Fragen. Der geniale Magdeburger tritt an die Erforschung des Weltalls als eifriger Vertreter der rein empirischen Methode. In der „praefatio ad Lectorem" heißt es ausdrücklich, daß jede Wissenschaft nur auf experimentellem Wege zu pflegen wäre.[1]) Nun stellt man die Frage, wie sich unser Autor zu den Differenzenz wischen experimentellem Wissen und streng religiösem Glauben verhält. Eine bezeichnende Antwort findet sich in Buch VI: „Scriptura quidem via ad salutem, non vera ad mathematica".[2])

So beschäftigt sich das erste Buch vornehmlich mit der Widerlegung theologischer Bedenken gegen das coppernikanische Weltsystem.

Guericke geht in seiner stark rationalistisch angehauchten Theologie soweit, den berühmten „Sonnenstillstand" im Buch Josua (cap. X) für eine subjektive Täuschung Josua's zu erklären![3]) Das ptolemäische Weltsystem mit seiner verderbten Epicyclentheorie wird für abgethan erklärt; schärferer Spott trifft das zweideutige tychonische Weltsystem, gegen das im Kapitel IX eine Menge von Einwänden — speziell die seltsame Verquickung von Mars und Sonnenbahn — geltend gemacht wird.

Auch das cusanische Weltsystem mit der rotierenden Erde im Weltmittelpunkt wird als absurd zurückgewiesen[4]).

---

1) Freilich besitzt G. hierin einen Vorgänger in Roger Baco.

2) Im Jahre 1691 erschien freilich „Scriptura sacra Copern. . . ." von Zimmermann, die sich bemühte, die Richtigkeit des coppernikan. Systems an Hand der Bibel zu beweisen. cf. Montucla: Hist. des Mathem. II. 300. Aehnliche Zwecke verfolgte Peter Megelin's Systema mundi Copern. argum. indict. . . . Theologiae. Amstelodami 1682 und viele andere Werke.

3) Die betreffende Bibelstelle lautet: „Sonne, stehe still im Thale Gideon und Mond, im Thale Ajalon." Die kühne Behauptung Guerickes mundet jedenfalls besser als die waschlappige Ausrede der ersten Coppernikaner, welche meinten, daß die Sonne eben seit damals stillstände. — Als unentwegte Coppernikaner zitiert Guericke u. a.: Galilei, Kepler, Petrus und Jacobus Lansbergius, Daniel Lipstorpius, David Fegelich etc.

4) cf. über Nicolaus v. Cusa unsern Traktat im 3. und 4. Doppelheft dieses Jahrg. Zu den dort angeführten Litteraturangaben füge man hinzu: Otto Willmann: Geschichte des Idealismus. Bd. III. 1897.

Näheres über die Erdbewegungen erfahren wir dann im fünften Buche.

Als sinnlicher Beweis für die Erdrotation wird seltsamerweise auch das Sternfunkeln erwähnt, weil der Lichtstrahl durch die rotierende Erde „verwirrt“ würde. Ein zweiter sinnlicher Beweis soll in den beständigen Ost-Westwinden im Tropenkreise liegen (.. „quod vero in hoc nostro climate non adeo sensibiliter percipitur, quia circumgyratio terrae non ita celeriter fit quam sub Aequatre seu intra Tropicos“ Cap. 15). Diese Ost-Westwinde sollen auch Columbus den Weg nach der Nova terra gewiesen haben. Hier tritt uns zum ersten Male — wenn auch in falscher Form — ein meteorologisches Problem als Beweis der Erdrotation entgegen.

Ueber die „latio“ der Erde um die Sonne werden sorgfältige Daten (große Achse der Erdbahn etc.) nach Keplers Vorbild gegeben. Im Kap. 16 des 6. Buches wird dann über das päpstliche Verdammungsurteil des coppernikanischen Weltsystems vom Jahre 1616 geklagt. Hier findet sich auch der ganz modern klingende Satz:

„Differentia est inter credère et scire. Quid enim me jubes credere, si possum scire?“ — Dabei hat unser Autor ein sehr gottesfürchtiges Gemüt, ist äußerst bibelfest und auch nicht frei von den mystisch-theosophischen Spekulationen des Giordano Brunoschen Zeitalters[1]).

Mit harten Worten zieht Guericke gegen Pater Ricciolus[2]) und seine Anhänger zu Felde, welche zugunsten des Inquisitions-

1) Die Bedeutung der Brunoschen Phantasie wird infolge seines traurigen Schicksals gewöhnlich stark überschätzt. Nebenbei sei erwähnt, daß Bruno's Vorname eigentlich „Filippo“ ist. Erst im Noviziat nannte er sich Giordano cf. u. a. H. Brunhofer. G. Bruno's Weltanschauung, Leipzig 1882, 8⁰. Bruno's vermeintliche Satire gegen die römische Kirche „Lo Spaccio della bestia trionfante“ (Paris 1589) erschien deutsch von Ludw. Kuhlenbeck; Leipzig 1889.

2) Joh. Bapt. Ricciolus S. J. (1588/1671), ein Italiener, schrieb u. a. „argumentum physico mathematicum contra motum terrae diurnum“ (Venedig 1669), nachdem seine bekanntgewordenen freieren Ansichten ihm die Miß-

befehls ihrer Ueberzeugung Gewalt anthaten und ein „Systema semi-Tychonicum" lehrten.

Die Präcession-Bewegung ist nicht den Gestirnen, sondern der Erde zuzuschreiben. . . . „Ex quibus itaque omnibus satisapparet, quod Systema Terrae motu solidissimis statuminetur fundamentis mathematicis".

Die Sternscintillation giebt dem Autor fernerhin Anlaß, im Lib. VII eine Rotation der Fixsterne zu postulieren und scharf gegen die Aristoteliker seiner Zeit vorzugehen. Das Experiment mit dem fallenden Steine — damals bekanntlich in falscher Auslegung als Widersacher des coppernikanischen Systems aufgeführt — erklärt Guericke als nichtig, weil sich die Lufthülle mit der Erde fortbewegt und so alles in einem Körper vorgeht. Nur am Aequator und den Wendekreisen bleibt die Erde etwas zurück (cf. Lib. IV pag. 166 ff.). Die Quelle aller Umdrehungen der gesamten Planetenwelt ist in der Sonne zu suchen (lib. VI cap. VI).

Es heißt von der Tagesgöttin: „virtutes suas in circumstans spatium longe latèque circumfundit". Die Anziehungskraft der Sonne, welche vornehmlich leichtere Luftteile der Erde trifft, verursacht so die Protuberanzen. Können wir in dem indirekten Postulat einer universellen Anziehungskraft Guericke als bescheidenen Vorläufer Isaac Newton's feiern, so wird unsere Stimmung freilich getrübt durch einen Zusatz des Autors, welcher nach aristotelischer Verdrehtheit — die Anziehungskraft der Sonne aus ihrer feurigen Natur ableitet.[1]) Recht bemerkenswert ist eine Notiz im Cap. XI desselben Buches, welche die Novae

---

billigung der Kirche eingetragen hatten. cf. Joecher's Lexicon III; Zedler 31, Barotti in Memorie istoriche de 'letterari ferraresi tom. II. Guericke's Bemängelungen sind wohl auf die Lekture des Ricciolischen „Almagestum Novum" (1651) zurückzuführen, in dem nur der Sammelfleiß des Autors seine Zaghaftigkeit bei der Kritik der Weltsysteme entschuldigen kann. cf. R. Wolf: Gesch. d. Astron. (1878).

1) Merkwürdig ist es immerhin, daß auch der unglückliche Hofpoet Ludwig XIV., Cyrano de Bergerac, 1619/55, in seiner zu wenig gewürdigten „Reise zum Monde" derselben Ansicht huldigt.

stellae durch Abschleuderung von Massenteilchen rotirender Planeten entstehen läßt.

Gehen wir auf die Guerickesche Special-Beschreibung unseres Sonnensystems näher ein, so können wir mit Freuden feststellen, daß er die gesamte Litteratur über die Sonnenflecken — soweit sie zu seiner Zeit vorhanden war, also Scheiner und seine Schule[1]) — beherrscht und kritisch verwertet. Das Problem der Vergrößerung von Sonne und Mond am Horizont führt der Magdeburger Physiker in breiter Darstellung (lib. III pag. 162 ff.) auf Refractions-Erscheinungen zurück. „Et quia aër quanto humilior, seu terrae propinquior tanto compressior, quanto autem compressior, tanto copiosior est, consequenter astra quae horizontaliter per longè maiorem copiam adspiciuntur, longè autem maiora apparent." Guericke weist dann auf die Unsicherheit der tychonischen Refractionstafeln hin.

Das System der Jupitermonde wird nach Galilei's Dialogo ausführlich geschildert und gleichzeitig erwähnt, daß der Jesuit Antoine-Marie de Rheita[2]) einen fünften Mond erblickt haben will. Auch der Venus legt Guericke — aber mit Vorbehalt — nach den Angaben des Franciscus Fontana[3]) 2 Monde bei. Zwischen Merkur und der Sonne vermutet G. noch mehrere Planeten.

---

1) Ueber Christoph Scheiner vergl. — neben der Braunmühlschen Biographie — die treffliche Studie P. Schreiber's in „Natur und Offenb." 1902 und unsere Rezension hierzu in den „Mitteil. des Vereins für Gesch. der Naturw." (red. Kahlbaum und Sudhoff).

2) Rheita's Schrift „novem stellae circa Jovem visae..." Lovanni 1643, kennt gar neun Juppitermonde etc. Nebenher die Bemerkung, daß Rheita — seinem Stande nach Kapuzinermönch — bekannter unter dem lateinisierten Namen „Schyrlaeus" geworden ist.

3) Franciscus Fontana hat bekanntlich in seinen „Novae terrestrium et caelest. observ. die Priorität der Erfindung des astronomischen Fernrohres und des Mikroskopes gegenüber Galilei behauptet. cf. über ihn: Montucla: Hist. des Mathém. II p. 235 f. und Colangelo: Storia dei filosofi e dei Mathemat. Napolit. Napoli 1833; Heller's „Geschichte der Physik" schweigt sich wieder einmal aus!

Was der Magdeburger zur Physik des Mondes beiträgt, ist freilich nicht ganz neu: Der Mond kehrt der Erde stets dieselbe Seite zu (worin G. merkwürdigerweise den Grund zu seiner physikalischen Verschiedenheit von der Erde erblickt, lib. VI, 25) und hat Gebirge, Ebenen, aber auch Meere, — für welche Guericke die Mondflecken hält. Dies ist um so seltsamer, als unser Autor im Besitze eines vorzüglichen Fernrohrs war, das ihm ein Dr. Johannes Philippus überwies.

Entschiedenes Lob verdient aber Guericke dafür, daß er die Absurdität aller Phantasieen über Mond- oder Planetenbewohner nachwies. Ob auf dem Monde Geschöpfe existieren, das können wir nicht nachweisen; sind sie aber vorhanden, so sind sie „omnino et longe viliora remotaque ab omni Nostra imaginatione" (l. c. 23). Auf Planeten können nur Geschöpfe weilen, die den jeweiligen physikalischen Bedingungen entsprechen.

Daß Guericke fernerhin die antik-astrologische Fabel vertritt, vom Monde ströme Kälte auf die Erde herab (welche übrigens auch heute noch in den Köpfen moderner „Wetterpropheten" herumspukt[1]) ist um so verwunderlicher, als er gegen die Ausbeutung des Publikums durch Wetterlehrer und Kalendermacher scharf vorgeht. — Was unser Autor zur Physik der Erde sagt, zeigt ihn freilich noch sehr befangen in dem geognostischen Unsinn seiner Zeit,[2]) — was vielleicht besonders seine Vorliebe für den vielbelesenen, aber auch sehr phantasievollen Pater Athanasius Kircher[3]) verschuldet hat.

---

1) cf. Siegm. Guenther: Der Einfluß der Himmelskörper auf die Witterungsverhältnisse. Nürnberg 1876 und den Traktat des Verfassers im 2. Septemberhefte des „Weltalls" 1902.

2) Indessen soll anerkannt werden, daß G. auf die Wichtigkeit faunischer Ueberreste zur Erklärung der Erdgeschichte mehrfach hinweist.

3) Dem Wirken und der kulturellen Bedeutung des Pater Athanasius Kircher ist man gleichfalls noch nicht gerecht geworden. Auch dort müssen „erblich belastete" Redensarten intensive Spezialstudien ersetzen. cf. unseren allerdings recht bescheiden gehaltenen Artikel über A. K. im „Weltall" 1902.

Die Erde ist lebend und wächst; daher die Anschwellung um den Aequator, welche die Präcession verursacht. Im Innern der Erde leben die auf ihr selbst ausgestorbenen Tiergattungen. Als Beweis hierfür wird die Ausgrabung eines — Einhorns bei Quedlinburg im Jahre 1652 erwähnt. Daß der Wirbelwind in Erdhöhlen erzeugt wird, erfahren wir freilich schon in den „Meteorologica" des Aristoteles. Die Erde strömt für Guericke — wohl als lebendiges Wesen — einen „odeur" aus, den man schon auf dem Monde riechen müsste!

Besser munden uns die seinem speziellen Arbeitsgebiete näherliegenden Exkurse über die Atmosphäre. Guericke teilt die Luft in 3 × 3 Schichten, deren höchste er $^{1000}/_{1000}$ km (milliaria, d. h. röm. Kilometer) über der Erde annimmt. In der zweiten Schicht von der Erde aus gehen die Dämmerungserscheinungen vor sich, in der höchsten müssen wir den Entstehungsort der Kometenschwänze erblicken „quae nihil aliud quam refractiones radiorum Solarium in hac aura sunt" — eine sehr bemerkenswerte Ansicht, die unser Autor in seinen Briefen an Stanislaus Lubienitzky über die Kometenfrage weiter vertritt.

Besonders wertvolle Bemerkungen werden über atmosphärische Veränderungen in Gebirgsgegenden angestellt, wozu die Beobachtungen David Frölichs in der im Originaltext reproduzierten Schilderung der Besteigung der „Hohen Tatra" sorgfältig ausgenutzt werden[1]).

Daß Guericke hierbei die Kälte auf den Berghöhen nicht nur von der relativen Höhe, sondern auch von der physischen Beschaffenheit des Gebirges abhängen lässt, ist jedenfalls eine glückliche Vermutung.

Ein tieferes Eingehen auf die Atmosphärologie bei Guericke können wir uns hier ersparen, da seine Verdienste in dieser Hinsicht längst gewürdigt sind.

---

1) cf. unsere freie Uebersetzung des betreffenden Kapitels in Nummer 864 der „Köln. Volkszeitung" 1902.



Der Autor schliesst sein Standard-Werk mit dem frommen Wunsche:

Interea sit et maneat Deo Patri et Filio et Spiritui Sancto, Triuni Deo, Creatori und Conservatori omnium rerum Imperium Honor et Gloria in aeterna saecula!

Hoffentlich trägt vorstehende kleine Skizze dazu bei, dem Magdeburger Staatsmann und Physiker auch in der Geschichte des coppernikanischen Weltsystems den Ehrenplatz zu sichern, welchen er als Begründer der Aërostatik in der Physik der Atmosphäre seit Jahrhunderten einnimmt.

Kant's Briefwechsel.

Band III. 1795—1803. Nachträge und Anhang.[1])

Von

Otto Schöndörffer.

Fast zwei Jahre hat der dritte Band von Kants Briefwechsel auf sich warten lassen. Er ist aber dafür auch desto reichhaltiger geworden, denn er bringt außer den Briefen von und an Kant aus den Jahren 1795—1803, einzelnen undatierten Briefen und einem Nachtrage noch sechs andere Abteilungen, nämlich: 1. öffentliche Erklärungen, 2. handschriftliche Erklärungen, 3. Denkverse zu Ehren verstorbener Kollegen, 4. Gedichte, Kant gewidmet von seinen Zuhörern, 5. Stammbuchverse und 6. den amtlichen Schriftverkehr (Auswahl). Manches davon war bisher noch ganz unbekannt.

Auffallend und merkwürdig ist nur, daß von dem amtlichen Schriftverkehr eine Auswahl geboten ist. Die Königliche Akademie der Wissenschaften wollte doch nach ihrer Ankündigung „eine vollständige kritische Ausgabe der Werke Kants (mit Einschluß der Briefe) veranstalten". Weshalb also ist hier nur eine Auswahl gegeben? — Herr Dr. R. Reicke, den ich nach der Ursache hiervon fragte, teilte mir mit, daß dieses auf Bestimmung der Leitung der Ausgabe geschehen sei und daß diese folgende Gründe dafür angegeben habe.

1) Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften Bd. XII. Zweite Abteilung: Briefwechsel. Dritter Band. Berlin. Georg Reimer 1902. — Preis 9 Mk. Gebunden 11 Mk.

Erstens: je mehr man von dem Werte einiger Stücke (die der dritte Band enthält), überzeugt sei, desto mehr scheine es notwendig, dieselben nicht durch eine zu große Fülle nicht so bedeutsamer Mitteilungen in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen. Es bestehe die Gefahr, daß der Leser überdrüssig werde bei der Lektüre solcher Stücke und nicht zum genauen Studium der wertvollen Mitteilungen komme.

Also aus ästhetischen Gründen, — wenn dieser Ausdruck hier nicht zu viel besagt — um „die Wirkung der wertvollen Stücke durch eine allzugroße Fülle nicht so bedeutsamer Mitteilungen nicht zu beeinträchtigen“, will die Königliche Akademie der Wissenschaften nicht das Ganze bringen, sondern nur eine Auswahl geben! Und aus Rücksicht für das Publikum, „damit der Leser nicht überdrüssig werde und so vielleicht nicht zum genauen Studium der wertvollen Mitteilungen“ käme! Wollte doch dieselbe Kantkommission im vorigen Bande eine Stelle aus einem Briefe Plessings an Kant unterdrücken, weil sie das Schamgefühl des Publikums verletzen könnte! — Aber sind das überhaupt Gesichtspunkte, die bei einer wissenschaftlichen Ausgabe irgendwo und irgendwann auch nur im entferntesten Berücksichtigung verdienen? Dann könnte man sich ja bei den Ausgaben der Königlichen Akademie auf mancherlei Dinge gefaßt machen! Wichtiger als die Rücksicht auf das Publikum könnte einem anderen, als dem jetzigen Leiter der Kantkommission, vielleicht die Rücksicht auf hochstehende Persönlichkeiten, auf herrschende Ansichten u. s. w. sein. Heraus dann mit allem, was diesen widerspricht!

Ein anderer Grund sei folgender gewesen: Selbst die inhaltlich unbedeutendsten Briefe richteten sich an Kant als Person, als Privatmann und dürften damit ein Recht auf Mitteilung beanspruchen. Stelle man diese Frage dagegen an die amtliche Thätigkeit, so zeige sich, daß Kant in der Mehrzahl der Fälle uns hier nur in seiner Eigenschaft als Beamter, nicht aber als Persönlichkeit gegenübertrete. Man müßte also eine Auswahl treffen, und zwar nach dem Princip, das für Kants Per-

sönlichkeit Bedeutsame mitzutteilen oder ihn bedeutenden Ereignissen gegenüber in seinen amtlichen Funktionen zu zeigen z. B. Thronbesteigung und Huldigung Friedrich Wilhelms II. Ausgeschieden müßten werden diejenigen Akten, in denen Kant nur Formalitäten erledige oder nur das Organ eines Fakultätsauftrages sei, ohne irgend eine Teilnahme seines Wesens daran. Die ganze Kantkommission sei einstimmig der Ansicht gewesen, daß eine Auswahl getroffen werden müsse, es sei in ihr auch darauf hingewiesen, was wohl bei den Ausgaben der Werke Goethes oder W. v. Humboldts herauskommen sollte, wenn man auch hier bei dem Princip bliebe, ihre ganze amtliche Thätigkeit zu veröffentlichen.

Hiergegen ist nach meiner Meinung folgendes geltend zu machen:

1. Es kann fraglich erscheinen, ob es bei einer Ausgabe sämtlicher Werke Kants, den Briefwechsel mit eingeschlossen, notwendig ist, den amtlichen Schriftverkehr mit aufzunehmen. Er könnte wohl, da er voraussichtlich für die Persönlichkeit Kants von geringerem Interesse ist, als die andern Briefe, wenn er überhaupt der Veröffentlichung wert erscheint, an anderer Stelle publiciert werden, damit der Abonnent der Werke nicht gezwungen wird, auch ihn sich anzuschaffen. Dasselbe gilt von Goethe und Humboldt, wie überhaupt bei allen ähnlichen Ausgaben.

2. Alles aber, und zwar alles ohne Ausnahme, nicht nur „amtlicher Schriftverkehr", was in eine wissenschaftliche Ausgabe aufgenommen wird, muß vollständig gegeben werden, das gehört zum Begriff einer wissenschaftlichen Ausgabe. Eine „Auswahl" ist bei einer solchen von vorneherein völlig ausgeschlossen. Denn wer bürgt dafür, daß nur das, was den Herausgebern „für Kants Persönlichkeit bedeutsam" erscheint, auch wirklich nur bedeutsam ist und nicht noch manches andere? Wer bürgt dafür, daß nur die Ereignisse, die jenen bedeutsam vorkommen, wie die Thronbesteigung und Huldigung Friedrich Wilhelm II, auch wirklich nur bedeutsam sind? Vor allem aber:

wer kann es denn im voraus wissen, ob das, was heute in der That bedeutungslos ist, nicht später im Zusammenhang mit anderm irgendwo neu aufgefundenem Material, die größte Bedeutung gewinnt und selbst auf fernliegende Dinge ein überraschendes Licht wirft? Eine wissenschaftliche Ausgabe soll doch gerade die zur Zeit möglichst vollständige und genaue Grundlage für weitere Untersuchungen bilden. Dilthey, der Vorsitzende der Kantkommission, betont ja selbst in dem Vorwort zu dem endlich erschienenen ersten Bande von Kants Werken einerseits S. X, dass die neue Ausgabe „die objektive Grundlage" für spätere Einzelforschungen bieten soll, andererseits S. XIII, daß „in jeder Auswahl etwas Subjektives liegt."! Daß wirklich reine Formalien, bei denen Kant etwa nur ein Schema auszufüllen hatte oder nur seine Unterschrift gab, fortgelassen werden dürfen, ist selbstverständlich. — Irgend welche rein praktischen Gründe — die freilich hier auch durchaus nicht in Frage kommen dürften — wie etwa der Preis oder die Stärke des Bandes können für die Kantkommission nicht maßgebend gewesen sein, da das in der Ausgabe Gebotene ein Drittel des von Reicke zur Verfügung gestellten Materials ausmacht. Der amtliche Schriftverkehr nimmt aber in dem 3ten Bande ca. 20 Seiten ein; es wären also noch ungefähr 40 Seiten dazugekommen, wenn man das Ganze gegeben hätte. Diese hätten in dem 3ten Bande noch sehr gut Platz gehabt. — Wie merkwürdig berührt es nun, wenn man das höchst interessante Schreiben Kants an den Senat der hiesigen Universität, den Kandidaten Euchel betreffend, das Professor L. Friedländer schon im Jahre 1882 in der Altpr. Monatsschr. veröffentlicht hat, in der neuen Ausgabe der Kgl. Akad. d. W. vergebens sucht! oder wenn auf S. 7 des 3ten Bandes ein Brief von M. Less (No. 616a) an Kant als nicht aufgefunden erwähnt und dabei auf Kants amtliches Schreiben an den Rektor Joh. Dan. Metzger vom ca. 12. März 1795 verwiesen wird, dieses selbst aber in dem Bande nicht zu finden ist!

Also: Kein einziger auch nur irgendwie stichhaltiger Grund für eine Auswahl scheint mir von der Kantkommission ange-

gegeben zu sein, und schwerlich dürfte es auch möglich sein, einen solchen zu finden.

Der Referent aber über dieses groß angelegte und für die philosophische Wissenschaft so wichtige und hoffentlich dankenswerte Werk, hat, meine ich, das Recht und die Pflicht gegen diesen von der Kant-Kommission vertretenen Standpunkt öffentlich Protest zu erheben, um, wenn möglich, ähnlichen Vorkommnissen bei den andern Abteilungen der Werke Kants vorzubeugen.

Wenden wir uns jetzt zur Besprechung des III. Bandes.

I.

Die Briefe von 1795—1803.

Bei den Briefen von 1795—1803 fällt es zunächst in die Augen, daß sich ihre Zahl vom Jahre 1801 an außerordentlich verringert. Das Jahr 1800 weist noch 32 erhaltene Briefe auf, darunter 9 von Kant; das Jahr 1801 dagegen bringt nur acht Nummern, darunter nur 1 Briefentwurf von Kant, 1802 11, darunter 2 von Kant und 1803 endlich 2 Briefe, darunter 1 von Kant. — So erinnert uns schon diese Thatsache an die Kräfteabnahme Kants in seinen letzten Jahren und seinen traurigen Zustand in dieser Zeit.

Daß auch in den Briefen selbst von Kants sich immer mehr verschlechterndem Gesundheitszustande oft die Rede ist, ist natürlich. Wie rührend klingen seine Worte in dem von Stern[1]) zuerst veröffentlichten Briefe an Garve! (No. 781, den 21. September 1798)! „Die erschütternde Beschreibung Ihrer körperlichen Leiden, mit der Geisteskraft über sie sich wegzusetzen und fürs Weltbeste noch immer mit Heiterkeit zu arbeiten, verbunden, erregen in mir die größte Bewunderung. — Ich weiß aber nicht, ob, bei einer gleichen Bestrebung meinerseits, das Los, was mir gefallen ist, von Ihnen nicht noch schmerzhafter

1) cf. A. Stern. Die Beziehungen Garves zu Kant. Leipzig 1884. S. 143ff.

empfunden werden möchte, wenn Sie sich darin in Gedanken versetzten; nämlich für Geistesarbeiten, bei sonst ziemlich körperlichem Wohlsein, wie gelähmt zu sein: den völligen Abschluss meiner Rechnung, in Sachen, welche das Ganze der Philosophie (sowohl Zwecke als Mittel anlangend) betreffen, vor sich liegen und es noch immer nicht vollendet zu sehen, obwohl ich mir der Thunlichkeit dieser Aufgabe bewußt bin: ein Tantalischer Schmerz, der indessen noch nicht hoffnungslos ist . . . . Mein Gesundsein, wie es Ihnen andere berichtet haben, ist also nicht die (sic) des Studierenden, sondern Vegetierenden (Essen, Gehen und schlafen können)."

Und am 28. April 1802 schreibt er an Carl Christoph Schön, den Mann seiner Nichte Minna Kant, (No. 852): „Meine Kräfte nehmen mit jedem Tage ab, meine Muskeln schwinden, und ob ich gleich keine eigentliche Krankheit jemals gehabt habe und auch jetzt keine befürchte, so bin ich doch bis jetzt seit zwei Jahren nicht aus meinem Hause gewesen, sehe aber mit Mut jeder mir bevorstehenden Veränderung entgegen."

Andererseits aber sprechen die von Kant in diesem Bande enthaltenen Briefe selbst beredt dagegen, die Abnahme seiner geistigen Kräfte in eine allzu frühe Zeit zu verlegen. Vergessen wir nicht, daß er schon am 1. Dezember 1789 in dem Briefe an Reinhold (vergl. auch meine Abhandlung über Bd. II Altpr. Monatsschr. Bd. 28 S. 105) von dem Nachlassen seiner geistigen Kräfte schreibt; also bevor noch die Kritik der Urteilskraft beendet war, die von manchen für sein genialstes Werk, von allen aber für ein höchst bedeutendes Buch gehalten wird. Wir dürfen also die Aeußerungen darüber nicht allzu schwer nehmen. Kant klagt natürlich nicht ohne Grund; ich wende mich nur gegen die jetzt mehrfach vertretene Auffassung, als ob Kants Schriften und auch seine Handlungen (man denke besonders an sein Verhalten in dem Zensurstreit) nach dem Jahre 1790 durchaus senil wären. Da sehe man sich doch z. B. das Schreiben Kants vom 3. Dezember 1797 an den Rektor der Königsberger Universität (S. 463) an! Mit welcher geistigen Ueberlegenheit

und scharfen Logik, mit welchem kräftigen Selbstbewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl weist er hier die an ihn gestellte Zumutung zurück, fortan statt seiner einen Adjunkten an den Senatssitzungen teilnehmen zu lassen! Und das war Ende 1797! Besser hätte er in seinen kräftigsten Jahren nicht schreiben können. Auch die Briefe an Tieftrunk vom 5. April 1795, an Garve vom 21. September 1798, kann man noch als Zeugen aufstellen. Erst vom Jahre 1798 an, glaube ich, kann man von einem wirklichen Hinschwinden seiner geistigen Kräfte reden, wobei es selbstverständlich ist, daß die Beurteilung von dergleichen subjektiv und die Grenze fließend ist.

Aus den Angaben über seine Gesundheit oder anderen Bemerkungen in den Briefen eine genauere Bestimmung für den

Termin, an dem Kant zu lesen aufhörte,

zu gewinnen, ist leider nicht möglich. Ich kann hier nur einige Notizen anführen, die das von Arnoldt[1]) gefundene Resultat bestätigen. Arnoldt hat aus den Akten der Königsberger Universität den 23. Juli 1796 als den Termin festgestellt, an dem Kant vorzeitig — er pflegte bis Ende September zu lesen — seine Collegia abbrach. Damit stimmen zwei Angaben in den Briefen überein, nach denen er den Beginn seiner krampfartigen Kopfschmerzen in das Jahr 1796 setzt: in einem Briefe an Erhard vom 20. Dezember 1799 (S. 294) und an Sömmerring vom 4. August 1800 (S. 319). Ebenso erklärt er sich schon am 26. Februar 1796 (vergl. Amtl. Schriftv. No. 19 S. 462) „zur Führung des Rektorates“ im Sommersemester 1796 „durch die Schwächen seines Alters gedrungen, für unvermögend“.

Daß Kant nun nach dem 23. Juli 1796 „keine Vorlesungen weiter gehalten hat“, sucht Arnoldt unter anderem durch einen undatierten Brief Kants an Fichte wahrscheinlich zu machen.

1) Vergl. E. Arnoldt Krit. Exkurse S. 638 und E. Arnoldt Beiträge zu der Gesch. von Kants Leben S. VI f. und A. Warda Ergänzungen zu Fromms 2. und 3. Beitrage. Altpr. Monatsschr. 1901 Bd. 38.

Er setzt ihn in die erste Hälfte des Dezembers 1797. In diesem schreibt Kant (S. 219): „Kennten Sie meinen Gesundheitszustand und die Schwächen meines Alters, die mich genötigt haben, schon seit einem und einem halben Jahr alle meine Vorlesungen, gewiß nicht aus Gemächlichkeit, aufzugeben, so würden Sie dieses mein Betragen [die Verzögerung der Antwort um dreiviertel Jahr] verzeihlich finden, ungeachtet ich noch dann und wann durch den Kanal der „Berliner Monatsschrift" und auch neuerlich [„Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen" im ersten Vierteljahr des ersten Jahrgangs (1797), datiert von Mittwoch den 6. September 1797 vergl. Warda a. a. O. S. 91] durch den der „Berliner Blätter" von meiner Existenz Nachricht gebe". Arnoldt meint: „Selbstverständlich durfte er die 16 Monate und etwa drei Wochen, die vom 23. Juli 1796 bis um die Mitte des Dezembers 1797 verflossen waren, ohne daß er Vorlesungen gehalten hatte, im allgemeinen Ueberschlage als ein und ein halbes Jahr ansetzen" (Krit. Exk. S. 640). Dagegen ist nichts einzuwenden. Ein leiser Zweifel gegen die Datierung des Briefes erhebt sich jedoch aus folgendem Umstande. In einem in unserer Ausgabe zuerst veröffentlichten Briefe Kants an Kiesewetter vom 13. Oktober 1797 lesen wir (S. 203): „Was mich betrifft, so ist Ihnen ohne Zweifel schon bekannt, daß ich, durch Alter und Kränklichkeit schon seit anderthalb Jahren, meine akademische Arbeiten einzustellen genötigt worden und von meiner Existenz nur dann und wann durch die Berliner Blätter Nachricht gebe." Darnach läge es m. E., da dieser Brief zum Teil dieselben Worte enthält, wie der an Fichte, am nächsten, diesen letzteren ziemlich in dieselbe Zeit zu setzen, und er kann seinem Inhalte nach (vergl. Warda a. a. O. S. 91) „frühestens im Oktober 1797 geschrieben sein." Da nun aber andererseits an dem Abbruch der Collegia am 23. Juli 1796, einem Termin, der amtlich beglaubigt ist, wohl nicht zu rütteln ist, so fragt sich vielleicht umgekehrt: ist in dem Briefe an Kiesewetter, das überlieferte Datum richtig? Konnte Kant auch 14 Monate und 3 Wochen $1^1/_2$ Jahre nennen? Es

ist natürlich unmöglich, das zu entscheiden. Bemerken will ich nur noch, daß vielleicht auch der Umstand, daß Kant am 13. Oktober 1797 nach unserer Ausgabe 4 Briefe geschrieben haben müßte, (darunter den bekannten, offenbar wohlüberlegten Brief an den Bischof Lindblom und einen ziemlich langen Brief an Tieftrunk,) für ein anderes Datum spricht. Aber sei dem, wie es wolle, mir scheinen diese Erwägungen ziemlich überflüssig, denn sicher ist, wie gesagt, nach Arnoldts Untersuchung, daß Kant am 23. Juli 1796 seine Vorlesungen abgebrochen hat. Daß er dann weiter keine Collegia gehalten, geht aus den beiden angeführten Briefen, mag man sie nun in den Oktober oder Dezember 1797 setzen, und den von Arnoldt und Fromm gefundenen urkundlichen Belegen hervor. Ob er aber vielleicht noch ein oder ein paar Mal „den Lehrstuhl bestiegen hat, um seine angekündigte Vorlesung über Metaphysik zu beginnen" (cf. Arnoldt Beiträge S. VII), ist ganz unwesentlich.

Das Jahr 1795

bringt zunächst einige bisher unbekannte Briefe von dem sonderbaren Herrn Collenbusch, auf den ich schon in dem Referate über den vorigen Band zu sprechen kam. Der erste dieser Briefe schließt mit den Worten (S. 3): „Es thut mir Leid das J. Kant nichts Gutes Von Gott hoffet, Weder in Dieser noch in der zukünftigen Welt, Ich hoffe Viel Gutes Von Gott. Ich wünche Ihnen eine gleiche Gesinnung, und verharre mit Hochachtung und Liebe zu sein

Ihr Freünd und Diener
Samuel, Collenbusch.

Die folgenden beiden langen Briefe desselben Verfassers (No. 622 und 663) hat Rink (Ansichten aus Kants Leben S. 100ff.) schon erwähnt und kurze Stellen daraus angeführt. Daß Kant dieselben nicht beantwortet hat, kann uns nicht wundern. Sicherlich ist es aber nicht seine Schuld, wenn sein Dankschreiben für die Ernennung zum Mitgliede der Petersburger Akademie der

Wissenschaften vom 28. Juli 1794 (vgl. Bd. II S. 503f.) drei Jahre später in Petersburg noch nicht angelangt war. Zwar finden wir im März 1795 (S. 8) den Entwurf zu einem solchen an die Fürstin Catharina Daschkow, aber am 7. Juli 1797 schreibt ihm Nicolovius (S. 78): „Hr. Collegienrat Euler wünschte, daß Ew. Wohlgeb. das gewöhnliche Danksagungsschreiben an den Präsidenten der Akademie übersenden möchten, welches bisher noch nicht angekommen. Hr. Pastor Collins, der gegenwärtig war, als Hr. Euler diesen Wunsch äußerte, fügte hinzu, daß er vor langer Zeit in einem Briefe von Königsberg zwar den Auftrag erhalten habe, „die Einlage von Hrn. Prof. Kant an die Fürstin Daschkow zu bestellen," diese Einlage habe aber gefehlt." Es liegt also hier wahrscheinlich ein Versehen dessen vor, dem Kant sein Dankschreiben zur Weiterbeförderung übergeben hatte.

Von Briefen an Kant aus diesem Jahre wären noch hervorzuheben neben dem schon früher veröffentlichten Schreiben Schillers zunächst der von dem „bekannten Exkapuziner Ignaz Aurel Feßler, dessen historische Romane seiner Zeit viel gelesen wurden[1]) (No. 634)." Er bittet Kant, ihm bei seiner Herausgabe der Schriften des Philosophen Seneca zu helfen. Gewandt und geistvoll ist der Brief, der aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel bekannten Sophie Mereau, die Kant um die Mitarbeiterschaft an einem von ihr zu begründenden Journal bittet.

An den Besuch des Grafen v. Purgstall, der in einem an seinen Freund Kalmann gerichteten Briefe vom 1. Mai 1795 eine so lebhafte Schilderung „von Kants Persönlichkeit überhaupt und speziell von seinem Benehmen und Lehrvortrage im Kolleg" giebt,[2]) erinnert uns Reinholds Brief vom 29. März 1795 (No. 620), mit dem Purgstall sich bei Kant einführte, S. 10: „Er verdient Ihre persönliche Bekanntschaft eben so sehr als er dieselbe wünscht; und er wünscht sie nicht wenig; denn er geht

1) Vgl. R. Reicke, Aus Kants Briefwechsel, Altpreußische Monatsschrift 1885. Bd. 22 S. 386.

2) Vgl. Arnoldt, Krit. Exk. S. 634ff. u. Reicke, Altpr. Monatsschrift. 1879 S. 607ff.

schlechterdings aus keiner andern Absicht von Kiel nach Königsberg. Er sehnt sich der Humanität in der Person des Mannes zu huldigen, dem er mit Zeitgenossen und Nachwelt den bestimmten Begriff von der Würde derselben verdankt."

Wenn Kant am 15. September 1795 an den Pfarrer der Tragheimer Kirche, seinen späteren Biographen, Wasianski schreibt (S. 41), er wolle am nächsten Tage um 4 Uhr Nachmittag mit dem Herrn Geh. Rat v. Hippel ihn besuchen, um „Ihr schönes Instrument" anzuhören, so bezieht sich das sicher auf den von Wasianski selbst geschilderten Besuch. Er erzählt (S. 383): „Im Jahre 1795 besuchte er (Kant) mich mit dem inzwischen verstorbenen Geheimen Rat v. Hippel, um meinen Bogenflügel zu hören. Ein Adagio mit einem Flageoletzuge, der dem Ton der Harmonika ähnlich ist, schien ihm mehr widerlich als gleichgültig zu sein; aber bei geöffnetem Deckel in der vollsten Stärke gefiel ihm das Instrument ungemein, besonders wenn eine Symphonie mit vollem Orchester nachgeahmt wurde." Das Nähere über diesen von Wasianski selbst konstruierten Flügel berichtet Christ. Frdr. Reusch (Historische Erinnerungen. Neue Preuß. Provinzialblätter 1848, Bd. VI, S. 298). „Sein (Wasianskis) mechanisches Talent", heißt es dort, „war mit guten physikalischen und chemischen Kenntnissen unterstützt. Eben wie er einen Flügel bauete, der mit Darmsaiten bezogen und mit einem Bogen versehen war, durch dessen Streichen eine Orchestermusik von Streichinstrumenten, besonders in langsamen Tempo hervorgebracht wurde, machte er auch mathematische, optische etc. Instrumente in einem hohen Grade der Vollkommenheit."

Am 8. Juni 1795 erwähnt Kiesewetter (S. 23) Kants unvollendet gebliebenes Alterswerk

„Uebergang der Metaphysik zur eigentlichen Physik."

Es ist bekannt, wie schwankend Kant in seinem Urteil über dieses Werk gewesen ist, daß er nach Wasianski (S. 195)[1])

1. J. Kant in seinen letzten Lebensjahren. Königsberg 1804.

bald glaubte, „es wäre vollendet und bedürfe nur noch der letzten Feile," bald wollte, „daß es nach seinem Tode verbrannt werden sollte"[1]). Für uns handelt es sich hier nur darum, ob wir aus dem Briefwechsel feststellen können, wann Kant die Arbeit daran begonnen hat.

Krause (J. Kant wider Kuno Fischer etc. 1804 S. XVI) sagt: „Die Zeit, in welcher das Manuskript geschrieben ist, schwankt zwischen den Jahren 1783—1803." Nach ihm hat J. v. Pflugk-Harttung ausführlicher mit demselben Resultat über diese Frage gehandelt (Archiv f. Gesch. d. Phil II. 1889 Paläographische Bemerkungen zu „Kants nachgelassener Handschrift"). Beide stützen sich für das Jahr 1783 als Beginn der Niederschrift auf eine Notiz, die sich auf einem der von Kant zu dieser Arbeit benutzten Papierstücke befindet. Sie lautet: „Zwey Briefe des Fräulein (?) Cruse an Hartknoch und Baron Ungern von Sternberg, imgleichen an Direktor Euler in Petersburg." v. Pflugk-Harttung sagt nun: „Mag man diese Notiz fassen, wie man will, soviel scheint gewiß, daß es sich um lebende Personen handelt, und Euler starb am 7. September 1783. Wir besäßen damit ein sehr frühes Datum". Und etwas weiter unten heißt es: „Für uns genügt es, die Endpunkte 1783 und 1804 gefunden zu haben, die sich ohne Gewaltsamkeiten kaum wegdeuten lassen. Und dabei bleibt noch zu erwägen, daß 1783 als die für den ersten Zettel späteste Zahl erscheint, daß er wahrscheinlich etwas früherer Zeit angehört." — Die Datierung dieses Papierstückes stützt sich also ganz und gar auf die Lebenszeit Eulers. Nun handelt es sich aber in Kants Notiz offenbar gar nicht, wie Krause und Pflugk-Harttung ohne weiteres annehmen, um den berühmten Mathematiker Euler, der 1783 gestorben ist, sondern um dessen ältesten Sohn Johann Albert

1. Vgl. Jachmann J. Kant geschildert in Briefen. Königsberg 1804. S. 17: „Mit einer wahren Begeisterung pflegte der unsterbliche Mann oft mit mir über sein letztes Werk zu sprechen, welches nach seiner Aeußerung der Schlußstein seines ganzen Lehrgebäudes sein und die Haltbarkeit und reelle Anwendbarkeit seiner Philosophie vollgültig dokumentiren sollte." Hasse. Letzte Aeußerungen Kants S. 22 Anm. sagt, er habe es „sein Hauptwerk, ein chef d'oeuvre genannt".

geb. 1734, gest. 1800. Dieser war (nach der Allgem. dtsch. Biogr.) „seit 1769 ständiger Sekretär der Akademie und seit 1776 Studiendirektor des Cadettencorps.“ Von ihm ist der Brief No. 603 (II S. 503) vom 29. August 1794, von ihm spricht Kant in seinem Briefe an Nicolovius vom 7. Juli 1797 (No. 721), und Nicolovius in dem Briefe vom gleichen Datum (No. 722), und an ihn hat Kant (wohl bald nach dem 7. Juli 1797) geschrieben (No. 722a). In diese Zeit also ist vielleicht jenes Papierstück zu setzen.

Zu dieser ungefähren Datierung paßt auch die Erwähnung des Barons Ungern v. Sternberg. Der einzige Brief nämlich von dem Freiherrn v. Ungern - Sternberg (No. 669) an Kant, den unsere Ausgabe enthält, ist vom 12. Mai 1796. Es wäre also nicht unmöglich, daß Kants eventuelle Antwort an diesen in eben jene Zeit (nach 7. Juli 1797) gefallen ist. Jedenfalls lernte Kant den Freiherrn v. Ungern - Sternberg überhaupt erst im Jahre 1794 kennen. Dieser schreibt nämlich (12. Mai 1796): „Hochzuehrender HE. Professer. Ein russischer Offiizier von der Reiterei besuchte Sie auf seiner Durchreise durch Königsberg zur Armee. — Derselbe bin ich. Ich ging als Courier von unserm Hofe, und eilte zur Lorbeererndte nach Tschekutzin. Den Lorbeer ihrer Bekanntschaft nahm ich gerne mit“ etc. Tschekutzin ist nun offenbar identisch mit Szczekociny (oder Szczekoczny) dem Orte, an dem Kosciuszko am 8. Juni 1794 von den verbündeten Russen und Preußen geschlagen wurde.

Was nun endlich Cruse betrifft, (allerdings nicht Fräulein Cruse), so weist unsere Ausgabe einen Brief Kants an ihn nach dem 25. Oktober 1798 nach. Vielleicht sind mit den beiden Briefen an Cruse die beiden in Kants Brief an Johann Schultz und Chr. Jacob Kraus (No. 784) erwähnten Zeugnisse dieser beiden Männer für Cruse gemeint, um deren Zustellung Cruse Kant gebeten und die ihm dieser auch besorgt hatte. Dann wäre der Zettel noch später, nämlich in die Zeit nach dem 25. Oktober 1798 zu setzen.

Doch das sind bloße Vermutungen. Sicher bleibt jedoch,

daß diese Notiz, auf die allein gestützt Krause und v. Pflugk-Harttung ein so frühes Datum (das Jahr 1783) für den Beginn der Niederschrift von Kants Alterswerk festsetzten, nicht vor 1794 entstanden sein kann. Wie nach der Beschaffenheit jenes Manuskripts von vorneherein anzunehmen war,[1]) ist also irgend ein Beweis dafür, daß Kant noch in den achtziger Jahren die Ausarbeitung begonnen habe, nicht erbracht.

Die der Zeit nach folgende Notiz, die v. Pflugk-Harttung anführt, trägt bereits die Jahreszahl 1795. In dieses Jahr fällt, wie schon bemerkt, auch die erste Erwähnung im Briefwechsel. Am 8. Juni 1795 schreibt Kiesewetter: „Ihre Handbücher der Metaphysik und Moral werden wir freilich wohl noch eine Zeitlang erwarten müssen, aber Sie haben schon seit einigen Jahren einige Bogen dem Publiko schenken wollen, die den Uebergang von Ihren metaph. Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik selbst enthalten sollten und auf die ich sehr begierig bin." Auch nach diesen Worten bleibt es noch ganz dahingestellt, ob Kant in dieser Zeit schon an dem Werke gearbeitet habe. Davon schreibt er zum ersten Male erst den 21. September 1798 an Garve. Es heißt dort (S. 254): „Die Aufgabe, mit der ich mich jetzt beschäftige, betrifft den „Uebergang von den metaphys. Anf. Gr. d. N. W. zur Physik". Sie will aufgelöset sein; weil sonst im System der crit. Philos. eine Lücke seyn würde. Die Ansprüche der Vernunft darauf lassen nicht nach: das Bewußtsein des Vermögens dazu gleichfalls nicht; aber die Befriedigung derselben wird, wenn gleich nicht durch völlige Lähmung der Lebenskraft, doch durch immer sich einstellende Hemmungen derselben bis zur höchsten Ungedult aufgeschoben." Und einen Monat später, am 19. Oktober 1798, schreibt er an Kiesewetter (S. 256): „Mein Gesundheitszustand ist der eines alten, nicht kranken, aber doch invaliden: vornehmlich für eigentliche und öffentliche Amtspflichten ausge-

1) Vgl. Kuno Fischer. Geschichte der neueren Philos. (4. Aufl. 1898) Bd. IV S. 130 ff.

dienten Mannes, der dennoch ein kleines Maas von Kräften in sich fühlt, um eine Arbeit, die er unter Händen hat, noch zu Stande zu bringen; womit er das kritische Geschäft zu beschließen und eine noch übrige Lücke auszufüllen denkt; nämlich, den Uebergang von den metaphys. A. Gr. d. N. W. zur Physik," als einen eigenen Teil der philosophia naturalis, der im System nicht mangeln darf, auszuarbeiten".

Wahrscheinlich beziehen sich auf diese Schrift auch folgende Worte in dem Briefe an Lichtenberg vom 1. Juli 1798: Für mich erwarte ich durch dieses Verhältnis (nämlich zu Lichtenberg durch Vermittelung Lehmanns, der einen Herrn v. Farenheid nach Göttingen begleitete) von Zeit zu Zeit erfreuliche und belehrende Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden und wissenschaftlichem Fortschreiten zu erhalten; als von welchen, vornehmlich dem letzteren, ich in meinem 75. Lebensjahr, obgleich bey noch nicht völlig eingetretener Hinfälligkeit, mir nur wenig versprechen kann; weshalb ich auch geeilet habe mit dieser Michaelismesse noch einige Reste hinzugeben; (nämlich den Streit der Fakultäten) indessen das, was ich nun unter der Feder habe, ob es völlig zu Stande kommen werde mich in Zweifel läßt."

Das ist alles, was der Briefwechsel über diese Frage bietet. Das Resultat ist also folgendes: Wir haben keinen Grund anzunehmen, das Kant vor dem Jahre 1798 sich ernstlich mit der Ausarbeitung seines Alterswerkes beschäftigt habe. Ausgeschlossen bleibt es dabei nicht, daß er sich auch schon früher einige Aufzeichnungen dazu gemacht hat; denn schon 1795 erwähnt Kiesewetter diese Schrift als eine, von der Kant schon seit einigen Jahren gesprochen habe, und ein Papierstück, das (nach von Pflugk-Harttung a. a. O.) „viele Aufzeichnungen zur Arbeit bietet," beginnt mit den Worten: „Gratuiti Anthropol. 1795."[1])

---

1) Wenn Borowski S. 81 f. in dem noch von Kant durchgesehenen Teile seiner Arbeit, also schon 1792 sagt: „Nun muß, — nun wird er auch noch ein sicheres Gebäude der Weisheit durch seine Metaphysik der Sitten und Metaphysik der Natur aufbauen. Von ihm selbst hör ich's, daß die Welt auf diese

Das Jahr 1796

eröffnen zwei interessante, vorher, meines Wissens, ganz unbekannte Briefwechsel Kants, nämlich die mit Johann Plücker und Friedrich August Hahnrieder.

Johnnn Plücker in Elberfeld ist wohl der Vater des bedeutenden Professors der Mathematik und Physik Julius Plücker in Bonn. Wenigstens finde ich in der Allgemeinen deutschen Biographie einen Kaufherrn Joh. Julius Plücker in Elberfeld als den Vater jenes Mannes angegeben. Plücker beginnt seinen ersten Brief an Kant (5. Januar 1796) mit den Worten: „Übel Werden Sie's doch mir nicht nehmen! Wan ich durch diese gute Gelegenheit die Freyheit brauche, diese wenige Zeilen, in Hofnung meiner Belehrung, an Sie zu schreiben!

voraus muß ich sagen, daß ich von Jugend auf, jetzt in die 60 alt seyende, mich nach Wahrheit umgesehen, und Wo ich dieselbe nur fand! lieb gewann! — auffallender aber hab ich nie etwas — als dero Schriften gefunden! . . . . . neues haben Sie, meinem Dünken nach mir nichts gesagt — Weil es in mir lag -- aber dasjenige geordnet, Was, ich weiß nicht Wie? Alles in mir -- mögt ich sagen, Confus durcheinander lag? Sie gaben mir den Schlüßel — zur Erkänntniß — der tiefen Weißheit — die Jesus Christus — durch seine Lehre und Reden geäußert!

und ich danke meinem Schöpfer! daß er mich die Tage erleben laßen! Wo Sie edler Mann am Ende des Achtzehnten Jahrhunderts — als ein Hell scheinendes Licht die Welt erleüchten." — Dann bittet er Kant um ein Urteil über Gedanken,

---

Werke noch zuversichtlich hoffen kann," so ist mit der letzteren wohl seine immer erwartete Metaphysik gemeint. — Bemerken will ich endlich noch, daß Rink an Villers den 18. April 1801 schreibt: „Gegenwärtig arbeitet unser Kant an seinem Uebergange von der Metaphysik zur Physik der Natur; aber es geht langsam und ich glaube nicht, daß er die Beendigung dieser Arbeit erleben wird." Vgl. Vaihinger, Briefe aus dem Kantkreise. Altpreußische Monatsschrift. 1880. Bd. XVII. S. 290.

die er vor wenigen Jahren an einen Freund geschrieben hatte: „keine gute Handlung kein gutes Worth geht verlohren der Lohn ist unausbleiblich! — Dies kann man dem publico zur Anlockung und NachAhmung sagen! der Weise handelt aus Pflicht! der noch Weisere aber aus Hochachtung für die Pflicht! bückt sich tief für des Gesetzes Heylichkeit! Er Wähnt einen Gott! und Ihm ahndet deßen Majestät!“

Endlich erzählt er, wie ihm einer seiner Freunde einst „durch ein vortreffliches Microscopium compositum ein kaum zu bemerckendes kleines Westindisches Würmchen“ habe sehen lassen und wie erstaunt er gewesen, da er es „mit den feinsten Perlen Wie bedeckt fand.“ Darauf habe ihm derselbe eine mit vieler Mühe verfertigte Zeichnung dieses Insektes vorgelegt, bei diesem habe er durch das Mikroskop die Striche „wie Krauth und Rüben unordentlich durcheinander“ liegend gefunden. „So wie sich die Natur verhält zur Kunst — so verhält sich das Ideal des vollkommenen Menschen in Uns — zu unserm Verhalten und Betragen.“ Zum Schluß bittet er um eine Antwort.

Als ich diesen Brief gelesen, war ich begierig zu wissen, ob Kant ihn wohl werde beantwortet haben; ich erwartete eher nein, wie ja. Aber siehe da! Schon die nächste Nummer brachte die Antwort! Und was für eine Antwort! Kant muß außerordentlich erfreut gewesen sein über Plückers Schreiben, das erhellt schon daraus, daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, umgehend geantwortet haben muß. Den 5. Januar ist der Brief aus Elberfeld datiert, und Kant schreibt am 26.: „Fahren Sie fort, wackerer Mann, in Beherzigung der ersten Grundsätze desjenigen Lebenswandels, der Ihnen nicht allein hier den Frieden der Seele sichern, sondern Sie auch für die Zukunft aller Bekümmernis überheben wird.

Daß ich gleichsam nur die Hebeamme Ihrer Gedanken war, und alles, wie Sie sagen, schon längst obwohl noch nicht geordnet in Ihnen lag, das ist eben die rechte und einzige Art zur gründlichen und hellen Erkenntnis zu gelangen. Denn nur das, was wir selbst machen können, verstehen wir aus dem

Grunde[1]); was wir von andern lernen sollen, davon, wenn es geistige Dinge sind, können wir nie gewiß sein, ob wir es auch recht verstehen, und die sich zu Auslegern aufwerfen, eben so wenig.

Die Stelle aus Ihrem, vor wenig Jahren an einen Ihrer Freunde abgelassenen Brief hat meinen ganzen Beifall und enthält das Gesetz und die Propheten." — Ebenso hat Kant „das Experiment mit dem Würmchen und dem fleißigsten Gemälde von demselben unter dem Mikroskop verglichen, als lebendig vorgestellter Abstand des Menschen (wie er hier ist) von dem Ideal der Menschheit (was er sein und werden soll) .... nicht wenig vergnügt."

„Mit einem Wort, Ihr Brief lieber Freund hat mir eine angenehme Stunde gemacht; von meinen geringen Bestrebungen solche Wirkungen hin und wieder wahrzunehmen; welche tröstende Empfindung dem noch [vielleicht: dennoch oder denn doch?] auch von Zeit zu Zeit durch die Bemühung derer trübe gemacht wird, die die einfachste Sache von der Welt geflissentlich zu der schwierigsten machen, indem sie, wie Aerzte, in Recepten, des Guten nicht zu viel thun zu können wähnen, und die moralisch Kranken mit Glaubensvorschriften überfüllen, bis ihnen darüber der Geist (das wahre Prinzip der guten Deutungsart) ausgeht."

Dieser Brief — man muß ihn ganz lesen — ist wieder einer von denen der Sammlung, der uns einen Blick in das Innere dieses ebenso guten wie großen Mannes thun läßt, so daß wir Bewunderung und Liebe für ihn empfinden, für ihn, der es fast vermied, so scheint es, diese Empfindungen für sich in einem andern zu erwecken. Wie liebenswürdig tritt uns wieder die in seinem innersten Wesen begründete, wahre Bescheidenheit, die wohl mit Selbstbewußtsein verbunden sein kann, ja muß, entgegen! Er, der geniale, jetzt weltberühmte Philosoph macht

1) Vgl. Streit der Fak. R. X S. 302: „Wir verstehen niemand, als den, der durch unsern eignen Verstand und unsere eigene Vernunft mit uns redet."

offenbar gar keinen Unterschied in der Wertschätzung zwischen sich und dem einfachen, ihm ganz unbekannten Plücker. Er wundert sich nicht darüber, daß dieser ihm schrieb, er habe ihm nichts Neues gelehrt. Denn „die gemeine Menschenvernunft weiß in allen vorkommenden Fällen sehr gut Bescheid, was gut, was böse, pflichtmäßig oder pflichtwidrig sei, wenn man, ohne sie im mindesten etwas Neues zu lehren, sie nur, wie Sokrates that, auf ihr eigenes Princip aufmerksam macht; und es bedarf also keiner Wissenschaft und Philosophie, um zu wissen, was man zu thun habe, um ehrlich und gut, ja sogar um weise und tugendhaft zu sein".[1]) Er freute sich nur, daß „seine geringen Bestrebungen" bei einem braven Manne solche Wirkungen hervorgebracht hatten, denn er würde sich „viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn er nicht glaubte", daß seine Arbeit auf dem Gebiete der Philosophie dazu beitrüge, „die Rechte der Menschheit herzustellen".[2])

Ob Kant anch an dem zweiten Briefe Plückers (15. März 1796) so große Freude hatte? Dieser nennt ihn darin (No. 662) einen „Nachfolger Jesu", sagt: „Sie sind nicht allein, der Vater ist bei Ihnen!" und bittet, ihn „gütigst zu berichtigen, wenn er inbetreff seiner Meinung über dem Wohnsitz des reinen Gesetzes irrig denke — denn seiner Meinung nach habe dasselbe seinen ursprünglichen Sitz im Geiste und nicht in der Vernunft! Diese müsse sich von dem reinen Gesetze belehren lassen — und so von demselben erleuchtet gebe sie dem Willen eine andere bessere Richtung". — Jedenfalls ist eine Antwort Kants nicht vorhanden und ein späterer Brief von Plücker auch nicht.

Der zweite vorher von mir genannte Korrespondent Kants, mit dem uns der dritte Band zum ersten Male bekannt macht, ist Hahnrieder. Ich kann über ihn nur angeben, was in dem Briefwechsel selbst steht; ich habe sonstige Notizen über ihn nicht gefunden. — Er muß ein etwas sonderbarer Heiliger gewesen sein, dieser Herr Hahnrieder, trotz seines durchaus achtbaren

1) Vgl.: Kant Grundlegung zur Metaphys. der Sitten. R. VIII S. 25.

2) Vgl. Fragmente aus dem Nachlasse S. 624. Hartenstein 1868. Bd. VIII.

Charakters. — Er stammte aus Lötzen, war, wohl als ganz junger Mann, in Rußland (S. 317), lernte daselbst in den Gefängnissen der „Inquisition" Kants Schriften kennen, „welches für mich das größeste Glück ist, denn ohne diesen Leitfaden wäre ich ein bloßer fragmentarischer Mensch geblieben" (S. 317). Dann kam er nach Königsberg, hörte hier Kant (S. 87), und beschloß, weil er nicht Beamter werden wollte, wider den Willen seiner Angehörigen und Freunde (S. 125) Tischler zu werden (S. 91, 125, 147, 156), bis er „in den Stand gesetzt werde, das zu sein, was er so sehnlichst wünschte, nähmlich ein Bauer, der mit seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt sich selbst schafft". Dabei studierte er unterdessen die von Kant neu erscheinenden Arbeiten und verfaßte selbst einige Aufsätze über Lievland (S. 156). „Nachdem er dann mehr und mehr darüber nachdachte, fand er es seiner Ueberzeugung zuwider, blos als eine Maschine in den Händen der Reichen zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit zu dienen, und mußte nun, wenn er nicht wider seine Ueberzeugung handeln wollte, diese Laufbahn verlassen." „Es blieb mir weiter nichts übrig, fährt er fort (S. 218), als den Ackerbau zu wählen; aller Mühe ohngeachtet war es nicht möglich zu diesem Zwecke zu gelangen; ich fing an, an einer moralischen Weltregierung zu zweifeln, denn nach den Begriffen von derselben mußte ich in einen Wirkungskreis versetzt werden, der nicht wider meine Ueberzeugung war."... Ich muß aufrichtig gestehen, daß der Schein wider mich ist, und daß man mir wohl Wandelbarkeit zutrauen könne, wenn man mich und alle Verhältnisse nicht genau kennt, allein ich kann mich vor allen vernünftigen Wesen rechtfertigen, denn die Maxime das Land zu bauen kann als allgemeines Gesetz gelten und die Maxime jeden Stand in jedem Augenblick zu verlassen, um in den Ackerbauerstand herüberzutreten qualifiziert sich auch zum allgemeinen Gesetz."

Zum letzten Mal schreibt er am 31. Juli 1800 aus Langgrund im Amte Rhein (bei Lötzen) an Kant: „Endlich bin ich zum Besitz eines kleinen kölmischen Gütchens von 5/4 Hufen kullmisch

gelangt und befinde mich nun an dem Ziel meiner Wünsche. Ob ich nun ausdauern werde, kann nicht mehr die Frage sein, denn es ist das letzte, was ich wollte und ich habe auch geheirathet, also ist mein Schicksal gänzlich entschieden. Jetzt stehe ich, meiner Meinung nach, auf der höchsten Stufe, auf welcher ein Sterblicher stehen kann, denn es läßt sich in der That nichts Größeres denken, als unabhängig von den Launen anderer das Land zu bauen; ich fühle dieses Glück ganz und würde meine Lage mit keiner andern vertauschen." —

Es ist nun interessant zu sehen, welche lebhafte und thätige Teilnahme Kant für diesen, wie es scheint, durchaus ehrenhaften und tüchtigen, aber doch auch wunderlichen Mann zeigt. Als er von seinem Entschluß, nicht Beamter werden zu wollen, gehört hat, schreibt er ihm (S. 71): „Ew. Hochedelgeb. Zuschrift vom 9. April c. enthält so subtil ausgedachte Scrupel und moralische Bedenklichkeiten, irgend ein Amt zu übernehmen in sich, zugleich aber auch einen so unwandelbaren Vorsatz der Beharrlichkeit bei dieser Ihrer Meinung, daß aller Versuch Ihnen denselben, wenn gleich mit triftigen, nicht weniger moralischen Gründen auszureden, vergeblich zu sein scheint." Dann schlägt er vor, ihn dem Minister v. Schrötter und dem Herrn Hofprediger Schultz zu empfehlen, damit er bei der beschlossenen Vermessung „der jetzt preußischen (ehedem zu Polen gehörigen) Länder" Verwendung fände. Als Hahnrieder darauf nicht einging, empfahl er ihn Kiesewetter (S. 86 f.) und bittet diesen, „ihm zur Ausführung seines von ihm selbst entworfenen und mit Festigkeit beschlossenen Lebensplan (sic), der zwar paradox und ungewöhnlich, aber doch keineswegs phantastisch ist, durch Rat und Empfehlung beförderlich zu sein".

Auch Biester (S. 92) und De la Garde (S. 126) suchte er für ihn zu interessieren. Er munterte ihn auf „bei seinem einmal gefaßten Vorsatze zu bleiben und nicht zu wanken" (S. 124). Als Hahnrieder dann aber sein Tischlerhandwerk aufgab, um Landwirt zu werden, scheint Kant damit nicht zufrieden gewesen zu sein (S. 217).

Also auch selbst noch in seinem hohen Alter sehen wir Kant hilfsbereit da, wo seine Hilfe etwas nutzen konnte und Leuten zu teil wurde, die sie verdienten. Das bewies er auch dem Kandidaten Lehmann sen. (S. 43, 187 und S. 188), dem Prediger Jachmann (S. 210) und dem Professor Cruse (S. 257 und 284)[1]) Als ihn aber der Hallenser Professor Dr. Jakob bat, sich für ihn bei Brandes, Rehberg und Heyne in Göttingen zu verwenden, damit er dorthin berufen würde, während Feder „für seinen Schwiegersohn, den Verfasser des „Aenesidemus" arbeite" (S. 134 f.), da wies Kant dieses Ansinnen als eine „Art von Gegenintrigue" zurück. Nicht recht verständlich dagegen ist folgender Fall: Der Apotheker Fischer in Lauban, ein noch junger Mensch, schickte ihm einen fast vier Druckseiten langen Brief, in dem er den Wunsch aussprach, „ein Muster der Weisheit und Tugend zu werden", obgleich er jetzt noch oft „den ihm untergebenen Burschen einer geringen Vergehung mißhandle" und sich besonders des Leichtsinns anklagen müsse, und in dem er ihn bat, ihm „Führer und Ratgeber" zu sein. Diesen Brief nun sandte Kant mit den merkwürdigen Worten an Fischer zurück: „Er scheint mich nicht zu interessieren." (S. 133.) Hatte Kant den Brief gar nicht gelesen, woher konnte er dann annehmen, daß ihn der Inhalt nicht interessierte? War vielleicht schon die Adresse so überschwenglich gehalten, daß er diesen Schluß daraus ziehen konnte? Dieselbe ist nicht erhalten, wie mir Dr. Reicke sagte. Aber es ist auch kaum anzunehmen, daß schon diese einen solchen Schluß auf den Inhalt zu ziehen ermöglichte. Vielleicht hatte Fischer noch

---

1) Auch als Kiesewetter nach der Vermählung der Prinzessin Auguste, die er unterrichtet hatte (S. 127), einen Teil seiner Einnahmen verlor und deshalb eine Anstellung bei dem Accise-Departement suchte, sprach ihm Kant zwar sein Befremden darüber aus (S. 377), daß er sich entschlossen habe, „den Lebensplan, dem er bisher gefolgt war, ganz abzuändern und die litterarische Laufbahn ganz zu verlassen", empfahl ihn jedoch aufs wärmste dem Minister Struensee (S. 137 f. und S. 153) und schrieb an Kiesewetter: „Daß zu Ihrem Glück etwas thun zu können mir die größte Freude sein würde, werden Sie von selbst glauben." (S. 377.)

andere Briefe nach Königsberg geschickt, welche Kant zu seinem Verfahren veranlaßten. Aber auch diese Annahme befriedigt nicht recht. Noch weniger verständlich aber bleibt die Sache, wenn man annimmt, Kant habe den Brief gelesen. —

Welches Ansehen damals Kant nicht nur bei Einzelnen, sondern in ganz Deutschland genoß, geht auch daraus hervor, daß mehrere Zeitungen berichteten, er sei „als Gesetzgeber, als Stifter der Ruhe und des Friedens nach Frankreich gerufen worden und habe dazu von seinem König die Erlaubnis erhalten". Das schreibt Matern Reuß den 1. April 1796 (S. 69) und kurz vorher (15. März 1796) lesen wir in einem Briefe Plückers (S. 64): „Was ich längst so sehnlichst gewünscht! finde in öffentlichen Blättern — erfüllt — nämlich daß die französische Nation durch den Abt Sieyes Sie ersucht habe — ihre entworfenen Constitutionsgesetze zu untersuchen, das Unnütze wegzustreichen und das Bessere anzugeben." Den Anlaß zu diesem Gerücht gab vielleicht nur der Umstand, daß der Prediger Theremin in Memel, dessen Bruder „Chef de Bureau im Wohlfahrtsausschuß" in Paris war, ihn aufforderte, einen „gelehrten Briefwechsel" mit Sieyes zu beginnen (vergl. No. 658). Nach Jachmann (S. 130 f.) wies Kant dies Anerbieten aus dem Grunde zurück, weil er wünschte, „daß sich unser Staat in diese fremde Angelegenheit einer fremden Nation nicht mischen möchte."

In das Jahr 1796 fällt endlich noch seine Erklärung für Hippel (S. 386 f.), der am 29. April desselben Jahres gestorben war. Mit naivem Selbstbewußtsein hatte er im Entwurf dazu (vgl. Schubert, Bd. XI, Abt. I, S. 205) die Worte geschrieben: „Wenn aber einer von uns beiden dem andern etwas abgeborgt haben soll, so kann darüber, wer es sein möchte, vermutlich kein Streit sein." In der gedruckten Erklärung ließ er sie weg. Seine Bescheidenheit bewog ihn auch wohl dazu, in dem Briefe an den Bischof Lindblom, der uns schon in

Das Jahr 1797

versetzt, folgende Worte aus dem Entwurf, der bisher allein bekannt war, fortzulassen: „Von dem (nämlich: meinem Stamm-

baum) ich auch weiter nichts rühmen kann, als daß meine beiden Eltern (aus dem Handwerkerstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine Schulden zu hinterlassen) mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser sein konnte und für welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem dankbarsten Gefühle gerührt finde." Zu erwähnen ist aus diesem Briefe noch, der bisher unbekannte Zusatz: „Mein Vater ist in Königsberg und in meinem Beisein gestorben." Danach ist es also gewiß, daß sich Kant am 24. März 1746, dem Todestage seines Vaters (vgl. Arnoldt, Kants Jugend. 1882, S. 4 Anm.) in Königsberg, aufhielt, also wohl erst später eine Hauslehrerstelle annahm.

Von den übrigen Briefen Kants aus dem Jahre 1797, die in unserer Ausgabe zum ersten Male veröffentlicht sind, hebe ich besonders die an Tieftrunk hervor. Der erste (vom 12. Juli 1797, S. 182) handelt hauptsächlich von Kants oder vielmehr des Hofpredigers Schultz Meinungsverschiedenheit mit Beck, die ja aus dem von Reicke (Altpr. Monatsschr., Bd. 22. 1885) und Dilthey (Arch. für Gesch. der Philos. Bd. II) schon veröffentlichten Briefwechsel Kants mit Beck bekannt ist. Kant schreibt hierin die für ihn charakteristischen Worte: „Meine Liebe und Achtung für Beck, und selbst die des würdigen Herren Hofprediger Schultz, soll hiebei nichts verlieren; wie wohl der letztere eine gewisse ihn befremdende Bitterkeit im Briefe des Herrn Beck[1]), den ich ihm communicierte, gar wohl bemerkte, von der ich wünschte, daß er diesen Ton bei Gelegenheit in den Ton der Freundschaft umstimmen möchte; denn was sollen uns alle Bearbeitungen und Streitigkeiten der Speku-

1) Kant meint hier sicher besonders die Stelle S. 187: „Fast kann ich mir dieses Mißverstehen nicht anders als durch die Nachricht erklären, die mir Herr Motherby, der so gut war mich zu besuchen, gegeben hat, daß der würdige Mann seine Frau vor einiger Zeit verloren hat (vgl. Briefw. III, S. 45: Frau Schultz starb den 10. Oktober 1795), welches Ereignis ihm vielleicht einige Grämlichkeiten zurückgelassen hat."

lation, wenn die Herzensgüte darüber einbüßt?"[1]) — Aus den folgenden drei Briefen Kants an Tieftrunk vom 13. Oktober 1797, 6. Februar und 5. April 1798 hatte dieser in seiner „Denklehre in reindeutschem Gewande" „hintereinander nur dasjenige herausgehoben, was ihm von wissenschaftlicher Bedeutung zu sein schien" (vergl. Hartenstein 1838 Bd. X S. 576, Anm. und Schubert XI,1 S. 188). Dazwischen also fällt der Brief vom 11. Dezember 1797 (S. 220 ff.), den Tieftrunk als ersten und allein vollständig gegeben hat. In jenen drei oben erwähnten Briefen hat Tieftrunk das von ihm Ausgewählte, wie sich hier herausstellt, nach dem Stoff geordnet und nicht der Zeit nach, wie Schubert und nach ihm Hartenstein (1868) annahmen. Der Brief nun vom 5. April 1798 S. 238 enthält eine Stelle, die zusammen mit anderen Aeußerungen aus den Briefen einige bisher ganz unbekannte Daten über

die Entstehungsgeschichte von Kants Streit der Fakultäten

liefert. — Sie lautet (III. S. 238, 5. April 1798): „Ich hatte vor einigen Jahren ein Werk vor unter dem Titel „Der Streit der Fakultäten von J. Kant", aber sie fiel unter Hermes und Hillmers Censur durch und mußte liegen bleiben. — Nun ist ihr zwar jetzt der Ausflug offen;[2]) allein es hat sich ein

1) Vgl. Kr. d. Urteilskr. R. IV. S. 343: „Was hilft's, wird man sagen, daß dieser Mensch so viel Talent hat, daß er damit sogar sehr thätig ist und dadurch einen nützlichen Einfluß auf das gemeine Wesen ausübt, und also in Verhältnis, sowohl auf seine Glücksumstände, als auch auf anderer Nutzen, einen großen Wert hat, wenn er keinen guten Willen befolgt? Er ist ein verachtungswürdiges Objekt, wenn man ihn nach seinem Innern betrachtet . . etc." Vgl. auch Grundlegung zur Metaphys. d. S. R. VIII. S. 11 und Briefw. III. S. 45 Ende.

2) Einen ganz ähnlichen Ausdruck gebraucht Kant in den ersten Worten der Vorrede zum Streite der Fak. Es heißt dort (R. X S. 252): „Gegenwärtige Blätter, denen eine aufgeklärte, den menschlichen Geist seiner Fesseln entschlagende, und, eben durch diese Freiheit im Denken, desto bereitwilligeren Gehorsam zu bewirken geeignete Regierung jetzt den Ausflug verstattet etc."

anderer Mißfall im Gebähren meines Genius zugetragen, daß nämlich eine neuere Schrift unter dem Titel „Erneuerte Frage, ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sey" von mir dem Bibliothekar Biester für seine Berliner Blätter zugeschickt, ich weis nicht wie, dem Stadtpräsidenten Eisenberg zur Censur eingereicht wurde und zwar den 23. Oktober 1797, also noch bei Lebzeiten des vorigen Königs, und ihm das imprimatur abgeschlagen wurde; ein Vorfall, von dem mir es unbegreiflich bleibt, wie es möglich war, daß ihn mir Hr. Biester allererst den 28. Februar 1798 meldete. — Da nun Jedermann bekannt ist, wie sorgfältig ich mich mit meiner Schriftstellerei in den Schranken der Gesetze halte: ich aber auch nicht mühsame Arbeit um Nichts und wieder nichts weggeworfen haben mag, so habe ich, nach geschehener Erkundigung bei einem rechtskundigen Manne, beschlossen dieses Stück sammt der auf denselben gezeichneten Eisenbergschen Censur Verweigerung, durch meinen Verleger Nicolovius nach Halle zu schicken und durch Ihre gütige Mühewaltung daselbst die Censur zu suchen; welche, wie ich festiglich glaube, mir dort nicht fehlschlagen wird, und werde es so einzuleiten suchen, daß beide Stücke als zu einem Ganzen gehörend Ein Buch ausmachen sollen; wo Sie dann, wenn es Ihnen beliebt, das letztere auch abgesondert in der Sammlung meiner kleinen Schriften mit hinein tragen können."

Neben diese Stelle halte man zunächst noch folgende aus dem zweiten Bande des Briefwechsels. Am 4. Dezember 1794, also vier Jahre früher, schreibt Kant an Stäudlin (II. S. 514): „Dieser Antrag, in einem, von Ihnen herauszugebenden theologischen Journal, auch Stücke von mir aufzunehmen, wobei ich auf die uneingeschränkteste Preßfreiheit rechnen könne (vgl. Stäudlins Brief an Kant 14. Juni 1794 No. 594, II. S. 488 f.), ist mir nicht allein rühmlich, sondern kam mir auch erwünscht, weil, ob ich gleich diese Freiheit in ihrem ganzen Umfange nicht einmal zu benutzen Sinnes war, doch das Ansehen einer unter dem orthodoxen Georg III., mit dem ebenso rechtgläubigen

Friedrich Wilhelm II., als befreundeten desselben, stehenden Universität, mir, meiner Meinung nach, zum Schilde dienen könnte, die Verunglimpfungen der hyper-orthodoxen (welche mit Gefahr verbunden sind) unseres Orts zurückzuhalten. —

Ich habe daher eine in dieser Idee abgefaßte Abhandlung unter dem Titel „Der Streit der Fakultäten" schon seit einiger Zeit fertig bei mir liegen, in der Absicht, sie Ihnen zuzuschicken. Sie scheint mir interessant zu seyn, weil sie nicht allein das Recht des Gelehrtenstandes, alle Sachen der Landesreligion vor das Urtheil der theologischen Facultät zu ziehen, sondern auch das Interesse des Landesherrn, dieses zu verstatten, überdies auch eine Oppositionsbank[1]) der philosophischen gegen die erstern einzuräumen ins Licht stellt, und nur nach dem Resultat der Idee, der durch beide Facultäten instruirten Geistlichen, als Geschäftsmänner der Kirche,[2]) sofern sie ein Oberconsistorium ausmachen, die Sanctionirung einer Glaubenslehre zu einer öffentlichen Religion dem Landesherrn zur Pflicht- sowohl als Klugheitsregel macht,[3]) indessen daß er

1) Vergl. Str. d. Fak. (R. X. S. 285 f.): „Die Classe der oberen Facultäten (als die rechte Seite des Parlaments der Gelahrtheit), vertheidigt die Statute der Regierung, indessen daß es einer so freien Verfassung, als die sein muß, wo es um Wahrheit zu thun ist, auch eine Oppositionspartei (die linke Seite) geben muß, welche die Bank der philosophischen Facultät ist, weil ohne deren strenge Prüfung und Einwürfe die Regierung von dem, was ihr selbst ersprießlich oder nachtheilig sein dürfte, nicht hinreichend belehrt werden würde."

2) Vgl. z. B. Str. d. Fak. (R. X. S. 264): Von den eigentlichen Gelehrten sind noch die Literaten (Studirte) zu unterscheiden, die, als Instrumente der Regierung, von dieser zu ihrem eigenen Zweck (nicht eben zum Besten der Wissenschaften), mit einem Amte bekleidet, zwar auf der Universität ihre Schule gemacht haben müssen, allenfalls aber Vieles davon (was die Theorie betrifft), auch können vergessen haben, wenn sie nur so viel, als zur Führung eines bürgerlichen Amts (was also die Praxis angeht), übrig behalten haben; die man also Geschäftsleute oder Werkkundige der Gelehrsamkeit nennen kann."

3) Der letzte Teil dieses Satzes ist schwer zu konstruieren. eine Aenderung scheint mir jedoch zum Verständnis nicht notwendig: Das Subjekt „sie" („weil sie", nämlich die Abhandlung) hat die Prädikate: „ins Licht stellt", und „zur Pflicht- sowohl als Klugheitsregel macht". Die Schwierigkeit liegt in den Worten: „Nur nach dem Resultat der Idee" bis „sofern sie ein Oberconsistorium ausmachen". Hier ist der Genetiv „der Geistlichen etc." statt eines

andre fromme Gesellschaften, die nur der Sittlichkeit nicht Abbruch thun, als Secten toleriren kann. — Ob nun gleich diese Abhandlung eigentlich bloß publizistisch und nicht theologisch ist (de cura principis circa religionem et ecclesiam), so habe ich doch nötig gefunden, um diejenige Glaubenslehre, die ihrer inneren Beschaffenheit wegen nie Landesreligion, sondern nur Secte abgeben und von der Landesherrschaft nicht sanctionirt werden kann, deutlich zu bezeichnen, Beispiele anzuführen, die vielleicht die einzigen sind, welche die Unfähigkeit einer Secte Landesreligion zu werden, ihrer Ursache sowohl als Beschaffenheit nach, begreiflich machen. Hiebey muß ich doch fürchten, daß — nicht bloß um dieser, sondern auch anderer Anführungen von Beispielen willen — die jetzt unseres Ortes in großer Macht stehende Censur Verschiedenes davon auf sich deuten und verschreyen möchte und habe daher beschlossen, diese Abhandlung, in der Hoffnung daß ein naher Frieden vielleicht auch auf dieser Seite mehr Freyheit unschuldiger Urtheile herbeiführen dürfte, noch zurück zu halten; nach diesen (sic) aber sie Ihnen, allenfalls auch nur zur Beurtheilung, ob sie wirklich als theologisch oder als bloß statistisch anzusehen sey, mitzutheilen."

Aus diesen beiden Stellen ergiebt sich zunächst zweierlei:

1. Der Streit der Fakultäten (es handelt sich hier nur um den ersten Abschnitt: „Der Streit der philosophischen Fakultät mit der theologischen") ist keineswegs, wie man bisher angenommen, die von Kant zuletzt verfaßte Schrift; sie war vielmehr am 4. Dezember 1794 „schon seit einiger Zeit fertig", und

2. Auch dieser Schrift ist ebenso wie dem zweiten Stück „Erneuerte Frage etc." unter Hermes und Hillmers Zensur das Imprimatur verweigert worden.

Satzes, den man erwartete, gesetzt; also etwa: und nur nach dem Resultat der Idee, daß die Geistlichen durch beide Facultäten instruirt werden und Geschäftsmänner der Kirche sind, sofern sie ein Oberconsistorium ausmachen".

An diese Thatsachen knüpfen sich nun sofort mehrere Fragen, die ich zu beantworten versuchen will.

Können wir die Abfassungszeit des ersten Abschnittes des Streites der Fakultäten genauer bestimmen?

Dem ersten Aufsatz der „Relig. innerh. d. Gr.“ hatte Hillmer, wie bekannt, noch das Imprimatur erteilt, wenn auch mit Bedenken. (Vgl. Briefw. II, S. 316, Biester an Kant.) Das war im März 1792. Am 18. Juni 1792 wird dann Kant von Biester benachrichtigt (Briefw. II S. 330), daß Hermes und Hillmer dem zweiten Stücke „Von dem Kampf des guten Prinzips mit dem bösen“ das Imprimatur verweigert haben.

Diese Streitigkeiten werden, so kann man, meine ich, mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, für Kant den Anlaß gegeben haben, über die Berechtigung jenes Censurverbotes und der Censurverbote im allgemeinen, über die Verschiedenheit ferner und die Obliegenheiten der vier Fakultäten nachzudenken und darüber vernunftgemäß, d. h. nach Prinzipien zu entscheiden. Vor diese Zeit (Sommer 1792) fällt m. E. die Entstehung der Schrift sicherlich nicht.

Die Vorrede zu der im Mai 1793 jedenfalls schon edierten (vergl. Briefw. II S. 414) ersten Auflage der Religion innerh. d. Gr. enthält bereits den Kerngedanken des Streites der Fakultäten. Und wenn Kant, da ihm die Theologen Hermes und Hillmer das Imprimatur verweigert hatten, die vollendete Schrift erst der theologischen Fakultät in Königsberg „nicht sowohl zur Censur als vielmehr zur Beurtheilung, ob die theologische Fakultät sich die Censur derselben anmaße“ (vgl. Briefw. II S. 344), überreichte, und dann erst, da diese die Frage verneint hatte, das Buch zur Censur der philosophischen Fakultät in Jena übersandte, so handelte er ganz so, wie es seine Auseinandersetzung in der Vorrede zur Rel. i. d. Gr. verlangte.

Da nun ziemlich dieselben Gedanken ausführlicher und erweitert im Streite der Fakultäten behandelt sind, so ist es ziemlich sicher, daß diese Schrift später verfaßt ist, als jene Vorrede. Somit kämen wir auf das Frühjahr 1793 als terminus

a quo für den Streit der Fakultäten. Einen terminus ad quem nun haben wir mit Sicherheit in dem Oktober 1794.

Vom 1. Oktober 1794 ist die Kabinetsordre König Friedrich Wilhelms II. an Kant datiert, die Kant, wie er in seiner Antwort darauf selbst angiebt (Briefw. II S. 508), am 12. erhielt. Da nun der Str. d. Fak., wie Kant (III S. 238) an Tieftrunk schreibt, „unter Hermes' und Hillmers Censur durchgefallen ist", so muß Kant diese Schrift vor dem Empfang jenes Reskriptes zur Censur eingeschickt haben. Es ist völlig ausgeschlossen, daß er nach seinem Verantwortungsschreiben, in dem er sich dazu verbunden hatte, sich „fernerhin aller öffentlichen Vorträge in Sachen der Religion, es sey der natürlichen oder der geoffenbarten, in Vorlesungen sowohl als in Schriften völlig zu enthalten" diesen Aufsatz sollte zur Censur eingereicht haben. — Merkwürdig ist es nur, daß von dieser Censurverweigerung bisher gar nichts bekannt war; daß weder Kant selbst es in der Vorrede zum Str. der Fak. erzählt,[1]) noch Borowski oder ein andrer der Zeitgenossen davon berichtet, noch endlich in den Briefen, außer an dieser einen Stelle, irgendwo etwas darüber zu finden ist. Vielleicht wurde gerade durch den Streit der Fakultäten die Kabinetsordre gegen Kant heraufbeschworen. Jedenfalls aber sehen wir auch hier, daß Kant sich bis zu seiner Verantwortung dem Könige Friedrich Wilhelm II. gegenüber durchaus nicht besonders vorsichtig benommen hat. (Vgl. Meine Abhandl. Kants Briefw. Bd. II. Altpr. Mon. 38 S. 130).

Durch folgende Briefstellen lassen sich die Grenzen für die Abfassungszeit des Streites der Fakultäten noch etwas enger ziehen.

Am 13. Dezember 1793 schreibt Kant an Kiesewetter (II S. 458): „Zu Ihrer philos. Bibliothek guten Aufnahme im Publikum habe ich mehr Vertrauen, als zu der des bestallten Vormundes desselben, welcher als biblischer Theolog die Schranken

1) Eine Andeutung davon könnte man allenfalls in den schon vorher citierten Worten der Vorrede „Gegenwärtige Blätter, denen eine aufgeklärte . . . Regierung jetzt den Ausflug verstattet" finden.

seiner Vollmacht gerne überschreitet und sie auch über bloß philosophische Schriften ausdehnt, die doch dem philosophischen Censor zukommt, der, was das Uebelste bey der Sache ist, nicht, wie er sollte, sich dieser Anmaßung widersetzt, sondern sich darüber mit ihm einversteht, über welche Coalition es doch einmal zur Sprache kommen muß." — Diese letzten Worte beziehen sich, da die Abfassung des Str. d. Fak. nach meiner Auseinandersetzung in die Zeit von Frühling 1793 bis Oktober 1794 fällt, wohl auf diese Schrift und lassen vermuten, daß Kant sie um diese Zeit noch nicht beendet hatte. Dadurch wäre der terminus a quo (der Vollendung wenigstens) bis zum 13. Dezember 1793 hinausgeschoben.

Andererseits schreibt Kant Stäudlin (II S. 514), daß ihm dessen Antrag, in einem von jenem herauszugebenden theologischen Journal auch Stücke von ihm aufzunehmen, sehr erwünscht gekommen sei, und daß er die Absicht gehabt habe, ihm den Streit der Fakultäten für diese Zeitschrift zuzuschicken. Diesen Antrag machte Stäudlin Kant am 14. Juni 1794 (II S. 489). Daraus schließe ich, daß Kant, als er dieses Anerbieten von Stäudlin erhielt, die Schrift von der Berliner Censur mit der Imprimatur-Verweigerung schon zurückerhalten hatte und nun daran dachte, sie in Stäudlins Journal drucken zu lassen, bis die Kabinetsordre vom 1. Oktober ihm auch das unmöglich machte.

Somit ergeben sich als Grenzen für die Vollendung des Streites der Fakultäten Dezember 1793 und Juni 1794.

Der zweite Abschnitt des Streites der Fakultäten, der Aufsatz „Erneuerte Frage, ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei?" muß nach der oben angeführten Briefstelle später als der erste geschrieben sein: Kant nennt ihn dort (III S. 238), nachdem er eben von dem Streite der Fakultäten gesprochen, eine „neuere Schrift". Auch ihr wurde, als sie in den Berliner Blättern gedruckt werden sollte, in Berlin das Imprimatur verweigert, und zwar am 23. Oktober 1797. Kant schickte sie dann „nach geschehener

Erkundigung bei einem rechtskundigen Manne" zur Censur nach Halle, und dort hat sie doch wohl die Censur erhalten.[1])

Auch hier ist wieder hervorzuheben, daß Kant noch vor dem Tode Friedrich Wilhelms II. eine Schrift drucken lassen wollte, die ihm den Unwillen der Regierung zuziehen oder vielmehr den gegen ihn vorhandenen Unwillen verstärken mußte. Pries er doch in ihr die französische Revolution als ein „Phänomen in der Menschengeschichte, das sich nicht mehr vergißt, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte".[2]) Und das nach der Hinrichtung Ludwigs XVI.

Fritz Medicus meint, in einer Anmerkung zu seiner Abhandlung „Kants Philosophie der Geschichte",[3]) aus der Thatsache, daß Kant hier noch mit solcher Begeisterung von der französischen Revolution spricht, „mit großer Wahrscheinlichkeit" darauf schließen zu können, daß dieser zweite Abschnitt geschrieben ist, „bevor die Nachrichten von der Absetzung Ludwigs XVI. (10. August 1792) oder vollends von den Gräueln im September 1792 und von der Hinrichtung des Königs (21. Januar 1793) nach Königsberg gedrungen waren."

Abgesehen davon, daß diese Annahme den von mir vorher mit Hilfe einiger Briefstellen gegebenen Daten widerspricht, scheint sie mir auch an und für sich nicht haltbar. Denn erstens steht es fest, daß Kant jene Abhandlung im Jahre 1797 in den Berliner Blättern drucken lassen wollte. Hätte ihr Inhalt aber damals seiner Ansicht über die französische Revolution widersprochen, so hätte er sie doch nicht veröffentlicht oder wenigstens entsprechend verändert. Und zweitens: Was konnten

1) Herr Professor A. Riehl hatte die große Freundlichkeit, auf meine Bitte die Akten der dortigen Universität aus dem Jahre 1798 f. durchzusehen. Leider aber hat sich in ihnen keinerlei Vermerk über die Nachsuchung „oder Erteilung der Censur betreffend" Kants „Erneuerte Frage etc." vorgefunden.

2) Str. d. Fak. R. Bd. 10 S. 350.

3) Kantstudien 1902 Bd. VII S. 209.

die Gräuelthaten der späteren Perioden der französischen Revolution für einen Einfluß haben auf die Beurteilung ihres Wesens, ihres Ursprunges, ihrer Motive und ihrer Tendenzen? Sagt doch Kant in jener Schrift selbt (R. X, 350): „Aber wenn der bei dieser Begebenheit beabsichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht wurde, wenn die Revolution, oder Reform, der Verfassung eines Volkes gegen das Ende doch fehlschlüge, oder, nachdem diese einige Zeit gewährt hätte, doch wiederum Alles ins vorige Gleis zurückgebracht würde (wie Politiker jetzt wahrsagern),[1]) so verliert jene philosophische Vorhersagung doch nichts von ihrer Kraft.“ Und kurz vorher (S. 346 f.) heißt es: „Die Revolution eines geistreichen Volkes, die wir in unsern Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie, zum zweiten Male unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nie beschließen würde, — diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt etc.“ —

Außerdem können wir, glaube ich, noch eine Briefstelle zur genaueren Datierung heranziehen. Am 13. Oktober 1797 schreibt Kant an Tieftrunk (Briefw. III S. 206): „Es könnte wohl sein, daß mich der Tod während dieser Anstalten (der Sammlung und Herausgabe seiner kleinen Schriften) überraschte. In diesem Falle würde unser Herr Professor Gensichen zwei Abhandlungen in meiner Kommode antreffen, deren eine ganz, die andere beinahe ganz fertig liegt (und zwar seit mehr als zwei Jahren) über deren Gebrauch er alsdann Ihnen Nachricht geben würde, — doch bleibt dieses unter uns; denn vielleicht gebe ich sie noch bei meinem Leben heraus.“

1) Dieser Zusatz mindestens läßt an und für sich auf eine spätere Zeit schliessen, als die von Medicus angenommene.

Diese beiden Abhandlungen sind — das scheint mir nach den vorher gegebenen Auseinandersetzungen kaum mehr zweifelhaft — „Der Streit der philosophischen Facultät mit der theologischen" und die „Erneuerte Frage". Die erstere war schon — wie wir gesehen haben — vor dem 12. Oktober 1794, also seit drei Jahren fertig, die zweite also nach dieser Briefstelle „beinahe ganz fertig" seit mehr als zwei Jahren, also schon vor dem 1. Oktober 1795. Ein genaueres Datum dürfte sich hierüber schwerlich geben lassen.

Aber was veranlaßte wohl Kant — diese Frage scheint mir wichtiger — in jener Zeit zur Abfassung dieser Abhandlung?

Eine bestimmte Antwort hierauf zu geben, dürfte kaum möglich sein. Aber vielleicht findet man folgende Vermutung annehmbar. Kant hatte den Verlauf der französischen Revolution mit dem größten Interesse verfolgt. „Seine Gespräche bezogen sich zu dieser Zeit," so erzählt Jachmann (S. 129), „größtenteils auf Politik. . . . . Auf die Zeitungen war er in manchen kritischen Zeitpunkten so begierig, daß er der Post wohl Meilen weit entgegengegangen wäre, und man konnte ihn mit nichts mehr erfreuen, als mit einer frühen authentischen Privatnachricht. Sein Interesse an dieser großen Weltbegebenheit leuchtete vorzüglich aus seinem Gespräch hervor, welches er darüber in allen Gesellschaften mit gleicher Lebhaftigkeit führte." — Auch Biester spricht (am 5. Okt. 1793, Briefw. II, S. 440) von dem Gerücht, als hätte Kant sich sehr günstig über die ihm immer ekelhafter werdende französische Revolution erklärt.

Als nun die Nachrichten von der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Königsberg eintrafen, als die Gräuelthaten, die man aus Paris meldete, immer furchtbarer wurden, da mag wohl Kant gegenüber öfters, versteckt oder offen, die Verwunderung darüber ausgesprochen sein, wie der große Philosoph in der Beurteilung dieses Ereignisses so kurzsichtig habe sein können. Daher vielleicht, sah er sich veranlaßt, es öffentlich auszusprechen, was ihn eigentlich an der französischen Revolution interessierte.

was es war, das ihn mit Begeisterung erfüllte, mochte sie auch ein noch so wenig wünschenswertes Ende nehmen.

Die dritte Abhandlung endlich „Von der Macht des Gemüths etc.“ wurde bekanntlich in Hufelands Journal für die praktische Heilkunde 1798[1]) veröffentlicht. Als er im Januar dieses Jahres[2]) Hufeland diese Schrift übersandte, hatte er „noch nicht den Plan in Gedanken, das Buch „Der Streit der Fakultäten“ in drey Abtheilungen nämlich der philosophischen mit der Theologischen, der juristen- und der medicinischen Fakultät auszufertigen und so in einem System darzustellen.“ So schreibt er am 9. Mai 1798 an Nicolovius (III S. 241). Auch in dem Briefe vom 5. August desselben Jahres an Tieftrunk (III, S. 238) spricht er nur von den beiden ersten Stücken, die „als zu einem Ganzen gehörend Ein Buch machen sollen.“

Am 1. Juli 1798 schreibt er Stäudlin, daß er ihm das Buch, „sobald der Druck fertig ist“ übersenden lassen werde und zwar mit einer ihm „gewidmeten Zueignungsschrift (sic), und am 9. Dezember 1798 dankt ihm Stäudlin für die Abhandlung, die ihm „erst vor einigen Tagen zu Handen gekommen sei“.

So können wir also jetzt die Worte Kants, mit denen er die Vorrede zum Streite der Fakultäten schließt, was den Anlaß und die Entstehungszeit der einzelnen Abschnitte betrifft, ziemlich genau im einzelnen erklären; sie lauten (R. X, S. 259): „Unter dem allgemeinen Titel: „Der Streit der Facutäten“ erscheinen hier drei in verschiedener Absicht, auch zu verschiedenen Zeiten, von mir abgefaßte, gleichwohl aber doch zur systematischen Einheit ihrer Verbindung in einem Werke geeignete Abhandlungen, von denen ich nur späterhin inne ward, daß sie als der Streit der unteren mit den drei oberen (um der Zerstreuung vorzubeugen), schicklich in einem Bande sich zusammen finden können“.[3]) —

---

1) Nicht, wie Rosenkranz (X, S. VI) angiebt, 1796.

2) Vgl. Str. d. Fak. R. X, S. 361.

3) Rosenkranz (Bd. X, S. VI.) sagt: „Ein äußerer Grund, weshalb diese merkwürdige Schrift nur Eine, obwohl starke Auflage erlebte, liegt wohl darin,

Beschlossen wird das Jahr 1797 durch einen Brief Lüdekes (No. 754). Borowski sagt (S. 240 f.): „Ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen der herzlichen Rührung, mit welcher Kant die Briefe meines Freundes, des rechtschaffenen Predigers Lüdeke an der Petrikirche in Berlin, aus meinen Händen aufnahm, — mit welcher innigen Freundlichkeit er dann den dargereichten Brief höchst vorsichtig, damit kein Wort durch Einreißen verloren ginge, eröffnete, — wie er mich dann bat, ihn ganz langsam vorzulesen, und welche warmen Dankbezeugungen an Lüdeke, den er sehr schätzte, er mir auftrug. Bei dem Mittagstisch teilte er dann die Briefe meines Freundes als Würze der Tischgespräche höchst vergnügt mit." Und in der That, die wenigen erhaltenen Briefe Lüdekes — es sind außer dem erwähnten vom 30. Dezember 1797 in diesem Bande nur noch drei, alle aus dem Jahre 1798 — zeigen eine solche Heiterkeit und Frische, solch eine Freiheit und Weite des Blickes und daneben solchen Witz, bringen so mancherlei persönliche und politische Neuigkeiten, daß sie uns Kants Freude über ihren Empfang wohl begreifen lassen. Schon im Jahre 1765 („Es sind jetzt 32 Jahre, daß ich das Glück mich Ihnen zu nähern hatte", schreibt er am 30. Dezember 1797) wurde Lüdeke durch seinen Onkel, den Kommerzienrat Hoyer, bei Kant eingeführt. Der erste Band des Briefwechsels brachte einen Brief von ihm (d. 18. Jan. 1781 S. 246 f.), in dem er sich gelegentlich einer Empfehlung bei Kant für den bei ihm in der Philosophie genossenen Unterricht bedankt. Fast 17 Jahre vergehen, bis er wieder schreibt (am 30. Dezember 1797). Jetzt ist ihm das Glück, sich Kant einst genähert zu haben „noch viel beglückender als damals", da es geschah. „Ich stehe", heißt es dann weiter, „noch immer auf meiner außerordentlichen Stufe: das heißt ich bin seit 21 Jahren der geringste unter den Aposteln der Petrikirche. Es ist kein

daß sie dem Wesentlichen nach in den einzelnen ihrer Abhandlungen dem Publikum bereits durch die Berliner Monatsschrift und Hufelands Journal der praktischen Heilkunde bekannt geworden war etc." — Ich habe in der Berliner Monatsschrift keine der Abhandlungen gefunden.

Avancement in diesem Regimente. Durch den Tod des Königes bin ich freilich in Etwas degradiert. So lange war ich in allen preußischen Staaten der einzige königliche regierende Beichtvater, und jetzt bin ich verwittwet mütterlicher Beichtvater." — Den Entwurf zu Kants Antwortschreiben auf diesen Brief bringt S. 231. Lüdeke versichert (S. 234): „Zu einem Denkmal Ihrer mir so theuern Liebe soll dieses Schreiben von mir und meinen Nachkommen als ein Kleinod aufbewahrt bleiben". Mit einem „Farrago von Nachrichten" habe er, um Kant damit nicht lästig zu stellen, „den duldsamen H. K. R. Borowsky beladen. Extensive hat er genug bekommen — Intensive ists freilich wenig. Wenn ein Staubregen aufgefangen wird, füllt er kaum das Bette eines Bächleins."

Aus dem letzten erhaltenen Briefe (vom 19. Dezember 1798) mag zur Charakteristik seiner Briefe noch folgende Stelle ausgehoben werden: „Ich will lieber gestehen, daß ich mir überall von der orthodoxen Offenbahrung gar keinen Begriff machen kann, und wenn ich auf die höchste Fichte steige — als daß ich auf dem weiten Ozean moralischer Wahrheiten ohne den Pharus der Vernunft und ohne ihr Steuer mich einem Sturm überlaßen sollte, von dem ich nicht weiß, von wannen er komt und wohin er fähret."

Aus den Briefen der Jahre 1798—1803

habe ich im Laufe meines Berichtes das Wichtigste schon hervorgehoben. Kurz erwähnt seien nur noch der Brief, in dem Kant seine Ernennung zum Mitgliede der italienischen Akademie mitgeteilt wird (No. 765. 4. April 1798), die interessanten Briefe No. 793 und 808, in denen Lehmann charakteristische Einzelheiten über die Göttinger Professoren Lichtenberg, Stäudlin, Blumenbach, Kästner, Heyne mitteilt; die schon von Reicke[1]) und Schubert[2]) erwähnten, von dem Reichsgrafen zu Dohna und

1) R. Reicke, Aus Kants Briefwechsel. Altpr. Mon. 1885 S. 390 und 392.
2) Bd. XI, 2, S. 169.

dem Hallenser Professor Dr. Juncker an Kant gerichteten Anfragen, ob „die Einimpfung der Menschenblattern sittlich oder unsittlich" sei (No. 803 und 825), und endlich als Curiosum die Bitte um Zusendung einer Arbeit über die lateinischen Partikeln, die Kant in seinen „jüngeren Jahren" verfaßt haben sollte (No. 807).

II.

Oeffentliche Erklärungen.

Zu den bisher von Schubert und Hartenstein aufgenommenen öffentlichen Erklärungen ist eine Anzeige (No. 1) vom Mai [?] 1790 hinzugekommen, durch die Kant einer unberechtigten Herausgabe seiner kleinen Schriften vorbeugen wollte.

Inbezug auf Kants Fehde mit Schlettwein hebe ich zwei Stellen aus dem Briefwechsel hervor, die zur Charakteristik Schlettweins und Kants beitragen. Tieftrunk schreibt in einem bisher noch nicht veröffentlichten Briefe am 20. Juni 1797 an Kant (S. 171): „Die Ankündigung und Erklärung wegen Herrn Schlettwein habe ich auch gelesen und mich über die Radomontaden des Herrn Schlettwein eben nicht sehr gewundert; denn es scheint sein Steckenpferd zu sein, bald diesen bald jenen herauszufordern. Vor etwa 5 Jahren wollte er mit mir eine ähnliche Fehde anfangen; allein nachdem ich ihm einmal geantwortet hatte, hat er nicht wieder geschrieben."

Daß Schlettwein sich dann, Ende 1797, wirklich an den Hofprediger Schultz gewandt hat, geht aus einem ebenfalls neu veröffentlichten Briefe Kants an diesen (vom 9. Januar 1798 No. 756) hervor. Kant rät hier seinem Freunde „sich ja nicht zur Korrespondenz mit Schlettwein verbindlich zu machen". „Denn ich habe gegründeten Verdacht", so fügt er, seine Menschenkenntnis auch hier beweisend, hinzu, „daß Schlettwein nur darauf ausgehe, durch Schriftstellerei etwas zu verdienen und von Ihnen erwarte, daß Sie, wegen Ihres Anteils am Honorar, nachsichtlich seyn dürften; die Celebrität der Sache aber eine zahlreiche Abnahme verspreche". —

Was Schubert zu der Annahme gebracht haben mag, Kant habe sich „wahrscheinlich aus Furcht, der Verdacht des Atheismus, welcher eben die Wissenschaftslehre getroffen hatte, könne auch auf ihn zurückfallen“[1]) gegen Fichte erklärt, ist mir völlig unerfindlich. „Diese Besorgnis, so fährt er fort, und, wie erläuternde Briefe aus Königsberg noch hinzusetzen (?), auch fremdes Zureden konnten wohl nur den Greis veranlassen, so sich über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu äußern, von dem doch keine nähere Kenntnis zu haben er sich bewußt sein mußte.“

Bemerkt mag von vornherein werden, daß die Wissenschaftslehre gar nicht der Verdacht des Atheismus getroffen hat. Wie allgemein bekannt, gab Fichtes Schrift „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“, die er dem Aufsatze seines Schülers Forberg „Entwicklung des Begriffs der Religion“ beifügte, den Anlaß zum Vorgehen gegen ihn. Ferner, was Kant dazu veranlaßte, sich gegen die Wissenschaftslehre zu erklären, sagt er ja selbst gleich am Anfang: „Die feierliche, im Namen des Publikums an mich ergangene Aufforderung des Rec. von Buhles Entwurf der Tr. Philosophie in No. 8 der Erlangischen L. Z. 1799“. Wie Kant je länger desto weniger mit der Philosophie seiner Schüler Reinhold, Fichte, Beck u. a. m. einverstanden war, dafür giebt der Briefwechsel manchen Beleg. Daß aber allmählich immer lebhafter und häufiger die Aufforderung an ihn herantrat, seine Meinung über seine Nachfolger, die sich alle auf ihn zu stützen vorgaben, auszusprechen, ist nur natürlich. Schrieb doch Schlettwein an ihn (Briefw. III S. 390): „Ich kann es nach meinem Gefühl schlechterdings nicht mit der wahren Rechtschaffenheit zusammen reimen, daß Sie mein Lieber! bei dem bis zum wirklichen Skandal ausgebrochenen und immer weiter um sich greifenden Streite der nach Ihnen sich so nennenden kritischen Philosophie über den Sinn und Geist Ihrer Schriften, nicht öffentlich hervortreten, und bestimmt heraus-

1. J. Kant Ges. W. Rosenkranz u. Schubert. Bd. XI, 1, S. 153.

sagen, welcher von diesen Schriftstellern Ihren Sinn wirklich getroffen hat und welcher nicht; ob Reinhold, ob Fichte, ob Beck, oder wer sonst es ist". Auch Garve äußert in seinem Briefe Sept. 1798 (S. 252): „Ich wünschte zwar auch, Ihr Urtheil über die neuesten Fortschritte, welche einige Ihrer Schüler, besonders Fichte, glauben in der Philosophie, seit der Erscheinung der Kritik gemacht zu haben, zu wissen. Aber Sie können billige Ursachen haben, warum Sie weder öffentlich noch in Privatbriefen ein entscheidendes Urtheil darüber fällen wollen." Bedarf es da noch eines weiteren Grundes dafür, daß Kant nun endlich die ihm gebotene Gelegenheit dazu benutzte?

Ja, aber er kannte die Wissenschaftslehre gar nicht! — Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Kant wahrscheinlich Fichtes Wissenschaftslehre nie ganz durchgelesen hat. Er schreibt am 5. April 1798 an Tieftrunk (S. 239): „Was halten Sie von Herrn Fichtes allgemeine Wissenschaftslehre? einem Buche, welches er mir vorlängst zugeschickt hat, dessen Durchlesung ich aber, weil ich es weitläufig und meine Arbeit zu sehr unterbrechend fand, zur Seite legte und jetzt nur aus der Recension in der A. L. Z. kenne? Für jetzt habe ich nicht die Muße es zur Hand zu nehmen; aber die Recension für Fichte (welche mit vieler Vorliebe des Recensenten abgefaßt ist) sieht mir wie eine Art von Gespenst aus, was, wenn man es gehascht zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst und zwar hievon auch nur die Hand die darnach hascht vor sich findet. — Das bloße Selbstbewußtsein und zwar nur der Gedankenform nach, ohne Stoff, folglich ohne daß die Reflexion darüber etwas vor sich hat, worauf es angewandt werden könne und selbst über die Logik hinausgeht, macht einen wunderlichen Eindruck auf den Leser. Schon der Titel (Wissenschaftslehre) erregt, weil jede systematische geführte Lehre Wissenschaft ist, wenig Erwartung für den Gewinn, weil sie eine Wissenschaftswissenschaft und so ins unendliche andeuten würde."

Also wenn nun Kant — was mich wahrscheinlich dünkt — auch später zur Durchlesung der Wissenschaftslehre nicht

Muße fand, beschäftigt hat er sich offenbar viel mit Fichtes Lehre; mit dem Oberhofprediger Schultz hat er darüber gesprochen[1]), seine Freunde Erhard (S. 144), Beck (S. 173f.), Tieftrunk (S. 205 und 211), Kiesewetter (S. 256) schreiben an ihn darüber. Und hat er mit dem, was er von Fichte sagt, von seinem Standpunkte aus, nicht völlig recht?

Und endlich: wie sollte man wohl nach dem Erscheinen der Kritik der pr. V. dazu kommen, Kant einen Atheisten zu nennen; wie sollte er die Besorgnis hegen, des Atheismus angeklagt zu werden! Und nun gar im Jahre 1799! Ja, wäre es noch zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms II unter Wöllners Regiment gewesen, aber jetzt da Friedr. Wilh. III selbst Fichte den Bescheid gegeben hatte: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen; so kann ihm der Aufenthalt in meinem Staate ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist; so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts[2])."

Also wie kommt Schubert zu jenem ehrenrührigen Vorwurfe? Ist er völlig aus der Luft gegriffen? Und zu welchem Zwecke?

III.

Handschriftliche Erklärungen und letzter Wille.

Dieser Abschnitt bringt zwei ganz neue Stücke, nämlich 1. „Entwürfe in einer Streitsache mit Carl Georg Burckhardt" und 2. Kants Testament nebst einigen dazu gehörigen Bestimmungen; außerdem enthält er die schon von Schubert und Hartenstein veröffentlichten Betrachtungen Zur Kabinetsordre König Friedr. Wilh. II. und die Rechtfertigung des Direktoriums der französ. Republik etc.

1) Vgl. Briefw. III, S. 173.

2) J. H. Fichte, Joh. Gottl. Fichtes Leben und Litter. Briefwechsel 1830. Bd. I. S. 391.

Das erste Stück „Entwürfe in einer Streitsache mit Carl Georg Burckhardt“ betrifft folgenden Fall: Der obengenannte, ein ehemaliger Zuhörer Kants (vgl. S. 405), wollte die obere Wohnung in Kants Hause für den Preis von 25 Thaler mieten. Er war mit dem Kontraktentwurf zu Kant gekommen. Dieser hatte zu dem Mietspreise von 25 Thalern schon seine Zustimmung gegeben, als er beim Weiterlesen auf eine Bestimmung über die Benutzung des Gartens stieß, die ihn so aufbrachte, daß er die „darauf gehörige Antwort besser schriftlich als mündlich“ zu geben vermeinte, zumal er heiser war (vgl. S. 405), und die weiteren Verhandlungen vorläufig abbrach. Nun behauptete Burckhardt, einen schriftlichen Kontrakt habe man gar nicht machen wollen — denn bei einem „Wohnzins unter 30 Thlr.“ war ein „nichtschriftlicher Kontrakt erlaubt“ (vergl. S. 404) — und mit der Zustimmung zu dem Mietspreise sei der mündliche Kontrakt geschlossen gewesen. Daß nun Kant, wohl um über die Sache mit einem Juristen zu sprecheu, sich derartige, fünf Druckseiten lange Aufzeichnungen machte, in denen er dieselben Punkte wohl drei bis viermal, oft in abgebrochenen Sätzen, wiederholt, ist mir merkwürdig. Diese Entwürfe machen m. E. einen senilen Eindruck, aber sie stammen nach der von Reicke gegebenen Datierung aus den Jahren ca. 1784—1786. — Bemerkt mag noch werden, daß Kant dieses für Burckhardt bestimmte Logis nachher (oder vorher?) „einer armen Witwe gratis überließ.“ (Vgl. S. 401).

Weit interessanter ist Kants Testament. Da der Inhalt desselben aber von selbst verständlich ist und keiner weiteren Erörterung bedarf, wende ich mich gleich zu den drei folgenden Abschnitten, die die Titel führen:

IV.

Denkverse zu Ehren verstorbener Collegen; Gedichte, Kant gewidmet von seinen Zuhörern und Stammbuchverse.

Neu ist von den Denkversen No. 4, auf den am 21. Juni 1780 verstorbenen Professor der praktischen Philosophie Carl

Andreas Christiani. Auch von diesem Denkspruche gilt, was Ernst Wichert[1]) von den fünf übrigen[2]) sagt: „Ihr kleinstes Verdienst ist, daß sie sich in der Form mit dem Besten messen können, was zu derselben Zeit und in ähnlicher Weise auch von berufenen Dichtern (oder die sich dafür hielten) geleistet ist; sie sind uns wert, weil sie von Kant herstammen und weil sich auch in ihnen die ganze geschlossene Persönlichkeit des Denkers, Bürgers und Menschen Kant zu erkennen giebt. Er selbst charakterisiert sich durch das, was er an der Lebensthätigkeit der Verstorbenen als charakteristisch rühmt.

Er singt nicht, aber er sagt! Und jedes Wort ist ein Baustein zu einem Ehrendenkmal für ihn selbst" (S. 381). „Ueberall kehrt die Mahnung redlich zu sein und rechtschaffen zu streben wieder. Der brave Mensch ist das Ideal dieser Dichtungen. Man wird nicht den Mut haben, sie deshalb hausbacken zu nennen. Regen sie auch die Phantasie nicht an, so haben sie doch ihren ganz eigenen Witz und sind darin, wie in ihrem ethischen Gehalt durchaus liebenswürdig. Bei aller Trockenheit in der Ausdrucksweise sprechen sie mehr an, als die meisten Verse, die — meist hoch pathetisch — an Kant gerichtet sind."

Von diesen Gedichten an Kant bringt die neue Ausgabe drei: das erste von Lenz (21. August 1770, als Kant „für die Professorwürde disputirte"), schon 1867 von R. Reicke in

---

1) E. Wichert. Verse Kants und an Kant. Altpr. Monatsschr. 1878 Bd. XV S. 379.

2) Der eindrucksvollste von ihnen ist der letzte No. 6:

> Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsterniß;
> Was uns zu thun gebührt, des sind wir nur gewiß.
> Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
> Der glaubt um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Läßt man die den Eindruck störenden Worte „wie Lilienthal", die Kant nicht umgehen konnte, fort und setzt dafür etwa „kein Ungemach", so erhält man einen schönen Sinnspruch, der in nuce Kants ganze sittliche Weltanschauung enthält.

der Altpr. Monatsschr. wieder abgedruckt; das zweite von einem unbekannten Verfasser, den 23. April 1786 überreicht, da Kant zum ersten Male Rektor wurde,[1]) und das dritte endlich am 14. Juni 1797 aus unbekannter Veranlassung[2]) von allen Studierenden dargebracht.[3])

Von den Stammbuchversen, die hier zum ersten Male gesammelt sind — es sind im Ganzen nur zehn verschiedene Sprüche, von denen aber einzelne oft von Kant benutzt sind — interessiert wohl am meisten der von Kant selbst herrührende Ausspruch (No. 4): „Die erste Sorge des Menschen sey: nicht wie er glücklich, sondern der Glückseligkeit würdig werde," der ganz mit Kants Ethik übereinstimmend, schon im Jahre 1772 geschrieben ist. Im übrigen bevorzugt Kant zu diesem Zweck durchaus die lateinischen Dichter.[4]) Seinen Lieblingsspruch: „Ad poenitendum properat, cito qui iudicat"[5]) hat er 15 verschiedenen Personen eingeschrieben. — Woher mag wohl No. 1 stammen: „Großen Herren und schönen Frauen Soll man wohl dienen, doch wenig trauen". Und welche Beziehung mag dieser Vers haben? — Der einzige deutsche Dichter, den Kant citiert, ist Brockes.

1) Zum Teil wieder abgedruckt von Wichert a. a. O. Altpr. Monatsschr. XV, S. 383.

2) Vgl. E. Arnoldt Beiträge zu Kants Leben u. Schriftstellerthätigkeit etc. Kgsb. 1898 S. VII. u. A. Warda Altpr. Mon. Bd. 38 S. 93 f.

3) Zuerst veröffentlicht von Köstlin. Archiv f. Gesch. der Philos. Bd. II 1888 S. 246 ff.

4) No. 6 u. 8 sind aus Horaz, und zwar Ep. I, 11. v. 28; (vollständig heißt die Stelle: Strenua nos exercet inertia; navibus atque Quadrigis petimus bene vivere. Quod petis, hic est, Est Ulubris, animus si te non deficit aequus) und Ep. I, 2 v. 62f. No. 5 u. 7 stammen aus Persius. Nr. 5 ist ungenau: nur die Worte: nec te quaesiveris extra stehen Persius I, 7. (Vgl. Rosikat Kants Krit. d. r. V. u. Stellung zur Poesie S. 54 Anm.) No. 7 ist außer Kr. d. r. V. S. 10. (Kehrbach) noch in Reickes Losen Blätt. II, 109 zu finden. (Vgl. Rosikat a. a. O. S. 53 Anm.) — No. 3 Terenz Heautontim. I, 1 steht noch bei Kant II. 48, 243 u. VII, 268 Hartenst.[2] Vgl. Rosikat a. a. O.

5) Er stammt aus Publilius Syrus (Sententiae v. 32 ed. Wölfflin Lips. 1859), wie in den Kantstudien I S. 491 nachgewiesen ist.

V.

Amtlicher Schriftverkehr.

Von Kants amtlicher Thätigkeit kann man sich natürlich nach der von der Kantkommission beliebten und von ihr getroffenen Auswahl keine Vorstellung machen oder wenigstens, man kann nicht wissen, ob die Vorstellung, die man sich nach ihr macht, richtig ist. Da muß man erst die Veröffentlichung des gesamten Materials, die hoffentlich bald erfolgen wird, abwarten. Das hier Gebotene stammt der Hauptsache nach: 1. aus dem Jahre 1780, in dem Kant zum zweiten Male Dekan der philosophischen Fakultät war, 2. aus dem Jahre 1786, in dem er zum ersten Male Rektor war und als solcher die von der Universität bei der Begrüßung und Huldigung Friedrich Wilhelms II veranstalteten Feierlichkeiten zu leiten hatte, 3. aus den Jahren 1788 und 1791, in denen Kant zum zweiten Male Rektor und zum fünften Male Dekan war. Für das Jahr 1796 lehnte er die Uebernahme des Rektorats ab, da er sich „wegen der Schwächen seines Alters zur Führung desselben für unvermögend erklären mußte" (S. 462).

Große Klugheit, d. h. das Vermögen „andere Menschen nach seinen Absichten zu brauchen" (Anthropologie ed. Schubert Bd. VII, 2 S. 106) beweisen die Briefe No. 1 u. No. 4. In dem ersteren (7. Februar 1780) handelt es sich darum, dem neuberufenen Professor der orientalischen Sprachen Diederichs das zugesagte Einkommen zu verschaffen. Bei der Vokation waren diesem nämlich die Einkünfte versprochen, die sein Vorgänger, der Prof. Kypke, bei seinem Tode gehabt hatte, während ordnungsgemäß „ein Teil derselben nicht sogleich Anfangs, sondern allererst bey eintreffender tour, von einem angehenden Professore Ordinario percipirt werden kann". (S. 446.) Kant rät nun der philos. Fakultät diese „nicht statutenmäßige Einkünfte" nicht etwa „durch Vorstellung unserer Rechtsame" dem Prof. Diederichs strittig zu machen, „denn er wird ohne Zweifel auf das ihm Zugesagte dringen", sondern sie ihm anderweitig zu ersetzen.

„Ich habe daher in beyliegendem Projekt einer Vorstellung an Sen. Acad. angenommen: Der Wille Sr. Majestät, in den communicirten rescriptis, sey nicht, die unserer Fakultät zum Grunde liegende Anordnung abzuändern, sondern lediglich aus einer Misdeutung des, wegen der Einkünfte des seel. Prof. Kypke eingeschickten Anschlags, entsprungen.“ Daher heißt es in dem von Kant beigelegten Schreiben an den Senat (S. 447): „So ersuchen wir E. Senatum Amplissimum in geziemender Ergebenheit, doch unmasgeblich, zu Ausfüllung der Lücke in seinen Einkünften allenfalls eine jährliche Bezahlung von 27 Thlr. 75 gl. 10$^7/_{10}$ Pf. aus dem Aerario Academico höheren Orts in Vorschlag zu bringen, so lange bis er selbst in den Senat gelanget seyn wird; als wodurch die bisherige, auf alle gesetzmäßige Verfügungen gegründete Ordnung, die Rechte der jetzt subsistirenden Professoren, und die Ansprüche des nun berufenen zugleich erhalten und mit einander vereinigt werden können.“

Es würde zu weit führen, wollte ich auch alle Einzelheiten, die zum Verständnis von No. 4 gehören, angeben. Dr. Hallervorden hat in einem noch nicht gedruckten Vortrage der hiesigen Kantgesellschaft nachgewiesen, daß es sich dabei um die Blosstellung von Kants Feind, des Prof. Metzger, handelt, der die „Quelle“ des Herrn Gruner gewesen.

Ebenso weise ich zum genaueren Verständnis von No. 6 und 8, in denen es sich darum handelt, ob ein jüdischer Studiosus Euchel, um einer augenblicklichen Verlegenheit abzuhelfen, der „studierenden Jugend“ in der hebräischen Sprache Unterricht erteilen darf — eine Frage, die trotz Kants Befürwortung zu Ungunsten Euchels beantwortet wird, weil er Jude war — auf die Abhandlung Prof. Friedlaenders in Bd. XIX der Altpreuß. Monatsschrift hin.

Auch das für Kant so charakteristische Schreiben No. 21 (3. Dez. 1797), auf das ich am Anfange meiner Abhandlung schon aufmerksam gemacht habe, ist schon eingehend und sorgfältig von A. Warda (Altpr. M. Bd. XXXVI, Die Kant-Manuskripte im Prussia-Museum S. 351 ff.) behandelt worden.

Wenn ich dann von den interessanten Schreiben absehe, in denen es sich um die Feierlichkeiten bei Begrüßung Friedrich Wilhelms II handelt (auch die Anrede, die Kant am 25. Sept. 1786 an das Etatsministerium zu halten hatte, ist im Entwurf mitgeteilt), so wären zunächst noch die beiden Briefe No. 7 und 17 als für die damalige Zeit charakteristisch hervorzuheben. Es handelt sich in beiden um Uebergriffe der Militärbehörde gegen Studierende. Diese mußten, „damit die Regimentsrollen richtig angefertigt werden konnten“ (S. 452), bevor sie zum Studium zugelassen wurden, einen Erlaubnisschein von einem Regiment beibringen. Da dieser nun in dem einen Falle von dem Chef des Regiments, einem Herrn Berrenhäuer, dem Studiosus Gutowski verweigert war, wurde Kant, als derzeitiger Rektor, bei jenem Offizier in energischer Weise vorstellig (den 15. Mai 1796).

In dem zweiten Falle (Nr. 17, den 17. Juli 1791) beschwerte man sich — Kant war damals Dekan der philos. Fakultät — bei dem Etatsministerium, weil der General-Major v. Gillern „zwey aus der lateinischen Schule in Lyck mit den erforderlichen Zeugnissen der Reife von der dortigen Schulkommission entlassene, unter dem enrollement seines hier garnisonierenden Regiments stehende junge Leute, Dittlof und Usko, deren ersterer eines Bauren, der zweyte eines Schuhmachers Sohn ist, aus dem Grunde, weil die allerhöchste Cabinetsordre d. d. Potsdamm den 21. Julij 1784 noch nicht aufgehoben worden, welche seinem Dafürhalten nach besagte, „daß die Söhne der Bauren und Bürger in kleinen Städten das Gewerbe ihrer Eltern erlernen sollten“, sofort einzog, ihre Zeugnisse der Universität nicht zurücklieferte, sie selber aber den Tag darauf an das Depotbataillon transportiren ließ. — Nun besagt aber jene allerhöchste Cabinetsordre keineswegs: daß Söhne der Bürger und Bauren in kleinen Städten von der Universität ausgeschlossen bleiben sollten, sondern schärft nur ein, darauf Rücksicht zu nehmen und ihr Zudringen zur Universität durch die Strenge der Prüfung ihrer Tauglichkeit zu derselben einzu-

schränken." Welchen Erfolg Kant in beiden Fällen mit seiner Beschwerde hatte, ist leider aus dem Briefwechsel nicht ersichtlich.

Erwähnt mag schließlich noch das Protokoll werden, das Kant am 22. Mai 1788, als er zum zweiten Male Rektor war, beim Verhör des Studenten Mager aufnahm, der „da alle im Convictorio zum Beten aufgestanden, allein sitzen geblieben" war. Dem ihn zur Rede stellenden Inspektor Sommer hatte er eine trotzige Antwort gegeben. „Daß er ihn Schulkollege genannt habe, gesteht er, läugnet aber, gesagt zu haben, er habe ihm nichts zu befehlen, sondern will sich anderer Worte, die er doch nicht recht anzugeben weiß, bedient haben. Er ist also ins officium Rectorale auf künftigen Dienstag zum Verhör bestellt, bis dahin ihm die suspension vom Tische des convictorii angekündigt worden."

So hätten wir denn unsere Besprechung der drei Bände von Kants Briefwechsel beendet. Niemand wird leugnen: sie geben reichen Stoff zur Beurteilung vor allen von Kants Persönlichkeit selbst. Sie haben die Hoffnung, die wir nach den bisherigen Nachrichten über Kants Leben und aus dem Gepräge seiner Werke hegen konnten, in reichstem Maße erfüllt: je näher und je genauer man Kants Persönlichkeit kennen lernt, desto bewunderns- und liebenswerter wird sie; die Größe seines Geistes leuchtete aus seinen Werken strahlend, ja blendend entgegen, die Güte seines Charakters, die wir aus jenen ahnen konnten, tritt uns in den Briefen je ungesuchter und je weniger aufdringlich, desto einnehmender und fesselnder entgegen. Daneben tragen die Briefe, abgesehen davon, daß wir aus ihnen manche Notizen zur genaueren Datierung seiner Werke gewinnen konnten, vor allem dazu bei, uns den ganzen Kreis von Menschen, mit denen Kant lebte und verkehrte, viele kleine Züge seines täglichen Lebens, manche Ereignisse in demselben, und jene ganze Zeitepoche und Kants Verhältnis zu ihr lebendig zu machen. Sie zeigen ferner, welch ganz außerordentliche Verehrung Kant von seinen Zeitgenossen zu Teil wurde, wie gerade

seinem Charakter die denkbar größte Achtung entgegengebracht wurde, und das nicht nur von seiten seiner Schüler und Bekannten, sondern auch oft von Leuten, die ihn nie gesprochen oder auch nur gesehen hatten. Und wenn die neue Ausgabe der Briefe auch für das Verständnis der Kantischen Philosophie nichts Erhebliches beiträgt — zum Teil auch deshalb weil die meisten der philosophisch wichtigen Schreiben schon veröffentlicht waren — so ersieht man doch aus ihnen, wie diese Philosophie von den damals lebenden Menschen aufgenommen, wie sie hier und dort bekämpft wurde, und dann je länger je mehr sich überall hin verbreitete. — Die Anmerkungen Reicke's, die den von uns lebhaft erwarteten 4. Band bilden werden — möchten sie doch möglichst ausführlich und reichlich, den auf diesem Gebiete wohl einzig dastehenden, genauen Detailkenntnissen des Verfassers entsprechend, gegeben werden! — werden das Bild von alle dem sicher noch in vielen Punkten vervollständigen und beleben. —

Kritiken und Referate.

Sahm, Wilhelm, **Geschichte der Stadt Creuzberg Ostpr.** Königsberg i. Pr., Kommissionsverlag von Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung): 1901 (XIX, 281 S.) gr. 8⁰. — Mit Stadtwappen auf dem Titelblatt, einer Siegeltafel, einer Ansicht von Creuzberg, 3 Abbildungen im Texte und einem Stadtplan. — Preis 4,00.

Vor ein paar Jahrzehnten konnte man in Creuzburg an schönen Sommertagen oft auf dem dortigen Schloßberge einen Knaben spielen und träumen sehen; sinnend betrachtete er den verwitterten einsamen Mauerbogen, den letzten Rest der alten Schloßruine, und ließ die Gestalten der an diese Stätte sich knüpfenden Sagen vor seinem geistigen Auge vorüherziehen (pg. 9 und 86). So weckte — die Eindrücke der Jugend sind ja die bleibendsten und nicht selten von größtem Einflusse auf das ganze Leben des Menschen — das ehrwürdige Gemäuer den in dem Knaben schlummernden Sinn für Geschichte neben der Liebe zur Heimath; beide wuchsen in und mit ihm und ihre reife Frucht ist das uns jetzt vorliegende schöne Werk. In der That, nur innige Liebe zur Heimath und selbstlose Freude an der Beschäftigung mit historischen Dingen können einem gewissenhaft und mit Ernst an seine Arbeiten herangehenden Manne den Muth verleihen, sich an das ebenso schwierige als undankbare Werk einer Stadtgeschichte zu wagen. Schwierig neben der Sammlung des Materials hauptsächlich wegen der Gestaltung des Ganzen, die sowohl den Mann der Wissenschaft als den schlichten Bürger das Buch mit Befriedigung und Nutzen lesen lassen soll; undankbar, weil in den allermeisten Fällen weder das Buch diejenige Beachtung noch der Verfasser die Anerkennung und den Lohn erhalten, die ihnen beiden gebühren. Ein gutes Theil Schuld an dieser unerfreulichen Thatsache trägt wohl der Umstand, daß gerade die Städtegeschichten etwas in Misskredit gerathen sind wegen der vielen bedauerlicher Weise auf diesem Gebiete gelieferten seichten, auch vor der mildesten Kritik nicht bestehenden Machwerke, bei denen, wie Prof. Lohmeyer treffend sagt, man sich schon freuen muß, wenn auch nur eine neue Thatsache mitgetheilt, ein wichtiges Ereigniß ein wenig mehr aufgehellt wird. Zu dieser Art Städtegeschichten gehört nun — und wir freuen uns, das hier feststellen zu können —

das vorliegende Buch nicht; es ist sorgfältig und mit Benutzung aller vorhandenen Quellen, unter denen wir erfreulicher Weise auch die Kirchenbücher bemerken, gearbeitet, übersichtlich geordnet, angenehm lesbar und bringt so manches Interessante und Wichtige. Zur letzteren Kategorie rechnen wir z. B. das pg. 109 mitgetheilte Schreiben des Besitzers von Glautienen, Truchsess zu Waldburg, aus der Zeit der russischen Occupation im siebenjährigen Kriege, welches besagt, dass die russischen Regimenter ausdrücklich angewiesen waren, ihren Holzbedarf aus den fiskalischen Waldungen zu decken und daselbst Kohlen zu schwelen, (woneben sie aber auch Privatwälder nicht schonten, in Glautienen u. A. 17 Eichen zu Achsenholz fällten). Diese Mittheilung ist ein Beweis mehr dafür, daß die Waldungen auf der kurischen Nehrung, als die Memel am nächsten belegenen fiskalischen, von der starken russischen Garnison dieser Stadt damals aufgebraucht sein müssen. Wichtig und interessant sind ferner die Nachrichten über die Bestrafung eines Duells 1705 — der gefallene Offizier wird vom Abdecker zum Galgen geschleift und daselbst verscharrt (pg. 99), über die Verfassung des Reglements für den Magistrat von 1785 (pg. 112 u. 266 f.), über den Rückgang der Einwohnerzahl (pg. 125) u. A.

Um nun näher auf die Anordnung des Ganzen einzugehen, so schildert der Verf. im I. Theil die äußere Geschichte der Stadt. Daß er dabei die vorchristliche und älteste Zeit (pg. 1—30) etwas breit behandelt, erklärt sich laut Vorwort durch die Rücksichtnahme auf den Leserkreis. Der letzte Abschnitt dieses Theils, „Creuzburg im 19. Jahrhundert", ist chronikartig kurz gehalten; eine solche Mittheilung wie „Im Jahre 1885 wird der sogenannte große Stadtwald für den Preis von 100000 Mark verkauft und durch den neuen Besitzer abgeholzt" (pg. 127) erscheint nicht genügend, da man zu wissen wünscht, warum, nachdem bereits 1850 eine städtische Waldung abgeholzt worden (pg. 124), auch dieser Wald höchst bedauerlicher Weise dem Untergange geweiht wurde, wer ihn erwarb und wozu die für eine so kleine Stadt sehr beträchtliche Summe von 100000 Mark verwendet worden ist! Sollte die Sache mit der pg. 135 berichteten, 1884 erfolgten Amtsentsetzung eines Bürgermeisters „wegen fortgesetzt unordentlicher Amtsführung" zusammenhängen? Dann hätte ein Historiker sich nicht scheuen dürfen, die volle Wahrheit zu bringen. Im II. Theil behandelt der Verf. der Reihe nach die öffentlichen Gebäude, die Verwaltung, die Rechtspflege, das Verkehrswesen, die Kirchen, die Friedhöfe, das kirchliche Leben, Hospital und Armenwesen, Schule, Industrie und Gewerbe, die Vereine. Den Schluß des Werkes bildet ein Urkundenband von 14 Nrn. (pg. 232—281), in dem wir aber die pg. 32—35 in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Fundationsurkunde gern im lateinischen Urtext wiederholt gefunden hätten. Statt der Ansicht von Creuzburg vom J. 1901, die aus den Reichermann'schen „Spoaßkes" bekannt genug ist, hätten wir lieber eine Reproduktion der Hartknoch'schen gesehen. Antependien und Pallen möchten wir nicht mit dem Verf. (pg. 42) für

gleichbedeutend nehmen; ersteres war die Palla Altaris, letzteres die Palla Corporalis. — „Wittow“ und „Jagellow“ (pg. 40—41) sind jedenfalls wohl Druckfehler. Pg. 65 sollte es statt Karstion Schneider“ wohl besser heißen „Karstenn Schneider“. Ein Register fehlt dem sonst so schönen und brauchbaren Buche leider.

Johannes Sembritzki.

Weber, Georg, Lehr und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred **Baldamus**. II. Bd. Mittelalter. Lpz., Wilh. Engelmann, 1902 (XX, 786 S., 15 Stammtafeln, 8°, Mk. 7).

Die Verlagshandlung thut recht daran, daß sie sich ihren Weber nicht zum alten Eisen werfen läßt. Hier handelt es sich um den sogen. „mittleren“ Weber, das Lehrbuch der Weltgeschichte, das 1888 in der 20. Auflage zum letzten Male erschienen war. Georg Weber starb noch in demselben Jahre und das vortreffliche Buch schien seitdem verwaist zu sein, ja, es war drauf und dran, über manchen neuen Erscheinungen der weltgeschichtlichen Litteratur vollständig in Vergessenheit zu geraten. Da erschien heuer zur Freude aller derer, die den alten Weber gekannt und geliebt haben, das Lehrbuch, oder wie es jetzt — und zwar mit größerem Recht heißt — das Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in neuer, der 21. Auflage. Im alten Gewande, möchte man sagen, aber wenn man näher zusieht, doch in wesentlich veränderter Gestalt. Es ging eben nicht anders, der neue Bearbeiter, Alfred Baldamus, hat wohl erkannt, daß das alte Buch neben seinen unbestreitbaren Vorzügen doch auch viele Schwächen hatte. Und durch Rücksichten der Pietät, denen er übrigens nach Möglichkeit nachgekommen ist, hat er sich mit Recht nicht davon abhalten lassen, da, wo es ihm nötig erschien, die bessernde Hand anzulegen. So sind denn große Partieen des Buches verändert und umgesetzt, manche verständnisvoll gekürzt, manche auch ganz neu geschrieben worden. Letzteres gilt insbesondere von den zusammenfassenden Kapiteln oder vielmehr den einleitenden und zurückschauenden Paragraphen, die passend die Ueberschriften „Ueberschau und Vorblick“, „Richtlinien der Entwicklung“ oder dergleichen tragen. Wenn darin das jetzt so laut geforderte entwickelungsgeschichtliche Moment, wenn insbesondere Lamprechts Auffassung und Periodeneinteilung der deutschen Geschichte nicht berücksichtigt worden sind, so ist das bei einem für weitere Kreise bestimmten Lehrbuch nur zu billigen. Noch nicht zur Klarheit durchgedrungene oder wenigstens nicht zu allgemeiner Geltung gelangte Hypothesen bleiben am besten allein streng wissenschaftlicher Behandlung überlassen. Daher

heißen wir es auch gut, wenn Baldamus, wie z. B. bei Schilderung der alten Wirtschaftsordnung der Germanen, sich in der Regel an ältere, weil allgemeiner angenommene Anschauungen hält, und auf die davon abweichenden neueren Aufstellungen nur eben etwa hinweist. Der Hauptvorzug eines Lehrbuchs wie des vorliegenden ist eine passende Anordnung des gewaltigen Materials. Und darin hat es gegen früher ungemein gewonnen. Weber zum Beispiel hatte die englische und französische Geschichte von den Plantagenets und Hugo Copet an in einem Zuge bis auf das Ende des Mittelalters herabgeführt. Baldamus behandelte dasselbe Thema an drei verschiedenen Stellen, entsprechend dem sich gegenseitig beeinflussenden Fortschreiten der staatlichen und kulturellen Entwickelung der abendländischen Staaten. Weber hatte die fast ganze Geschichte und Kultur des Islams im Mittelalter in einem Kapitel und sonst nur ganz gelegentlich behandelt, erst in der neuen Bearbeitung kommt dieser bedeutende weltgeschichtliche Faktor dem Leser hinreichend zum Bewußtsein. Ueber Idee und Anlage einer Weltgeschichte zu handeln, ist hier nicht der Ort. Nach Ansicht des Referenten dürfen hier allein praktische Gesichtspunkte maßgebend sein. So haben wir Deutsche das Recht, die Weltgeschichte nur aus dem Gesichtswinkel unseres europäischen Kulturkreises und speziell aus dem der deutschen Geschichte zu betrachten. Daß dies der richtige Standpunkt für einen deutschen Welthistoriker sei, hat auch Baldamus erkannt und einsichtsvoll danach gehandelt. So ist er auch der Lokalgeschichte der einzelnen deutschen Territorien gerecht geworden. Daß man bei einer so umfassenden Arbeit — Baldamus hat sich die Sache nicht leicht gemacht — gelegentlich, ja wohl auch öfters anderer Ansicht sein kann, ist erklärlich. Wir wüßten aber von unseren Ansichten keine geltend zu machen, deren Nichtbefolgung etwa für das Werk im ganzen störend gewesen wäre. Um wenigstens etwas anzuführen, so scheinen uns die Mongolen (S. 334) zu früh behandelt zu sein, desgleichen die spanischen Christenstaaten (vor den Kreuzzügen). Der Kampf der Großmächte um Italien hätte besser erst nach der bis etwa auf Karl VIII. heruntergeführten französischen Geschichte seinen Platz gefunden. Hier und da, etwa bei Karl dem Großen und Otto I. hat uns Weber mehr die Persönlichkeit nahe zu bringen gewußt. Ueberhaupt, ob nicht zuweilen etwas mehr Farbe in der Erzählung möglich gewesen wäre? Wir meinen etwas mehr Charakteristik der leitenden Männer, auch wohl eine genauere Beschreibung der wichtigsten Schlachten und ein größeres Eingehen auf die Kulturzustände. Nicht etwa die wirtschaftlichen und sozialen, die sind zur Genüge berücksichtigt, aber etwa auf Erziehung und Sitte, auf Tracht und Wohnung u. s. w. Entschieden vermißt haben wir z. B. eine Schilderung des mittelalterlichen Universitäts-, überhaupt Schulwesens. Das hätte uns mehr in den Geist jener Jahrhunderte versetzt als die Nennung einer Reihe von Scholastikern, die uns doch jetzt nicht viel mehr als leere Namen sind. Indeß wir können uns denken, wie sehr der Bearbeiter durch die Rücksicht auf den Umfang des Buches behindert war.

Daher soll das Gesagte auch keinen Tadel bedeuten, sondern nur die Richtung anzeigen, in welcher etwa bei einer gewiß bald nötig werdenden Auflage Verbesserungen anzubringen wären. Auch sollte die Verlagshandlung denn doch ernstlich mit sich zu Rate gehen, ob es nicht vorzuziehen sei, den Wert des Buches durch Bilder zu erhöhen. Wir denken dabei hauptsächlich an Porträts, auch wohl Trachtenbilder. Man fühlt sich doch den fernen Zeiten näher, wenn man die Züge großer Männer betrachtet oder z. B. die Schilderung einer Schlacht, einer Krönung und dergleichen mehr durch den Stift eines alten Zeichners verfolgen kann. Dann in der Hauptsache müßten es, schon weil dem heutigen Geschmack entsprechend, historische Bilder sein, die zu bringen wären, doch wäre es durchaus ungerecht, Trachtenbilder, ja selbst Illustrationen bedeutender Ereignisse etwa im Stil der Münchener Bilderbogen zu verwerfen. Kunsthistorische Bilder verlangen wir nicht, die vorliegende Welteschichte gravitiert, und zwar mit Recht, viel zu sehr nach der politischen Seite, als daß ein solches Verlangen nicht unbillig wäre. Dafür ist ja auch durch Seemann u. a. hinreichend gesorgt. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Wir haben nur geringe Versehen und ganz wenige Druckfehler gefunden. So wollen wir denn zum Schluß noch einmal unser Lob wiederholen. Der neue „Weber-Baldamus“ ist kein trockenes Lehr- und Handbuch, das man etwa nur zum Nachschlagen benützen könnte, er ist ein praktisch angelegtes, mit Einsicht und vollem historischem Verständnis geschriebenes, gut lesbares Lesebuch der Weltgeschichte, das sich hoffentlich, wie seine Vorgänger, recht viele Freunde, ja mehr, zahlreiche Liebhaber erwerben wird.

Emil Reicke-Nürnberg.

Historischer Jahresbericht aus Memel für 1901 und 1902.

Die Memeler Wappenfarben. — Jubiläums-Postkarte und Jubiläums-Festschrift. — Erzpriester Concius. — Der Name „Schwarzort“ und der Nehrungswald. — Lucanus. — Neues vom Aufenthalt der königlichen Familie in Tauerlauken 1807. — Jubiläum der Tischlerinnung. — Eine musikalisch-bibliographische Seltenheit. — Ergänzungan zur Geschichte Memels (Reihenfolge der Amtshauptleute etc.).

Seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts hat sich auf historischem Gebiete in Memel, das bis vor Kurzem für in dieser Beziehung fast vollkommen steril galt, Manches ereignet, das zur Kenntniß auch weiterer Kreise gebracht zu werden verdient. Ein bedeutsamer Vorgang ist vor Allem die endgiltige Feststellung der Farben des Memeler Stadtwappens. Wie es vor der im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts erfreulicher Weise

eingetretenen allgemeineren und regeren Schätzung der Heraldik bei vielen Städten der Fall war — wußte doch selbst in Berlin, als man zum Einzuge Königs Wilhelm I. im Oktober 1861, nach der Krönung, das Rathhaus mit den Berliner Farben schmücken wollte, Niemand, welches die letzteren seien, und mußten dieselben, da geschichtliche Anhaltspunkte fehlten, erst construirt werden — so besaß man auch in Memel lange Zeit keine Kenntniß von Farben des Stadtwappens. In der nach ihrem Verleger so genannten Rommel'schen Städtewappentabelle, deren erste Auflage 1871 erschien, hat das Memeler Wappen zwar die Farben Silber auf Roth, allein sie wurden wohl damals von dem betreffenden Heraldiker für diese erste bekannte farbige Abbildung des Wappens ebenfalls neu construirt, auch blieben sie in Memel selbst unbekannt, so daß hier später bei vorkommender Gelegenheit eine andere, sehr bunte und ganz unheraldische Farbenzusammenstellung componirt wurde. Das unter dem Namen „Neuer Siebmacher" bekannte Wappenbuch hat in seinem 1885 erschienenen zweiten Bande das Memeler Wappen ohne Farben; dagegen übernahm der in heraldischen Kreisen rühmlichst bekannte Kunst- und Wappenmaler Otto Hupp in seinem gediegenen Werke „Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer. 1. Heft: Ostpreussen, Westpreussen und Brandenburg" (Frankf. a. M. 1894) in gutem Glauben die Rommel'schen Farben und schildert das Memeler Stadtwappen wie folgt: „In Roth über blauem Wasser ein silberner Thorthurm, beiderseits mit niederer durchgehender Zinnenmauer versehen, welche mit je einer silbernen Seebaake besetzt ist; auf dem Wasser ein schwarzer Kahn."

Bei der als Vorarbeit für seine „Geschichte Memels" unternommenen genauen Durchsicht des gesammten städtischen Archivs fand Sembritzki 1899 in einem auf Befehl der Regierung behufs Einreichung an letztere verfassten „Rathhäuslichen Inventarium" von 1730 folgende Beschreibung des Memeler Wappens: „Das Stadt Siegel im Rothen Feldt, worinnen 2 Schiffs Baacken zwischen einem Baacken Thurm auf einem Schiffs Rump gesetzt, von gelber Farb, mit der umbschrifft Sigillum Civitatis Memelensis." Er bildete demgemäß das Wappen in seiner Geschichte Memels in den Farben Gold (dessen Stelle in der Heraldik auch Gelb vertreten kann) auf Roth ab und gab im Jahrgange 1900 der zu Berlin erscheinenden Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde „Der Deutsche Herold" auf S. 169 eine Darstellung des Sachverhalts. Zwar versuchte Hupp im nächstfolgenden Jahrgange auf S. 36—37 die Angabe von 1730, als „von einem in heraldischen Dingen gänzlich unbewanderten und noch dazu sehr flüchtigen Schreiber" herrührend, in Zweifel zu ziehen, wogegen aber Sembritzki auf S. 57 die Glaubwürdigkeit jener Notiz vertheidigte. Hierin pflichtete ihm auch die Redaktion genannter Zeitschrift bei, welche erklärte: nach der anerkannten Regel, daß für die Farben eines Wappens die älteste urkundliche Angabe unbedingt massgebend

sein muß, selbst wenn neuere Angaben heraldisch richtiger wären, seien die Farben von 1730 als die für Memel allein möglichen zu erklären. Es wurden denn auch vom Magistrat und von den Stadtverordneten der Stadt Memel in der Sitzung vom 22. August 1901 die alten Farben Gold auf Roth für das Stadtwappen als die authentischen und allein giltigen angenommen, wobei bemerkt sei, daß auch der Kahn golden und der unter ihm befindliche Theil des Wappenfeldes roth ist, da es nach heraldischen Regeln nicht erforderlich erscheint, dem letzteren Theile die Farbe des Wassers zu geben. Zum ersten Male seitdem ist das Wappen in dieser Weise schön und möglichst correct abgebildet in der zum 650jährigen Jubiläum der Stadt, 1. August 1902, im Verlage von Johannes Schenke erschienenen Jubiläums-Postkarte, welche auch eine Reproduktion des Bildes von Memel von 1535 aus dem Berliner Kalender für 1836 (cf. Gesch. Memels S. 56) brachte und zum Preise von 20 Pf. sehr guten Absatz fand. Nicht dasselbe läßt sich leider von der Sembritzki'schen, im Verlage von F. W. Siebert erschienenen Jubiläums-Festschrift „Memel im neunzehnten Jahrhundert" sagen. Obwohl Herr Erster Bürgermeister Altenberg in der Stadtverordneten-Sitzung vom 29. Juli ausführte, Memel könne auf das jetzt vollendete Geschichtswerk stolz sein, der erste Theil sei gut und der vorliegende zweite ganz vortrefflich; obwohl ferner das Buch im „Memeler Dampfboot" durch Friedrich Thimm und ebenso in auswärtigen Blättern, besonders der Königsberger Hartung'schen Zeitung, sehr günstige Besprechungen erfuhr; obwohl endlich der Preis des 13 Bogen starken, schön und gediegen ausgestatteten Werkes auf nur 2 Mk. 50 Pfg. für Memel festgesetzt war, wurden von der wenig mehr als 300 Exemplare betragenden Auflage bis Mitte September erst ca. 80 Exemplare verkauft, wovon der Magistrat allein zwölf erworben hat. Derselbe hat sein Interesse für das Werk auch dadurch bethätigt, daß er den Antrag stellte, dem Verfasser in Anbetracht des sehr geringen Honorars, das der Verleger ihm zu zahlen leider nur im Stande war, und als Ausdruck der Anerkennung und des Dankes eine Ehrengabe von 150 Mk. zu bewilligen, welcher Antrag auch von den Stadtverordneten in der oben erwähnten Sitzung debattelos angenommen wurde. Gebührt somit dem Magistrate der Stadt die vollste Anerkennung, so hat dagegen die Bürgerschaft — und für diese ist ein solches Werk ja doch in erster Linie bestimmt — eine Gleichgiltigkeit gegenüber der Geschichte ihrer Stadt gezeigt, die selbst in einem Handelsorte, wo, nach den Worten eines ältern Schriftstellers, Merkur mit der Minerva in stetem Streite liegt und ihr mit seinem Schlangenstabe empfindliche Schläge versetzt, auffallend bleibt. — Von sonstigen litterarischen Erscheinungen auf historischem Gebiete sind zu nennen die 1901 erschienene kleine „Festschrift zum 75jährigen Bestehen der städtischen Sparkasse in Memel" von A. Heygster (von ihm auch „Einführung einer Gemeinde-Grundsteuer nach dem gemeinen Werth" Dampfb. Nr. 165, 166 und

„Die Jubiläumsstiftung der Stadt Memel" Dampfboot No. 183) und die in No. 170 Beilage) des „Memeler Dampfboot" von 1902 veröffentlichte Sembritzki'sche Monographie über den Erzpriester Jakob Concius (1696—1712) und dessen dichterische Versuche auf dem Felde der geistlichen Poesie.

Was die Umgegend von Memel betrifft, so fand 1902 in den Nummern 169, 171, 181 und 182 des „Memeler Dampfboot" — zu dessen Vorzügen es gehört, dass es Aufsätzen, die die Geschichte der Stadt und des Kreises betreffen, stets gern seine Spalten öffnet — ein Meinungsaustausch zwischen Eugen Lotto in Schwarzort und Sembritzki über die Entstehung des Namens Schwarzort und über die Ursachen der Vernichtnng des alten Nehrungswaldes statt. Lotto, der sich im Wesentlichen auf Passarge, Schumann und einige in den Kirchenakten von Schwarzort enthaltene Notizen stützt, behauptet, daß Schwarzort, früher „Am schwarzen Orth" genannt, seinen Namen von einem dort ehemals mehr als heute in's Haff ragenden Haken (Landzunge) habe, indem das alte deutsche Wort „Orth" so viel als Spitze bedeute und jener Haken von hochragendem alten Walde bestanden sei. — Es sei ein Irrthum, zu glauben, daß die ganze Nehrung in historischer Zeit von Memel bis Cranz mit Wald bedeckt gewesen und bis auf geringe Reste von Menschenhand abgeholzt sei; „die Schuld der Menschen an der Waldverwüstung auf der Nehrung sei nur gering. Der Wald entstand und verging auf derselben, ohne daß man Menschen dafür verantwortlich machen kann, und zu allen Zeiten wechselten Waldparzellen mit todter Düne ab." Demgegenüber citirt Sembritzki bezüglich des Namens Schwarzort das „Erleuterte Preussen", Bd. IV von 1728, welches S. 848 sagt; der schwartze Berg, so eine Meile von Schwartz-Ort lieget, ist hoch und mit Bäumen besetzet. Solcher ist sehr weit zu sehen, und wird von den Seefahrenden vor eine Marque gehalten" und „in dieser Gegend beym schwartzen Busch ist eine Bucht, da sich der Börnstein am meisten findet." Dagegen giebt es dem Haken bei Schwarzort in der Aufzählung aller „Haaken oder Promontoria" mit ihren eigenthümlichen Benennungen nicht den Namen „schwarzer Haken", sondern nennt ihn einfach den „Schwartzortschen", leitet also seinen Namen von der Ortschaft ab. Aus dem Fehlen der Bezeichnung „schwarzer Haken" und dagegen dem Vorhandensein von Namen wie: schwarzer Berg, schwarzer Busch, folgert nun Sembritzki, daß nicht der vorspringende Haken, sondern ein ganzer, wie noch jetzt ausschließlich mit Nadelholz bestandener und daher von den weiterhin belegenen, damals auch mit Laubholz vielfach bewachsenen Nehrungsstrichen markant blauschwarz sich abhebender Bezirk als „schwarzer Ort" galt, von dem das Dorf seinen Namen hat. Hinsichtlich des auf der Nehrung bestandenen Waldes unterscheidet er zwei Perioden: die der Blüthe desselben vor dem siebenjährigen Kriege und die der

Vernichtung während desselben durch die Russen[1]) und nachher, wobei er sich auf X. v. Hasencamp's „Ostpreußen unter dem Doppelaar", einen Vortrag des Regierungs- und Forstraths Bock über „Die Vorgeschichte der Kurischen Nehrung, ihre Festlegung und Aufforstung", sowie auf seine eigene „Geschichte Memels" stützt. Es ist Lotto, der zu wenig sparsam mit Ausdrücken wie: unwiderleglich — selbstverständlich — natürlich — unbestreitbar — augenscheinlich, umgeht, nicht gelungen, Sembritzki's Quellen zu widerlegen.

Es hat übrigens diese Streitfrage ein anderweites, ganz unerwartetes Ergebniß zu Tage gefördert. In der Hoffnung, in dem jetzt in der Herausgabe befindlichen, verschiedentlich als wichtig erwähnten Manuskripte des Hofgerichtsraths Aug. Herm. Lucanus „Preußens uralter und jetziger Zustand. 1748" Nachrichten von Belang über die Kurische Nehrung zu finden, verschaffte Sembritzki sich Einsicht in dasselbe und sieht sich nun leider in der Lage, zu erklären, daß Lucanus' Mittheilungen, soweit sie Memel und die Kurische Nehrung betreffen, gar nichts weiter sind, als eine gedankenlose und fehlerhafte Abschrift des Artikels im „Erleut. Preussen" Bd. IV., mit allen seinen Mängeln, während Lucanus selbst Neues und Eigenes fast gar nicht hinzufügt. Zum Beweise des eben Gesagten diene Folgendes: Erl. Pr. sagt von der Citadelle zu Memel, sie bestehe „jetzt aus vier meist regulairen Bastions", und von der Stadt: „Sie ist mit 3 gantzen und 2 halben Bastionen — fortificirt." Lucanus aber schreibt: „Die Citadelle — besteht aus 3 gantzen und 2 halben Bastionen." — Erl. Pr. schreibt von der Stadt: „wird auch vom Strom Dange — bewässert"; Lucanus sagt: „welche von dem schiffbaren Flusse Dange und von einem andern Flusse gutentheils umbflossen wird." — Die Nehrung betreffend, heißt es im Erl. Pr., daß dort „ehemals" Falken gehegt seien; Lucanus stellt es so dar, als sei dies noch zu seiner Zeit üblich, indem er sagt, daß dort Falken „sich aufhalten" und an auswärtige Höfe „verschenket werden". — Erl. Pr. sagt vom „Schwarzen Berge": „wird von den Seefahrenden vor eine Marque gehalten"; Lucanus schreibt: „Er wird von den Seefahrern vor ein Kennzeichen der Memelischen Gegend gehalten." — Erl. Pr. sagt von der Nehrung „hält in die Länge 14 Meilen, in die Breite eine viertel Meil, welches doch in einigen Orten ungleich"; Luc. schreibt: „in der Länge 16 und in der Breite $1/_2$ Meile, auch theils über, theils unter $1/_4$ Meile

1) Vergl. die Beschwerde des Grafen Truchsess zu Waldburg bei Sahm „Geschichte der Stadt Creuzburg" (Kgsbg. 1901; pg. 109): „Ew. Kaiserl. Maj. haben durch derselben General von Fermor, den allergnädigsten Befehl ertheilt, daß ein jedes Regiment den erforderlichen Bedarf an Schirrholz als zum Kohlenschwälen aus den Kronheyden mit Ausschluß der adeligen Wälder beziehe" etc.

haltend, welche an einigen Orten ungleich ist". — Erl. Pr. sagt von der Nehrung „Sie bestehet in sandigten Hügeln und Wäldern", Lucanus macht daraus: „bestehet aus lauter Sand-Hügeln, Thälern, Gesträuch und Wald". — Nach diesen Proben zu urtheilen, verdient Lucanus ebensowenig als Quelle für Ostpreußen citirt zu werden, wie G. Adlerhold's „Höchstgepriesenes Preußen" (Frankfurt 1704) und die Reisebeschreibung Bernouilli's, welcher außer Königsberg Ostpreußen aus Mangel an Zeit gar nicht selbst sah, sondern bekennt, daß er sich damit begnügen mußte, aus gedruckten Nachrichten seine Neugierde zu befriedigen. —

Um noch einmal auf die Nehrung zurückzukommen, so erhielt das „Mem. Dampfb." in Nr. 243 (1902) einen sehr interessanten Artikel von Lck. (Lucken) „Ein Streifzug durch den jungen Nehrungswaldt."

Von der, Forschern auf dem Gebiete der Provinzialgeschichte bekannten Thatsache, daß es in Familienbesitz viel mehr handschriftliche Tagebücher, Reisebeschreibungen, Briefsammlungen und Aufzeichnungen giebt, als man glaubt, indem sie als „Familiensachen" meist sorgsam vor profanen Augen verborgen werden, obwohl manches davon wohl werth wäre, veröffentlicht zu werden, liefert einen neuen Beweis ein in Nr. 180 (2. Beil.) des „Memeler Dampfboot" von 1902 befindlicher Artikel von Henry Ph. Müller (privatisirendem Landwirth in Memel), worin derselbe „aus den nachgelassenen Papieren" des Justiz-Commissarius und Gutsbesitzers auf Kl. Tauerlauken, Johann Gabriel Kolb[1]), bisher unbekannte zwar nicht wichtige, jedoch nicht uninteressante Beiträge zum Aufenthalte der königlichen Familie in Tauerlauken im Jahre 1807 mittheilt. Leider ist die Veröffentlichung eine zu dilettantenhafte. Schon der Titel ist unpassend gewählt; er lautet „Johann Gabriel Kolb von Kl. Tauerlauken", während doch nicht eine Biographie dieses Mannes geliefert wird, sondern die königliche Familie das Thema bildet. Sodann aber erfahren wir nicht, welcher Art die „nachgelassenen Papiere" sind, ob sie tagebuchartige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1807 selbst oder (wie es scheinen will) später aus dem Gedächtnisse gemachte Niederschriften sind, ob sie grösseren Umfang haben oder nur aus wenigen Blättern bestehen, wer der jetzige Besitzer derselben ist, ob das, was Müller mittheilt, der ganze Text oder nur ein Auszug ist, ob Styl und Orthographie diejenigen des Orginals oder modernisirt sind.

1) Unter denselben sei hier noch mitgetheilt, daß er ein Sohn war des Joh. Gabriel Kolb „Kgl. Preuss. Wohlverordneter Beamter und General-Pächter des Amts Sommerau wie auch Erbherr derer Adl. u. Cöllm. Güter Tauerlauken und Pakmoren", der Juni 1781 zu Tilsit die Wittwe des Pfarrers Daniel Schwarz zu Heinrichswalde, Barbara Elisabeth geb. Regge, heirathete, daß Kolb jun. 1789 die Albertina bezog und 1812 als Oberlandesgerichtsreferendar zum Justizcommissarius bei den Untergerichten des Departements Lithauen ernannt wurde.

Das Interessanteste scheinen die beiden, dem Orginale beigefügten, Grundrisse des Parkes von Kl. Tauerlauken, wie er 1807 und 1829 beschaffen war, zu sein, von denen sich jetzt Copieen auf dem Rathhause befinden. Es gewährt ein hohes Interesse, an der Hand derselben zu constatiren, wie so Manches seit 1807 sich dort geändert hat, neu entstanden und wieder vergangen ist, wie z. B. die 1807 noch nicht und 1902 nicht mehr vorhandene Kapelle; besonders auch ist das Gasthaus von der Stelle, auf der es damals stand, nach einer andern, der Dange und dem Königsplatze viel näheren, verlegt worden, und der heute so genannte „Teufelsstein“ heißt 1829 noch nicht so, sondern der mit sehr genauen Bezeichnungen versehene Grundriß von damals hat nur „Nr. 23, grosse Steine“. Was sich aber unverändert erhalten hat, sind die Stätten, wo die königliche Familie gerne weilte: der Platz auf der Halbinsel an der Dange, kenntlich durch 7 alte Birken, und der Königsplatz mit der Königs-Eiche, vor der sich jetzt das neue, durch den Verschönerungs-Verein errichtete Denkmal befindet. (Siehe über diese Eiche den „Nachweis der beachtenswerthen und zu schützenden Bäume etc. in Ostpreussen“ von Prof. Dr. Alfred Jentzsch 1901.)

Sonst wären noch zur Erwähnung in diesem Jahresberichte geeignet das Jubiläum des 150jährigen Bestehens der Tischler-Innung zu Memel, welches am 25. Juli 1902 festlich begangen wurde, und ein Artikel (von Sembritzki) in Nr. 115 des „Mem. Dampfb.“ von 1902, worin die Aufmerksamkeit auf eine in der Bibliothek des Kgl. Luisengymnasiums bisher unbeachtet gestandene, musikalisch-bibliographische Seltenheit gelenkt wird; es ist das ein in Schweinsleder gebundener Sammel-Foliant, welcher (durchgehends mit Musiknoten) enthält: alle drei Theile von Joh. Weichmann's „Sorgen-Lägerin das ist Etliche Theile Geistlicher und Weltlicher zur Andacht vnd Ehrenlust dienende Lieder“ (Königsberg 1648), Gabriel Voigtländer's „Allerhand Oden und Lieder“ (Lübeck 1650), David Schirmer's „Singende Rosen“ (Dresden 1654), Weiland's „Tugend- und Schertz-Lieder“ (Bremen 1657) und endlich Heinrich Albert's Arien, 8 Theile (Königsberg 1650—1654), mit sehr vielen Liedern Simon Dach's, des großen Sohnes Memels.

Endlich mögen hier zum Schluße einige seit dem Erscheinen der „Geschichte Memels“ (August 1900) dem Verfasser bekannt gewordene Ergänzungen zu derselben einen Platz finden, da sie von Wichtigkeit sind und sich nicht leicht sobald eine andere Gelegenheit zu ihrer Veröffentlichung finden dürfte.

I. Die Urkunde Winrichs von Kniprode von 1365 (p. 34—35) ist bereits gedruckt in den „Annalen des Königreichs Preußen“ von L. v. Baczko und Th. Schmalz, Königsberg und Leipzig 1792, I, 130, als Belag zu einer Berichtigung von „Hartknoch Dissert. de jure Prussorum. Dusburg Chron. p. 343. Memela vero cum An. 1328 Fratribus Ordinis Teutonici in Prussia degentibus esset tradita, fortasse statim Ius Magdeburgense et Flammingicale recepit.“ Die Abweichungen dieses Abdrucks sind: „vernüwet“ statt: verwillet

(Zeile 3), „adder murtte“ statt: oder würfe (Z. 6), „Witburg“ statt: Wyntburg (Z. 9), „unsern“ statt: Russe (Z. 11), „Fawerwerke“ statt: Feuerung (Z. 11), „wo wir selben holtzen“ statt: wo sie wollen hölzen (Z. 12), „vorgeschriebene die“ statt: vorgeschriben Dink (Z. 14). Zum Schluße folgen hinter „Caplan“ noch: „Erwyn von Krofftelen, Marqvardt von Larem unser Compan und andir erbar lewte“.

II. Der Ausdruck „Schelmfele, Schilmphele“ (pg. 49) hat seine Erklärung gefunden. Noch heute nennt man „Schalme“ in der Forstwirthschaft Kennzeichnungen der zum Fällen bestimmten Bäume, die durch Abhauen eines Stückes Rinde hergestellt werden. Schelmfele = Schalmpfähle sind also Pfähle, die mit der Axt zu einem bestimmten Zwecke gekennzeichnet sind, hier als Grenzpfähle.

III. Die Reihenfolge der Amtshauptleute, Hausvögte und Burggrafen (pg. 56—57, 177) hat durch die liebenswürdigen Mittheilungen des Herrn Geh. Archivrath v. Mülverstedt zu Magdeburg erfreuliche Bereicherungen erfahren. Sie lautet darnach nunmehr:

1. Anscheinend verwaltete der letzte Comthur Erich Herzog von Braunschweig beim Uebergange zu der neuen Verfassung das Hauptamt Memel ganz kurze Zeit 1525.
2. Wolf Herr zu Heydeck 1526.
3. Georg v. Klingenbeck 1527—1538.
   Verweser: Fabian v. Brolhofen 1533.
   Caspar v. Rechenberg 1533, 1534.
4. Ernst v. Rechenberg seit 1538, nach 1549 († 1554).
   Verweser oder Unterhauptmann: Heinrich v. Krösten 1538—40, 1545.
   Andreas v. Brandt 1546—49.
   (Der erste kommt auch als Burggraf und Hausvogt, der zweite auch als Hausvogt vor.)
   Burggraf: Hans v. Birkhahn 1543.
5. Albrecht v. Perbandt († 16. 2. 1579).
   Verweser: Cyriak Crispin v. Blumstein 1555.
   Andreas v. Brandt 1559, 1561.
   Heinrich v. Krösten 1552, 1567, 1572 (auch Hausvogt).
   Valentin v. Portugal 1578.
   Hausvögte: Melchior v. Rechenberg 1577, Wilh. v. Rettau 1577, 1578.
6. Oberst Hans v. Königseck 1580.
   Burggraf: Friedrich v. Doben 1580, 1582.
7. ad interim Friedrich v. Canitz bis 1581.
8. Hans Schriempf (nicht: Schrumpf) 1581—88, nach Andern 1584—1590.
   Zeugmeister. † im Juni 1590.
   Verweser: Crispin v. Blumstein 1583, 1585.

Hausvögte: Daniel v. Proschwitz 1583, 1584, 1585, 1589, auch Unterhauptmann genannt.

Unterhauptmann: Philipp Wildt, 1584, 1585.

Hausvogt: Wilh. Wirgauder, 1587.

9. Vacanz. Verweser: Wilhelm Wirgauder 1591—96, heißt auch Hausvogt; Erasmus v. Minckwitz 1596—1601, heißt auch Burggraf. Seit 1591 war Christoph Rickerling Burggraf, dann 1596—1602 Hausvogt. 1603 ist Martin Siller Hausvogt, 1600 und 1602 Christoph Sallet Burggraf.
10. Hans v. Götzen der ältere, seit 1602, † 1639.
11. Adam Valentin v. Redern. 1639—1652.
12. Friedrich v. Goetzen († 18. 10. 1674) bis 1672.
13. Lewin v. Nolde.
14. Friedrich Graf v. Dönhoff.

    Verweser: Karl Albrecht v. Buddenbrock 1690.
15. Otto Magnus Graf v. Dönhoff († 14. 12. 1717).
16. Ernst Ahasverus Graf v. Lehndorff, Oberstleutnant, 1718, † 1727. (War also nicht Verweser.)
17. Anselm Christoph v. Bonin, Generalleutnant, Chef eines Inf.-Rgts. v. 23. 6. 1727 bis 2. 5. 1755.

    Verweser: Friedrich Julius Frhr. v. Bondeli 1740.

    Karl Aemilius v. Heydekampff auch 1739, 1740.

    Sonstige Verweser seit 1700 siehe in „Gesch. Mem." pag. 177—178, ebenso die Hausvögte.
18. Carl Friedrich v. Meier, Oberst, nachher Generalleutnant und Chef eines Dragoner-Regts., 1756—1760.
19. Christoph Carl v. Bülow, General der Kavallerie, seit 1760. † 1788.

Johannes Sembritzki.

Mittheilungen und Anhang.

Die Handfeste des Passargekruges bei Liebstadt vom Jahre 1394.

Von

Dr. Gustav Sommerfeldt.

Das Königliche Staatsarchiv zu Königsberg enthält unter „Suppliken und Abschiede“ No. 1104 (vom Jahre 1618) die Handfeste des bei Liebstadt an dem Wege nach Wormditt gelegenen Passargekruges vom Jahre 1394 in zwei fast gleichlautenden Abschriften des 17. Jahrhunderts, fol. 311—312 und fol. 315—316, Transsumpt vom Jahre 1406, ausgestellt durch den Ordensspittler Werner von Tettingen (1404—1412) unter Bezugnahme darauf, daß die Brüder Jonicke und Matern von Wobrin[1]), denen dieses Grundstück früher gehörte, es 1394 an Hans Emdauw verkauft haben[2]). Der Wortlaut der Handfeste ist folgender:

„Wir Bruder Wernherr von Tettingen, obirster Spitteler des Ordens unser Frowen des Deutschen Huses von Jerusalem und Kompthur zum Elbinge, wollen wissentlich syn allen, die desen Brief sehen adir hören lesen, daß wir durch deser nochgeschriebenen Sache willen haben vernuwet desen Brief, der gegeben ist von Bruder Syfried Walpode, unserm Vorfahr sehliges Gedechtnusses, obir einen Kretzem, den Jonicke verkauffte vor funff undt sechzig Marck undt dasselbe Geldt, was auch in der Handtveste gesatzt, undt des hatt der vorgenante Jonicke von Wobrin vor uns bekandt, daß ihm die funff undt sechzig Marck gantz sindt bezahlet, darumb die Vernuwunge dieses Briefes muste geschehen, undt haben ihn doch lassen schreiben von Worte zu Worte, alss der alde Brief laute, ussgenohmen die funff undt sechzig Marck, die noch der Bezahlung oberig woren, und folgett. — Wir Bruder Syfried Walpode von Passenheim[3]), obirster Spitteler des Ordens unser Frowen des Deutschen

1) Wohl der heutige Ort Döbern, Kreis Pr. Holland.

2) Uebereinstimmend auch im Handfestenbuch des Hauptamts Preuß. Holland: Staatsarchiv zu Königsberg No. 122, fol. 124—125.

3) Siegfried Walpot von Bassenheim, Oberspittler 1384--1396.

Huses von Jerusalem undt Kompthur zum Elbinge, wollen wissentlichen syn allen, die desen Brief sehen undt hören lesen, daß wir irlaubet haben Jonicken eegenandt und Maternen den Bruderen von Wobrin, undt eren woren Erben undt Nochkomlingen, zu buwen undt zu haben einen Kretzem off dem Iren off dieser Seit der Sarien dess Wassers bey der Brucken, die dor obir gehet in dem Landtwege kegen Wormdith. Denselbigen Kretzem haben sie mit unserm Willen undt Gunst, undt darzu eine halbe Hube Ackers mit der Buwestadt verkofft Hans Emdauwen undt synen woren Erben undt ehelichen Nochkomlingen. Dieselbe halbe Hube sol her haben in dryen Felden, in itzlichem Felde soll er haben funff Morgen, do sie ihm vom Jonicken verkofft syn, zu Colmischem Rechte ewiglich zu besitzende, undt sollen auch den eegeschriebenen Bruderen Jonicken eegenandt Maternen, iren woren Erben und Nochkomlingen von dem Kretzem undt von der halben Huben miteinander zinsen alle Johr vier Marck Pfennige gewöhnlichen Müntze deses Landes off Wynachten, undt off denselben Tag geben acht Scot Pfennige[1]) vor allerley Scharwerck undt Herrendienst, undt sollen uns auch geben Pflug- undt Wartgelt glich anderen Kretzem, die dasselbe Recht haben, undt domete fry sin. Auch soll der eegegeschriebene Hans, syne woren Erben undt Nochkomlinge ihr Viehe triben off Jonicken undt synen Bruder und Nochkomlinge Weide, zu ihrem Viehe, also daß die Weide beyderseit obirein tragen soll, undt des Viehes sall syn in der Zahl vier Kühe, drysig Schofe jung undt alt, zwantzig Schweine jung undt alt, zwey Pferde. Was Viehes der vorgeschriebene Hans und seine Nochkomlinge mehr halten wolden, dess sullen sie thun mit Gunst Jonicken undt seines Bruder undt ihrer Nochkomlinge, also daß sie ihn ein Glyches davor thun. Undt sollen auch haben undt machen einen Graben, adir halten einen Zaun von funfftzig Ruthen lang von der Sarien off, also daß niemandt dor obir gefahren noch geryten mag. Zu mehrem Uhrkunde derer Dinge haben wir unser Insiegel an desen Brief lassen hengen. Gegeben in der Johrzahl 1300 im vier undt neuntzigsten Johr, undt vernuwet in der Johrzahl 1400 undt im sechsten Johre. Gezeuge syndt Heinrich Molknecht Burggraff zu Wormbdith, Jacob syn Sohn, Claucke von Wobrin, Materne von Syrein".[2])

Daß die Verschreibung hier in der Weise stattgefunden hat, wie es für einen Kölmischen Krug üblich war, sollte bei späterem Rechtsstreit von Nutzen werden. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts übte der Krüger Fahl, und als seine Nachfolger Gregor Grimm und Andreas Werner, die Gerechtsame in der Weise aus, daß sie Brauerei damit verbanden, sich Braupfanne und Maischbottiche anschafften und ein eigenes Malz- und Brauhaus einrichteten. Sie schenkten im Kruge ihr selbstgebrautes Bier trotz gelegentlichen Einspruchs,

1) In Abschrift B fehlt geben und Pfennige.

2) Die drei letzten Worte fehlen in B.

den der Hauptmann zu Liebstadt, Andreas von Wilmsdorff, dem Krüger Grimm gegenüber getan hat[1]. Georg Sommerfeldt, der gegen das Jahr 1604 den Krug durch Einheiraten erwarb, konnte in den ersten Jahren das Brauen ebenfalls ungehindert ausüben, bis der Liebstädter Hauptmann Joachim von Below[2] zuerst auftrat und durch strengeren Befehl Sommerfeldt zwang, Liebstädter Amtsbier, sogenanntes Hakenbier, auszuschenken. Während aber Below sich begnügte ihm bisweilen nur eine Tonne Amtsbier zum Ausschank aufzunötigen, mußte er unter Belows Nachfolger, dem Grafen zu Dohna[3], der dann Amtshauptmann zu Brandenburg geworden ist, die Braupfanne nebst Geräten beseitigen und ausschließlich Amtsbier im Kruge auflegen.

Gegen diesen Zustand der Dinge appellierte Sommerfeldt an die Oberräte zu Königsberg in einem Schreiben, das undatiert vorliegt, aber ebenda 1616 ergangen sein wird:[4]

„Durchlauchtigster, hochgeborner gnedigster Churfürst undt Herr! Ewer churfürstliche Gnaden haben sich gnädigst zu erinnern, welcher Gestalt ich mich unterschiedlich vor diesem beschweret, daß wider Brieffe undt Siegel undt der Culmischen Krüger Freyheit mir das Haussbier zu schencken wolle auffgedrungen werden. Weil dann nun die Landtagsabschiede ausdrücklich vermögen, daß, wenn die Cölmischen Krüger ihre gebawete Gerste verbrawen, sie sonst Bier nehmen mögen, wo es ihnen gefellig, alss will ich unterthenigst hoffen, man mich auch dabey erhalten undt schützen werde. Undt bitte dem-

1) So nach Aussagen von Grimms Sohn, dem Besitzer Lorenz Grimm aus Nektainen bei Döbern, geschehen vor dem Gericht zu Liebstadt am 11. Juni 1618. Staatsarchiv zu Königsberg No. 1104, fol. 305—306. Andreas von Wilmsdorff war Hauptmann zu Liebstadt bereits vor 1566.

2) Below war Amtshauptmann zu Liebstadt und Mohrungen in den Jahren seit circa 1582, starb 1. Oktober 1610. Vgl. G. A. v. Mülverstedt in Oberländische Geschichtsblätter 3, 1900, S. 26. Indessen wird Fabian von Borcke hier vielmehr für die Jahre 1608 bis 1611 als Verwalter der Aemter Liebstadt und Mohrungen bezeichnet.

3) Im Verzeichnis bei v. Mülverstedt a. a. O. fehlt dieser Graf zu Dohna als Hauptmann von Liebstadt. Fabian der Jüngere Graf zu Dohna, geboren 1577, gestorben am 12. August 1631, soll 1615 zum Landesmarschall ernannt sein, vorher bereits das Hauptamt Brandenburg besessen haben. So nach Sigmar Graf zu Dohna, Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna. Bd. I. Berlin 1877. S. 160—163. Im übrigen hat auch Friedrich II. Graf zu Dohna († zu Mohrungen am 10. November 1627, vgl. über ihn Dohna a. a. O. I, S. 157—159) Brandenburg besessen. Ich finde ihn als Amtshauptmann zu Brandenburg zum 11. November 1609 und 13. Februar 1613 erwähnt in Staatsarchiv zu Königsberg. No. 157: Hausbuch des Hauptamts Brandenburg vol. II, fol. 78 und fol. 216.

4) Staatsarchiv zu Königsberg No. 1104, fol. 313.

nach Ewer churfürstliche Gnaden mir hierüber einen gnädigen schrifftlichen Abschied wollen mittheilen lassen, damit ich ferner wider Gebür von dem Ambtmann nicht molestirt werde, Ewer churfürstlichen Durchläuchtigkeit unterthänigster Georg Sommerfeldt, Passarienkrüger im Liebstädtischen."

Mit Recht konnte Sommerfeldt sich auf die zu seinen Gunsten sprechenden Landtagsabschiede berufen, denn ein nachteiliges Reskript von 1606 war durch neue Verfügung der Oberräte, die unterm 16. Februar 1613 für die Aemter Tapiau, Labiau, Brandenburg, Neuhausen, Waldau und die Vogteien Schaaken und Fischhausen — ferner in gleicher Weise unterm 3. Februar 1613 auch für die Zünfte der drei Städte Königsberg — erging, aufgehoben worden[1]). Es hieß in dieser Verfügung u. a., indem die Kölmischen Krüge von den sogenannten Amts- oder Hauskrügen scharf geschieden werden: „Wenn sie [die Kölmischen Krüger] ihr erbawtes uffgebrawen, daß sie alsdann ohne des Ambts oder jemands Zwangk das Bier holen undt nehmen mögen, wo sie wollen . . . . Dagegen aber wollestu den Cölmischen Krügern den Einkauff der Gersten, wann sie ihr erbawtes uffgebrawen, bey willkürlicher Straffe verbieten, und unter keinen andern Schein einigen an sich zu kauffen und erbrawen gestatten".

So konnte auch der Kämmerer, der auf die Supplik Sommerfeldts zu berichten hatte, nur ausführen, daß Sommerfeldt den Weisungen des Hauptmanns entsprochen, ferner zu dem alten Freizins noch ein Zapfengeld von 3 Mark jährlich habe erlegen müssen, und mit diesem allen nur erreicht habe, daß er seiner früheren Freiheit habe müßig gehen müssen. „Wenn auch ein Landschoß angelegt wird, muß er den Krug gleich einem Erbe in der Liebstadt verschossen und hat dennoch keine Freyheit." — In einem späteren Bericht vom 31. Januar 1617[2]) führt der Kämmerer aus, daß der Amtshauptmann um deswillen die den Bierschank betreffende Neuordnung habe eintreten lassen, weil in der Handfeste Sommerfeldts der Krug als ein „Kretzschmer" verschrieben ist, auf das „Brauerwerck" hingegen in der Handfeste nicht gerücksichtigt worden wäre. Ferner sei Sommerfeldt zu einem höheren Zinse (9 Mark statt der alten 4 Mark 8 Skott) angesetzt worden, weil er zwei Bauernhufen im Dorfe Alken mit dem Krug zusammen im Besitz hat, und der erhöhte Zins schon vor der Visitation von 1613 gezahlt worden sei. „Weil aber das Brauwerck zur Liebstadt soll fortgestellet werden, welches auch der besten Nutzung eine mit ist, der beste Krugk zu Reichau auch vom Ambt kommen, stehet solches bey Ihrer churfürstlichen Gnaden oder uff der Herrn Oberräthe gnädigste Verabschiedung, ob dieser Krüger ferner soll Haussbier allein schencken, oder ihm das Brauwerck

1) Abschriftlich: Staatsarchiv zu Königsberg, ebd. fol. 307—309.

2) Staatsarchiv zu Königsberg, ebd. fol. 318.

gegen 1 oder 2 Last Bier jährlichen zu verschencken, wieder nachgegeben werden möchte. Actum Königsberg, den 31. Januarii 1617".

Eine zweite Supplik, die Sommerfeldt im September 1618 an die Oberräte richtete, brachte die Angelegenheit, nachdem inzwischen vor dem Liebstädter Gericht am 11. Juni 1618 eine Vernehmung mehrerer Zeugen stattgefunden hatte, zur Entscheidung[1]). Nach einer ausführlichen Darlegung des Sachverhalts beruft sich Sommerfeldt in jenem Schreiben darauf: „da ich doch meinen geburlichen Zins, sowol den alten als newen erhöheten, gern und willig gegeben, auch ferner, was ich zu thun verpflichtt schuldig, jederzeit zu leisten bereit bin. Wil geschweigen des grossen Schadens, den ich wegen der Polnischen Kriegsleutte Durchzüge bisher erlitten. Gelanget demnach an Ewer churfürstliche Gnaden mein unterthenigst Bitten, weil dieselbe menniglich bey habendem Rechte zu lassen und zu schützen fürstlich und löblich gemeinet ist, daß Ewer churfürstliche Gnaden mir armen Mann auch so gnedigst erscheinen wolle, damit ich nicht wider Recht von den Ambttleutten beschweret, sondern bey meiner Colmischen Kruggerechtigkeit, daß, wenn ich meine erbawete Gerste verbrawen, das Bier sonsten, wo ich will, nehmen möge, möge geschützet und gehandhabet werden".

Dem Bitten Sommerfeldts wurde gewillfahrt. Auf der Rückseite des letzteren Schreibens ist in der Ratsstube vermerkt worden: „Ist mit den Herren Hoffgerichtsräthen communiciret worden. Der Herren Bedencken ist, dass Supplicant des Bierbrawens und Schanks halber bey seiner alten Cölmischen Gerechtigkeit und alten Besitz zu schützen sey, und daß er mit dem Ambtbier nicht zu belegen. Actum den 19. Septembris 1618. Herren Hoffrichter, Herr Falckenhan, Herr Königsegh; aus der Rhatstuben Herr D. Dörffer, Herr D. Schertt, Herr D. Preiß. Ist verabscheidet, den 20. Septembris 1618". — Dieser Entscheid befindet sich in längerer Ausfertigung als Konzept ebenfalls bei den Akten. Es heißt darin zum Schluß: „Alss lassen es Ihro churfürstliche Gnaden auch des Supplicanten halber bey obigen angezogenen Landtagsverabscheidungen gänzlich bewenden, wollen ihne auch bey solcher Cölmischen Gerechtigkeit und alten geruhigen Besitz des Braw-Schanckwercks halben von unseren Haubtleutten und Amtsverwaltern geschützet und gehandhabet, und mit dem Ambt- oder Hausbierschanck von nun an unbeschweret wissen. Urkundlichen mit unserem Secret becrefftiget und geben, Königsberg, den 20. Septembris 1618".

1) Staatsarchiv zu Königsberg, ebd. fol. 303—304.

Universitäts-Chronik 1902.

9. October. Med. I.-D. von **Emil Meirowsky,** Arzt (aus Guttstadt Ostpr.): Aus d. Königl. physiol. Instit. der Universit. Königsberg i. Pr. Neue Untersuchungen üb. die Todtenstarre quergestreifter und glatter Muskeln (Von der medizinischen Facultät gekrönte Preisschrift) Kgsbg. Druck v. Kümmel (31 S. 8⁰).
— — Q. B. F. F. F. S. Inclutae **Universitati Oxoniensi** Eruditionis et Doctrinae domicilio spectatissimo faustis auspiciis toto doctorum orbe plaudente debita pietatis sollemnia curanti in Honorem **Thomae Bodley** viri de litteris egregie meriti qui ante hos trecentos annos sapientissimo consilio felicissimoque eventu **Bibliothecam Bodleianam** musarum sedem locupletissimam ornatissimamque instauravit atque Academiae patriae praeconium sempiternum totique Reipublicae Litteratorum praesidium firmissimum paravit **instaurationis eius Sacra Saecularia tertia** Diebus VIII. et IX. Mensis Octobris anni MDCCCCII religiose celebranti ex animi sententia gratulantur eidemqve Salutem perpetuam sinceris votis exoptant Universitatis Albertinae Regimontanae Rector et Senatus et Professores omnium ordinum. Regim. Pruss. ex offic. Hartungiana (Diplom.)
15. October. Med. I.-D. von **Heinrich Wolffheim,** prakt. Arzt (aus Pr. Stargard): Aus d. patholog.-anatom. Anstalt des Städt. Krankenhauses am Urban zu Berlin. (Prof. Dr. C. Benda) Ueber einen umfangreichen porencephalischen Defekt des Gehirns eines Kindes mit frischer Poliomyelitis anterior. Kgsbg. ebd. (51 S. 8⁰).
18. Oktober. Med. I.-D. von **Hermann Lautsch,** Arzt, z. Z. Assistenzarzt in der chirurgischen Privatklinik des Herrn Prof. Dr. Samter (aus Insterburg, Ostpr.): Aus d. Kgl. pathol.-anatom. Institut zu Königsberg i. Pr. Ueber die Herkunft der Granulosazellen der Graaf'schen Follikel beim Hund und Menschen. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (22 S. m. 1 Taf. 8⁰).
24. October. Phil. I.-D. von **Isaak Wiernikowski** aus Slonim (Russland): Das Buch Hiob nach der Auffassung des Talmud und Midrasch I. Teil. Breslau. Druck v. Fleischmann. (3 Bl. 94 S. 8⁰).
25. October. Phil. I.-D. von **Henricus Preuss** Insterburgensis: De Fabulis apud Bacchylidem. Regim. Typ. Jaeger. (51 S. 8⁰).
27. October. Med. I.-D. von **Erich Lipp,** Arzt (aus Hannover): Ein Beitrag zur akuten Osteomyelitis scapulae. Kgsbg. ebd. (32 S. m. 1 Taf. 8⁰).
31. October. Med. I.-D. von **Walther Schulz,** Arzt (aus Schlochau, Westp.): Aus d. patholog. Institut zu Königsberg, Geh. Medicinalrath Professor Dr. E. Neumann. Ueber Ovarienverpflanzung. Berlin. Verlag v. S. Karger. (27 S. gr. 8⁰).
8. November. Med. I.-D. von **Gustav Schablowski,** Arzt (aus Goldap): Aus d. Kgl. patholog. Institut zu Königsberg i. Pr. Die Veränderungen des Knorpels bei tuberkulöser Gelenkentzündung und ein Fall von Gonitis sylphitica. Kgsbg. Druck v. Leupold. (40 S. m. 1 Taf. 8⁰).
13. November. Phil. I.-D. von **Bruno Schumacher** (aus Strassburg i. E.): Niederländische Ansiedelungen im Herzogtum Preussen zur Zeit Herzog Albrechts (1525—1568). Einleitung und Teil I, 1. Kgsbg. Hartung. Buchdr. (2 Bl. 46 S. 8⁰).
18. November. Phil. I.-D. von **Mowscha Scheinberg** aus Kowno: Ueber die Einwirkung von Chlor und Brom auf Benzoësäure. Kgsbg. Druck von Jaeger. (39 S. 8⁰).
— — Med. I.-D. von **Richard Kutz,** Arzt (aus Grünweitschen Kr. Gumbinnen): Beitrag zur Kasuistik der Enchondrome am Halse, Beschreibung eines seltenen Falles von Kongenitalem Enchondrom neben dem Processus spinosus des 6. Halswirbels. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (31 S. m. 1 Tab. 8⁰).



22. November. Phil. I.-D. von **Ricardus Berndt** Allensteinensis: De Charete, Chaeride, Alexione Grammaticis eorumque Reliquiis. pars prior: Charetis Chaeridis Fragmenta, quae supersunt. Regiom. Bor. ex offic. Hartungiana. (2 Bl. 72 S. 8⁰).
12. Dezember. Phil. I.-D. von **Wilhelm Bagger** aus Laaland, Dänemark: Die Bedeutung gewisser physikalischer Eigenschaften des Bodens und bodenbildender Mineralien für die Pflanzenkultur. Kgsbg. Druck v. Jaeger. (90 S. m. 1 Taf. 8⁰).
13. Dezember. Med. I.-D. von **Werner Konopka**, Arzt (aus Libau i. Kurland): Experimentelle Beiträge zur Dampfdesinfektion. Kgsbg. Druck v. Kümmel. (47 S. 8⁰).
— Med. I.-D. von **Leo Mohr**, Kgl. Assistenzarzt im Feldartillerie-Regiment 72, Hochmeister (aus Danzig): Aus d. Königl. Universitäts-Frauenklinik zu Kgsbg. i. Pr. Ueber die Aetiologie der Blasenscheidenfistel. Kgsbg. Druck v. Jaeger (80 S. 8⁰).

Nr. 147. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studierenden . . . für das Winter-Semester 1902/03. Kgsb. Hartungsche Buchdr. (47 S. 8⁰.) 123 (13 theol, 9 jur., 38 med., 63 phil.) Docenten u. 6 sonstige akad. Lehrer. 976 (86 theol., 354 jur., 203 med., 333 phil.) immatric. Studenten, außerdem zum Besuch von Vorlesungen berechtigt 82 Hörer, 51 Hörerinnen, zusammen 1109 Berechtigte.

Kantstudien.

Philosophische Zeitschrift.

Herausgegeben von

Dr. **Hans Vaihinger**, Professor in Halle a. S. und Dr. **Max Scheler**, Privatdocent in Jena.

Band VII. Heft 1. Berlin. Verlag von Reuther & Reichard. 1902. (S. 1—170 gr 8⁰ mit 1 Portr.)

Kant's Philosophie der Geschichte. I. Von Fritz Medicus. 1—22.
Die neukantische Bewegung im Socialismus. Von Karl Vorländer. 23—84
Eine idealistische Theorie der Gesichtsvorstellung. Von Theobald Ziegler in Straßburg i. E. 85—93.
Erläuterung der Begriffe von möglich und unmöglich, wahrscheinlich, unwahrscheinlich und gewiß, von Glück und Unglück. Ein wiederaufgefundenes „Loses Blatt" von Kant. Mitgetheilt von H. Vaihinger. 94—98.
Aus zwei Festschriften. Beiträge zum Verständnis der Analytik und der Dialektik in der Kr. d. r. V. Mit einer Nachschrift über „Kantsophistik". Von H. Vaihinger. 99—119.

Die Warda'schen Kantpublikationen. 120—125.
Recensionen. 126—152. Selbstanzeigen. 152—158. Bibliographische Notizen. 158—161. Mittheilungen. 161—168. Varia. 169—170.

Heft 2 und 3. (S. 171—384.)

Kant's Philosophie der Geschichte II. Von Fritz Medicus. 171—229.
Hat Kant Hume widerlegt? Eine erkenntnistheoretische Untersuchung. Von Dr. phil. J. Mirkin in Libau. 230—299.
Le mouvement catholique kantien en France à l'heure présente. Par Albert Leclère, Docteur-ès-lettres. 300—363.
Kant's Berufung nach Erlangen. Von Richard Falckenberg. 364—365.
Selbstanzeigen. 366—382. Mittheilungen. 382—384.

Heft 4. (S. I—VI, 385—512.)

Kant und der Neukantianismus in England. Von N. H. Marshall. 385—408.
Kantian Literature in America since 1898. By J. E. Creighton. 409—419.
Warum stellen wir uns die Zeit als eine gerade Linie vor? Von Dr. Branislav Petronievics. 420—431.
Houston Stewart Chamberlain — ein Jünger Kants. Von H. Vaihinger. 432—439.
Ein französischer Romancier über Kant. Von Georg Brodnitz. 440—443.
Recensionen. 444—467. Selbstanzeigen. 467—474. Mittheilungen. 474—476. Neue Kantliteratur (1901 und 1902). 476—500. Sonstiges neu Eingegangenes. 500—505. Nochmals das Collin'sche Kantrelief. 505. Sach-Register. 506—508. Personen-Register. 508—509. Besprochene Kantische Schriften (chronologisch). 510. Verfasser besprochener Novitäten. 511. Verzeichnis der Mitarbeiter. 512.

Autoren-Register.

Conrad, Georg, Amtsrichter in Mühlhausen (Kr. Pr. Holland). Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562. 140—142. Ein Bericht über das im Kloster zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergeräth aus dem Jahre 1525. 142—143. Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preußen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlaß des Todes Georgs von Kunheim des älteren vom Jahre 1543. 143—145. Urkunden und Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725). 504—513. Rec. 503.

Ehrenberg, Dr. Hermann, Universitätsprofessor in Münster. Rec. 132—135.

Goldschmidt, Dr. Ludwig, mathemat. Revisor in Gotha. Kant-Orthodoxie und kritische Freidenker. 1—77. Zum Ende der Kantphilologie. 262—306.

Goldstein, Dr. Ludwig, Redakteur in Königsberg. Wie man Krankheiten „bespricht". 145—146.

Halling, Karl, Direktor in Memel. Ein Brief Argelanders. 125—131. Erklärung 516.

Jacobi, Max, cand. astron. in München. Nicolaus von Cusa und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus. 153—167. Otto v. Guericke als Astronom und Meteorologe. Eine Studie für Geschichte der coppernikanischen Weltanschauung. 597—606.

Karge, Dr. Paul, Archivar in Königsberg i. Pr. Herzog Albrecht von Preußen und der Deutsche Orden. 371—485.

Koch, Franz, Rector in Eydtkuhnen. Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf von Cöteritz und Christoph von Creutz während der Osiandrischen Wirren in den Jahren 1551 u. 1552. 517—596.

Kühn, Dr. Erich, in Berlin. Der Staatswirthschaftslehrer Christian Jacob Kraus und seine Beziehungen zu Adam Smith. 325—370.

Kuhnert, Dr. Ernst, Bibliothekar in Königsberg. Zum Krambambulilied. 146—147.

Perlbach, Dr. Max, Oberbibliothekar, Professor in Halle. Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. 78—124. Verzeichniß der Schriften Ernst Strehlke's. 307—314.

Reicke, Dr. Emil, Bibliothekar und Archivar in Nürnberg. Rec. 658—660.

Reicke, Dr. Rudolf, Oberbibliothekar a. D. in Königsberg Pr. Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. 190—261. 486—502. Eine Bücherauction in der Königsberger Schloßbibliothek. 320—321.

Schöndörffer, Dr. Otto, Gymnasial-Oberlehrer in Königsberg Pr. Kants Briefwechsel Bd. III 1795—1803. Nachträge und Anhang. 607—655.

Sembritzki, Johannes, Apotheker in Memel. Zur Berichtigung von Halling's Artikel. 323—324. Erklärungen 516. Historischer Jahresbericht aus Memel für 1901 und 1902. 660—668. Rec. 135—136. 319. 656—658.

Sommerfeldt, Dr. Gustav, Gymnasiallehrer in Königsberg Pr. Aus dem Franzosenjahre 1807. II. Die Schlußkatastrophe bei Königsberg vom Juni 1807. 168—189. Die Handfeste des Passargekruges bei Liebstadt vom Jahre 1394. 669—673.

Tetzner, Dr. Franz, in Leipzig. Zu Christian Donalitus. 138—139.

Warda, Arthur, Amtsrichter in Schippenbeil. Rec. 315—318.

Sach-Register.

Albrecht — Herzog A—s Briefwechsel 517—596. Herzog A. von Preußen und der Deutsche Orden. 371—485. Ein Schreiben Herzogs A. von Preußen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlaß des Todes Georgs von Kunheim des älteren vom Jahre 1543. 143—145.
Argelander — Ein Brief A—s. 125—131.
Baumgart — Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans B. vom 5. Juni 1562. 140—142.
Bericht über das im Kloster zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergeräth aus dem Jahre 1525. 142—143.
Berichtigung — Zur B. von Halling's Artikel. 323—324.
Borowski — Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst B. 190—261. 486—502.
Braunsberg — Lyceum Hosianum in B. 515.
Brief — Ein B. Argelanders. 125—131.
Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. 190—261. 486—502.
Briefwechsel Kants 1795—1803. 607—655.
Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf v. Cöteritz und Christoph v. Creutz während der Osiandrischen Wirren in d. Jahren 1551 u. 1552. 517—596.
Bücherauction — Eine B. in der Königsberger Schloßbibliothek. 320—321.
Cöteritz, Wolf v., s. Briefwechsel. 517—596.
Coppernicus — Nicolaus von Cusa und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus C. 153—167.
Coppernikanisch — s. Guericke. 597—606.
Creutz, Christoph v., s. Briefwechsel. 517—596.
Cusa — Nicolaus von C. und Leonardo da Vinci, zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus. 153—167.
Deutschorden — Herzog Albrecht von Preußen und der D. 371—485. Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im D—slande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. 78—124.
Dohna — Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preußen an den Burggrafen Peter zu D. aus Anlaß des Todes Georgs von Kunheim des älteren vom Jahre 1543. 143—145. Urkunden und Regesten aus den D—schen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725). 504—513.
Donalitius — Zu Christian D. 138—139.
Dypenow — Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande Preußen. Dietrich von D. und Dietrich Stange. 78—124.
Erklärungen. 516.
Franzosenjahr — Aus dem F—e 1807. II. Die Schlußkatastrophe bei Königsberg vom Juni 1807. 168—189.
Gisevius — Briefe von Timotheus G. an Ludwig Ernst Borowski. 190—261. 486—502.
Guericke, Otto v., als Astronom u. Meteorologe. Eine Studie für die Geschichte der Coppernikanischen Weltanschauung. 597—606.



Handfeste des Passargekruges bei Liebstadt vom Jahre 1394. 669—673.
Jahresbericht — historischer aus Memel für 1901 u. 1902. 660—668.
Kant's Briefwechsel Bd. III 1795—1803. 607—655. K.-Orthodoxie und kritische Freidenker. 1—77. Zum Ende der K philologie. 262—306. K—studien. Band VI. Heft 1—4. 150—151. Band VII. Heft 1—4. 675—676.
Kloster — Ein Bericht über das im K. zu Rastenburg vorhandene Geld und Silbergeräth aus dem Jahre 1525. 142—143.
Königsberg — Aus dem Franzosenjahre 1807. II. Die Schlußkatastrophe bei K. vom Juni 1807. 168—189. Universitäts-Chronik 1901 und 1902. 147—149. 321—322. 514—515. 674—675. Urkunden u. Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige K—er Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725) 504—513. Eine Bücherauktion in der K—er Schloßbibliothek. 320—321.
Krambambulilied — Zum K. 146—147.
Krankheiten — Wie man K. „bespricht". 145—146.
Kraus — Der Staatswirthschaftslehrer Christian Jacob K. und seine Beziehungen zu Adam Smith. 325—370.
Kunheim — Ein Schreiben Herzogs Albrecht von Preußen an den Burggrafen Peter zu Dohna aus Anlaß des Todes Georgs von K. des älteren von Jahre 1543. 143—145.
Lenken — Verschreibung über einen Krug in L. (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562. 140—142.
Liebstadt — Handfeste des Passargekruges bei L. von 1394. 669—673.
Lyceum Hosianum in Braunsberg. 515.
Memel — Historischer Jahresbericht aus M. für 1901 u. 1902. 660—668.
Mörlin — s. Briefwechsel. 517—596.
Orden — Herzog Albrecht von Preußen und der Deutsche O. 371—485. Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutsch-O—slande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. 78—124.
Osiandrisch — s. Briefwechsel Mörlins. 517—596.
Passargekrug — Die Handfeste des P—es bei Liebstadt von 1394. 669—673.
Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung. 152.
Preussen — Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande P. Dietrich von Dypenow und Dietrich Stange. 78—124.
Rastenburg — Ein Bericht über das im Kloster zu R. vorhandene Geld und Silbergeräth aus dem Jahre 1525. 142—143.
Recensionen — Alt-Danzig. Charakteristische Giebelbauten und Portale in Danzig aus der Zeit vom 14. bis 18. Jahrhundert. 60 Blatt Lichtdrucke nebst einem Vorwort. Herausgegeben vom Westpreussischen Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig. Nach Aufnahmen von R. Th. Kuhn. Danzig 1901. 132—135. Th. A. Fischer, The Scots in Germany: being a contribution towards the history of the Scot abroad. Edinburg 1902. 135—136. Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der (auf dem Umschlag: seiner) Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. Halle a. S. 1902. 315—318. Sahm, Wilh., Geschichte der Stadt Creuzburg-Ostpr. Kgsbg. 1901. 656—658. Sembritzki, Johannes: Memel im neunzehnten Jahrhundert. Festschrift zum 650jährigen Jubiläum der Stadt Memel. 1. August 1902. Mit einem lithographirten Plane. Memel 1902. 503. Weber, Georg, Lehr- u. Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. . . . neu bearbeitet von Alfr. Baldamus. II. Bd. Leipzig 1902. 658—660. Samland, Pregel- und Frischingthal. Eine Landes- und Volkskunde von Prof. Dr. Albert Zweck. Mit 32 Abbildungen und 3 Plänen. Stuttgart 1902. Karte von Ostpreußen. Unter Mitwirkung von Dr. F. Zühlke, Dr. A. Bludau und Prof. Dr. A. Zweck, gezeichnet und gestochen von G. Sicker. Stuttgart 1902. 119.

Regesten — Urkunden u. R. aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725). 504—513.
Schlossbibliothek — Eine Bücherauktion in der Königsberger Sch. 320—321.
Smith — Der Staatswirthschaftslehrer Christian Jakob Kraus und seine Beziehungen zu Adam S. 325—370.
Stange — Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordenslande Preußen. Dietrich von Dypenow und Dietrich St. 78—124.
Strehlke — Verzeichniß der Schriften Ernst S—s. 307—314.
Universitäts-Chronik 1902. 147—149. 321—322. 514—515. 674—675.
Urkunden und Regesten aus den Dohnaschen Archiven über einige Königsberger Grundstücke und deren Gerechtigkeiten (1553—1725.) 504—513.
Verschreibung über einen Krug in Lenken (Kr. Ragnit) für Hans Baumgart vom 5. Juni 1562. 140—142.
Vinci — Nicolaus von Cusa und Leonardo da V., zwei Vorläufer des Nicolaus Coppernicus. 153—167.

Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Heft 1 u. 2 des neuen Jahrgangs erscheinen als Doppelheft Ende März.

Der Herausgeber.



